Marengo
Leipzig
Waterloo

Sebastopol
Bull-Run
Königsgrätz

Von 1789 bis 1866

Illustrirte

Geschichte der Neuzeit

von der französischen Revolution
bis auf unsere Tage

von

Theodor Griesinger.

Mit vielen Holzschnitten nach Zeichnungen
von
E. Sues.

Leipzig 1867 Stuttgart

VERLAG von A. KRŒNER

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Buch. Vom Ausbruche der französischen Revolution bis zur Absetzung König Ludwigs XVI.

		Seite
1. Kapitel.	Die Ursachen der französischen Revolution	3
2. „	Die ersten Regungen der Revolution	6
3. „	Von der Eröffnung der Reichsstände bis zur Erstürmung der Bastille	16
4. „	Von der Erstürmung der Bastille bis zum Föderationsfeste	29
5. „	Vom Föderationsfeste bis zur Vollendung der ersten Verfassung	34
6. „	Die Stellung der europäischen Mächte zur französischen Revolution	41
7. „	Die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Einsperrung Ludwigs XVI.	46

II. Buch. Die ersten Revolutionskriege bis zum Frieden von Campo Formio.

1. Kapitel.	Der Nationalkonvent	69
2. „	Die Preußen in der Champagne und der Krieg am Rhein und in Belgien	74
3. „	Die Hinrichtung König Ludwigs XVI.	78
4. „	Dumouriez Verrath und der Sturz der Girondisten	83
5. „	Der Feldzug von 1793 und der Bürgerkrieg im Innern	89
6. „	Die Herrschaft des Schreckens und des Mords	94
7. „	Der Feldzug von 1794	98
8. „	Der Sturz der Jakobiner und das Ende des Nationalkonvents	102
9. „	Die Herrschaft des Direktoriums von seiner Einsetzung am 28. Oktober 1795 bis zum 18. Fruktidor (4. September) 1797	109
10. „	Der Krieg mit Deutschland und Italien von 1795 bis zum Frieden von Campo Formio, 17. Oktober 1797	114

III. Buch. Vom Frieden von Campo Formio bis zur Aufrichtung des französischen Kaiserthums.

1. Kapitel.	Die Expedition nach Egypten	125
2. „	Die zweite Coalition und der 18. Brumaire (9. November) 1799	133
3. „	Vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens	142
4. „	Vom Frieden von Amiens bis zur Aufrichtung des französischen Kaiserthums	153

IV. Buch. Die Jahre 1804—1812 oder Napoleon Bonaparte auf der höchsten Stufe der Macht.

		Seite
1. Kapitel.	Von der Errichtung des französischen Kaiserthums bis zum Frieden von Preßburg oder die dritte Coalition gegen Frankreich	167
2. „	Die große preußische Katastrophe und der Friede von Tilsit	175
3. „	Die Lage Europas nach dem Frieden von Tilsit bis zum Congreß von Erfurt	185
4. „	Der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel	191
5. „	Der Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1809	199
6. „	Vom Frieden von Schönbrunn bis zur Kriegserklärung gegen Rußland	213

V. Buch. Vom Ausbruch des russischen Kriegs bis zum Umsturz des französischen Kaiserthums.

1. Kapitel.	Der Krieg vom Jahr 1812	223
2. „	Die Freiheitskriege vom Jahr 1813	233
3. „	Der Einmarsch in Frankreich und der erste Frieden von Paris	246
4. „	Die hundert Tage und das Ende des französischen Kaiserthums	256
5. „	Der Wiener Congreß	267

VI. Buch. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur großen Revolution von anno 1848.

1. Kapitel.	Das Auftreten der heiligen Allianz, oder die Reaktion in ganz Europa, besonders in Deutschland und Frankreich von 1815—1820	275
2. „	Die Revolution in Spanien, Portugal und Italien, und ihre gewaltsame Unterdrückung	287
3. „	Der Aufstand der Griechen und die Kriege zwischen Rußland und der Türkei	297
4. „	Die Julirevolution in Frankreich vom Jahr 1830	307
5. „	Die Revolutionsrundreise durch Europa und die große Rückwärtsbewegung	316
6. „	Die große Europäische Revolution von 1848 und ihre Unterdrückung	329

VII. Buch. Von der Wiederherstellung des französischen Kaiserthums bis zum Frieden von Nikolsburg.

1. Kapitel.	Wie Louis Napoleon Kaiser von Frankreich wurde	353
2. „	Die Coalition Frankreichs, Englands und der Türkei gegen Rußland (1853—1856)	363
3. „	Der Krieg in Italien im Jahr 1859 und seine unmittelbaren Folgen	376
4. „	Die Neubildung Deutschlands im Jahr 1866	392

Erstes Buch.

Vom Ausbruch der französischen Revolution

bis zur Absetzung

König Ludwigs XVI.

Digitized by the Internet Archive
in 2024

https://archive.org/details/unknown0000vari_x5o8

Erstes Kapitel.

Die Ursachen der französischen Revolution.

Die französische Revolution war nicht blos ein Umsturz des Königsthums, wie es vor 1789 in Frankreich bestanden, sondern eine vollständige Umwandlung aller bisherigen Verhältnisse, sie mochten nun einen Namen haben, welchen sie wollten. An die Stelle des Despotismus und der Willkür setzte sie das Gesetz, an die Stelle des Vorrechts die Gleichheit, an die Stelle der Bevormundung und des Beißkorbs die Freiheit und Selbstthätigkeit. Sie erlöste die Provinzen von den Schlagbäumen der Zollschranken, den Gewerbefleiß von den Fesseln der Zünfte, den Bauer von dem Druck der Feudallasten, den Boden von dem Unwesen des Zehntens, das Gewissen von der Last des Denkverbots und ruhte nicht, als bis ein ganz neues Frankreich erstanden war, in welchem fortan für Alle nur Ein Recht galt. Ja noch mehr, sie ruhte nicht, als bis auch die andern Reiche Europas, von demselben Geiste angesteckt, dieselbe Umwandlung durchmachten und in längerer oder kürzerer Zeit die letzten Reste der mittelalterlichen Sklaverei ausmerzten.

Wie kamen nun aber die Franzosen dazu, auf einmal anno 1789 mit ihren altgewohnten Zuständen zu brechen und die Revolution in's Dasein zu rufen? Einerseits sagt man, hieran sei nichts Schuld gewesen, als die furchtbar zerrütteten Finanzzustände des Reichs, welche Ludwig XVI. beim Antritt seiner Regierung getroffen habe, und andererseits wird behauptet, die leidige sogenannte Aufklärung, welche durch schlimme Männer wie Voltaire, Rousseau und Andere verbreitet worden sei, habe es allein zu verantworten, daß der Geist der Empörung die bisher so getreuen Unterthanen erfaßte. Allein derlei Behauptungen beruhen auf einer sehr kleinlichen Auffassung der Geschichte, denn eine augenblickliche Geldnoth kann unmöglich eine totale Umwälzung alles Bestehenden bewirken und noch viel weniger sind dieß ein paar aufreizende Schriften zu thun im Stande. Die Ursache der französischen Revolution ist vielmehr nicht blos in einer einzigen Quelle zu suchen, sondern es sind ihrer viele und manche derselben reichen bis in vergangene Jahrhunderte hinauf. Einige wenige

Andeutungen übrigens werden genügen, dem Leser die nöthige Aufklärung hierüber zu verschaffen.

Aus einem Feudalstaate, d. h. aus einem Staate, in welchem der ganze Grund und Boden in sei's größeren sei's kleineren Portionen unter dem Titel von Lehen theils an die höheren Kirchendiener, theils an die Herren von Adel vertheilt war, wofür dann diese Lehensleute dem Könige gewisse der Größe ihres Besitzes entsprechende Dienste zu leisten hatten, war Frankreich nach und nach durch die Bemühungen seiner Regenten, welche die Lehen einzogen, in eine absolute Monarchie verwandelt worden, und ihren höchsten Glanz erreichte diese absolute Monarchie unter Ludwig XIV. Er war Alleinregent in des Worts umfassendster Bedeutung, und so lange er lebte, galt nur sein Wille, gleichviel ob er Ungerechtes oder Gerechtes, Böses oder Gutes wollte. Ueber die Personen verfügte er durch die „Lettres de cachet" (geheime Verhaftsbefehle), über das Eigenthum durch Confiscationen, über die Einkünfte durch Auflagen. Früher hatte es Reichsstände oder Generalstaaten (Etats-généraux) gegeben, welche der Uebermacht des Königs einen Damm entgegenzusetzen vermochten; aber schon unter Ludwig XIII. waren sie durch den Kardinal Richelieu gänzlich beseitigt worden, und Frankreich besaß nun außer dem „Parlamente" kein Institut mehr, welches berechtigt gewesen wäre, der despotischen Willkür des Monarchen entgegenzutreten. Unter dem Parlamente von Paris darf man übrigens nicht das verstehen, was das englische Parlament ist, sondern es war dieß seinem Ursprung nach ein aus Mitgliedern der Reichsstände gebildeter Ausschuß, welcher die Prozesse der Großen verhandelte. Nach und nach bildete sich dieser Ausschuß zum obersten Gerichtshof für Frankreich aus, zu einer Art von Königlichem Obertribunal, und es wurde Brauch, daß demselben alle Königlichen Ordonnanzen und Edicte vorgelegt wurden, um sie in sein Protokoll einzutragen. Erst wenn dieß geschehen — man nannte es „Enregistrement", Einregistrirung, — wurden die Königlichen Verordnungen als „rechtsgültig" angesehen und somit traten auch diejenigen Edicte, welche die Abgaben betrafen, erst in Wirksamkeit, wenn sie das Parlament einregistrirt hatte. Dieses Parlament also war unter Ludwig XIV. das einzige Institut, welches, wenn es wollte, seiner Allmacht entgegentreten konnte; allein Ludwig XIV. wurde bald mit ihm fertig, indem er, sobald sich dasselbe renitent zeigte, mit allen seinen Großwürdenträgern und obersten Hofbeamten im Parlamentssaale erschien und nun peremtorisch befahl (man hieß dieß ein Lit de justice, eine Königliche Gerichtssitzung), das verlangte Edict einzuregistriren. Fast regelmäßig ließen sich dann die Parlamentsräthe einschüchtern und gehorchten; weigerten sie sich aber auch jetzt noch, so schickte der König die Rädelsführer in die Verbannung und machte dadurch den Rest so geschmeidig wie Wachs. Auf diese Art ward unter Ludwig XIV. auch noch der letzte Rest von constitutioneller Freiheit in Frankreich vernichtet und es herrschte fortan dort nur noch Ein Wille, der des Monarchen.

Doch das Allerschlimmste war dieß noch nicht einmal, sondern als noch weit unerträglicher erschien die Ungleichheit, mit welcher der Königliche Absolutismus die Unterthanen behandelte und durch die Macht der Umstände zu behandeln so zu sagen gezwungen war. Wenn nämlich auch

durch die Könige die Macht des Feudaladels ihnen gegenüber gebrochen worden war, so bestand der Adel dennoch fort und zwar mit allen seinen Privilegien und Vorrechten, so bald sie nicht gegen die absolute Königsgewalt verstießen. In eben diesem Sinne hatte auch die Geistlichkeit ihre volle Geltung behalten und es gab also in Frankreich zu Ludwigs XIV. Zeiten drei Stände, in welche sich die gesammte Einwohnerschaft theilte, nehmlich in die Geistlichkeit, den Adel und den sogenannten »Tiers-état« oder dritten Stand. Die Geistlichkeit zerfiel in zwei Klassen, in die vornehmere, welcher der König die Bischofssitze, die Abteien und die Commenden verlieh, und in die geringere, welche für die seelenhirtliche Arbeit bestimmt war. Letztere blieb stets arm und recrutirte sich daher aus dem Bürgerstande; erstere dagegen besaß etwa den sechsten Theil des gesammten Grund und Bodens von Frankreich mit einem Einkommen von mehr als 130 Millionen Livres und man konnte diese Klasse daher mit Fug und Recht eine Versorgungsanstalt für den ärmeren Adel nennen, da der König fast nur Adeliche zu Bischöfen, Aebten u. s. w. ernannte. Auch beim Adel gabs zwei Klassen, den alten Geburtsadel und den Brief- oder Beamtenadel, die sogenannte „Noblesse de Robe.“ Zu dem letzteren gehörten die Minister, die Staatsräthe, die Parlamentsräthe, die Mitglieder des Rechnungshofs und des Steuergerichts, die Vorsteher der Oberämter (Baillages), die Deputirten, Königlichen Secretäre, und was dergleichen mehr ist, mit im Ganzen etwa 4000 Stellen, welche sich auf die Kinder forterbten. Die Altadeligen, deren Grundbesitz etwa die Hälfte des ganzen französischen Bodens in sich begriff, bekleideten entweder Hofämter, oder wurden sie Offiziere, oder erwarben sie Sinecuren, oder endlich lebten sie auf ihren Gütern, auf denen sie die gewöhnlichen grundherrlichen Rechte der Gerichtsbarkeit, Polizei, Jagd u. s. w. ausübten. Das Gesammteinkommen des Adels aber betrug etwa 400 Millionen Livres, d. h. der Adel besaß den größten Theil des Nationaleinkommens, während die Zahl seiner Mitglieder nur etwa den dreißigsten Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmachte. Zum dritten Stand rechnete man Alles, was nicht zum Adel oder zur Geistlichkeit gehörte, also den Bauer auf dem Lande so gut wie den Bürger in der Stadt, den Gelehrten so gut als den Krämer, den Banquier und Grossisten so gut als den Taglöhner und Handarbeiter, und man konnte auch nicht anders rechnen, denn alle diese neunundzwanzig Dreißigstel der Gesammtbevölkerung Frankreichs waren sich darin gleich, daß sie gar kein politisches Recht besassen. Nicht ein einziges Staatsamt stand für sie offen, nicht einmal eine Lieutenantsstelle — noch unter Ludwig XVI. erschien eine Königliche Verordnung, nach welcher Niemand zum Unterlieutenant vorgeschlagen werden durfte, der nicht eine adelige Herkunft von wenigstens vier Ahnen aufzuweisen hatte, — und man gestattete ihnen also nicht den geringsten Antheil an der Staatsverwaltung. Umgekehrt aber lag auf ihnen der ganze Druck der Leistungen, die ganze Last der Steuern und der sonstigen Abgaben, denn der Adel und die Geistlichkeit waren, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, vollkommen steuerfrei. Ja noch mehr: der Bürger und Bauer besaß nur den dritten Theil des gesammten Grund und Bodens, weil die andern zwei Drittheile dem Adel und der Geistlichkeit gehörten, aber dennoch mußte er außer dem Zehnten, welchen die Geistlichkeit,

und außer den Feudalgefällen, welche der Adel bezog, auch noch beinahe die gesammte Staatsgrundsteuer zahlen. Ueberdem lagen auf ihm die Wegebaufrohnen, d. i. die Erbauung und Erhaltung der Straßen, und nicht minder schwer drückte ihn die Einquartierung der Truppen, denen er Wohnung, Feuer, Licht, Salz und Wäsche liefern mußte. Endlich war er allein zum Kriegsdienst verpflichtet und zwar hob die Regierung für gewöhnlich alle Jahre 60,000 Mann aus, wobei die schmählichsten Erpressungen und Bedrückungen vorkamen. Wie konnte es aber nun bei so bewandten Umständen anders sein, als daß der dritte Stand, so wie er anfing über sich und seine traurige Lage nachzudenken — und mit der aufwachenden Literatur unter Ludwig XIV. fehlte es natürlich nicht an Schriftstellern, welche den Gebildeten zum Denken brachten, — gegen den Hof, die Beamten und die privilegirten Stände mit der höchsten Erbitterung erfüllt werden mußte?

Darin also, d. i. in der gränzenlosen Bedrückung des dritten Standes und in seiner noch gränzenloseren Rechtslosigkeit lag die Grundursache der französischen Revolution und alles Andere, was später noch dazukam, war gleichsam nur eine Beihülfe. Dahin rechne ich die Aufhebung des Edicts von Nantes, durch welche nicht blos die Religions- sondern auch die Gewissensfreiheit von Millionen vernichtet wurde; dann die Mätressenwirthschaft Ludwigs XIV. und dessen unsinnige Geldverschleuderungen in Kriegen und Bauten; weiter das schändliche Skandalleben, welches Ludwigs XIV. Nachfolger, der Regent Philipp Herzog von Orleans, führte, und durch welches Thron und Regierung nach und nach so verächtlich gemacht wurden, daß auch bei den untersten Klassen des Volks alle Ehrfurcht vor denselben schwinden mußte; endlich die noch bodenlosere Liederlichkeit Ludwigs XV., die sich im Hirschpark verrufenen Angedenkens und in seinen dominirenden Maitressen, der Pompadour, der Chateauroux und der Dubarry manifestirte, eine Liederlichkeit, mit der zugleich eine solch' wahnsinnige, allem Recht und aller Ehre hohnsprechende Geldverschleuderung verbunden war, daß der Staat dadurch mit Riesenschritten dem vollkommenen Verfall entgegengeführt wurde. All dieß zusammen hatte die Wirkung, daß die vielgedrückten Unterthanen anfingen, sich ihres Elends bewußt zu werden; bei diesem bloßen Bewußtsein aber blieben sie nicht stehen, sondern von Eckel, Zorn und Verachtung erfüllt, fiengen sie auch an zu urtheilen und so bildete sich nach und nach das aus, was man die Macht der öffentlichen Meinung heißt, eine Macht, gegen welche bekanntlich keine andere in der Welt aufzukommen im Stande ist.

Zweites Kapitel.

Die ersten Regungen der Revolution.

Am 10. Mai 1774 starb Ludwig XV., nachdem er durch seine Ausschweifungen bis zum Blödsinn stumpf geworden war. Unter ihm hatte

Tyrannei, Willkür, Erpressung, Verschwendung, Schamlosigkeit und Demoralisation den höchsten Grad erreicht und das Volk verachtete und haßte ihn daher so sehr, daß er es am Ende seines Lebens gar nicht mehr wagte, sich öffentlich sehen zu lassen. Die Nachricht von seinem Tode wurde daher allgemein mit jenem Gefühle aufgenommen, das die Erlösung von einem drückenden Alpe erzeugt, und man feierte in Paris sein Begräbniß mit jubelnden Gassenhauern und Pasquillen. Nicht so fröhlich zu Muth war es wohl seinem noch nicht zwanzigjährigen Enkel und Nachfolger Ludwig XVI. (er war am 23. August 1754 geboren), denn das Erbe, das er antrat, war außer jener schlimmen Volksstimmung, von der ich so eben sprach, eine Schuldenmasse von 4000 Millionen, ein jährliches Deficit von 80 Millionen und ein Finanzminister — der Abbé Terrai — der ein Einkommen von 120,000 Livres bezog und sich selbst rühmte, der ärgste Räuber, Dieb und Blutsauger in ganz Frankreich zu sein.

Ludwig XVI. war reich an gutem Willen, aber ungeheuer schwach von Charakter. Ganz im Gegensatz gegen seinen Großvater und Vorfahren befleißigte er sich der reinsten Sitten und seine unendliche Güte haßte alle Willkür, Despotie und Tyrannei. Auch sah er trotz seiner ziemlich beschränkten geistigen Fähigkeiten ein, daß durch die schrecklichen Mißregierungen eines Ludwig XIV., eines Orleans und eines Ludwig XV. das öffentliche Wesen zerrüttet und das Volk in Elend versenkt sei, und er nahm sich daher fest vor, den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen. Allein wer reformiren will, muß Kraft haben, und doppelte Kraft und Energie sind nöthig, wenn das Reformiren in althergebrachte Vorrechte eingreift. Kraft aber und Energie — diese beiden Eigenschaften kannte Ludwig XVI. nicht und so hatte Frankreich weder von seinem guten Willen noch von seinem tugendsamen, der Religion und Kirche ergebenen Leben irgend einen Nutzen.

Schon der erste Schritt, den er als Regent that, bewies, daß er nur fähig sei, halbe aber keine durchgreifenden Maßregeln zu ergreifen. Er ernannte nämlich unter gleichzeitiger Entlassung der sämmtlichen früheren Minister auf Anrathen seiner Tante den bereits dreiundsiebzig Jahre alten Grafen von Maurepas zu seinem ersten Rathgeber, in der Hoffnung, daß die Erfahrung dieses Greisen ihm und dem Staate vom besten Nutzen sein werde. Auch besaß Maurepas eine gewisse Popularität, weil ihn Ludwig XV. wegen seiner Widersetzlichkeit gegen den Einfluß der Pompadour vor Jahren in Ungnade von seinem Amte entfernt hatte. Allein der alte Herr war, wenn auch nicht schlimm im Herzen, doch nichts weiter als ein verbrauchter Hofmann, einzig und allein darauf bedacht, sich die Gnade seines Monarchen und des Hofs zu erhalten, und geistig ohne irgend welche größere Befähigung. Dennoch erweckte das neue Ministerium große Hoffnungen, da Maurepas wenigstens die Klugheit hatte, einen Malesherbes an die Spitze des Ministeriums des Innern und einen Turgot an die Spitze der Finanzen zu stellen. Diese beiden Männer, deren erster durch seinen reinen Charakter und seine philosophische Weisheit, der zweite aber durch seinen vielumfassenden Geist und seine energische Beharrlichkeit glänzte, verbanden sich mit einander, dem Elend, in dem Frankreich schmachtete, durch großartige Reformen zu steuern und namentlich dem dritten Stande,

also neunundzwanzig Dreißigtheilen der Bevölkerung, zu seinen ihm so lange entzogenen Rechten zu verhelfen. Ihr Programm war: Abschaffung der Frohnden, gleiche Besteurung aller Unterthanen, Freiheit des Gewissens und der Religion, Aufhebung aller inländischen, die Provinzen von einander trennenden Schranken, Abschaffung der Zünfte, Gleichheit von Maaß und Gewicht, Unterdrückung der Censur und Wiederherstellung des Parlaments mit all seinen Gerechtsamen. Man sieht, sie wollten das Gute und mit Einigem drangen sie auch durch. So mit der Aufhebung der Tortur und

Ludwig XVI.

fast sämmtlicher Reste der früheren Leibeigenschaft; so mit Unterdrückung der Lettres de cachet und der willkürlichen Gnadenspenden; so endlich mit Einführung eines durchgreifenden Ersparnißsystems, wodurch wieder Gleichheit in die Einnahmen und Ausgaben kam. Wie sie nun aber daran gingen, die Frohnden nebst den Binnenzöllen abzuschaffen, und wie sie vollends dem Adel und der Geistlichkeit ihre bisherige Steuerfreiheit nehmen wollten, da setzte es einen allgemeinen Sturm des Hofs und der Höflinge gegen sie und an diesem Sturm betheiligte sich auch das Parlament, das

wie wir wissen aus lauter Adeligen bestand. Man verlangte ohne Weiteres vom König ihre Absetzung und was wollte der schwache Herr machen? Er willigte ein und im Mai 1776 verließen Turgot und Malesherbes ihre Posten.

Den edlen Malesherbes ersetzte der intriguante Graf von Vergennes, den herrlichen Turgot der elende Clugny, früher Intendant von St. Domingo. Letzterer ließ sich sogleich dazu herbei, alle von Turgot eingeführten Verbesserungen wieder außer Kraft zu setzen, und namentlich hatte es nun

Marie Antoinette.

mit dem Sparsystem ein Ende. Ueberdem verstand Clugny nichts von der Verwaltung und so stieg in Bälde die Finanznoth wieder höher als je. Man mußte also um jeden Preis einen tüchtigen Finanzmann acquiriren, wenn der Staat nicht aus den Fugen gehen sollte, und mit Genehmigung des Königs fiel die Wahl des Grafen Maurepas nun auf den berühmten Necker, der aus Genf gebürtig sich schon längst in Paris niedergelassen und da als Banquier ein großes Vermögen erworben hatte. Nur die dringendste Noth konnte den Gedanken hervorrufen, diesen Mann

an die Spitze des Finanzministeriums zu stellen, denn erstens war Necker ein Fremder, zweitens ein Protestant und drittens ein Bürgerlicher; aber die höchste Noth war auch vorhanden, weil in Folge der Nordamerikanischen Revolution Frankreich eben im Begriffe stand, den Engländern den Krieg zu erklären, und weil bekanntlich ohne Geld ein Krieg unmöglich geführt werden kann. Der Genfer Banquier wurde also richtig zu Anfang des Jahrs 1777 Finanzminister — als Bürgerlicher übrigens blos unter dem bescheidenen Titel eines Finanzdirectors und ohne das Recht, dem Könige persönlich Vortrag halten zu dürfen — und es zeigte sich sogleich, daß man sich in seinen Talenten nicht getäuscht hatte, denn ohne neue Steuern auszuschreiben, brachte er theils durch Anlehen, theils durch Ersparnisse, theils durch seine geschickte Verwaltung die zu dem Beginn des besagten Kriegs nöthigen Mittel auf und es konnte eine tüchtige Flotte gegen England, an dem man sich wegen früherer Unbille rächen wollte, ausgerüstet werden. Trotz dieser seiner großen Brauchbarkeit übrigens konnte sich Necker doch in die Länge nicht halten. Zum ersten nämlich beging er den unverzeihlichen Fehler, durch ein anno 1781 unter dem Titel: „Compte rendu“ erschienenes Buch dem Publikum über seine bisherige Finanzverwaltung gleichsam Rechenschaft abzulegen, was in einem absoluten Staate etwas Unerhörtes war; zum zweiten erforderte die Fortsetzung des Kriegs mit England und die Landung einer Armee in Nordamerika solch' unermeßliche Summen, daß der Herr Finanzdirektor offen erklärte, er müsse die privilegirten Stände nothwendig ebenfalls zum Steuerzahlen herbeiziehen, und dadurch machte er sich den Adel, die Geistlichkeit und das Parlament zugleich zum Feind; zum dritten muthete er der Hofhaltung bedeutende Einschränkungen zu und dieß hatte natürlich zur Folge, daß alles, was zum Königlichen Hause gehörte aufs Höchste entrüstet über ihn wurde. So kam es denn, daß seine Stellung ihm, weil unter den höheren Kreisen Alles sich gegen ihn erklärte, mehr und mehr entleidete, und er legte also sein Amt zur großen Freude der Höflinge am 19. Mai 1781 nieder. Nicht verhehlen darf ich übrigens, daß der König seinen Abgang tief bedauerte, sowie auch daß das Volk, das heißt der Tiers-état und besonders der gebildetere Theil der Einwohner von Paris aufs höchste darüber erbittert wurde, denn in den bürgerlichen Kreisen achtete man ihn wegen seiner Uneigennützigkeit, sowie wegen seiner öffentlichen Rechnungsablage über die Finanzen ungemein hoch.

Um dieselbe Zeit, da Necker abging, starb der Graf von Maurepas, von welchem der schwache König bisher vollständig geleitet worden war, und nun fragte es sich, in wessen Hände nunmehr diese Leitung kommen würde. Aber siehe da, man brauchte sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen, denn die Stelle war schon besetzt, noch ehe Maurepas die Augen geschlossen hatte. Wem fiel sie nun aber zu, diese wichtige Stelle? Nun keinem Manne, sondern einem Weibe und zwar einem sehr jungen und schönen, nämlich der Königin Marie Antoinette, der Tochter Maria Theresia's von Oesterreich und Gemahlin Ludwigs XVI. Geboren im November 1755 zählte sie kaum fünfzehn Jahre, als sie im Mai 1770 mit dem damaligen Dauphin Ludwig vermählt wurde, und ihre ersten Ehestandsjahre flossen ihr keineswegs fröhlich dahin, indem damals die

berüchtigte Dubarry am Hofe allmächtig war. Um so mehr lag es in der Natur der Sache, daß sie, als ihr Gemahl anno 1774 den Thron bestieg, sich der gewonnenen Freiheit mit Lust hingab und mit ziemlicher Vernachläßigung der Etiquette fast jeden Tag eine andere Vergnügungsparthie aussann. Die Höflinge geriethen darob in Entzücken über sie und Jedermann buhlte um ihre Gunst. Nicht minder aber schwieg auch die üble Nachrede nicht und in bürgerlichen Kreisen nahm man der jungen lustigen Majestät ihre Liebe zum Geldausgeben — man nannte es Verschwendungssucht — sowie insbesondere auch ihre Bevorzugung einiger wenigen adeligen Familien — diese bezeichnete man als Günstlingswirthschaft — im höchsten Grade übel. Ja noch mehr, man verdächtigte auch ihre Sitten, weil ihr Benehmen ein ziemlich freies war, und die berüchtigte Halsbandgeschichte, durch welche ihr Name neben denen eines Freudenmädchens, eines Gauners und Betrügers, einer Gelegenheitsmacherin und eines Fälschers paradirte, versetzte ihrem Ansehen einen solch' empfindlichen Stoß, daß außer den Höflingen fast Niemand mehr mit Achtung und Ehrfurcht von ihr sprach. Man kann sich daher wohl denken, daß es nicht die freudigste Stimmung in Paris erregte, als man erfuhr, es habe nach dem Tode des Grafen von Maurepas die Königin Marie Antoinette durch ihre Reize sowie noch mehr durch ihre Ueberredungskraft eine fast vollständige Allgewalt über den lenksamen König Ludwig erhalten, und es wurden nun die schändlichsten Libelle nebst den schamlosesten Pasquillen über die arme Marie Antoinette in Umlauf gesetzt. Gänzlich unrecht hatte man übrigens mit den schlimmen Anschuldigungen nicht, denn der Einfluß der Königin auf ihren Gemahl war wirklich ein verderblicher und man ersah dieß am besten aus der Wahl der Rathgeber und Minister, die sie ihn nach Neckers Abgang treffen ließ — Rathgeber und Minister, welche mit einem Turgot und Malesherbes auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatten.

Die ersten zwei Nachfolger Neckers hießen Joly de Fleury und d'Ormesson und jeder von ihnen bekleidete sein Amt kaum ein Jahr lang, da sie beide einem solchen Posten nicht gewachsen waren. Das Einzige, was sie sich geleistet zu haben rühmen konnten, war eine Vermehrung der großen Schuldenmasse um 322 Millionen, sowie eine Aufreizung der Bauern in der Bretagne durch Erpressungen bis fast zur Empörung. Abermals befand sich nun die Regierung in einer schweren Noth und der König, dem man trotz der Mühe, die man sich deßhalb gab, es nicht ganz verheimlichen konnte, daß seine Unterthanen über eine solch' traurige Wirthschaft keineswegs sehr erbaut seien, hätte gerne wieder zu einem Turgot oder Necker zurückgegriffen, allein seine Gemahlin und sein Bruder, der Graf von Artois überredeten ihn, abermalen zu einem adeligen Höfling, nämlich zu dem Herrn von Calonne, seine Zuflucht zu nehmen, welchem sie zutrauten, daß er den Stein der Weisen besitze, und der König willigte ein, obwohl er den besagten Herrn persönlich nicht leiden konnte. Am 3. Okt. 1783 trat also Calonne sein schwieriges Amt an und — mein Gott wie sehr hatten die Königin und der Graf von Artois Recht gehabt, wenn sie ihm zutrauten, er besitze den Stein der Weisen! Was Oekonomie! Was Sparsystem! Calonne, dieser liebenswürdige Gesellschafter und geniale Geschäfts-

mann, besaß stets Geld, um jeden Anforderungen Genüge zu leisten, und da er als ein ächter Libertin in der Ueberzeugung lebte, daß Luxus, Glanz und Verschwendung zum Wesen der Monarchie gehöre, so ließ er es vor allem am Hofe an nichts fehlen. Nie gab es daher in Versailles splendidere Festlichkeiten, als unter seiner Verwaltung, und nie machten die Höflinge fröhlichere Gesichter, denn keinem schlug er eine Bitte ab. Die Königin selbst erhielt von ihm über zwanzig Millionen, damit sie den Freunden ihrer Freundin, der Herzogin von Polignac, eine Freude bereiten könne; dem Grafen von Artois zahlte er seine Schulden, die sich sehr hoch beliefen; für den König kaufte er die Lustschlösser Rambouillet und St. Cloud,

Necker.

gerade als wenn er nicht wüßte, wohin er mit seinen großen Vorräthen sollte. Wie beschaffte er nun aber das Geld? Leider auf eine Weise, welche den Staat dem Abgrunde immer näher brachte, nämlich einmal durch Erpressungen der colossalsten Art, die den furchtbarsten Unwillen der Bedrückten hervorriefen; sodann durch Vorschüsse, die er sich auf die künftigen Einnahmen machen ließ; endlich und hauptsächlich durch Anlehen, die er unter den drückendsten Bedingungen aufnahm. Kurz, nach einer tollen Wirthschaft von drei ein halb Jahren zeigte es sich, daß die Staatsschuld abermalen um 1000 Millionen zugenommen hatte, sowie daß für's nächste Jahr ein neues Defizit von 140 Millionen in Aussicht stand. Ueberdem gab es Niemanden mehr, der dem Staat auch nur noch einen

Heller borgen wollte. Jetzt sah selbst Calonne ein, daß der bisherige Weg verlassen werden müsse und er trat sofort mit dem Plane hervor, die Steuerprivilegien der Reichen und Vornehmen zu vernichten oder mit andern Worten, die beiden bisher steuerfreien Stände des Adels und der Geistlichkeit mit gleichen Abgaben zu beschweren, wie den dritten Stand, der seither Alles allein hatte tragen müssen.

Doch wie sollte er diesen Plan durchsetzen? Daß ihn das Parlament unter keinen Umständen genehmigen würde, konnte er zum voraus wissen, denn Turgot und Necker waren daran gescheitert, und somit wollte er mit dem Parlament auch nicht einmal einen Versuch wagen. Dagegen kam sein fruchtbarer Geist auf einen andern Ausweg, nehmlich auf die Berufung der sogenannten „Notabeln," welche nichts anders waren als ein Ausschuß der Reichsstände und unter frühern Regierungen — das letzte Mal unter Heinrich IV. — mehrmals die Stelle der Reichsstände selbst vertreten hatten, gerade wie jetzt noch oft und viel der Landtagsausschuß den Landtag vertritt. Die Reichsstände selbst zu berufen, dazu hatte er nicht den Muth, denn er fürchtete die Abgeordneten des dritten Standes; mit den Notabeln aber, in welchen die privilegirten Stände jedenfalls das große Uebergewicht hatten, hoffte er weit besser auszukommen und somit brachte er sofort den König dazu, das betreffende Dekret zu unterschreiben. „Die Versammlung der Notabeln," sagte er zum Monarchen, „wird aus den vorzüglichsten Männern des Reichs zusammengesetzt sein, da es die Sache der Regierung ist, deren Mitglieder zu erwählen, und es kann daher dem Staat nur zu Nutz und Frommen gereichen, wenn sich die Regierung mit dieser Versammlung darüber berath, wie man dem Volke Erleichterung verschaffen, Mißbräuche abstellen und Ordnung in die Finanzen bringen könne." Die Notabeln, ihrer hundert und vierzig (sieben Erzbischöfe, sieben Bischöfe, sechs und dreißig Herrn vom hohen Adel, acht Staatsräthe, zwanzig andere höhere Beamte, sechs und dreißig adelige Abgeordnete der Provinzen und sechs und zwanzig Bürgermeister der angesehensten Städte) kamen also im Anfang des Jahres 1787 in Versailles zusammen und begannen sofort am 22. Februar im Verein mit dem Ministerium ihre Berathungen; damit aber war die Bahn des Absolutismus, der nun schon seit fast zweihundert Jahren in Frankreich allein maaßgebend gewesen war, verlassen, denn wenn man auch diese von der Regierung berufenen Notabeln keine Volksvertretung nennen konnte, so gab dagegen umgekehrt mit ihrer Berufung die Regierung zu, daß sie sich durch ihre eigene Kraft nicht mehr zu helfen wisse, und somit lag in der Notabelnversammlung die erste Regung der Revolution.

Es kann nun übrigens natürlich nicht in meiner Absicht liegen, den Berathungen der Notabelnversammlung Schritt für Schritt zu folgen, sondern ich führe nur kurz an, daß Calonne mit derselben den Erfolg nicht erzielte, den er zu erzielen gehofft hatte. Im Gegentheil wies die Versammlung alle seine Vorschläge, durch welche er den Finanzen wieder auf die Beine helfen wollte, mit Protest zurück, denn jene Vorschläge liefen ja, wie wir gesehen haben, darauf hinaus, den Bevorrechteten ihre Steuerfreiheit zu nehmen, und unter den 140 Notabeln gab es nur 26 Bürgerliche, dagegen aber 114 Bevorrechtete! Im Zorn hirüber ließ Calonne

seine Vorschläge und die gegen dieselben gerichteten Beschlüsse der Versammlung drucken und an alle Gemeinden des Königreichs versenden, um hiedurch die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen; die Notabeln aber gaben ihm den Schlag doppelt und dreifach heim, indem sie sofort ihre bis jetzt geheim gehaltenen Verhandlungen ebenfalls drucken ließen und die Zerrüttung des Staates, die Verschwendung des Hofes, so wie die Unfähigkeit der Verwaltung ganz ungescheut ans Licht zogen. So appellirten beide Theile ans Publikum oder besser gesagt an die Nation und darin lag die zweite Regung der Revolution.

Mit dem Appelliren übrigens begnügte sich die beleidigte Notabelnversammlung nicht, sondern sie verlangte vom Könige als Genugthuung die Entlassung Calonne's und letztere erfolgte auch sofort am 8. April 1787. Zugleich ernannte Ludwig XVI. den Erzbischof von Sens, Lomenie de Brienne, einen trotz seines Standes sehr gewürfelten Hofmann, zum Finanzminister und dieser beeilte sich, die Notabelnversammlung am 25. Mai unter großem Pompe zu schließen, natürlich aber ohne das von ihr erlangt zu haben, was Colonne proponirt hatte. Doch bewilligte sie vor ihrer Auflösung wenigstens einige Verbesserungen in der Gesetzgebung, wie die Errichtung von Provinzialversammlungen oder Landräthen zum Behuf einer gleicheren Vertheilung der Abgaben und die Abschaffung der Binnenzölle und Wegebaufrohnden. Damit wurde aber keine neue Einnahmsquelle eröffnet und Brienne hatte also vor allem darauf zu denken, wie er Geld beischaffen könnte. Lange Zeit lavirte er hin und her, da verfiel er auf zwei neue Steuern. Die eine nannte er Stempeltaxe und dieselbe traf alle drei Stände zugleich; die andere erhielt den Titel Subvention und war eine Art Grundsteuer, welche vorzugsweise der Adel zu leisten hatte. Man sieht heraus, daß auch Brienne sich nicht anders zu helfen wußte, als durch Besteurung der Bevorrechteten, allein das Parlament, das aus lauter Bevorrechteten bestand, weigerte sich aufs hartnäckigste, diese Steuer einzuregistriren, respektive zu genehmigen. Ja noch mehr: in der Hitze der Debatte erklärten sogar im Juli 1787 einige seiner Mitglieder, daß nur die Reichsstände das Recht hätten, neue Auflagen zu gewähren und in diesem Worte lag die dritte und heftigste Regung der Revolution.

Nunmehr begann ein Kampf zwischen Regierung und Parlament, wie er hitziger noch nie geführt worden war, und beide Theile griffen zu allen Mitteln und Waffen, die ihnen nur irgend zu Gebot standen. Der König verbannte das Parlament nach Troyes und umgekehrt erklärte sich das Parlament für permanent. Der König löste das Parlament auf, ließ mehrere Mitglieder desselben verhaften und setzte an seiner Statt eine sogenannte »Cour plenière,« einen aus Prinzen, Pairs, Bischöfen und ähnlichen Personen bestehenden Hofrath ein, welcher von nun an oberster Gerichtshof sein sollte. Das Parlament aber verband alle seine Mitglieder durch einen Eid, sich den Befehlen der Regierung nicht zu unterwerfen, erklärte die geheimen Verhaftsbefehle (Lettres de cachet) für ungesetzlich und verlangte einstimmig im Namen der Nation die sofortige Einberufung der Reichsstände oder »Etats généraux.«. Eine eigenthümliche Erscheinung! Das Parlament, das doch aus lauter Bevorrechteten bestand, kam durch

seinen Kampf mit der Regierung, in den es eben jener Vorrechte wegen getrieben wurde, so weit, daß es für die Rechte der Nation in die Schranken trat, und durch diesen Schritt machte es sich so populär, daß ganz Frankreich, mit ihm sympathisirend, in den Ruf nach Einberufung der Reichsstände einstimmte. Nur diese konnten dem dritten Stand die ihm gebührenden Rechte verleihen, und sich solche zu erobern, dazu waren die Bürgerlichen unter allen Umständen entschlossen. Die nordamerikanische Revolution, für welche die Franzosen schwärmten, hatte ihre Rückwirkung nicht verfehlt und die Lehren Rousseaus und ähnlicher für die Freiheit begeisterter Männer waren tief in die Herzen gedrungen. Also fort mit den Vorrechten der Geburt, denn sie stehen mit der gesunden Vernunft und mit den Rechten der Menschheit im grellsten Widerspruch! Fort mit aller Ungleichheit überhaupt, denn alle Menschen sind gleich geboren!

Von einer Durchführung des von der Regierung beschlossenen Gewaltstreichs war übrigens keine Rede, trotzdem Ludwig XVI. von seinen Ministern dazu getrieben wurde, das Parlament mit militärischer Gewalt zu sprengen, und dafür die Cour plenière als zurechtbestehend einzusetzen. In allen Gerichtshöfen nämlich protestirte man gegen die Uebergriffe der Regierung und an vielen Orten, besonders in der Dauphiné, Bretagne, Provence, Flandern und Languedoc brachen ernstliche Unruhen aus. Ein Theil des Militärs erklärte sich unverhohlen zu Ungunsten des Ministeriums und viele Offiziere legten lieber ihre Stellen nieder, als daß sie Gewalt gegen ihre Mitbürger gebraucht hätten. Paris ward mit Flugschriften überschwemmt, welche das Volk zum offenen Widerstand aufforderten, und unter dem unschuldigen Titel von Lesekabinets bildeten sich politische Vereine, an welchen sich Tausende betheiligten und aus denen nachher die mit so großer Macht ausgestatteten Clubbs hervorgingen. Ueberdem begann der Pöbel da und dort grobe Ausschweifungen, welche die Polizei nicht zu hindern oder gar zu bestrafen wagte, und so kam eine Hiobsbotschaft nach der andern an die Regierung. Natürlich bemächtigte sich ihrer und des Hofs nunmehr die größte Angst und man sah ein, daß man die Bahn der Gewalt verlassen müsse, wenn man nicht die Monarchie in die größte Gefahr bringen wolle. Somit drängte nun die maßgebende Hofparthie den armen König auf den umgekehrten Weg und am 8. August 1788 erschien eine Cabinetsordre, durch welche, weil ganz Frankreich es so verlange, die Einberufung der Reichsstände auf den 1. Mai 1789 verkündigt, so wie die Einsetzung der Cour plenière auf unbestimmte Zeit vertagt wurde; zugleich aber schrieb die Königin einen eigenhändigen Brief an Necker, um ihn zu bitten, daß er wieder als „Finanzdirektor" die Leitung des Finanzministeriums übernehme. Er ging darauf ein, doch nur unter der Bedingung, daß man ihn zum wirklichen Minister mache, und dafür den verhaßten Brienne entlasse. Auch dieses geschah am 25. August und nunmehr beruhigten sich schnell die Gemüther wieder. Zu Necker hatte man ja das vollste Zutrauen und übedieß hoffte man Großes von den demnächst zusammentretenden Reichsständen!

Drittes Kapitel.

Von der Eröffnung der Reichsstände bis zur Erstürmung der Bastille.

(5. Mai 1789 bis 14. Juli 1789.)

In den früheren Reichsständen, wie sie zum letzten Male anno 1614 versammelt gewesen waren, saßen gleich viele Mitglieder von allen drei Ständen und jeder derselben, also die Geistlichkeit, der Adel und die Bürgerlichen oder der „dritte Stand," tagte in einem besonderen Sitzungssaale. Auch stimmte man, wenn ein Gesetz oder eine Abgabe oder irgend sonst eine Frage zur Abstimmung kam, nach Ständen ab, und somit hatten die beiden bevorrechteten Stände immer das Uebergewicht, weil sie natürlich in Dingen, die ihnen von Wichtigkeit waren, stets zusammenhielten. Nun aber fragte es sich, ob dieser Modus, der in eine längst vergangene Zeit gepaßt haben mochte, auch für die jetzt zusammenzuberufenden Reichsstände angewandt werden solle, und alle Vernünftigen, der Minister Necker an der Spitze, gaben hierauf die einmüthige Antwort, daß, wenn man bei dem alten Modus bleibe, die ganze Sitzung der Reichsstände eine vergebliche sein werde. Man wollte ja vor allem eine vollständige Abänderung des Abgabensystems durchsetzen und dann überhaupt mit den Mißbräuchen und Vorrechten aufräumen — wie war aber dieß möglich, wenn man nach Ständen abstimmte und dem dritten Stand nur eben so viele Mitglieder gestattete als jedem der andern Stände? Man konnte es ja mit Händen greifen, daß dann bei jedem Reformvorschlag der Adel und die Geistlichkeit sich brüderlich die Hände reichen würden, um ihn schon vor der Geburt zu vernichten! Ueberdieß wäre es nicht eine Schmach sondergleichen für den dritten Stand gewesen, wenn er, welcher neun und zwanzig Dreißigstel der Nation zu vertreten hatte, nicht mehr Abgeordnete in die Generalstaaten stellen durfte, als je der Adel und die Geistlichkeit, die zusammen nur ein einziges Dreißigstel der Nation ausmachten? Nein, der dritte Stand mußte, wenn es nach Vernunft und Recht ging, zum mindesten doppelt so viele Deputirte haben, als jeder der beiden bevorrechteten Stände, und überdieß mußten die Generalstaaten in Einen Körper vereinigt nach Köpfen abstimmen, wenn man nicht schon zum voraus den Bevorrechteten den Sieg sichern wollte. In diesem Sinne sprach man sich ganz entschieden in den vielen politischen Vereinen aus, die sich gebildet hatten, und in diesem Sinne wirkten alle die Hunderte von Flugschriften, welche über diesen Punkt erschienen, besonders die von Sieyes und d'Entragues, welche von Tausenden verschlungen wurden. „Mit den Vorrechten muß es einmal ein Ende nehmen," so sprach sich allgemein die öffentliche Meinung aus, und es herrschte in dieser Beziehung eine Einmüthigkeit unter den Bürgerlichen, welche fast an Begeisterung gränzte. Uebrigens auch viele Adelige — besonders solche,

welche den Krieg in Amerika mitgemacht hatten, wie Lafayette und Andere — und Geistliche — den Abbé Sieyes habe ich schon genannt — stimmten theils aus Ueberzeugung, theils aus Eitelkeit, um als vorurtheilsfreie Denker zu erscheinen, in diesen Ton ein, und perorirten laut — zwei der Hervorragendsten in diesem Punkt waren der Herzog von Orleans und der Graf von Mirabeau — über die Ungerechtigkeit und das Vernunftwidrige der den höhern Ständen bisher gewährten Vorzüge. Der größere Theil des Adels dagegen mit der höheren Geistlichkeit, suchte solchen gräßlichen Ideen auf alle Weise entgegenzuwirken, und ebenso that auch der Hof mit der Königin und dem Grafen von Artois an der Spitze.

Herzog von Orleans (Egalité).

Nicht minder stellte sich das Parlament auf diese Seite, indem es erklärte, daß die zu berufenden Reichsstände oder Generalstaaten ganz auf dieselbe Weise zusammengesetzt sein und abstimmen müßten, wie die Reichsstände der vergangenen Jahrhunderte, und selbst die Notabeln, die nun die Regierung (am 6. November 1788) zum zweiten Male nach Versailles berief, um auch ihre Meinung zu hören, erklärten sich für den alten Modus. Allein durch all' diese Bestrebungen der Bevorrechteten ließ sich der Minister Necker nicht irre machen, sondern der Vernunft, der Billigkeit und der allgemeinen Meinung Rechnung tragend bestimmte er den König, durch einen Kabinetsbefehl anzuordnen, daß der dritte Stand doppelt so viel

Deputirte, als jeder der beiden übrigen, senden, die Art und Weise der Abstimmung aber den versammelten Reichsständen selbst überlassen bleiben sollte. Wenige Wochen später (am 14. Januar 1789) ergingen die Ausschreiben zur Berufung der Stände; die Deputirten hatten, zwölfhundert an der Zahl, worunter die Hälfte aus dem dritten Stand, bis zum 27. April 1789 in Versailles zu erscheinen.

Die Wahlen fanden statt, ohne daß sich die Regierung irgend darein mischte, und zur vorgeschriebenen Zeit trafen die Abgeordneten in Versailles ein. Hier war ein großer nebst zwei kleinen Sälen würdig für sie hergerichtet worden, und am 4. Mai lud man sie sämmtlich ins Schloß ein, um sie in feierlicher Audienz in der ihnen vom Ceremonienmeister vorgeschriebenen Kleidung dem Könige vorzustellen. Die Erzbischöfe und Bischöfe, acht und vierzig an der Zahl, trugen Chorhemden und violette Mäntel, die Aebte, Dechanten und andere Geistlichen dunkle Röcke und viereckige Mützen. Der Adel insgesammt erschien in schwarzsammtnen, goldgestickten, mit Spitzen besetzten Mänteln und hatte hohe Federn auf den Hüten nebst dem Degen an der Seite. Dem Bürgerstand dagegen, worunter zweihundert und zwölf Advokaten, war sehr einfache schwarze Kleidung, ohne Federn, Degen und sonstige Auszeichnung vorgeschrieben, so daß diese Herrn sämmtlich das Aussehen von gewöhnlichen Schreibern hatten. Schon dieß berührte Viele sehr unangenehm, noch mehr das, daß die Vorstellung des Adels und der Geistlichkeit in einem Prunksaale bei weit geöffneten Flügelthüren stattfand, während der König den dritten Stand in einem gewöhnlichen Zimmer empfing, durch welches die Deputirten, denen man nur eine halbe Flügelthüre öffnete, gleichsam im Schnellschritt hindurch ziehen mußten. Am 5. Mai fand die feierliche Eröffnung der Reichsstände durch den König selbst statt. Sie saßen nach den drei Ständen abgetheilt, dem Königlichen Throne gegenüber. Der ganze Hof mit sammt der Königin und den Prinzen, war in höchster Galla anwesend. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingefunden, dieses glänzende Schauspiel mitanzusehen. Die Thronrede aber machte keinen guten Eindruck, weil in derselben fast nur von den Finanzen die Rede war, ohne daß die übrigen Fragen der Zeit, worunter vor allem die Abschaffung der Vorrechte der Privilegirten, berührt worden wären.

Das erste Geschäft der Reichsstände war, die Vollmachten der einzelnen Abgeordneten zu prüfen. Adel und Geistlichkeit verlangten, jeder Stand sollte diese Prüfung für sich vornehmen, und sie begaben sich zu dem Zwecke in ihre abgesonderten Sitzungszimmer — die zwei kleineren Säle, von denen ich oben sprach. Der dritte Stand behauptete, die Prüfung müsse gemeinschaftlich durch Bevollmächtigte aller drei Stände vorgenommen werden, weil jeder Abgeordnete als Stellvertreter der ganzen Nation anzusehen sei, und er drang daher darauf, daß alle drei Stände sich in eine einzige Versammlung vereinigen sollten. Man sieht, es handelte sich einfach darum, ob nach Köpfen oder nach Ständen abzustimmen sei, und die Abgeordneten des dritten Standes, für welche es eine Lebensfrage war, daß man nach Köpfen und zwar in Einer Versammlung vereinigt nach Köpfen stimme, waren fest entschlossen, unter keinen Umständen nachzugeben. Vergebens suchte Necker zu vermitteln — man wies seine An-

träge zurück. Vergebens mischte sich auf der Königin Rath der König ein — eine starke Parthie unter den Delegirten erklärte sich aufs entschiedenste hiegegen, weil die Unabhängigkeit und Würde der Stände darunter leiden würde. Mehrere Wochen lang blieben alle drei Stände gleichmäßig halsstarrig, aber nach dieser Zeit fingen unter den Adeligen und Geistlichen Einige an wankend zu werden — unter den Adeligen diejenigen, welche dem Geiste der Neuzeit huldigten, unter der Geistlichkeit die aus dem Volke hervorgegangenen Pfarrer. Sie riethen, dem Verlangen des dritten Standes nachzugeben, und als sie damit nicht durchdrangen, gingen sie ohne weiteres ins Lager der Bürgerlichen über, indem sie sich mit ihren Vollmachten legitimirten. Hierdurch wuchs natürlich die Zuversicht der „Gemeinen," wie man jetzt nach englischem Muster die Abgeordnetenversammlung des dritten Standes vielfach zu benennen pflegte; noch mehr dadurch, daß die Zuschauer, welche sich täglich bei den Sitzungen einfanden, den freisinnigen Rednern unter ihnen stets den lautesten Beifall zollten, und daß dieser Beifall in den politischen Vereinen, so wie in den vielen Brochuren und Zeitungen, die wie Pilze aus der Erde wuchsen, ein tausendfältiges Echo fand. Endlich nach Verfluß von fünf Wochen glaubte der dritte Stand, es wagen zu dürfen, dem Zwitterwesen durch einen kühnen Entschluß ein Ende zu machen und lud sofort auf Mirabeaus Antrag den Adel und die Geistlichkeit zum letzten Male ein, in den großen Ständesaal zu kommen, um gemeinschaftlich die Vollmachten zu prüfen. „Würden sie aber," lautete der verhängnißvolle Zusatz, „nicht kommen, so würden sie, die Gemeinen, diese Prüfung für sich allein vornehmen und sich sofort als die allein berechtigten Vertreter der französischen Nation konstituiren." Adel und Geistlichkeit blieben auf ihrer Weigerung, aber die Gemeinen blieben auch fest. Sie nahmen die Prüfung vor und erklärten sich am 17. Juni 1789 für die einzig wahren und einzig berechtigten Vertreter Frankreichs, indem sie zugleich den Namen: „Nationalversammlung" annahmen. Sie thaten dieß kraft eigener Machtvollkommenheit und damit begann der erste Abschnitt der französischen Revolution!

Der kühne Schritt der „Gemeinen" erfüllte die Bevorrechteten, besonders aber den Hof und seine Anhänger mit Zorn und Schrecken zugleich, und die Königin mit ihrer Partei, worunter die hervorragendsten der Graf von Artois, der Prinz von Condé, der Prinz von Conti, der Großsiegelbewahrer Barentin und der Baron von Breteuil, drang nun stürmisch in den König, den Anmaßungen des „Bürgerpacks" sofort mit aller Kraft entgegenzutreten. Sie überredeten den schwachen Monarchen zu einer kleinen Reise nach Schloß Marly, um ihn auf dieser Tour allen anderen Einflüssen zu entziehen, und suchten ihn zu bewegen, die Nationalversammlung durch Bayonnette zu sprengen. Dieß thaten sie aber doch nicht so insgeheim, daß nicht verrätherische Ohren alles erlauscht hätten, und so drang die Kunde von dem beabsichtigten Staatsstreich alsbald nicht blos in die Nationalversammlung, sondern auch ins Publikum selbst, und der Haß, der bereits auf der Königin ruhte, vermehrte sich natürlich dadurch ums zehnfache. Man hieß sie in Paris von jetzt an nur noch „die Oesterreicherin" (l'Autrichienne) und in allen Vereinen, in allen Wirthshäusern, ja auf offener Straße warf man ihr vor, daß ihre Verschwendung

und Günstlingswirthschaft den Ruin des Landes herbeiführen müsse, daß nur sie allein, sie mit ihrem hochadelichen Anhang alle Reformen verhindere. Mit dem Haß aber ging die Aufregung Hand in Hand und weil man wußte, daß ein Staatsstreich beabsichtigt wurde, bereitete man sich vor, demselben mit allen Mitteln entgegenzutreten. Zu dem letztern übrigens, nämlich zu dem Staatsstreiche, ließ sich der König nur schwer bewegen, da er von Natur ein Feind aller Gewaltthätigkeiten, besonders der blutigen, war und so zog er es vor, einem vermittelnden Vorschlag seines Ministers Necker beizustimmen. Dieser Vorschlag bestand darin, der König solle eine feierliche sogenannte Königliche Sitzung (Lit de justice) halten; er solle in dieser verschiedene Reformen bewilligen, aber nur „aus Königlicher Gnade" bewilligen; er solle dagegen fest darauf beharren, daß die drei Stände abgesondert fortbestünden und in Uebereinstimmung hiemit den Beschluß des dritten Standes vom 17. Juni für null und nichtig erklären. Nachdem der König hiezu seine Einwilligung gegeben, riefen Königliche Herolde, am 19. Abends, in Versailles öffentlich aus, daß demnächst, am 22., eine Königliche Sitzung gehalten werden würde, und daß bis dahin der Saal, worin der dritte Stand oder die Nationalversammlung, wie er sich jetzt hieß, tagten, geschlossen sei. Letzteres zeigte der Königliche Ceremonienmeister, Marquis de Brezé, dem Präsidenten der Nationalversammlung, dem Astronomen Bailly, in der Nacht auf den 20. auch noch schriftlich an, aber letzterer erklärte sofort, daß dieß ein Eingriff in die Rechte der Volksabgeordneten sei, und begab sich am 20., Morgens zur gewöhnlichen Stunde, nach dem Sitzungssaale. Er traf dort vor der Thüre viele andere Deputirte so wie eine Menge von Volk, welches die Neugierde hergetrieben hatte; die Thüre aber war verschlossen und von Soldaten besetzt. Bailly protestirte feierlichst gegen einen solchen Gewaltakt und die Deputirten wie die Zuschauer stimmten begeistert in diesen Protest ein. Mit jeder Minute kamen neue Menschenmassen und man hörte nichts als Verwünschungen gegen den Hof. „Wir werden doch eine Sitzung halten, dem Hofe zum Trotz," rief einer der Deputirten und „nach dem Ballhause," setzte der Abgeordnete Guillotin mit dröhnender Stimme hinzu. Sogleich stellte sich Bailly an die Spitze und in langem feierlichem Zuge begaben sich die Mitglieder der Nationalversammlung nach dem naheliegenden Ballhause, welches gänzlich leer stand; die Volksmassen aber zogen ebenfalls mit und ermunterten die Deputirten durch laute Zurufe, dem Hofe und der Despotie nicht zu weichen. Im Ballhaussaale befand sich weder Stuhl, noch Bank, noch Tisch; aber nur um so gehobener wird dadurch die Stimmung. „Laßt uns schwören," schlägt der Abgeordnete Mounier vor, „uns nicht eher von einander zu trennen, als bis wir Frankreich eine neue Verfassung gegeben und bis alle Mißbräuche und Vorrechte abgeschafft sind." Alle sprechen diesen Eidschwur laut nach, und nachdem man Feder und Tinte herbeigebracht, unterschreiben ihn auch noch Alle, einen Einzigen Namens Martin von Castelnaudery ausgenommen. Am folgenden Tag wird die Sitzung wiederholt, aber nicht im Ballhause, weil dieses einstweilen ebenfalls gesperrt wurde, sondern in der Kirche zum heiligen Ludwig, und hier vereinigten sich zwei vom Adel und hundert neun und vierzig von der Geistlichkeit, die Erzbischöfe von Vienne nnd Bordeaux

an der Spitze, mit den bürgerlichen Abgeordneten, indem sie denselben Eidschwur ablegen. So ist mit dem Widerstand gegen den Hof der Anfang gemacht, und das Volk von Versailles, von Paris, von ganz Frankreich jubelt der Nationalversammlung seinen Beifall zu.

Zwei Tage später, am 23. Juni fand die angesagte Königliche Sitzung statt. Eine zahlreiche Wache umgab den Saal der Reichsstände. Die Thüre wurde den Abgeordneten geöffnet, dem Publikum verschlossen. Der König erschien umgeben vom Gepränge der Majestät, aber man empfing ihn mit düsterem Schweigen. Necker begleitete ihn nicht, denn sein, des Ministers, ursprünglicher Vorschlag, von dem ich oben gesprochen, war durch den Einfluß der Königin und ihrer Partei so sehr in's Schlimme

Mirabeau.

modificirt worden, daß er ihn nicht mehr billigen konnte. In der That war aber auch das, was jetzt der König den versammelten Ständen vortrug, keineswegs dazu angethan, den Streit beizulegen, und stimmte überdieß gar nicht zu dem sonst so gutmüthigen, sanften Charakter Ludwigs XVI. Nicht nur nämlich verdammte er das Benehmen der sich so nennenden Nationalversammlung in herber Weise und erkannte sie, ihre bisherigen Beschlüsse annullirend, nur als Vertretung des dritten Standes an; nicht nur schrieb er kategorisch die Beibehaltung der drei Stände vor und beschränkte zugleich die zu erstrebenden Reformen in sehr enge Gränzen, über welche man nicht hinausgehen dürfe; nicht nur das, sondern in seiner ganzen Rede herrschte ein solch' drohender Ton, daß man hätte glauben

können, man habe einen gewaltherrischen Despoten vor sich. Schließlich befahl er der Versammlung auseinanderzugehen, um morgen nach Ständen gesondert in den verschiedenen Sälen das, was er vorgetragen, zu sanctioniren, und dann entfernte er sich gefolgt vom Adel und der höheren Geistlichkeit. Diejenigen dagegen, welche vor drei Tagen, am 23., geschworen hatten, beim Verfassungswerke auszuharren, blieben zurück und ein düsterer Ernst lag auf ihren Gesichtern. Da trat der Oberceremonienmeister vor und erinnerte sie an den Befehl des Königs. „Sagen Sie," rief ihm jetzt Mirabeau entgegen; „sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir nur der Gewalt der Bajonnette weichen", und alsbald stimmte die ganze Versammlung bei. Verlegen entfernte sich der Marquis de Brézé und sofort hielten verschiedene Abgeordnete fulminante Reden gegen den Hof; Camus aber stellte den Antrag, alle früheren Beschlüsse, trotz dem der König ihre Aufhebung dekretirt, feierlichst zu bestätigen. Es geschah einstimmig und auch der weitere Antrag Mirabeau's, die Person jedes Abgeordneten für unverletzbar zu erklären, ging mit großer Mehrheit durch. Mit 493 nämlich gegen 34 Stimmen beschloß die Versammlung, jeden für ehrlos, für einen Verräther des Vaterlands und für des Todes schuldig zu erklären, der sich an einem der Deputirten vergreifen würde, selbst dann, wenn hiezu ein Königlicher Befehl gegeben würde, und auch dieser Beschluß wurde von ganz Frankreich mit dem ungeheuersten Beifall aufgenommen. Um so ergrimmter war die Stimmung unter den Hochadeligen und Hofleuten und inmitten der Vertrauten der Königin fanden viele geheime Berathungen statt, wie es zu machen wäre, um die alte gute Zeit der Königlichen Allgewalt wieder herzustellen.

In den ersten Tagen übrigens schien es, als ob der König der Nationalversammlung gutwillig das Feld räumen wolle, denn als nun gleich nach der denkwürdigen Sitzung vom 23. Juni sieben- und vierzig Adelige, den Herzog von Orleans, der Enkel des berüchtigten Regenten, an der Spitze, zu den Volksabgeordneten übergingen, wurde ihnen nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt. Ja noch mehr, als das Volk den Rest des Adels und der höheren Geistlichkeit, welche noch immer abgesondert tagten, mit Steinwürfen begrüßte, sobald sie sich in ihre Sitzungen begaben, forderte der König diese beiden Stände bereits am 27. Juni durch ein Dekret auf, sich ebenfalls mit der Nationalversammlung zu vereinigen, und motivirte solche große Inconsequenz damit, daß er lieber nachgeben als ein Menschenleben in Gefahr bringen wolle. Allein eben in dieser Nachgiebigkeit des Monarchen lag ein Sporn für die Hofparthie, ihn dahin zu bestimmen, daß er endlich den Anmaßungen der Nationalversammlung ein Ziel setze, und so genehmigte er nach langem Zureden den Rath, ein Heer von 30,000 Mann, worunter viele geworbene Schweizer und Italiener, unter dem Oberbefehl des Marschalls Broglio in der Umgebung von Paris zusammenzuziehen. Die Truppen langten in aller Schnelligkeit an und bald gewann Versailles das Ansehen eines Lagers. Auch um Paris herum legte man verschiedene Truppencorps und es schien, als ob man beabsichtige, die Stadt zu bloquiren. Geschwätzige Hofleute aber sprachen ganz offen davon, daß man die Nationalversammlung nach Compiegne verlegen und dort, sobald sie sich nicht ganz gefügig zeige, sofort auflösen werde. Kurz

man konnte zu Anfang Juli nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß der Hof mit irgend einem gewaltsamen Plan umgehe, und die Nationalversammlung richtete daher am 9. Juli ein ehrfurchtsvolles aber energisches Schreiben an den König, worin sie ihn aufforderte, die Truppen zu entfernen. Er aber erwiderte, nur ihm, dem König, stehe es zu, über die Nothwendigkeit der Herbeiziehung oder Dislocirung der Truppen zu entscheiden, und nun kann man sich denken, welche Aufregung durch diese Antwort im Abgeordnetenhause entstand. Doch nicht blos im Abgeordnetenhause, sondern in ganz Paris, denn diese große Stadt stand einmüthig zu der Nationalversammlung und alle ihre Bewohner hatten die Sache der Revolution mit äußerster Wärme ergriffen. Die Armen und Geringen, weil sie dadurch von ihren Nöthen befreit zu werden hofften; der Mittelstand und die Aufgeklärten aus Patriotismus; die Reichen und der Kaufmannsstand aus Furcht vor einem Staatsbanquerott. Ja sogar von den gewöhnlichen Besatzungstruppen in Paris sympathisirten die Meisten, besonders das Regiment der Garde, mit der Sache des Fortschritts, denn der Herzog von Châtelet, der Obrist jenes Regiments, plagte die Soldaten durch seine übertriebene Kamaschenknopfsstrenge fast bis auf's Blut, und die Bestimmung, daß kein Bürgerlicher Officier werden durfte, reizte natürlich nicht sehr zur Anhänglichkeit an den Hof.

So war die Stimmung in Paris eine dem Könige durchaus ungünstige, allein die Hofparthie hielt es unter ihrer Würde, hievon Notiz zu nehmen. Das Schloß von Versailles war ja mit Generalen, Obristen und Adjutanten in den prunkendsten Uniformen angefüllt, und diese adeligen Prahler erklärten es für eine Kleinigkeit, das Volk mit sammt seinen Abgeordneten in die Pfanne zu hauen. So beschloß man denn am 11. Juli mit der Gegenrevolution zu beginnen und am Abend dieses Tages erhielt Necker vom Könige schriftlich die Weisung, sofort ohne allen Verzug Frankreich zu verlassen. Zu gleicher Zeit wurden seine Collegen St. Priest, La-Luzerne, Montmorin und Puysegur entlassen, um dem Baron von Breteuil, dem Herzog von Vauguyon, dem Grafen von Gallissonière und dem Marschall von Broglio Platz zu machen. Still, ohne ein Wort der Erwiderung, reiste Necker nach Brüssel ab, und nun herrschte lauter Jubel im Schloß von Versailles. Der Jubel aber kam zu früh.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, erfuhr man gegen drei Uhr Mittags in Paris die Verbannung Neckers, und in einem Augenblick befand sich die ganze Stadt in einem Zustand der Aufregung, den man unmöglich beschreiben kann. Jedermann wußte jetzt, um was es sich handle, denn Einer schrie es dem Andern zu, daß der Hof die Maske abgeworfen habe. Ueberall rotteten sich Volkshaufen zusammen. Alle Spiele, alle Belustigungen hörten auf; alle Theater wurden geschlossen. Ins Palais Royal, die Residenz des Herzogs von Orleans, der auf die Seite des Volkes getreten war, strömten ihrer Zehntausende, die Luft mit ihrem Zornesruf erfüllend. Auf einmal springt ein kühner Jüngling, Camille Desmoulins, auf einen Tisch im Park und läßt, eine Pistole in der Hand, den Ruf „zu den Waffen" ertönen. „Zehn Regimenter mit geworbenen Schweizern, Deutschen und Italienern," erklärt er mit weit hin schallender Stimme, „stehen vor unseren Thoren, um alle Patrioten zu erwürgen. Darum auf,

zu den Waffen, um die Freunde des Volks zu schützen." Alles jubelt ihm Beifall zu, Alles schreit: „Zu den Waffen." Desmoulins reißt einen Zweig von einem Baum und heftet sich ein grünes Blatt an den Hut. Alles macht's ihm nach. Man will ein Zeichen haben, an dem man seine Freunde erkennt.

Jetzt heißt's auf einmal, auch der Herzog von Orleans, der Freund des Volkes, sei verbannt und in Folge dessen wächst der Tumult immer mehr an. Einige rennen in einen nahen Bildhauerladen, nehmen dort die Büsten Neckers und Orleans' weg, umhüllen sie mit einem Flor und heben sie hoch empor. Ihnen folgt Desmoulins mit dem ganzen Haufen, und der Zug, mit jedem Schritte anwachsend, wälzt sich durch die Straßen St. Denis, St. Honoré, St. Martin. Am Vendomeplatz will eine Abtheilung vom Regiment „Royal Allemand" den Haufen zerstreuen, wird aber mit einem furchtbaren Steinhagel empfangen und in die Flucht geschlagen. Wieder bewegt sich der Zug weiter und kommt auf den Platz Ludwigs XV. Hier wird er von den Dragonern des Prinzen Lambesc angegriffen und viele stürzen verwundet, ein Soldat von der Garde, der sich auch angeschlossen, und einer der Büstenträger todt nieder. Jetzt flieht Alles, ein Theil nach den Boulevards, ein anderer in den Garten der Tuilerien. Hieher sprengt auch Lambesc mit seinen Dragonern und läßt auf alle Anwesenden, in der Mehrzahl friedliche Spaziergänger, einhauen. Lambesc selbst tödtet eigenhändig einen schwachen alten Mann, der nicht schnell genug ausweichen kann. „Mord! Mord! Rache!" schreit nun Alles. Man vertheidigt sich mit Stühlen, mit Allem, was man in die Hand bekommt. Man steigt auf die Terrasse und schleudert die schwersten Steine auf die Dragoner, welche sich endlich zurückziehen.

Während alles dieß vorging, hatte man das Regiment der Garde, weil es mit dem Volk sympathisirte, in seine Kaserne auf dem Platze Ludwigs XV. consignirt und der Prinz Lambesc stellte zu noch weiterer Sicherheit einen Posten von sechszig Dragonern vor dem Kasernenthore auf. Schon hierüber wurden die Gardisten wüthend, denn sie standen mit den Dragonern ohnehin auf gespanntem Fuße, und als sie nun auch noch erfuhren, daß einer der Ihrigen getödtet worden sei, da nahm aller Gehorsam gegen ihre Offiziere ein Ende. Sie griffen zu den Waffen, schlugen die Gitterthore zusammen und stellten sich am Eingang den Dragonern gegenüber in Schlachtordnung auf. Man rief sich gegenseitig an und eine trotzige Antwort der Dragoner ward sofort mit einer Salve beantwortet. Zwei Dragoner fielen, einige andere wurden verwundet, der Rest ergriff die Flucht. Nun rückte die Garde im Sturmschritt mit aufgepflanztem Bajonette vor, faßte Posto zwischen den Tuilerien und den Elisäischen Feldern und behauptete diese Stellung die ganze Nacht hindurch, um jeden weitern Angriff der Dragoner auf das Volk zu verhindern. Hievon schnellstens benachrichtigt, befahl der Marschall Broglio den auf dem Marsfelde campirenden Schweizerregimentern, gegen die Garde vorzurücken. Die Schweizer gehorchten und drangen bis gegen die Elisäischen Felder vor. Alsbald feuerten die Gardisten auf sie und nun wichen die Schweizer wieder zurück. Drauf kommandirten ihre Offiziere zum Angriff; aber die Schweizer verweigerten den Gehorsam und dasselbe thaten einige andere Regimenter,

welche der Marschall aufrücken lassen wollte. Die Soldaten wollten sich nicht selbst gegenseitig vernichten und somit blieb nichts übrig, als dieselben wieder außerhalb der Stadt auf das Marsfeld zurückzuführen. Man konnte sich also jetzt schon sagen, daß es mit dem Plane des Hofs, das Volk und seine Abgeordneten zu Paaren zu treiben, nichts sein werde, allein im Schlosse zu Versailles herrschte immer noch Uebermuth, denn man erfuhr die volle Wahrheit dort erst viel später.

Während nun übrigens das, was ich so eben schilderte, in Paris geschah, war es dunkle Nacht geworden und mit der Dunkelheit trat auch das Verbrechen hervor. An Diebs- und Raubgesindel fehlt es in keiner

Graf von Artois, nachmals Karl X.

größeren Stadt und Paris besaß dessen stets eine große Menge. Dieses Gesindel nun, mit Keulen und Piquen bewaffnet, strömte von allen Seiten herbei, um Beute zu machen und zu ihm gesellten sich mehr als zwanzigtausend Taglöhner, größtentheils Fremde, die von der Regierung wegen fehlender Geldmittel vor kurzem aus den Steinbrüchen des Montmartre entlassen worden waren. Sofort wurden Magazine und Kaufmannsläden erbrochen, zum Theil in Brand gesteckt, und dasselbe geschah mit den Barrièren. Man läutete die Sturmglocken und viele Bürger verschanzten sich in ihren Häusern. Andere stürzten sich in Masse auf die Straßen, um Hülfe brüllend, und hiedurch ward der Tumuli endlich so groß, daß nicht

Wenige die gänzliche Zerstörung der Stadt befürchteten. Schon am frühesten Morgen des 13. begaben sich daher eine Anzahl der angesehensten Einwohner von Paris auf das Rathhaus, um dem Magistrat die Nothwendigkeit einer bewaffneten Sicherheitswache vorzustellen, und der erschreckte Magistrat erklärte sich zu Allem bereit. Alsbald ward nun mit Hülfe des Polizeilieutenants der Plan entworfen, achtundvierzigtausend Mann Bürgermiliz oder Nationalgarde auf die Beine zu stellen und zugleich ernannte man aus der Mitte der Bürgerschaft einen permanenten Sicherheitsausschuß, dessen Aufgabe war, die aufgelöste Ordnung in der Stadt wieder herzustellen und die dekretirte Nationalgarde zu organisiren. Der Sicherheitsausschuß, den bisherigen ersten Vorstand der Stadt, den Prevôt Flesseles an der Spitze, machte sich auch gleich an die Arbeit und schickte Tambours durch alle Straßen, die Bürger zusammenzurufen. Die Bürger erschienen und ließen sich in Masse in die aufliegenden Register einschreiben. Auch das ganze Garderegiment, mit Ausnahme der Offiziere, trat bei und diese gut geschulten Soldaten, sowie noch viele Andere, die früher als Unteroffiziere gedient hatten, erklärten sich bereit, die neuen Nationalgardisten einzuexerciren. Nur an Einem fehlte es, an Waffen, denn diejenigen, welche man den Waffenschmieden entnahm, reichten natürlich bei weitem nicht aus. Doch versprach Flesseles bald eine genügende Anzahl herbeizuschaffen und so beruhigte sich die neue Bürgermiliz für den Augenblick. Ein gegenseitiges Erkennungszeichen, das die ebenfalls noch mangelnde Uniform ersetzen sollte, wurde übrigens sogleich geschaffen, die Kokarde der „Trikolore" nämlich, bestehend aus Blau und Roth — den Farben des Pariser Stadtwappens — und Weiß, der Farbe Frankreichs. Man wählte diese Farben anstatt jener von Desmoulins improvisirten grünen Kokarde, weil Grün die Farbe des verhaßten Grafen von Artois war.

Tausenden von Denen, welche sich zur Nationalgarde hatten einschreiben lassen, lag es sehr an der Wiederherstellung der Ordnung in Paris und sie thaten daher Alles, was sie nur thun konnten, um diesen Zweck zu erreichen. Die große Masse des Volkes aber, worunter besonders der Arbeiterstand von der Vorstadt St. Antoine, befand sich in einer allzugroßen Aufregung, als daß von einem ruhigen Daheimbleiben hätte die Rede sein können, und Hunderttausende durchzogen schreiend die Straßen oder saßen in den Wirthshäusern, um dort zu politisiren und sich noch mehr zu erhitzen. Auf die Nacht waren also wieder die ärgsten Scenen zu befürchten und überdieß erwartete man auf diese Zeit allgemein einen Angriff der fremden Truppen. Um so mehr sehnte man sich nach der ersten Flintenlieferung, die Flesseles aus der Fabrik von Charleville versprochen hatte, und gegen Abend schrie man daher wieder allgemein nach Waffen. Endlich kamen verschiedene Kisten mit der Aufschrift „Artillerie" von Charleville im Stadthause an und nun athmete Alles freier auf. Als man nun aber nach Oeffnung der Kisten fand, daß sie, statt mit Flinten, mit Holzstücken und Lumpen gefüllt waren, da bemächtigte sich selbst der Gutmüthigsten ein furchtbarer Unwillen und brüllend und tobend schleuderte man dem Sicherheitsausschuß das Wort Verrath entgegen. Doch ließen sich die Leute, obwohl allerdings nur mit der größten Mühe und nur durch die bündigsten Versprechungen, abermals beschwichtigen und die Nacht verging

verhältnißmäßig ruhig, da man die Vorsicht brauchte, die Stadt vollständig zu beleuchten und durch alle Straßen Streifwachen von vereinigten Bürgern und Gardisten zu schicken. Mit Tagesanbruch des 14. dagegen erschienen sofort wieder Tausende vor dem Stadthause und erneuerten das Geschrei nach Waffen. Abermals wollte sie Flesseles beschwichtigen, aber die Zeit der Geduld war vorbei und überdem lag es auf der Hand, daß das, was der Prevôt versprach, keineswegs ernstlich gemeint sei. Da schrie plötzlich Einer aus der Menge: „im Invalidenhause sind Waffen genug, wir wollen sie uns dort holen", und dieser Ruf zündete alsobald. Im Momente ordnete sich ein ungeheurer Zug und im Sturmschritt begab sich die ganze Masse nach dem Invalidenhause, ohne daß die noch immer auf dem Marsfelde — der Zug mußte an demselben vorbei — aufgestellten Truppen irgend Miene gemacht hätten, einzuschreiten. Ebensowenig wehrten sich die Invaliden und auch das half nichts, daß der Gouverneur des Hauses die Thore hatte schließen lassen. Das Volk drang mit Gewalt ein und bemächtigte sich ohne Weiteres der in den Kellern und Gewölben aufbewahrten 28,000 Gewehre nebst 20 Kanonen, viel Munition und einer Menge von Säbeln. Groß war der Jubel, als nun fast ihrer dreißigtausend Männer sich plötzlich in Soldaten verwandelt sahen und unter lauten Zurufen und Gesängen kehrte der Zug abermals am Marsfelde vorüber nach Paris zurück.

Hier hatte sich inzwischen eine furchtbare Aufregung fast der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt, denn plötzlich verbreitete sich das Gerücht, die Regimenter, welche in St. Denis lagen, seien im Anmarsch gegen Paris und nicht minder seien die Kanonen der Bastille, jener alten im 14. Jahrhundert gegen die Engländer angelegten und später zur Bezähmung der unruhigen Einwohnerschaft sowie zum Gefängniß für Staatsverbrecher benützten Festung, auf die Stadt gerichtet. An der Wahrheit dieses gedoppelten Gerüchtes zweifelte kein Mensch und der Sicherheitsausschuß befahl also sofort, die zwanzig aus dem Invalidenhause genommenen Kanonen an den Eingängen der Vorstädte sowie auf den Hauptbrücken aufzustellen, um die anrückenden Truppen mit Kugeln zu begrüßen. Zu gleicher Zeit ward ein Mitglied des Ausschusses zu dem Marquis de Launay, dem Gouverneur der Bastille gesandt, um ihn zu bewegen, daß er die Festung der Municipalität ergebe oder wenigstens die Kanonen von den Thürmen entferne. Auf beides erwiderte er verneinend, mit dem Bemerken, die Stücke seien von jeher auf den Thürmen gewesen und es stehe nicht in seiner Befugniß, sie von dort herunternehmen zu lassen. Auf dieses hin wurde das Volk ganz wüthend und aus Tausenden von Kehlen erscholl der Ruf: „Nach der Bastille! Nieder mit der Bastille!" In der That zogen nun auch Tausende schon Morgens neun Uhr auf den Bastilleplatz und in ihnen allen lebte nur Ein Gedanke, der, dieses Zwinguri tyrannischer Herrschaft zu vernichten. Allein wenn auch den ersten Tausenden bald andere Tausende nachrückten und wenn auch die Hintersten vielleicht noch lauter schrieen als die Vordersten, so war damit doch nichts geschehen, denn der Gouverneur ließ die Zugbrücken aufziehen wie zur Kriegszeit und kommandirte die Schildwachen und Kanoniere auf ihre Posten. Wie wollte man nun der Veste mit ihren Wällen, Gräben, Mauern, Bastionen und

Thürmen beikommen? So wurde es Mittag, ohne daß irgend etwas ausgerichtet worden wäre. Da erfuhr man, daß die Besatzung nur aus achtzig Invaliden nebst vierzig Schweizern bestehe und dieß erhöhte den Zorn der Menge bis zur Siedhitze. Zwei der Entschlossensten stürzten sofort vor und hieben mit Aexten auf die Ketten der ersten großen Brücke. Nach wenigen Hieben brechen die Ketten, die Brücke fällt und wüthend drängen sich die Haufen über dieselbe. Man rückt sofort gegen die zweite Brücke vor, um auch diese zu fällen, allein jetzt feuert die Besatzung eine Musquetensalve ab und die Stürmenden prallen zurück. Doch der Muth kehrt ihnen im Augenblicke wieder und abermals werden die Aexte mit Macht geschwungen, während Andere Stroh und Holz herbeischleppen, um die Wachthäuser und Thore in Brand zu stecken. Nunmehr gibt die Besatzung eine Kartätschensalve und diese ist so mörderisch, daß über Hundert mehr oder minder schwer verwundet niederstürzen. Aber was thut's? Man schafft die Gefallenen weg und fährt unausgesetzt mit dem Stürmen fort. Vergebens läßt der Prevôt Flesselles die Menge auffordern, das vergebliche Unternehmen aufzugeben, indem er den Festungsgouverneur de Launay durch friedlichen Zuspruch bewegen werde, die Bastille zu öffnen. Man traut ihm nicht und glaubt, er wolle nur Zeit gewinnen, um noch mehr Truppen in die Veste zu werfen. Vier Stunden lang schon hat der Kampf gedauert, da erscheint eine größere Abtheilung des übergegangenen Garderegiments mit vier Kanonen und nun nimmt die Sache schnell eine andere Wendung. Nach ein paar Schüssen sieht die Besatzung, daß aller Widerstand ein vergeblicher ist und verlangt vom Gouverneur, daß er kapitulire. Dieser dagegen will die Festung in die Luft sprengen und eilt mit einer brennenden Lunte dem Pulvermagazin zu. Doch man hält ihn zurück und pflanzt sofort die weiße Fahne auf, indem ein Offizier zugleich den Belagerern zuruft, man wolle sich ergeben, wenn man der Besatzung das Leben sichere. „Laßt die Brücken nieder; es wird euch nichts geschehen!" schreien die Vordersten und nun fällt auch richtig die letzte Brücke. Hinein stürzt jetzt das wüthende Volk, aber die Bemühungen der Vordersten, worunter die braven Gardisten Elie und Hullein, die Besatzung zu schützen, wie sie versprochen, sind vergebens. „Sie haben auf ihre Mitbürger gefeuert und hunderte von uns getödtet; darum müssen sie sterben!" Also brüllten die Wüthenden und ihrer Wuth fielen sofort der Gouverneur de Launay und vier seiner Offiziere nebst drei Soldaten zum Opfer. Ja, damit noch nicht zufrieden, haut man den Ermordeten die Köpfe ab, steckt sie auf Stangen, trägt sie mit dem Rufe: „Freiheit, Freiheit, nieder mit allen Despoten!" im Triumph durch die Straßen, und macht so den Anfang mit jenen gräßlichen Scenen, durch welche sich die Revolution später so sehr beschmutzt hat.

Also ging es zu bei der Erstürmung der Bastille und ich habe dieselbe, sowie die ihr unmittelbar vorangehenden Ereignisse deßwegen so eingehend geschildert, weil damit die eigentliche Revolutionszeit ihren Anfang nahm. Hinzusetzen muß ich noch, daß man in der Tasche des ermordeten Festungsgouverneurs de Launay einen Zettel fand, welchen der Prevôt Flesselles an ihn geschrieben hatte und worin es unter Anderem hieß: „Ich unterhalte die Pariser mit Kokarden und Versprechungen; harren Sie aus

Die Erstürmung der Bastille.

bis heute Abend, so bekommen Sie Verstärkung." Dieser Zettel kostete dem Prevôt das Leben, denn Einer aus dem Volke streckte ihn gleich darauf als einen Verräther mit einem Pistolenschuß nieder. Was die Bastille selbst betrifft, so fand man in den Kerkern, außer verschiedenen andern, drei Staatsgefangene, die ohne Urtheil — einer schon dreißig Jahre lang — darin saßen. Mit ihrer Niederreißung begann man gleich den andern Tag nach ihrer Eroberung, also am 15. Juli und zwar unter Kanonendonner und unter Abhaltung eines Tedeums. Ihre Stelle nimmt nun ein öffentlicher Platz ein und auf diesem Platze erhebt sich eine Säule, an welcher die Namen der sämmtlichen Bastillestürmer eingegraben sind.

Viertes Kapitel.

Von der Erstürmung der Bastille bis zum Föderationsfeste.

(14. Juli 1789 bis 14. Juli 1790.)

Die Nachricht von dem, was in Paris vorgegangen, drang mit Sturmeseile in die Provinzen des Reichs und in allen größeren Städten beeilte man sich, dem gegebenen Beispiel nachzukommen. Somit bildeten sich in kurzem allenthalben Nationalgarden und die Municipalitäten wurden mit Vertrauensmännern aus dem Volke verstärkt oder auch ganz neu besetzt. Am nachhaltigsten war die Wirkung, welche die Bewegung auf die Nationalversammlung machte. So bald die Abgeordneten nämlich Kunde von dem ausgebrochenen Aufstande erhielten, beschlossen sie, damit ihr Sitzungssaal nicht mit militärischer Gewalt über Nacht geschlossen werden könnte, Tag und Nacht Sitzung zu halten und schickten nach einander zwei Deputationen an den König, um ihn zu bewegen, die Truppen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit dekretirte die Versammlung mit Einhelligkeit, daß die Minister des Königs und überhaupt alle seine Rathgeber, „weß Standes und Ranges sie auch sein möchten," für alle Regierungshandlungen verantwortlich seien, und endlich genehmigte sie die Errichtung von Bürgermilizen im ganzen Lande, sowie die Erneuerung der Stadtrathskollegien durch Zuziehung von freisinnigen Volksmänneren. Was nun übrigens den König selbst betrifft, so hielt ihn seine Umgebung absichtlich in vollster Unwissenheit über die Bedeutung der Pariser Vorgänge, denn der größte Theil der Hofleute war thöricht genug, jene Vorgänge für vorübergehende Pöbelexcesse zu erklären, und die Verblendung ging sogar so weit, daß in der Nacht vom 13. auf den 14. noch großer Hofball stattfand. Als aber am 14. die Kanonenschüsse von Paris bis nach Versailles herüberdonnerten und Nachricht auf Nachricht das Umsichgreifen des Volksaufstandes bestätigte, da konnten sich auch die größten Aristokraten unter den Höflingen die Wichtigkeit des Augenblicks nicht mehr verhehlen und man sah ein, daß rasch gehandelt werden müsse, wenn nicht alles verloren

sein solle. Ein Theil, der weitgehendste, mit dem Grafen von Artois, dem jüngsten Bruder des Königs, an der Spitze, wollte, man solle sofort mit allen vorhandenen Streitkräften auf das empörte Paris marschiren, die Stadt besetzen, die Nationalversammlung aufheben und das absolute Königthum wieder herstellen. Dieß erklärte jedoch der Marschall von Broglio, der den Abfall der Garde und der Truppen auf dem Marsfelde kannte, für eine Sache der Unmöglichkeit und sein Rath ging daher dahin, man — der König mit dem ganzen Hofe — solle mit den treugebliebenen Truppen nach Metz marschiren, von wo aus dann nach Zusammenziehung einer größeren Armee weiter operirt werden könne. Letzterer Ansicht trat auch die Königin bei und der König selbst war ebenfalls nicht dagegen. Doch behielt er sich die definitive Entschließung bis auf den andern Tag, den 15., vor und die Hofpartei benützte diese Zwischenzeit dazu, um die in Versailles liegenden Truppen in der Orangerie festlich zu bewirthen.

So stand es am Hofe zu Versailles am Abend des 14. Juli 1790, als plötzlich gegen Mitternacht die Nationalversammlung die sichere Kunde von der Einnahme der Bastille und von dem vollständigen Sieg des Volks erhielt. Alsobald eilte nun der Herzog von Liancourt, Mitglied der Versammlung und zugleich Oberstkammerherr, ins Schloß, drang ins Schlafzimmer des Königs und stellte diesem die ganze Sachlage auseinander. „Das ist ja eine förmliche Revolte," rief Ludwig XVI. auf's höchste erschreckt. „Nein, es ist eine Revolution, Sire," erwiederte der brave Liancourt, „und der Thron selbst steht in Gefahr, wenn Sie sich noch fernerhin, statt auf die Nationalversammlung und das Volk, auf die unzuverlässigen fremden Regimenter und die Hofkamarilla stützen wollten." Der König, noch mehr erschreckt, entschloß sich, sofort dem Rathe Liancourts zu folgen, und erschien auch richtig den andern Morgen, nur von Wenigen begleitet, in der Nationalversammlung, welche ihn ehrfurchtsvollst empfing. Dieser aber erklärte er, daß er sofort Befehl geben werde, die Truppen vom Marsfeld und St. Denis in ihre Garnisonen zurückzuziehen, sowie daß er bereit sei, das frühere freisinnige Ministerium Necker wieder einzusetzen. „Im Uebrigen," setzte er hinzu, „verlasse er sich auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen und überlasse es getrost der Nationalversammlung, die zur Wiederherstellung der Ruhe erforderlichen Maßregeln zu ergreifen." Diese Worte wurden natürlich mit dem größten Beifalle aufgenommen und die ganze Nationalversammlung geleitete in corpore den König in sein Schloß zurück.

Unmittelbar nachher sandte die Nationalversammlung eine Deputation von 88 Mitgliedern, an deren Spitze sie ihren Präsidenten Bailly und den wegen seiner früheren Theilnahme am amerikanischen Freiheitskampf hochangesehenen Lafayette, den Freund Washingtons, stellte, nach Paris, um dort laut zu verkünden, daß der König in allen Theilen nachgegeben habe, und diese Deputation wurde natürlich unter solchen Umständen mit gedoppeltem Jubel empfangen. Auch ernannte der Sicherheitsausschuß sofort den Präsidenten Bailly unter dem neuen Titel eines „Maire" zum Vorstand der Municipalität d. i. des Stadtraths von Paris, und Lafayette erhielt das Commando über die gesammte Nationalgarde. Zugleich aber wurde darauf gedrungen, daß der König, um die Hauptstadt vollends zu

beruhigen, selbst nach Paris kommen solle, und die Deputation mußte bei ihrer Heimkehr feierlichst versprechen, dieß ins Werk zu setzen. In der That sagte auch der gutmüthige König sogleich zu und gefolgt von hundert Mitgliedern der Nationalversammlung sowie der ganzen Versailler Nationalgarde, aber nur von vier Herren von seiner Umgebung begleitet fuhr er am 17. nach Paris. Dort empfing ihn am Thore der neue Maire nebst Lafayette an der Spitze der Pariser Nationalgarde und unter diesem Geleite fuhr er Schritt für Schritt durch eine unzählige Menge Volks nach dem Stadthause, wo die Municipalität ihm aufwartete. Nach der Aufwartung aber heftete Bailly dem Monarchen die neue Nationalkokarde an den Hut und als er sich so geschmückt auf dem Balkon zeigte, da entstand ein so wahnsinniges Hochrufen, daß die Luft förmlich davon erschüttert wurde. Derselbe Jubel begleitete den König auch nach Versailles zurück; die Königin aber empfig ihn dort wie einen dem Tode Entronnenen.

In Versailles nämlich gingen während der Abwesenheit des Königs gar tolle Gerüchte über die Gefahr, in die er sich begeben habe, um und man sprach sogar von Mordplanen auf sein Leben. In Folge dessen ergriff den Hof ein wahrhaft panischer Schrecken, und verschiedene der hohen Herrn, die bisher den König so schlecht berathen hatten, wußten nichts besseres zu thun, als so schleunig als möglich, den Monarchen feige seinem Schicksale überlassend, nach Deutschland und der Schweiz zu entfliehen. Darunter gehörte der Graf von Artois mit seinen beiden Söhnen, die Prinzen von Conti und Condé, der Marschall von Broglio, der Baron von Breteuil, die Familie Polignac, welche von der Königin so sehr protegirt worden war, nebst noch vielen andern altadeligen Geschlechtern, und so machten sie den Anfang der sogenannten Emigration, welche später durch ihre schlimmen Umtriebe den Haß gegen den armen Ludwig so furchtbar steigerte. Die übrige Königliche Familie aber, also die Königin mit den Königlichen Kindern, der Graf von Provence, der ältere Bruder Ludwigs, seine Schwester Elisabeth und seine beiden unverheiratheten Tanten blieben bei Ludwig XVI. zurück, und hiedurch gewann Marie Antoinette mehr als je Einfluß auf ihren Gemahl.

Am 30. Juli kehrte Necker nach Versailles zurück und seine ganze Reise dahin war ein wahrer Triumphzug gewesen. Das Volk wie die Nationalversammlung hoffte das Beste von seiner Verwaltung und in dieser frohen Zuversicht gaben sich die Abgeordneten unausgesetzt und mit dem größten Eifer der Ausarbeitung der neuen Verfassung, die Frankreich durch sie erhalten sollte, hin. Besonders denkwürdig war in dieser Beziehung die Sitzung vom 4. August, welche bis tief in die Nacht hinein fortdauerte, denn auf den Vorschlag des Vicomte von Noailles, eines demokratisch gesinnten Adeligen, wurden mit Einem Striche alle Adelsvorrechte abgeschafft, und auf den Antrag des Herzogs von Chatelet beseitigte man ebenfalls auf Einen Zug die lästige Abgabe des Zehnten an die Geistlichkeit. Nicht minder dekretirte man nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten die allgemeinen Menschenrechte in 17 Paragraphen und machte damit alle Franzosen einander gleich, so daß keiner mehr vor dem andern etwas voraus haben sollte. Weitere wichtige Beschlüsse waren, daß für alle Zukunft die gesetzgebende Versammlung nur aus Einer Kammer be-

stehen dürfe — Ein Gott, Eine Nation, Ein König und Eine Kammer — so wie daß der König zwar das Recht habe, den Beschlüssen dieser Kammer seine Sanction zu verweigern — Veto — daß aber eine solche Verweigerung nach vier Jahren ihre Gültigkeit verliere. Kurz die neue Verfassung erhielt besonders durch den Einfluß Mirabeau's, Sieye's und Anderer eine ganz republikanische Färbung und die Vorschläge Neckers und seiner Freunde, die zu größerer Mäßigung riethen, drangen nur selten durch.

Natürlich wurden über alles dieß die aristokratisch Gesinnten am Hofe ungeheuer erbittert und die Königin setzte es deßhalb bei ihrem Gemahle

Lafayette.

durch, daß er wenigstens einem Theil der Nationalversammlungsdekrete seine Genehmigung versagte. Solche Weigerung aber machte sowohl bei der Versammlung als auch besonders beim Volke sehr böses Blut und in Paris wurde die Erbitterung noch dadurch gesteigert, daß eben damals wegen mißrathener Ernte eine ziemliche Theurung herrschte. So kam es denn, daß im Herbst 1789 der Hof und das Volk sich schroffer als je gegenüberstanden, und der König ließ daher auf den Rath seiner Gemahlin, um sich vor aller Vergewaltigung zu schützen, die Garnison von Versailles durch das treue Regiment Flandern verstärken. Auch gab die Königliche Leibwache diesem Regimente sofort am 1. Okt. ein solennes Bewillkomm-

nungsfest, bei welchem auch die Königin mit ihrem Gemahl und dem kleinen Dauphin erschien, und man kann sich nun wohl denken, daß dadurch bei den Soldaten ein großer monarchischer Enthusiasmus hervorgerufen wurde. Allein von Vortheil war dieß für den Hof nicht, sondern vielmehr gerade umgekehrt von größtem Nachtheil, denn nunmehr faßten die Häupter der Revolutionspartei den Plan, den König zu zwingen, mit dem Hofe und der Nationalversammlung nach Paris überzusiedeln, um ihn dort völlig in die Gewalt zu bekommen.

Sofort wurde unter dem Pöbel von Paris auf alle Weise gehetzt und selbst das Geld sparte man nicht, indem der Herzog von Orleans, der nach Beseitigung des Königs gerne Generallieutenant des Königreichs geworden wäre, dasselbe in Hülle und Fülle lieferte. Auch fiel es durchaus nicht schwer, eine große, aber meist aus gesunkenen Weibern bestehende Rotte zusammenzubringen, welche am 5. Okt. in aller Frühe unter der Führung des Bastillestürmers Maillard und der schönen Amazone Theroigne de Mericourt zuerst einige Bäckerläden plünderte und dann unter dem wahnsinnigen Gebrüll: „Brod! Brod! Nach Versailles, damit der König uns Brod gibt!“ in's Stadthaus eindrang, um sich mit Waffen zu versehen. Bald kam ganz Paris in Allarm und die Nationalgarde trat unter die Waffen. Die allgemeine Stimmung ging aber nicht dahin, den schreienden Weibern einen Zaum anzulegen, sondern die Meisten stimmten in den Ruf „nach Versailles“ mit ein und vergeblich versuchte es Lafayette wenigstens die Nationalgarde zurückzuhalten. Er mußte sich vielmehr, um größeres Unheil zu verhüten, an die Spitze derselben stellen, und so zog Mittags der ganze ungeheure Haufen, die Weiber unter Maillard voran, nach Versailles. Wie es nun da zuging kann man sich denken, indem die große Masse der Mitgezogenen dem rohesten Pöbel angehörte; allein Lafayette verhinderte wenigstens alle gröberen Excesse und schützte insbesondere das Schloß während der Nacht durch Besetzung der wichtigeren Außenposten — die innern überließ er der Königlichen Leibwache — mit bewährten Nationalgardisten.

Bald sollte jedoch die Ruhe durch einen fürchterlichen Auftritt unterbrochen werden. Einige Wenige nämlich vom gemeinsten Pariser Pöbel schlichen sich Morgens fünf Uhr durch eine Hinterpforte, die man leider unbesetzt gelassen hatte, in's Schloß ein und wurden da natürlich mit der Leibwache, welche sie hinausdrängen wollte, handgemein. Ein furchtbarer Kampf entstand und auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete. Da jedoch die Eingedrungenen Succurs erhielten, so wäre ohne Zweifel die ganze Leibwache ermordet worden, wenn nicht sofort Lafayette mit einem Corps der Nationalgarde auf dem Platze erschienen wäre und dem weiteren Kampfe Einhalt gethan hätte. Dagegen aber mußte er zugeben, daß man die noch lebenden Leibwächter, nachdem man sie entwaffnet, als Gefangene behandelte und die Köpfe der Ermordeten auf Piken steckte, um sie wie im Triumphe herumzutragen. Ja noch mehr — als jetzt auf einmal aus der Menge der Ruf erscholl: „Nach Paris! Der König soll mit nach Paris!“ wagte er es nicht, der aufgeregten Menge entgegenzutreten, sondern drang selbst in den Monarchen, sich hiezu zu entschließen und dem Volke diesen seinen Entschluß vom Balkon herab zu verkünden.

Ludwig XVI. that so und um 1 Uhr Mittags fuhr er mit seiner Familie, begleitet von der Nationalgarde und umgeben von dem ganzen großen aus vielleicht 30,000 Menschen bestehenden Pöbelhaufen, nach Paris, wo er sofort den so lange verlassen gewesenen Palast der Tuilerien bezog. Am 19. Oktober folgte auch die Nationalversammlung dahin nach, und schlug ihren Sitz zuerst im erzbischöflichen Palaste, später aber im großen Reithause ganz in der Nähe der Tuilerien auf.

Nunmehr war es um die Königliche Macht für immer geschehen und alle Gewalt lag von jetzt an in den Händen der revolutionären Partei. Eben deßwegen verließen auch sofort die Gemäßigtsten unter den Abgeordneten die Nationalversammlung, um in ihre Heimath zurückzukehren, und die Neuwahlen, die sofort angeordnet wurden, brachten weit radikalere Mitglieder in die Versammlung. Dieß geht am deutlichsten aus den nun folgenden Decreten der Abgeordneten hervor, denn diese athmeten alle einen vollständig radikalen Geist. So wurden alle Güter der Geistlichkeit für Eigenthum der Nation erklärt und gleich darauf alle geistlichen Orden und Klöster aufgehoben. So schaffte man den Erbadel ab und verbot zugleich jeden adeligen Titel, so daß man Niemanden mehr mit Prinz, Herzog, Graf, Marquis, Baron oder mit Hoheit, Durchlaucht und Excellenz anreden durfte. So entzog man dem Könige den Besitz seiner Hausgüter und gab ihm dafür eine bestimmte Civilliste. So beschloß man den Tag der Erstürmung der Bastille als den ersten Beginn der Volkssouverainetät alle Jahre aufs feierlichste zu begehen und decretirte also jenes Fest, welches unter dem Titel „Föderationsfest" einen so hoch berühmten Namen erhielt. Die Absicht dabei war, das Volk, die Armee und die Nationalgarden von ganz Frankreich mit einander zu verbinden, und diese Verbindung durch einen Eid zu bekräftigen; die Ausführung des Festes aber, zu welchem aus allen Cantonen von Frankreich Abgeordnete geschickt wurden, fiel so glänzend aus, und es herrschte eine solche patriotische Begeisterung dabei, daß selbst die Königin und die ihr gleichgesinnten Hofleute davon hingerissen wurden

Fünftes Kapitel.

Vom Föderationsfeste bis zur Vollendung der ersten Verfassung.

(14. Juli 1790 bis 3. September 1791.)

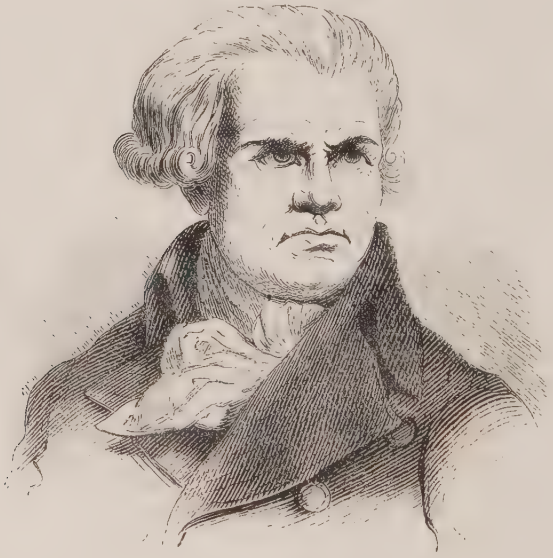
Schon vor dem Föderationsfeste hatte der König alle Decrete der Nationalversammlung, von denen ich oben gesprochen, genehmigt, also auch die, welche die Einziehung der geistlichen Güter, die Aufhebung der Klostergelübde und die Unterwerfung der Geistlichkeit unter die bürgerliche Gesetzgebung betrafen. Allein später bekam er Gewissensscrupel und er wandte sich sofort heimlich an den Pabst, um sich ihm reumüthig zu Füßen zu

werfen. Davon nahm der letztere Veranlassung, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen, und es erging alsbald von Rom aus an die Geistlichen das Verbot, den Bürgereid zu leisten, einmal weil sie sonst ihre geistliche Gewalt nicht mehr in ihrer ganzen Fülle ausüben könnten, und zum andern, weil die päbstliche Oberherrschaft über die Geistlichen dadurch alterirt würde. Um dieses päbstliche Decret bekümmerte sich natürlich die Nationalversammlung nicht im geringsten, allein die Sache hatte doch eine äußerst schlimme Folge, die nehmlich, daß die Geistlichkeit Frankreichs sich nunmehr in beeidigte und unbeeidigte Priester spaltete, welche sich gegenseitig der Rebellion und Ketzerei beschuldigten und ihre Anhänger gegen einander aufhetzten. Außerdem bemächtigte sich von nun an des Königs, als eines guten römischen Katholiken, eine tiefe Verstimmung und er ließ sich von seiner Gemahlin sowie seiner sonstigen nächsten Umgebung gar leicht zu dem Glauben bereden, daß die ganze Revolution nur ein Rausch oder ein Fieber sei, das bald vorübergehen werde, um dem Alten wieder Platz zu machen. Innerlich verdammte er also die sämmtlichen Neuerungen, welche die Nationalversammlung decretirt hatte; äußerlich aber gab er ihnen seine Genehmigung, obwohl man ihm den Zwang und den Widerwillen ansehen konnte.

Uebrigens nicht blos der König und die Hofleute wurden durch die täglichen Fortschritte der Revolution tief gekränkt, sondern auch Menschen ganz anderen Schlags erging es nicht besser und unter diese gehörte besonders auch der Minister Necker. Er war ein Freund von stetigen Reformen, aber das radikale Einreißen ging ihm gegen den Sinn und so kam er in eine fortwährende Collision mit der Nationalversammlung, die sich ganz und gar nichts um seine Ermahnungen und Einreden kümmerte. Endlich mußte er es gar erleben, daß man der Geldnoth durch ein Papiergeld, die Assignaten (es waren dieß Schuldscheine, welche von dem Erlös der zu verkaufenden geistlichen Güter dereinstens bezahlt werden sollten) abhelfen wollte, und jetzt, im Anfang September 1790 schlug Mirabeau eine neue Assignatenschöpfung von mehreren tausend Millionen vor. Das war zu viel für ihn und er reichte also am 8. September seine Entlassung ein, indem er sich zugleich heimlich aus Paris entfernte. Er glaubte ohne Zweifel, man werde ihn sehr vermissen, aber schon nach wenigen Tagen sprach kein Mensch mehr von ihm und nach einer Woche war er von Jedermann vergessen. Die Ereignisse jagten sich ja damals förmlich und zwar Ereignisse von der allergrößten Wichtigkeit, indem man nunmehr mit Riesenschritten jener schlimmen Periode der Revolution entgegenging, welche man mit Recht „die gesetzlose" genannt hat.

Warum das so kam? Diese Frage zu beantworten ist sehr einfach. Vom schwachen Ludwig XVI. war, wie ich im Bisherigen auseinandergesetzt habe, alle Gewalt an die Nationalversammlung übergegangen und der König hatte sich von ihr zu einer Art von Verwaltungsbeamten herabdrücken lassen, dessen ganzes Geschäft darin bestand, ihren Decreten das Siegel aufzudrücken. So lange nun dieses Verhältniß bestand, herrschte immer noch eine gewisse Ordnung im Regiment, nur eine andere, als früher; allein mit der Uebersiedlung der Versammlung nach Paris nahm diese Ordnung ein Ende, denn nun gewannen bisher unbekannte Elemente Einfluß, indem die

Herren Abgeordneten in ein förmliches Abhängigkeitsverhältniß zu der Bevölkerung von Paris, oder besser gesagt zu den jeweiligen Leitern dieser Bevölkerung kamen. In Paris politisirte Alles, der Gewerbsmann so gut als der Arbeiter, der Herr so gut als der Diener, das Weib so gut als der Mann. Jedermann trat irgend einem Verein oder Club bei und bald that sich einer dieser Vereine, der Jacobinerclub, als der maßgebendste hervor. Er hieß so, weil er seine Sitzungen in dem ehemaligen Jacobinerkloster hielt, und bestand zwar allerdings anfangs meist nur aus Mitgliedern der Nationalversammlung, nahm aber mit der wachsenden Aufregung jeden auf, der sich für einen Freund der Freiheit und Revolution erklärte. So



Danton.

wuchs er mit jedem Tage mehr an und wenn auch, wie natürlich, die politischen Ansichten der Mitglieder nicht in allen Dingen zusammengingen, so waren sie doch darin Eins, daß Frankreich auf breitester demokratischer Grundlage neu konstituirt werden müsse. Die ersten politischen Notabilitäten der damaligen Zeit saßen darin und ich brauche blos den Namen Mirabeau zu nennen, um die Wichtigkeit dieses Clubs zu kennzeichnen. Mirabeau war übrigens das Haupt der Gemäßigten, und verlangte nichts weiter, als daß Frankreich wahrhaft constitutionell regiert werde. Ganz andere Tendenzen dagegen verfolgten die beiden Häupter der exaltirtesten Partei, die Abgeordneten Danton und Robespierre, ersterer der kühnste gewaltigste

Redner seiner Zeit, letzterer durch seine Unbestechlichkeit und eiserne Consequenz hervorragend. Sie nämlich lebten der Ueberzeugung, daß ohne völlige Vertilgung des bisher Bestandenen eine neue Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft niemals zu Stande gebracht werden könne, und in gleichem Sinn mit ihnen wirkte der Journalist Marat, dessen Feder von keiner andern an Schärfe übertroffen wurde. Unter solchen Umständen mußte natürlich der Jacobinerclub in Paris einen ungeheuren Einfluß gewinnen, und in der That hatten auch seine Mitglieder schon nach wenigen Monaten sowohl auf dem Stadthause — die städtischen Behörden bestanden aus einem Stadtrath mit 32 Municipal-Räthen und einem großen Rath, der 96 Mitglieder zählte; an der Spitze aber stand der Maire mit seinem aus 16 Administratoren gebildeten Bureau — als auch in den 48 Districten oder „Sectionen", in welche die Stadt getheilt war, das Uebergewicht. Ueberdieß versäumte es der Club nie, die Galerien des Nationalversammlungssaals schon ganz in der Früh mit seinen Trabanten zu besetzen, und der Beifall oder das Mißfallen dieser Galerien übte, wie man sich nicht verhehlen konnte, von Anfang an eine keineswegs zu unterschätzende Macht auf die Mitglieder der Versammlung aus. Was aber noch mehr besagen wollte, der Pariser Club sorgte dafür, daß in allen Städten Frankreichs ähnliche Clubs und Vereine gegründet wurden, und da er, der Pariser Club, so zu sagen Wurzel und Stamm aller dieser Gesellschaften war, so erstreckte sich seine Herrschaft wie über die Hauptstadt, so auch über das ganze Reich. Er gab den Ton an und ganz Frankreich tanzte nach seiner Melodie.

Am 2. April 1791 starb Mirabeau und da nun seine überlegene geistige Kraft die Wortführer der extremen Partei nicht mehr im Zügel hielt, so gewannen die letzteren immer mehr die Oberhand. Noch mehr gefördert wurde ihr Einfluß durch die Umtriebe der Emigrirten, und am allermeisten durch die beabsichtigte Flucht des Königs. Wie bereits früher gesagt, hatte sich schon gleich beim Beginn der Revolution der Graf von Artois, des Königs jüngerer Bruder, mit vielen andern hochadeligen Herrn in's Ausland geflüchtet und ihnen folgten noch verschiedene Tausende nach. Sie blieben aber im Auslande nicht unthätig, sondern rüsteten sich vielmehr in Worms und Coblenz militärisch aus, um von da aus in Frankreich einzufallen. Mit ihnen im Bunde waren die vielen deutschen Freiherrn, Grafen und Fürsten, welche im Elsaß und in andern französischen Provinzen Baronien besaßen und durch die Abschaffung der Feudalrechte in Frankreich große Verluste erlitten hatten. Nicht minder stand zu hoffen, daß Kaiser und Reich gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen werde, und bereits berathschlagte Leopold II. mit dem Könige von Preußen, auf welche Weise man wohl am besten in Frankreich das alte Königthum mit dem früheren Adels- und Priesterwesen wieder herstellen könnte. Alles dieß wußte man in Frankreich gar wohl und die Aufregung stieg daher mit jedem Tage mehr. Auch schenkte man den Gerüchten, daß der König mit seiner Gemahlin, „der verhaßten Oesterreicherin", insgeheim die Plane der Emigrirten und des Auslands begünstige, unbedingten Glauben und weil nun der Jacobinerclub über diesen „Verrath" des Staatsoberhauptes am ärgsten wüthete, so galten von nun an nur noch diejenigen, welche zu ihm hielten, als ächte wahre Patrioten. Der König selbst blieb übrigens lange unschlüssig,

was er thun solle, und wenn er auch in seinem Innern ohne Zweifel mit den geflohenen Adeligen sympathisirte, so schwankte er doch immer wieder vor jedem energischen Schritt zurück. Da endlich gab eine gewaltthätige Handlung des Pöbels von Paris gegen ihn den Ausschlag. Er wollte sich nehmlich am 18. April nach St. Cloud begeben, um daselbst den Ostertag zuzubringen; allein die Jacobiner hetzten sofort unter dem Geschrei, der König wolle entfliehen, einen Haufen von Arbeitern auf, und diese vermengt mit Gesindel aller Art hielten den Wagen des Regenten mit Gewalt an, so daß derselbe sich genöthigt sah, wieder in die Tuilerien zurückzukehren. Auf dieses hin wurde es der Königin leicht, ihren Gemahl davon zu überzeugen, daß ihm, wenn er noch länger zuwarte, das Schicksal Karls I. von England bevorstehe, und er beschloß also, sich und seine Familie durch schnellste Entfernung von Paris zu retten.

Alsobald setzte er sich durch einige Vertraute mit dem Marquis von Bouillé, Gouverneur von Metz und General der in Lothringen stehenden Truppen, in Verbindung, und dieser, ein dem Könige treu ergebener Officier, der sich aber durch ein kluges Benehmen den Patrioten noch nicht verdächtig gemacht hatte, entwarf sofort einen Plan, von dem man hoffen konnte, daß er gelingen werde. Unter dem Vorwande, die Gränzen besser sichern zu müssen, errichtete er ein Lager bei Montmedy, stellte auf der Straße, welche der König einschlagen mußte, von Ort zu Ort kleinere Posten auf, um demselben als Bedeckung zu dienen, und wußte die Leute glauben zu machen, diese Posten seien zur Beschützung der zur Bezahlung der Truppen bestimmten Kasse nothwendig. Ihrerseits traf die Königliche Familie insgeheim alle Vorbereitungen zur Abreise, benahm sich aber so vorsichtig und unbefangen dabei, daß Niemand einen Verdacht schöpfte. Auch schrieb Ludwig XVI. zu seiner Rechtfertigung einen langen Brief, worin er gegen die bisherigen Vergewaltigungen protestirte, und traf die Anordnung, daß dieser Brief nach seiner Flucht der Nationalversammlung übergeben werden sollte. In der Nacht nun vom 20. auf den 21. Juni verließ der König mit seiner Familie und den wenigen Begleitern, die er mitnahm, in guter Verkleidung die Tuilerien, fand auf dem Boulevard die zwei für ihn bereitgehaltenen Kutschen und erreichte darin Bondy auf der Landstraße nach Lothringen. Hier bestieg er den großen Reisewagen, welchen der schwedische Graf Fersen, ein Günstling der Königin, hatte fertigen lassen, und nun gings eiligst mit Postpferden Chalons zu. Man erreichte es glücklich, denn nirgends gabs einen Aufenthalt, weil die Königin den Paß einer russischen Gräfin besaß und der König als ihr Kammerdiener galt. Da, am Abend des 22. kam in St. Menehould eine kleine Störung vor, und wie nun Ludwig XVI., um die Abfahrt zu beschleunigen, zum Wagen heraussprach, erkannte ihn der Postmeister Drouet an der Aehnlichkeit seines Gesichts mit seinem auf den Assignaten befindlichen Bildnisse. Alsbald warf sich Drouet auf ein Pferd und jagte nach der nächsten Station Varennes, um die dortige Obrigkeit und Nationalgarde zu alarmiren; diese aber sperrten sofort die nach Montmedy führende Brücke durch umgeworfene Wägen, und wie nun der König ankam, war er gezwungen, sich mit den Seinigen gefangen zu geben, denn der kleine Soldatenposten, der hier stand, konnte gegen die Ueberzahl nichts ausrichten. Besser ergings dem zweiten

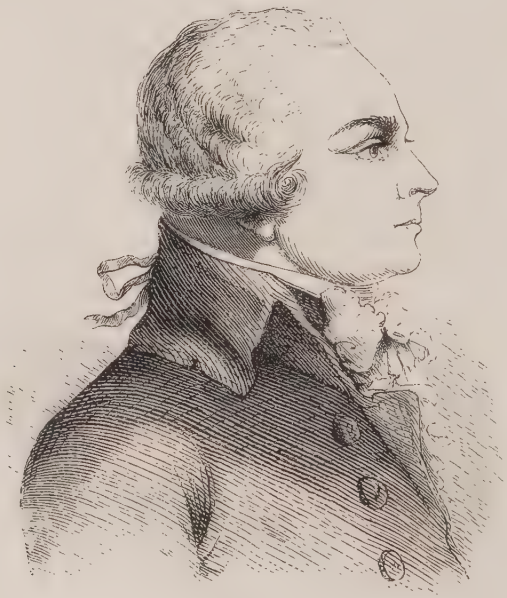
Bruder des Königs, dem Grafen von Provence, welcher in derselben Nacht, wie Ludwig XVI., Paris verlassen hatte. Er schlug nehmlich einen anderen Weg ein und entkam glücklich über die Gränze nach Belgien.

Um 7 Uhr Morgens, am 21., erfuhr man in Paris die Flucht des Königs und darob kam natürlich die ganze Stadt in Allarm. Die Nationalversammlung selbst jedoch zeigte eine äußerst würdige Haltung, und nahm die Minister sofort in Eid und Pflicht, indem sie zugleich die einzelnen Zweige der Verwaltung durch Ausschüsse und Commissionen leiten ließ. Die Regierung ging also ihren Gang fort auch ohne den König und dieß war ein harter Schlag für das Königthum überhaupt. Einen noch härteren Schlag versetzte dem König die Art und Weise seiner Zurückführung nach Paris, denn die drei Abgeordneten, welche ihm die Nationalversammlung am 23. entgegensandte, um ihn in Varennes in Empfang zu nehmen, behandelten ihn nicht anders, denn als einen Gefangenen, und die paar Diener, die ihn begleitet hatten, wurden gar gebunden mitgeführt. Am allerhärtesten traf übrigens das Königthum der Protestbrief an die Nationalversammlung, welchen Ludwig XVI. zurückgelassen hatte, denn weil aus diesem Actenstück urkundlich hervorging, daß der König sich weder durch sein Wort noch durch seinen Eid für gebunden halte, so drang Robespierre mit seinem Antrag, die Königliche Gewalt vorderhand ganz zu suspendiren, durch und es wurde sogar eine förmliche gerichtliche Untersuchung gegen den armen Ludwig eingeleitet. Ja noch mehr, die Nationalversammlung decretirte die Aufhebung der Königlichen Leibwache und die Tuilerien konnten fortan als ein förmliches Gefängniß gelten, in welchem der König mit seiner Familie von der Nationalgarde bewacht wurde. So verschaffte die Flucht des Königs der extremen Partei ein ganz außerordentliches Uebergewicht und sehr Viele betrachteten schon damals das Königthum nur noch als eine Art von Verzierung, welche ganz gut wegfallen könne, ohne daß der Stamm selbst darunter nothleide.

Doch jede Strömung erzeugt wieder eine Gegenströmung, und wie nun die Gemäßigteren in der Nationalversammlung sahen, daß sie von den Exaltirten überflügelt würden, rafften sie sich mit ungewohnter Kraft zusammen und ihrer zweihundert und neunzig Deputirte thaten förmlich Einsprache gegen die Suspension und Gefangenhaltung des Königs. Zu gleicher Zeit gründeten Lafayette, Barnave, Sieyes, Larochefoucauld und Andere den Club der Feuillants — so hieß früher eine Brüderschaft der Cistercienser und der Club nannte sich so, weil er in deren Kloster seine Sitzungen hielt — und versuchten es durch diesen Club, in welchen sogleich alle Constitutionellgesinnten eintraten, die Macht des Jacobinerclubs zu untergraben. So kam es denn, daß die Ansicht: „die durch das Gesetz dem Könige zugesicherte Unverletzlichkeit gestatte nicht, den König vor Gericht zu stellen" in der Nationalversammlung die Mehrheit bekam, und die Haft Ludwigs wurde sofort an demselben Tage, an dem die Verfassung endlich vollendet wurde, nehmlich am 3. September 1791 aufgehoben. Die Sache des Königthums trug also für dießmal den Sieg davon, oder vielmehr es schien als ob sie den Sieg davon trüge, denn in Wahrheit war es doch kein Sieg, wenigstens nicht für Ludwig XVI.

Die Verfassung nehmlich, mit welcher die Nationalversammlung nach

langer und mühsamer Arbeit am 3. September, wie ich so eben erwähnt, fertig wurde, war eine dem Inhalt nach durchaus republikanische und nur der Form nach eine monarchische. Der Gedanke einer unbedingten Gleichheit aller Franzosen lag ihr zu Grunde und überdieß wurde der jeweiligen Abgeordnetenkammer oder gesetzgebenden Versammlung, welche alle zwei Jahre neu gewählt werden sollte, die vollste Regierungsgewalt übertragen. Sie schaltete über das ganze Finanzwesen, sie verfügte über Krieg und Frieden, sie beaufsichtigte die Minister, sie bestimmte die Stärke wie den Sold der Land- und Seemacht, sie allein ertheilte Ehrenbezeugungen; der König aber — nun er war nominelles Oberhaupt der Verwaltung und



Robespierre.

der Armee, in Wahrheit jedoch mußte er, weil sein Veto, wie wir bereits gesehen, nur auf vier Jahre galt, alles das vollziehen, was die Versammlung beschloß, und nicht einmal das Begnadigungsrecht wurde ihm gelassen. Ludwig XVI. war also von nun an nur noch ein Scheinkönig; dessenungeachtet nahm er, statt abzudanken, wie es ihm die Ehre geboten hätte, am 13. September die neue Verfassung unbedingt an, und beschwor sie den Tag darauf durch einen feierlichen Eid. Damit hatte die Thätigkeit der bisherigen Nationalversammlung, „der constituirenden", wie sie gewöhnlich genannt wird, ihr Ende erreicht und es wurden sofort die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung, der künftigen legalen Vertretung des Volkes, ausgeschrieben.

Sechstes Kapitel.

Die Stellung der europäischen Mächte zur französischen Revolution.

Vom westphälischen Frieden an bis tief ins 18. Jahrhundert herab waren England, Frankreich und Oesterreich, oder, wenn man so will, das deutsche Kaiserreich, die tonangebenden Mächte, „die drei Großmächte," gewesen. Von diesen machten gewöhnlich, so bald es zu einem Streite kam, England und Oesterreich gegen Frankreich gemeinschaftliche Sache, denn England wollte Frankreich zur See nicht aufkommen lassen und Oesterreich fürchtete für seine niederländischen Besitzungen, nach denen die Franzosen stets lüstern waren. Deßwegen stand aber Frankreich doch nicht unmächtiger da, als seine Gegner, weil ein großer Theil der kleinen europäischen Staaten zu ihm hielt. So das seit den Zeiten des bigottischen Tyrannen Philipps II. tief herabgekommene Spanien, auf dessen Thron durch Ludwig XIV. ein Bourbon gesetzt worden war; so in Deutschland Baiern und Preußen, welche Oesterreich als ihren natürlichen Feind betrachteten; so in Italien Neapel und an der europäischen Gränze die Pforte aus denselben Gründen. Neutral blieben, wenn es irgend ging, die Schweizer, während Piemont, Polen, Dänemark und Schweden, je nach ihrem Vortheil, bald diese bald jene Partei ergriffen.

So stand es in Europa bis tief in's 18. Jahrhundert herab, da fingen in der zweiten Hälfte desselben zwei nordische Mächte, Preußen und Rußland, sich schnell zu heben an. Preußen wurde durch Friedrich Wilhelm I. aus einem bloßen Churfürstenthum in ein Königreich, und sodann durch dessen Sohn Friedrich II. oder den Großen in ein sehr gewichtiges Königreich verwandelt; das früher kaum gekannte Rußland aber führten Peter der Große und nach ihm besonders die Kaiserin Katharina II. in die europäische Politik ein. Hiedurch modificirte sich die frühere Stellung der europäischen Mächte zu einander schon um ein Ziemliches; noch mehr durch das Bündniß Rußlands von 1772 mit Oesterreich und Preußen, um die erste Theilung Polens vorzunehmen. Durch diesen Gewaltsakt vergrößerten sich diese drei Staaten äußerst bedeutend — im Ganzen nahm man Polen 4000 Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern — und wenn auch Preußen nicht den Löwenantheil erhielt, so gab ihm doch das erworbene Preußisch-Polen eine weit gewichtigere Stimme im Kabinetsrath der Mächte, als es bisher gehabt hatte. Man wird nun fragen, warum England und Frankreich sich nicht einmischten, um obige Theilung entweder zu verhindern oder sich ebenfalls einen Antheil zu sichern; allein Frankreich war seit dem unseligen siebenjährigen Kriege zu sehr geschwächt, als daß es einen großen Krieg hätte aushalten können, und England entschädigte sich durch Erwerbung von neuen Colonien.

Nachdem eine längere Zeit in Europa Frieden gewesen war, sah

sich England vom Jahr 1775 an in einen Krieg mit seinen amerikanischen Kolonien verwickelt und an diesem Kriege nahm seit 1778 auch Frankreich Theil, um sich für frühere Verluste an England zu rächen. Im Jahre 1783 wurde jedoch Frieden geschlossen und der ganze Kampf hatte materiell Frankreich keinen andern Vortheil gebracht, als daß es seine Schulden um ein Großes vermehrt sah. Jetzt kam das Jahr 1786 und in diesem verbündete sich die Kaiserin Katharina mit dem Kaiser Joseph, um die Theilung der europäischen Türkei zu bewerkstelligen. Es war aber dies ein allzuwichtiger Aktus, als daß England und Preußen hätten ruhig zusehen können, und sie bekriegten daher Oesterreich in den Niederlanden, während zugleich die Schweden gegen Rußland aufgehetzt und die Polen bearbeitet wurden, mit den Preußen vereint, den Türken ein Hülfsheer zu senden.

Dieß hatte zur Folge, daß Oesterreich im Juli 1790 mit England, Preußen und Holland Frieden schloß, und auf diesen folgte im August 1790 der Frieden zwischen Rußland und Schweden, im August 1791 der Frieden zwischen Oesterreich und der Türkei, so wie endlich auf Englands und Preußens erneuertes Drängen im December 1791 der Friede zwischen Rußland und der Türkei. An all' diesen Kämpfen und Verhandlungen hatte Frankreich keinen Theil genommen und auch nicht Theil nehmen können, denn der Zwiespalt in seinem Innern nahm es allzusehr in Anspruch und mit dem Beginn der Revolution von 1789 war es ohnehin darauf angewiesen, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen; in diesen Kämpfen, Verwicklungen und Verhandlungen lag aber auch der Grund, warum die übrigen Mächte Europas Frankreich für den Anfang ganz ungestört machen ließen. Sie hatten damals andere Ziele, und die innere Selbstzerfleischung Frankreichs, wofür in der ersten Zeit die Revolution galt, konnte sie nicht alteriren. Nunmehr jedoch, nach abgeschlossenem Frieden und nachdem die Revolution so weit gediehen, daß der König von Frankreich von seinem Volke sogar gefangen gehalten wurde, gestaltete sich die Sachlage ganz anders.

Ein eigenthümliches Gefühl, gemischt aus Zorn, Verachtung und Angst, bemächtigte sich der europäischen Fürsten, als sie sahen, daß einer der mächtigsten Könige der Christenheit, im Verlauf von verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit, nicht etwa vom hohen Adel oder der hohen Geistlichkeit, was allenfalls schon dagewesen war, sondern vom Volke selbst, vom gemeinen bürgerlichen Volke, wobei sogar die unteren Klassen, „die Canaille", eine Hauptrolle spielten, seiner Macht beraubt worden sei, und dieses Gefühl steigerte sich zur förmlichen Verbitterung, als die französischen Schriftsteller gar noch die Frechheit hatten, die französischen Zustände, als die allein der Vernunft und dem Recht entsprechenden, den andern Völkern zur Nachahmung zu empfehlen. Ja es kam sogar noch ärger, denn allüberall in Europa, besonders aber in Deutschland, nahm der gebildete Mittelstand den Sieg des Volks in Frankreich über die veralteten und verrotteten Mißbräuche, Vorrechte und Anmaßungen mit einer Begeisterung auf, die sich an vielen Orten bis zur Leidenschaft steigerte, und es half nichts, daß einzelne Wenige mit kalten Vernunftsätzen hiegegen zu operiren suchten. Noch weniger half es, daß der Adel mit der Priesterschaft, sowie

überhaupt die höheren Stände mit blindem Hasse gegen die Revolution Partei ergriffen und nunmehr, das Kind mit dem Bade ausschüttend, alle Aufklärung, ja fast alles Denken, für den geschworenen Feind der Ordnung und der Throne erklärten. Am allerwenigsten aber half es, daß die meisten Regierungen nunmehr die Rede-, Druck- und Lesefreiheit aufs äußerste beschränkten und eine geheimpolizeiliche Beaufsichtigung ihrer Unterthanen einführten, durch welche nur zu viele der tüchtigsten Männer chikanirt wurden. Der Zeitgeist läßt sich einmal nicht fahen, wie ein gemeiner Verbrecher, und somit drangen die durch die französische Revolution angefachten Ideeen allüberall durch, wo derselbe Druck auf dem Volke lastete, wie vor der Revolution in Frankreich.

Daß nun übrigens unter den gegebenen Umständen die Stimmung der Höfe Europas gegen Frankreich eine immer gereiztere werden mußte — besonders auch, weil durch die französische Ansteckung in andern Ländern ebenfalls Revolutionen zu befürchten waren —, versteht sich von selbst, und kein Mensch wird sich also darüber wundern, wenn man anfing, an diesen Höfen den kriegerischen Bestürmungen der französischen Ausgewanderten Gehör zu schenken. „Frankreich", sagten der Graf von Artois und der frühere französische Minister Calonne zum Kaiser Leopold, als sie mit ihm im Mai 1791 in Mantua zusammenkamen; „Frankreich sei ohne Heer, und vor allem ohne Offiziere und Anführer, weil diese fast alle emigrirt seien; es sei ferner gänzlich ohne Geld, sowie ohne Kredit, ein Anlehen zu negociren; endlich sei die bei weitem größte Mehrzahl der Bevölkerung der bisherigen Unordnung im Regimente müde und werde die alte Regierung, sobald man dieselbe mit Waffengewalt unterstütze, mit Freuden wieder annehmen." Dies alles leuchtete dem Kaiser Leopold ein und auch die Klagen jener kleinen deutschen Fürsten, welche ihre Feudalrechte im Elsaß, in Lothringen und im Hennegau verloren hatten — ich berührte die Sache schon weiter oben — fanden einen geneigten Boden bei ihm. Ganz eben so dachte König Friedrich Wilhelm von Preußen und die Gefangennahme Ludwigs XVI. goß natürlich noch Oel ins Feuer. Leopold und Friedrich Wilhelm kamen daher Ende August 1791 zu Pilnitz, wohin sich auch der Graf von Artois mit einigen Genossen begeben hatte, beim Kurfürsten von Sachsen zusammen, um sich über die gemeinsam zu treffenden Maßregeln zu besprechen; allein den Krieg beschlossen sie trotz des heftigen Andrängens von Seiten der französischen Emigrirten doch nicht sogleich, sondern sie gingen vielmehr sehr vorsichtig zu Werk und wollten offenbar die übrigen Souveraine vorher sondiren, ehe sie handelten. So gaben sie denn eine vom 27. August datirte Erklärung in die Welt hinaus, worin es hieß: „daß sie die Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand ansähen, der alle Herrscher Europas zu gleicher Theilnahme bewegen müsse; daß sie ebendeshalb hofften, alle diese Herrscher würden nach Verhältniß ihrer Kräfte dazu beitragen, dem Könige von Frankreich die Wiederherstellung der monarchischen Regierungsform möglich zu machen, und daß folglich sie beide, der Kaiser und der König von Preußen, in dieser Voraussetzung entschlossen wären, ohne Verzug und gemeinschaftlich mit der nöthigen Kraft zu Werk zu gehen." Weiter aber thaten sie vorderhand nichts und namentlich unterblieb für jetzt noch jede unmittelbare Einmengung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs.

Nicht viel anders benahmen sich auch die übrigen Herrscher Europas. Zwar allerdings zeigten die Bourbonen von Spanien und Neapel schon aus Familien-Anhänglichkeit große Geneigtheit, sofort einen monarchischen Kriegszug gegen Frankreich zu beginnen, allein wie wäre ihnen dies ohne die Unterstützung kräftigerer Staaten möglich gewesen? Zwar allerdings nahm Rußlands Kaiserin Katharina II. die französischen Emigrirten, den Grafen von Artois, den Minister Calonne, den Herzog von Choiseuil, den Grafen St. Priest und Andere mit einer Zuvorkommenheit auf, wie sie dieselben sonst nirgends erfuhren; zwar allerdings machte sie ihnen die entgegenkommendsten Versprechungen und zeigte sich auf's höchste

William Pitt.

entrüstet über die Auswüchse der französischen Revolution; allein beim rechten Lichte betrachtet, war alles, was sie that, nur ein schlaues Spiel, darauf berechnet, die übrigen Mächte in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, damit sie dann in Polen, auf das sie ihre ganze Aufmerksamkeit gerichtet hatte, um so mehr freie Hand bekäme und nicht gehindert würde, von demselben abermals eine gehörige Portion ihrem Reiche einzuverleiben. Zwar allerdings stand in England damals William Pitt, der geschworene Gegner aller Demokratie, an der Spitze der Regierung und unter seiner Aegide wurde die Erhebung der Franzosen zur Wiedererwerbung der ihnen entzogenen Rechte und Freiheiten in allen Regierungszeitungen

und von allen Regierungsschriftstellern — besonders von dem bekannten Burke — als das Fluchwürdigste, was es gebe, hingestellt; allein für eine Idee hat England noch nie das Schwert gezogen, sondern stets nur für seinen Vortheil, und da Pitt einen Krieg mit Frankreich für den Augenblick keineswegs für vortheilhaft hielt, so ließ er es gerade wie Rußland und die anderen Staaten vor der Hand bei den bloßen Drohworten bewenden. Allüberall in Europa also herrschte an den Höfen die größte Sympathie für Ludwigs XVI. Sache und allüberall hätte man es nur zu gerne gesehen, wenn Irgendwer die von Frankreich aus verbreiteten Ideen an der Quelle selbst ausgerottet hätte; allein kein einziger der Herrscher wollte vorangehen, indem bei jedem ein anderes Bedenken maßgebend war. Nur ein einziger machte eine Ausnahme und dieser einzige war Gustav III., der König von Schweden. Er, ein ritterlicher, aber etwas überspannter Herr, kam auf den verwunderlichen Gedanken, sich des französischen Königs und der in ihm personificirten Sache der Monarchie eben so durch einen Kriegszug anzunehmen, wie sich einst sein großer Vorfahr, Gustav Adolf, der Sache des Protestantismus in Deutschland angenommen hatte, und er reiste deshalb im Frühjahr 1791 nach Aachen, um dort mit den Häuptern der Emigrirten, besonders auch mit dem Marquis von Bouillé, über den Einmarsch nach Frankreich zu berathen. Mit 20,000 Schweden nebst den Regimentern des ausgewanderten Adels wollte er zu Schiff an die Seinemündung übersetzen, von dort nach Paris ziehen und die französische Revolution niederschmettern. Seine Reichsstände jedoch, von diesen abenteuerlichen Plänen keineswegs erbaut, verweigerten ihm sowohl Geld als Soldaten, und da er nur wenige Monate später vor Ankerström ermordet wurde, so kam das Unternehmen natürlich nie zur Ausführung.

Das war die Stellung, welche die europäischen Mächte zur französischen Revolution einnahmen, und die französische Nation konnte daher nicht einen Augenblick lang darüber im Zweifel sein, wessen sie sich vom Auslande zu gewärtigen habe, so bald sich nur die geringste günstige Gelegenheit zum Kriege darbiete. Deßwegen dekretirte die Nationalversammlung auch sofort, noch im Herbste 1791, die Aufstellung eines Heeres von 100,000 Mann und befahl zugleich, die Grenzfestungen alle in gehörigen Stand zu setzen.

Siebentes Kapitel.

Die Kriegserklärung gegen Oesterreich

(20. April 1792)

und die Einsperrung Ludwigs XVI. im Tempel

(11. August 1792.)

Ich habe am Schluß des fünften Kapitels erzählt, wie im August und September 1791 die konstitutionell-monarchisch gesinnten Abgeordneten in der Nationalversammlung über die republikanischen Jakobiner für den Augenblick den Sieg davon trugen. In der Stadt Paris dagegen, im Gemeinderath, wie in den 48 Sektionen, in welche die Stadt getheilt war, hatte die jakobinische Parthei ganz unbedingt die Oberhand, und das niedere Volk von Paris, von dem besseren Arbeiter bis zum Lumpensammler und der Höckerin hinab, schwur ohnehin nicht höher, als bei den Männern der extremsten Richtung. So kam es denn, daß schon im Juni 1791 der Gewaltsmann Robespierre zum Staatsanwalt oder öffentlichen Ankläger des Pariser Kriminalgerichts, sowie der ihm gleichgesinnte Büzot zum Präsidenten desselben gewählt wurde; so kam es ferner, daß nicht lange hernach die Bürgerschaft den ebenso radikalen Petion an Bailly's Stelle zum Maire berief und die beiden noch radikaleren Freunde Manuel und Danton, den ersten zum Syndicus, den zweiten zum Syndicus-Substitut des Pariser Gemeinderaths ernannte; so kam es endlich, daß man die Pariser Nationalgarde, welche bis jetzt ein einziges Corps unter dem Oberkommando Lafayettes gebildet hatte, in sechs Legionen von je 10,000 Mann mit sechs Befehlshabern, welche abwechselnd je einen Monat lang das Oberkommando führen sollten, eintheilte, und daß man dies nur that, um Männer, wie den Bierbrauereibesitzer Santerre, den Freund von Orleans und Robespierre, an die Spitze der bewaffneten Macht von Paris stellen zu können. So sah es im Herbst 1791 in Paris aus und unter den gegebenen Umständen konnte es natürlich gar nicht anders sein, als daß die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung, von denen ich weiter oben gesprochen, in der Hauptstadt von Frankreich durchaus jakobinisch oder republikanisch ausfallen mußten. Uebrigens nicht blos hier war dies der Fall, sondern auch in den meisten Provinzen oder Departements, ohnehin in den Städten, weil der pariser Jakobinerclub überall seinen Zweigclub hatte, welcher die Wahlen beherrschte. Freilich so sehr extreme Männer wie in Paris wurden nicht an vielen Orten erkoren, indem der Pöbel auf dem Lande nicht in gleicher Weise die Gewalt an sich reißen kann, wie in großen Städten, wo er eine überwiegende Masse bildet; allein republikanisch gesinnt waren deswegen doch fast alle und unter den 745 Mitgliedern, welche die neu gewählte Kammer zählte, befanden sich sicherlich keine zwanzig wahre Mo-

narchisten. Ueberdem saßen lauter „neue" Männer in dieser Kammer, denn lange, bevor man die Wahlen vornahm, hatte die Nationalversammlung, auf Robespierres Antrag beschlossen, daß keines ihrer Mitglieder vor zwei Jahren wieder als Abgeordneter wählbar sein solle, und so fehlten denn in der legislativen Versammlung alle die großen rhetorischen Kräfte, welche so oft der Sache der Mäßigung den Sieg errungen hatten. Die „neuen" Männer aber, die natürlich noch keinen Namen in der Welt hatten, suchten sich so bald als möglich einen solchen zu erwerben und auf welche Art war der Ruhm wohlfeiler und schneller zu acquiriren, als dadurch, daß man der großen Masse des Volkes schmeichelte?

Mit der Eröffnung der legislativen oder gesetzgebenden Nationalversammlung am 1. Oktober 1791 kam also die Herrschaft über Frankreich an die Republikaner und die monarchistischen Feuillants sahen sich plötzlich ganz auf die Seite gedrückt. Viele von ihnen zogen sich daher, gänzlich muthlos geworden, in die Stille des Landlebens zurück und eine Anzahl fand es sogar besser, sich den Emigranten anzuschließen, als in der sich nun immer mehr entwickelnden Gesetzlosigkeit auszuharren. Wenn nun aber selbst Freunde des Constitutionalismus auswanderten, wie viel mehr die Adeligen und Royalisten? Umsonst gab man am 1. Januar 1792 das Gesetz, daß die Einkünfte jedes Emigrirten zum Besten der Nation eingezogen werden sollten, und umsonst verurtheilte man sogar alle diejenigen in contumaciam zum Tode, welche nicht sofort die Waffen, die sie gegen ihr Vaterland ergriffen, niederlegen würden. Die Ausgewanderten kehrten nicht zurück und an Neuauswandernden fehlte es auch nicht.

So mußte sich denn König Ludwig XVI. mehr und mehr verlassen fühlen und in Folge dessen befiel ihn eine Stimmung, die ihn auch gegen die Gemäßigten unter den Mitgliedern der neu gewählten Abgeordnetenversammlung mit dem höchsten Mißtrauen und Widerwillen erfüllte. Ich muß nämlich, was ich vorhin schon andeutete, wiederholen, daß in nicht wenigen Departements, besonders in solchen der früheren Normandie und Bretagne, sowie in den südlichen Seestädten die Wahl auf Männer gefallen war, die zwar republikanisch oder jakobinisch dachten, die aber keineswegs alles Bestehende umstürzen wollten, sondern sich mit der so eben fertig gewordenen Verfassung begnügten. Sie bildeten zusammen eine große Fraktion, welche man, weil ihre besten Redner dem Gironde-Departement angehörten, die Partei der „Gironde" nannte und die ausgezeichnetsten unter ihnen waren: Vergniaud, Guadet und Gensonné, drei Advokaten aus der Grondegegend, der Provençale Isnard, die Professoren Koch, Arbogast und Korn aus Straßburg, der Philosoph Condorcet, sowie endlich der stets geistesfrische Brissot, der Herausgeber des „Patrioten". Ihnen entgegen standen die extremen Republikaner, deren oberster Grundsatz war, daß alles Alte von Grund aus vernichtet werden müsse, wenn ein neues geselliges und staatliches Gebäude von Dauer errichtet werden wolle, und diese Partei nannte man den „Berg", weil ihre Mitglieder die oberste Spitze der linken Seite des Sitzungssaals einzunehmen pflegten. Große Redner, sowie überhaupt hervorragende Capacitäten hatten sie nicht aufzuweisen (als die qualificirtesten erscheinen noch der ehemalige Kapuziner Chabot, der lahme Advokat Couthon nebst den Bürgern Merlin von Thionville, Bazire und

Quinette), weil ihre Häupter Robespierre, Danton und Andere als Mitglieder der ersten constituirenden Nationalversammlung in die zweite gesetzgebende nicht hatten gewählt werden dürfen, und sie konnten daher in der Debatte selbst gegen die Girondisten nicht aufkommen; aber sie durften mit Zuversicht auf die Galerien rechnen und außerhalb dem Sitzungssaal hatte ihre Parthei ohnehin das Uebergewicht, weil der gesammte Pöbel von Paris zu ihr hielt. Trotzdem nun übrigens die Gironde und der Berg, wie wir so eben gesehen haben, gleich von Anfang an ziemlich weit auseinandergingen, so waren sie doch in der ersten Zeit nach der Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung weit entfernt, einander schroff gegenüber zu stehen oder sich gar schon zu bekämpfen, wie sie es später auf Tod und Leben thaten, sondern sie saßen vielmehr als Brüder zusammen im Jakobinerclub und eben deswegen hegte auch Ludwig XVI. gerade so großen Widerwillen und gerade so großes Mißtrauen gegen die Gironde als gegen den Berg.

König Ludwig XVI. mußte sich also, um dieß zu wiederholen, sehr verlassen fühlen und in Folge dessen schloß er sich selbstverständlich immer mehr an seine Gemahlin, sowie an die wenigen Freunde, die ihm noch geblieben waren, an. In diesem engeren Freundeskreis wurde nun natürlich manches vertrauliche Wort gesprochen und es läßt sich auch wohl denken, wohin die geheimen Wünsche jener Höflinge, unter welchen der Marineminister Bertrand de Molleville eine Hauptperson war, gingen. Leider aber wurden die Gespräche nicht so leise geführt, daß sie nicht auch unter das Publikum drangen, und so erhielt jener Kreis den Spott- und Hohnnamen des „Oesterreichischen Ausschusses." Mit dem Spott jedoch genügte es bald nicht mehr, sondern man beschuldigte den König geradezu, er spiele ein gedoppeltes Spiel. „Aeußerlich", warf man ihm ganz ungescheut selbst in der gesetzgebenden Versammlung vor: „äußerlich regiere er ganz constitutionell, indem er die Dekrete der Nationalversammlung auszuführen sich stets anheischig mache; innerlich aber, d. h. in dem österreichischen Ausschuß, schmiede er Entwürfe über Entwürfe, wie Frankreich durch die Waffen Oesterreichs unterjocht werden könnte, und deswegen würden auch die Dekrete der Nationalversammlung nur schlecht oder gar nicht ausgeführt." Insbesondere beschuldigte man den Kriegsminister Du Portail nebst dem Marineminister Bertrand de Molleville, daß sie, natürlich im Einverständniß mit dem Könige, weder die Gränzen noch die Küsten in Vertheidigungsstand setzten und dem Minister des Auswärtigen Delessart wurde die Nichtverhinderung einmal der Umtriebe der Emigranten und zum andern der entstehenden Coalition der europäischen Fürsten unter einander zum Verbrechen angerechnet. Um nun übrigens solchem Gebahren mit einem Male ein gründliches Ende zu machen, beschloß die gesetzgebende Versammlung auf den Antrag Brissots Ende Januar 1792, daß durch die Regierung folgende drei Forderungen an den Hof zu Wien gestellt werden sollten: 1) dem Treiben der Emigrirten auf deutschem Boden an Frankreichs Gränze müsse sofort ein Ende gemacht werden; 2) die Entschädigungsansprüche der wenigen deutschen Reichsfürsten, welche ihre Feudalrechte im Elsaß und in Lothringen eingebüßt, seien nicht als deutsche Reichssache zu behandeln; 3) der Kaiser habe von den Verträgen, welche er etwa mit anderen Potentaten gegen Frankreich geschlossen, unbedingt abzu-

stehen. „Würde der Kaiser — so dekretirte die gesetzgebende Versammlung schließlich — bis zum 1. März diesen drei Forderungen nicht nachgekommen sein, so müsse sofort vom König an Oesterreich der Krieg erklärt werden, denn sonst gestände man dem Auslande das Recht zu, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen."

Schon am 19. Februar 1792 beantwortete der österreichische Minister Kaunitz die gestellten Forderungen in einer ausführlichen Denkschrift, aber der Inhalt seiner Antwort lautete ablehnend und der Ton derselben war ein fast verächtlicher. Er beschuldigte darin die Jakobinische Partei, daß sie allein die Urheberin all' des schon vorhandenen und noch weiter beabsichtigten Unheils sei, und ging dabei so sehr in Einzelnheiten ein, daß man sich augenblicklich überzeugte, er müsse die Notizen vom Hofe selbst — die frühern monarchischen Abgeordneten Barnave und Dupont hatten sie entworfen und die Königin sie heimlich an Kaunitz nach Brüssel gesandt — erhalten haben. Dieß erbitterte natürlich noch mehr und dazu kam dann noch zweierlei. Einmal nämlich erfuhr man, daß der Kaiser schon am 5. Februar 1792 zu Berlin mit dem Könige von Preußen ein förmliches Bündniß abgeschlossen habe, der an Umsturz aller Throne Europas arbeitenden jakobinischen Propaganda mit Waffengewalt entgegenzutreten und daß in Folge dessen von diesen beiden Herrschern, sowohl in den Niederlanden als im Breisgau Heere zusammengezogen würden. Zum andern gab der französische Minister Delessart auf die Kaunitz'sche Denkschrift keineswegs eine der französischen Nation würdige Antwort, sondern suchte vielmehr zu beschwichtigen und zu begütigen, statt kühn und energisch die fremde Einmischung abzuweisen, und hiedurch wurde der französische Stolz aufs höchste beleidigt. Alle diese Umstände zusammen brachten das Blut der Jakobiner zur Siedhitze und nach verschiedenen stürmischen Sitzungen, in welchen es oft beinahe zu Thätlichkeiten gekommen wäre, wurde der Minister Delessart am 10. März 1792 von der gesetzgebenden Versammlung in Anklagestand versetzt. Auch brachte man ihn sogleich in Haft nach Orleans, um dort vor den Obergerichtshof gestellt zu werden, und nun natürlich dankten auch die sämmtlichen übrigen Minister ab. In Folge dessen blieb dem König nichts anderes übrig, als das nun zu erneuende Ministerium aus der Mitte der siegreichen Partei zu erwählen und er that dieß den Tod im Herzen, denn eben jetzt erhielt er auch die Nachricht von dem schnellen Hinscheiden Kaiser Leopolds, sowie von der gleich darauf folgenden Ermordung Gustavs III. von Schweden, auf welche beide er bis jetzt noch seine besten Hoffnungen gesetzt hatte.

Die neuen Minister waren Duranthon für die Justiz, Lacoste für das Seewesen, Clavière für die Finanzen, Servan für den Krieg, Roland für das Innere und Dumouriez für das Auswärtige, und alle sechs gehörten dem Jakobinerclub, jedoch dem gemäßigten Theil desselben, der Gironde, an. Politische Bedeutung hatten übrigens nur die beiden letzteren, Dumouriez wegen seines kühnen, grundsatzlosen Ehrgeizes, Roland wegen seines geraden Charakters, sowie wegen seiner begeisterten Freiheitsliebe. Nebenbei ist zu bemerken, daß Rolands Gattin den größten Einfluß auf ihn ausübte, ein Einfluß, der sich bald auch auf die übrigen Minister erstreckte, indem sie alle ihre Konferenzen auf Rolands Zimmer in seiner Gattin Gegenwart

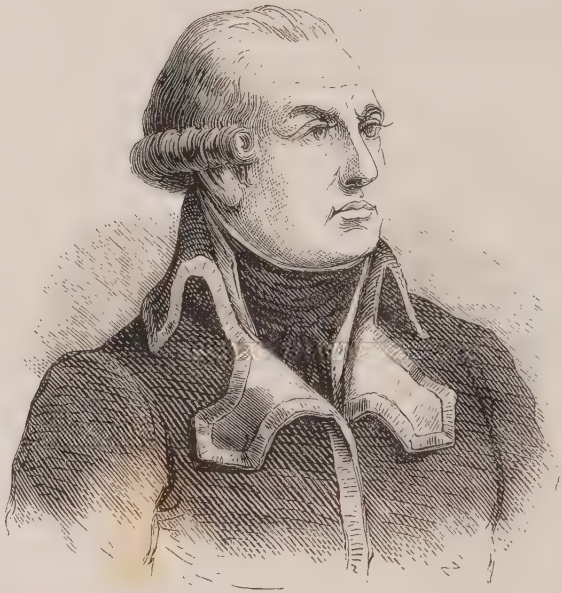
abhielten. Alsobald nach der Ernennung des neuen Ministeriums wurden die größten Kriegsrüstungen vorgenommen und man bildete drei Heere, welche man unter das Obercommando der alten Marschälle Luckner und Rochambeau, sowie des Generals Lafayette stellte. Auch ließ die Kriegserklärung nicht lange auf sich warten, denn als der dem Kaiser Leopold gefolgte Franz II., nicht lange nach seiner Thronbesteigung, am 5. April 1792, durch seinen Vicekanzler Coblenzl der französischen Regierung erklären ließ, daß er es für einen Kriegsfall betrachte, wenn dieselbe nicht die jakobinische Partei vollkommen zügle, dann die Feudalverhältnisse im Elsaß und in Lothringen wiederherstellte, und endlich dem Pabste Avignon — schon die erste Nationalversammlung hatte dieses päbstliche Besitzthum eingezogen, weil die revolutionäre Partei daselbst die Vereinigung mit Frankreich gewünscht hatte — zurückgebe; so antwortete Dumouriez in einem so barsch republikanischen Tone, daß an eine Ausgleichung nicht mehr zu denken war, und daraufhin beschloß das Gesammtministerium, den Oesterreichern mit der Kriegserklärung noch zuvorzukommen.

Ludwig XVI. hatte von Anfang an wissen müssen, daß ein jakobinisches Ministerium nichts anders bedeute, als den Krieg; allein dennoch kostete es ihn Thränen, bis er einwilligte, am 20. April 1792 in der Nationalversammlung zu erscheinen und dort dieses Wort, das Wort: Krieg gegen den nächsten Verwandten seiner Frau, auszusprechen. Die Abgeordneten dagegen stimmten fast einstimmig und mit einer gewissen Begeisterung bei und gaben damit das Zeichen zum Beginn jenes Kampfes, der über dreiundzwanzig Jahre lang ganz Europa erschüttern sollte. Der erste Anfang desselben war übrigens weder ein rühmlicher noch ein vortheilhafter für die französischen Waffen. Dumouriez nehmlich, der sich auf seine frühere militärische Carrière in Polen etwas zu gute that, wollte durch Ergreifung der Initiative den Feind verblüffen und Rochambeau's Armee mußte also schnellstens in Belgien einfallen; allein sowohl das Corps, das unter General Biron von Valenciennes auf Mons marschiren, als auch dasjenige, welches unter Theobald Dillon von Lille aus Tournay überrumpeln sollte, wurde, weil die französischen Soldaten noch keine Uebung hatten, von den Oesterreichern am 28. April mit leichter Mühe geschlagen und um die Schande ihrer Flucht zu decken, ermordeten die Truppen zu guter Letzt den General Dillon in Lille auf eine grausame Weise. Zum Glück übrigens für die Franzosen waren die Oesterreicher zu schwach, um ihren Sieg verfolgen zu können, denn ihre wie auch ihres Verbündeten, Friedrich Wilhelms, Armeen standen meist nur erst auf dem Papier, und so nahmen die zwei geschlagenen Corps ihre frühere Stellung ganz unbehelligt wieder ein. Dessenungeachtet erregte der schlechte Waffenerfolg die größte Aufregung in Paris und während die Freunde des Vaterlandes trauerten, scheuten sich die Hofleute — namentlich der österreichische Ausschuß, wie man ihn nannte — nicht, ihre Freude ganz offen an den Tag zu legen. Ihrer Meinung nach waren die schnell zusammengerafften Bürgermilizen gar nicht fähig, den geordneten und gut geschulten Soldaten Preußens und Oesterreichs irgend ernsthaft zu widerstehen, und sie hofften daher in wenigen Wochen die Verbündeten in Paris, die Emigranten zurückgekehrt und die alte Herrschaft wiederhergestellt zu sehen. Daß nun aber ein solches Betragen den Zorn

der Patrioten, sowie noch mehr den Verdacht derselben, der Hof halte es mit dem Feinde, im höchsten Grade erregen mußte, ist natürlich, und allüberall in den Clubsitzungen, auf den Straßen und in den Zeitungen sprach die extreme Partei ganz ungescheut das Wort Verrath aus, zugleich verlangend, der König müsse, weil er mit der preußisch-österreichischen Coalition im Einverständniß stehe, in Untersuchung gezogen werden. Letzterem Verlangen zu willfahren, davon war jedoch an maßgebender Stelle, also in der legislativen Versammlung, für jetzt noch keine Rede, denn man erfuhr es erst viel später, daß Ludwig XVI. damals in der That den Grafen Mallet du Pan, einen Vertrauten Bertrands de Molleville, insgeheim und unter großen Vorsichtsmaßregeln mit Briefen an seinen Bruder Artois abgesandt hatte und daß also der Vorwurf des Einverständnisses mit dem Feinde durchaus kein so ganz ungegründeter war. Allein wenn auch, wie gesagt, die gesetzgebende Versammlung davon abstand, eine Untersuchung gegen den König jetzt schon einzuleiten, so ergriff sie dagegen verschiedene andere sehr energische Maßregeln, um das Vaterland vor dem Feinde zu sichern, und darunter waren besonders zwei von sehr gewichtigen Folgen. Die erste betraf die Geistlichen, welche den Eid auf die Constitution verweigerten. Weil sie nehmlich damit nicht nur ihre Mißbilligung der Revolution überhaupt kundthaten, sondern auch ihre Collegen, welche den Eid leisteten, als Verräther an der Kirche bezeichneten und das Volk allenthalben gegen sie aufhetzten, so stand zu befürchten, daß im Innern des Reichs eine Revolution hervorgerufen werden könnte, und um dieser vorzubeugen, dekretirte die Versammlung am 25. Mai, daß von diesem Tage an jeder eidverweigernde Priester ohne weiteres und für immer über Frankreichs Gränzen gebracht werden solle. Die zweite Maßregel bezog sich auf die Armee und schien auf den ersten Anblick gar nichts Verfängliches in sich zu tragen. Der Kriegsminister Servan nehmlich schlug Anfangs Juni 1792 der gesetzgebenden Versammlung vor, ein Reserveheer von 20,000 Freiwilligen aus den verschiedenen Departements des Landes zu bilden und dieses „Föderationsheer," wie man es nannte, nahe bei Paris zum Schutze der Hauptstadt ein Lager beziehen zu lassen; die Versammlung aber genehmigte am 8. Juni diesen Vorschlag, trotzdem dadurch dem Jakobinerclub, der natürlich dafür gesorgt hätte, daß sich von überall her nur Jakobinisch-Gesinnte als Freiwillige gemeldet haben würden, die unbedingteste Gewalt über König, Regierung und Hauptstadt in die Hände gefallen wäre.

Das waren die zwei gewichtigen Maßregeln, welche die gesetzgebende Versammlung dekretirte und welche sofort der Minister dem Könige zur Unterschrift vorlegte; allein so nachgiebig sich Ludwig XVI. auch bisher erwiesen hatte, dießmal widerstand er allem Andrängen und verweigerte beharrlich seine Unterschrift. Nun schrieb ihm Roland am 13. Juni einen herben, von den kränkendsten Beschuldigungen strotzenden Brief und verlangte sofort seine Entlassnng, falls die zwei Maßregeln des Königs Sanktion nicht erhielten. Ohne Zweifel zählte er darauf, den schwachen Monarchen einzuschüchtern; dieser aber den Fluch des Pabstes fürchtend und von seiner Gemahlin ermuthigt, blieb consequent bei seinem „Veto" und die Folge war die Entlassung der sämmtlichen Minister. Sie erklärten alle in

das Privatleben zurücktreten zu wollen; nur allein Dumouriez erbat sich die Erlaubniß, bei der Nordarmee als Generallieutenant einzutreten, und der König gewährte sie ihm ohne Schwierigkeit. Weit mehr Mühe dagegen machte ihm die Zusammensetzung des neuen Ministeriums, denn wenn er Jakobiner nahm, so stand zu erwarten, daß ihr Erstes sein werde, ihm die zwei Maßregeln abermals zur Unterschrift vorzulegen: wählte er aber Feuillands, das ist Monarchisten, so ließ sich voraussehen, daß sich dieselben mit der Nationalversammlung nicht stellen könnten. Endlich nahm er seine Zuflucht doch zu Monarchisten, aber es waren so unbedeutende und nichtssagende Männer und ihre Leistungen gränzten so sehr an's Nichts, daß es



Dumouriez.

nicht der Mühe werth ist, ihre Namen selbst nur zu nennen. Auch zeigten sie sich durchaus unfähig, den sich jetzt erhebenden Sturm zu beschwören und dieser entlud sich also mit voller Gewalt über den armen Ludwig, ohne daß er in seinen Nöthen irgend eine Hülfe gefunden hätte.

Ja er entlud sich mit voller Gewalt über ihn und hörte nicht eher auf zu rasen, als bis er ihn von der Erde weggefegt hatte! Es versteht sich nehmlich von selbst, daß die jakobinische Partei sowohl über die Entlassung der aus ihrer Mitte hervorgegangenen Minister als auch über das kühne Wagniß des Königs, gegen die obengenannten zwei Maßregeln der Priesterverbannng und der Aufstellung eines Föderationsheeres bei Paris

sein Veto einzulegen, im höchsten Grade wüthend wurde und ihre Führer beschlossen daher, den Starrsinn des Königs durch eine Sturmpetition zu brechen. Eine solche Sturmpetition zu veranstalten, war damals bei der außerordentlichen Aufregung, die in Paris, besonders in den unteren Volksklassen, herrschte, nichts schweres und es bedurfte nur weniger feurigen Volksreden, unterstützt von reichlich gespendeten Libationen Weines, so versammelten sich Tausende aus den inneren Vorstädten, mit denen man dann anfangen konnte, was man wollte. Man besprach sich demnach mit den Führern der Vorstädte, das ist mit den Männern, welche auf die Arbeiterbevölkerung und die niederen Klassen überhaupt den meisten Einfluß übten, also z. B. mit dem Bierbrauer Santerre, dem Fleischer Legendre, dem früheren Kapuziner Chabot, dem Bürger Hurugues, der eigentlich Marquis de St.-Hurugues hieß, aber sich längst seiner Würde entkleidet hatte, um ein „Sansculotte," zu deutsch „ein hosenloser Proletarier" zu werden, sowie noch mit verschiedenen Andern und sofort wurde der 20. Juni zur Inscenesetzung des Schauspiels ausersehen, weil dieser Tag, als der Jahrestag der Ballhaussitzung, deren sich der Leser noch erinnern wird, ohnehin viel Volks auf die Beine brachte. Nun setzte man „die Forderungen des Volks" in Form einer Bittschrift auf's Papier, und am frühen Morgen des 20. sammelten sich also unter der Führung Santerres etwa 8—10,000 Menschen aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, um diese Bittschrift zuerst der gesetzgebenden Versammlung und dann dem Könige zu überreichen. Nachdem man sich gesammelt, gings vorwärts unter dem unaufhörlichen Geschrei: „Nieder mit dem Veto! Es lebe die Nation!" und unterwegs schlossen sich dem Zug noch ihrer mehr als 30,000 an, Weiber und Männer untereinander, zum Theil dem niedrigsten, verbrecherischsten Gesindel angehörend. Zuerst zog der ungeheure Haufen nach dem Sitze der Nationalversammlung, erhielt dort die Erlaubniß durch den Sitzungssaal zu defiliren, wobei zugleich die Bittschrift überreicht wurde, und wälzte sich dann nach den Tuilerien fort, Audienz beim Könige zu begehren. Dieser erklärte sich bereit eine Deputation zu empfangen, aber nicht zufrieden damit, drang sofort die ganze Masse in's Schloß, und alsobald füllte sich der Saal, in welchem Ludwig XVI. auf einem erhöhten Sitze saß, bis zum Erdrücken voll. „Genehmigung der Dekrete oder den Tod!" brüllten Tausende, während man ihm die Petition überreichte, und in sein Schicksal ergeben erwiderte der Monarch: „Ich habe die Constitution beschworen und werde sie halten." Er duldete es sogar ruhig, daß man ihm eine rothe Jakobinermütze aufs Haupt setzte, und trank ohne Zögern aus einem Glase, das ihm ein halb betrunkener Arbeiter reichte, auf das Wohl der Nation. Darin aber blieb er fest, daß er keine bestimmte Zusage gab, sein Veto gegen die bewußten zwei Maßregeln zurückzuziehen, und selbst durch das wilde, drohende Geschrei, man werde ihn zwingen, ließ er sich nicht irre machen. Es wäre nun ein Leichtes gewesen, wirkliche Gewalt gegen ihn anzuwenden und ihn mit den Wenigen, die ihn umgaben, zum Fenster hinauszustürzen; allein die Girondisten, von welchen diese skandalöse Demonstration ausging, hatten, als Bekenner des gemäßigten oder blauen Republikanismus, einen Abscheu vor allem Blutvergießen und ihr Diktat an die Führer der Masse ging also von Anfang an dahin, daß die Demonstration unter jeder

Bedingung eine friedliche sein müsse. Nachdem also der gemeine, den König und das Königthum aufs Tiefste beschimpfende Auftritt wohl an die zwei Stunden gedauert hatte, eilten Isnard, Vergniaud und andere girondistische Abgeordnete herbei, um demselben ein Ende zu machen, und endlich kam zu demselben Zwecke auch der bei dem Volke Alles geltende Maire Petion mit einer Abtheilung Nationalgarde, worauf dann der wüste Haufen abzog.

So gings an dem berüchtigten 20. Juni in Paris zu und der Zweck der ganzen Bewegung war kein anderer gewesen, als den König durch Einschüchterung dazu zu bringen, daß er sein Veto zurücknehme und wieder jakobinische Minister ernenne. Der Zweck wurde aber nicht erreicht, weil die Führer der Bewegung sich vor einem Gewaltakt scheuten, und aus diesem Fiasco hätte sogar leicht ein förmlicher Umschlag in dem Gange der Revolution hervorgehen können. In den gebildeten Einwohnern von Paris wurde nehmlich plötzlich das Schamgefühl über die dem Könige angethane Beschimpfung rege, und man drang sofort in einer Adresse, welche zwanzigtausend der angesehensten Bürger unterschrieben, in die gesetzgebende Versammlung, gegen die Anstifter der niederträchtigen Demonstration die strengste Untersuchung einzuleiten. Ganz ähnliche Adressen liefen auch von andern Städten ein und die meisten Departementsräthe des Reichs sprachen laut ihren Unwillen aus. Endlich erschien am 28. Juni General Lafayette ganz unerwartet in Paris und verlangte im Namen seiner erbitterten Armee ebenfalls die Bestrafung der Rädelsführer jener Skandalbewegung, sowie auch die Unterdrückung der sämmtlichen Clubs. Zu gleicher Zeit bot er dem Könige seine Dienste an und versprach ihm mit Hülfe der Armee die Constitution zur Wahrheit zu machen, falls Ludwig XVI. ihm vertrauen wolle. Die Chancen standen also damals sehr günstig für den König, allein er traute Niemanden, der sich einmal an der Revolution betheiligt hatte, und nahm daher den Vorschlag Lafayettes auf Anrathen Marien-Antoinettens, welche den General von früher her gründlich haßte, mit eisiger Kälte auf. So blieb denn letzterem nichts übrig, als sofort wieder zu seiner Armee abzureisen, und er that dieß mit um so größerer Eile, als er sonst ganz sicher von der legislativen Versammlung darüber, daß er sein Heer im Angesicht des Feindes ohne vorher erlangten Urlaub verlassen hatte, zur Verantwortung gezogen worden wäre. Auch konnte ihm nicht entgehen, daß diese unüberlegte Reise nach Paris seiner früher so groß gewesenen Popularität einen argen Stoß versetzte, denn man schrie ihn von nun an in Paris als einen Monarchisten aus und diese Bezeichnung galt damals so viel als wie „Verräther."

Ganz im Anfang waren die Republikanischgesinnten in Paris ein wenig verblüfft über die monarchischen Kundgebungen eines Theils ihrer Mitbürger und in der gesetzgebenden Versammlung selbst herrschte einen Moment lang nicht wenig Verwirrung; allein als man sah, daß die Kundgebungen weder nachhaltig seien, noch daß sie der König zu benützen verstand, erholte man sich bald wieder von dem Schrecken und die Agitation begann sofort heftiger als zuvor. Ganz ungescheut riefen die Volksredner sowohl innerhalb der Clubs als innerhalb der gesetzgebenden Versammlung, daß das Vaterland in Gefahr sei, wenn die zwei Maßregeln, von denen

ich nun schon so viel berichtete, nicht alsobald ausgeführt würden, und nicht minder ungescheut sprach man davon, daß der König damit, daß er jene Maßregeln mit seinem Veto belege, den Beweis liefere, es liege ihm gar nichts an der Vertheidigung und Erhaltung des Vaterlandes, sondern er wünsche den Feinden desselben den Sieg. „Die Gefahr," sagte unter Anderem der zu den Gemäßigteren zählende Abgeordnete Brissot wörtlich in der Nationalversammlung, und ich führe diese Worte hier an, um dem Leser einen Begriff davon zu geben, wie die vereinigten Jakobiner also die Girondisten wie der Berg, Gemäßigte wie Radikale damals dachten; „die Gefahr, in der wir uns befinden, ist die außerordentlichste, die es je gegeben hat; aber das Vaterland ist in Gefahr, nicht weil es ihm an Truppen mangelt, nicht weil seine Truppen muthlos, seine Gränzen schlecht befestigt, seine Hülfsquellen spärlich sind! Nein, es ist in Gefahr, weil man seine Kräfte gelähmt hat. Und wer lähmte sie? Ein einziger Mann! Eben jener, welchen die Vorsehung zum Haupte des Staats eingesetzt, den aber treulose Räthe zu seinem Feinde gemacht haben. Man sagt euch, fürchtet die Beherrscher von Oesterreich und Preußen, und ich sage euch: die Hauptstärke dieser Monarchen hat ihren Sitz am Hofe und dort müssen sie allererst besiegt werden. Man sagt euch: schlagt auf die widerspenstigen Priester im ganzen Königreich, und ich sage euch, wenn ihr auf den Hof der Tuilerien schlagt, so schlagt ihr diese Priester mit einem Streiche nieder. Man sagt euch: verfolgt alle Ränkemacher, alle Meuterer, alle Verschwörer; und ich, ich sage euch, daß sie alle verschwinden, wenn ihr auf das Kabinet der Tuilerien schlagt. Dieses Kabinet ist der Punkt, nach welchem alle Fäden hinlaufen, der Punkt, an welchem alle Ränke geschmiedet werden, von welchem alle Impulse ausgehen. Die Nation ist der Spielball dieses Kabinets. Dieß ist das Geheimniß unserer Lage; dieß ist die Quelle des Uebels, und hier also vor Allem muß Abhülfe getroffen werden." Also sprach Brissot und in seiner Rede liegt die offene Anklage des Königs als eines Vaterlandsfeindes. Wenn nun aber er, der Girondist, so sprach, so kann man sich denken, welcher furchtbaren Sprache sich erst die Extremen, die Mitglieder des Bergs und ihre Freunde in den Clubs und in den Sektionen, bedient haben werden!

Bei dem bloßen Redehalten ließ es übrigens die gesetzgebende Versammlung nicht bewenden, sondern sie erklärte sofort am 11. Juli das Vaterland in Gefahr und verpflichtete damit die Gemeindebehörden, Tag und Nacht auf ihrem Posten zu bleiben, damit sie in jedem Momente gegen die Feinde des Vaterlandes einschreiten könnten. Ferner wurden alle waffenfähigen Bürger in Activität versetzt, und diejenigen, denen man keine Flinten geben konnte, erhielten Piken. Dann schloß man den Club der Feuillants als einen monarchischen und für die Nation gefährlichen und kassirte die Grenadier- und Jägercompagnien der Nationalgarde, weil in denselben hauptsächlich das sogenannte „bessere", d. h. das reichere und also unpatriotisch denkende Bürgerthum vertreten war. Endlich entfernte man auch die meisten Linienregimenter — nur ein Regiment Schweizer blieb zurück — aus Paris und bereitete so die Katastrophe des 10. August so zu sagen systematisch vor. Den wirklichen Anlaß zum Ausbruch dieser Katastrophe aber gaben erst zwei Manifeste des Herzogs von Braunschweig,

des Oberanführers der feindlichen Heere, sowie der nun, zu Anfang August, bevorstehende Einmarsch der Preußen und Oesterreicher auf französischen Boden.

Ich habe schon weiter oben davon gesprochen, daß Preußen und Oesterreich bereits am 5. Februar dieses Jahres ein förmliches Bündniß gegen Frankreich abgeschlossen hatten und von jenem Tage an, obwohl mit großer Bedächtigkeit, daran gingen, ihre Kriegsheere aufzustellen. Auch Schweden und Spanien wollten ursprünglich an diesem Feldzuge theilnehmen; allein in Schweden machte der Tod Gustavs III. und in Spanien die Ersetzung des Ministers Blanca Florida durch den Grafen Aranda, einen klugen und gemäßigten Mann, diesem Plane ein Ende. Nicht minder enthielten sich Rußland und England für diesmal noch einer thätigen Theilnahme an der Coalition; denn sie hatten anderweitig zu thun und begnügten sich also mit der Erklärung, daß sie grundsätzlich alle Vornahmen gegen die Revolution billigten. Somit blieben Oesterreich und Preußen auf ihre eigenen Kräfte beschränkt; allein sie galten zusammen als weit mächtiger, denn Frankreich, und wenn dieses den Stoß pariren wollte, so mußte es alle seine Kräfte zusammennehmen. Bis tief in den Sommer 1792 hinein übrigens hatten sich die feindlichen Armeen — den weiter oben erwähnten Einfall in Belgien abgerechnet — mehr nur beobachtet, als geschlagen, und höchstens fielen hie und da Recognoscirungs- und Vorpostengefechte vor. In der letzten Hälfte des Juli dagegen waren die Preußen wie die Oesterreicher, zusammen mit den Emigrés 140,000 Mann zählend, schlagfertig geworden, und es wurde nun festgesetzt, daß die Heere sich am 25. Juli gegen die französische Grenze in Bewegung setzen sollten. Dies geschah auch und so weit wäre Alles recht gewesen; zu dieser Zeit aber ließ sich der Herzog von Braunschweig, der Oberanführer der Alliirten, von dem Grafen von Artois überreden, im Namen der Beherrscher von Oesterreich und Preußen zwei von beschimpfenden Drohungen strotzende Manifeste an die französische Nation zu erlassen, und durch diese zwei Manifeste schadete er der Sache Ludwigs XVI. mehr, als er ihr durch zehn Siege hätte nützen können. In den genannten Schriftstücken nehmlich warf er denen, die gegenwärtig durch Usurpation und Gewalt in Frankreich die Zügel der Regierung besäßen, vor, sie hätten sich durch diese Usurpation des Hochverraths schuldig gemacht und zugleich durch ihre täglichen an dem Könige und seiner Familie begangenen Frevel den Tod als Majestätsverbrecher verdient. Auch hätten sie die Rechte und Besitzungen der deutschen Fürsten im Elsaß und in Lothringen gegen alles Völkerrecht willkührlich zu Boden getreten und sodann durch die Erklärung eines ungerechten Kriegs gegen Oesterreich sowie durch den Einfall in Belgien das Maß der Sünde voll gemacht. Ferner erklärte er, es liege in der Absicht der verbündeten Souveräne, der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, sowie dem König Ludwig XVI. die Freiheit und Gewalt, deren man ihn beraubt, zurückzugeben, und demzufolge machte er die Behörden und die Nationalgarde für alle Unordnungen verantwortlich, welche bis zur Ankunft der Coalitionstruppen in Paris etwa verübt werden möchten. Weiter forderte er alle Bewohner Frankreichs auf, ihre alte Treue gegen das Königshaus zu erneuern, und drohte, die Bürger, welche es wagen würden, sich

zu vertheidigen, auf der Stelle als Rebellen durch die Kriegsgerichte bestrafen zu lassen, während zugleich ihre Häuser niedergerissen oder verbrannt werden sollten. Ja, falls die Stadt Paris dem König nicht sofort seine volle Freiheit zurückgeben und ihm die einem Monarchen gebührende Ehrfurcht erweisen würde, müsse er alle Mitglieder der Nationalversammlung, der Municipalität, der Sektionen und der Nationalgarde hiefür persönlich bei Gefahr ihres Kopfes verantwortlich machen, und falls man des Königs Residenz, die Tuilerien, angreifen oder erstürmen sollte, so würden die verbündeten Fürsten eine exemplarische, auf ewig denkwürdige Rache nehmen und Paris völlig dem Erdboden gleich machen. Schließlich jedoch versprach er, bei der großen Masse, als einer blos irregeführten, bei reumüthiger Besserung Gnade für Recht ergehen lassen zu wollen, und war sogar so großmüthig, noch hinzuzusetzen, daß die verbündeten Souveräne sich selbst für diejenigen, welche sich gröberer Vergehen und Irrthümer schuldig gemacht hätten, bei Ludwig XVI. verwenden wollten, falls dieselben den Befehlen des Oberanführers rasch und ohne Zögern gehorchen würden; doch könnten sie für den Erfolg ihrer Verwendung nicht vollständig einstehen.

Das war der Inhalt der beiden Manifeste des Herzogs von Braunschweig, und sicherlich, wenn er es darauf abgesehen gehabt hätte, das Königthum in Frankreich zu vernichten, so würde man es haben begreifen können, daß er so und nicht anders handelte. Wenn es aber in seiner Absicht lag, das Königthum zu schützen, so beging er damit die größte politische Thorheit, die man je nur begehen konnte; denn der Inhalt dieser verächtlichen Drohnoten konnte doch unmöglich bei einer großen Nation Angst und Beben erzeugen, sondern mußte sie im Gegentheil mit der größten Entrüstung erfüllen und zu dem äußersten Widerstand aufreizen. So ertönte denn Ein Ruf durch ganz Frankreich, der Ruf zu den Waffen, und wer diesen Ruf nicht theilte, der galt als ein Verräther, als ein Widersacher der Unabhängigkeit des Vaterlandes. Doch nicht blos dieses Gefühl wurde in den Herzen Aller lebendig, sondern auch noch ein anderes, das Gefühl des Hasses gegen den, in dessen Namen die Alliirten gegen Frankreich anrückten. „Freiheit und Vaterland" hieß es von allen Rednertribünen herab, stand es in allen Zeitungen zu lesen und wurde es in allen Pamphleten gepredigt: „Freiheit und Vaterland sind durch fremde Heere bedroht und diese fremden Heere nennen sich die Beschützer und Verbündete des Königs Ludwig von Frankreich; folglich ist er nothwendigerweise ihr Mitgenosse und es bleibt nichts anderes übrig, als ihn von seinem Posten zu entfernen, damit es ihm unmöglich werde, die Vertheidigungsmaßregeln wie bisher durch sein Veto zu lähmen."

Man sieht: es herrschte in Folge der Manifeste des Herzogs von Braunschweig eine wahrhaft krampfhafte Aufregung in Paris, wie überhaupt in Frankreich, und „Absetzung des Königs" war jetzt überall das Losungswort. Die Girondisten Brissot, Isnard, Gensonné und Vergniaud hielten eben so lange als schwungreiche Reden über dieses Thema vor der gesetzgebenden Versammlung und der Maire Petion von Paris verlangte dieselbe geradezu am 3. August im Namen des Gemeinderaths und der achtundvierzig Sektionen, wie auch von andern Seiten Bittschriften ähnlicher

Art in Masse einliefen. Während nun aber die Einen petitionirten und die Andern schöne Reden hielten, beriethen die Häupter des Bergs, also der extremen Parthei unter den Jacobinern, darüber, ob man nicht weit schneller durch einen Gewaltakt zum Ziele gelangen könnte, und alle stimmten darin überein, daß dieser Gewaltakt ein Sturm auf die Tuilerien sein müsse. „Die Sturmpetition vom 20. Juni," sagten sich diese Männer der Action, „wäre unbedingt gelungen, wenn diejenigen, welche sie in's Werk gesetzt, nicht aus Angst vor Blutvergießen mitten auf dem Wege stehen geblieben wären; vermeiden wir also diesen Fehler, so kommen wir sicher an's Ziel." So wurden denn die Rollen ausgetheilt und während Marat, der Pamphletist und Zeitungsschreiber, welchem in der Schärfe der Feder kein anderer gleichkam, ganz offen die Patrioten zum Aufstand aufforderte, bearbeiteten Danton, Robespierre, Camille des Moulins, Chabot und Bazire die Bevölkerung der Vorstädte oder, besser gesagt, den Pöbel von Paris. Der Pöbel war ja damals für den „Berg" und die Extremen gerade dasselbe, was früher die Polizei und die Soldateska für den Absolutismus gewesen war; das heißt: die Extremen wußten, daß sie sich mit der Faust des Pöbels Gehorsam verschaffen könnten, und sie zauderten also nicht, die rohe Gewalt in die Schranken zu rufen. Zu demselben Zweck citirte Barbaroux, der vielberüchtigte Advokat von Marseille, eine große Bande der kühnsten und zugleich verworfensten Gesellen, den Auswurf der dortigen Hafenarbeiter und Matrosen, aus seiner Vaterstadt herbei, und diesen „Marseillern", etliche tausend an der Zahl, gab man den gräßlichen Fournier, den „Amerikaner", wie man ihn nannte, weil er früher eine Plantage in Westindien besessen hatte, zum Anführer. Den Pöbel der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau aber stellte man unter die Befehle des Bierbrauers Santerre, dem man dann noch den kriegskundigen Sergeanten Westermann, den nachherigen berühmten General, zur Leitung der Sturmkolonnen beigab. Kurz, der Aufstand wurde ganz systematisch organisirt und nachdem man den Frühmorgen des 10. August zum Losschlagen bestimmt hatte, begab sich der Jakobinerclub am Abend des 9. in geschlossenem Zuge — nur die gemäßigter gesinnten Girondisten blieben weg — nach der Vorstadt St. Antoine, woselbst die Anführer das Hauptquartier aufschlugen.

Selbstverständlich war dem Könige die nahende Gefahr nicht verborgen geblieben, und so hatte er sich mit seiner Gemahlin sowie mit den ihm gebliebenen Freunden über die zu ergreifenden Maßregeln geeinigt. Von ihm herbeigerufen, verfügte sich am Mittag des 9. August Mandat, ein ehemaliger Gardeoffizier, an den damals durch den Turnus eben das Generalkommando der Nationalgarde gekommen war, mit seinem Generalstabe in die Tuilerien, und auf seinen Befehl besetzten sechszehn der bewährtesten Bataillone der Nationalgarde alle äußeren Zugänge zum Schlosse. Das Innere desselben hatten acht- bis neunhundert Schweizer, die man in der Schnelligkeit herbeizog, zu vertheidigen übernommen und ihnen gesellten sich verschiedene Offiziere der verabschiedeten Leibwache zu, sowie eine Truppe von Royalisten und Edelleuten, welche vom Kopf bis zu Fuß mit Säbeln und Pistolen bewaffnet ebenfalls erschienen waren. Nicht minder hatten sich die sämmtlichen Minister

nebst dem Syndicus des Departements von Paris beim Könige eingefunden, und wenn gleich der Maire Petion, den der König auch citirte, sich mit der Nothwendigkeit seiner Anwesenheit auf dem Stadthause entschuldigte, so konnte derselbe doch nicht umhin, dem Befehlshaber der Nationalgarde die schriftliche Ermächtigung zu geben, daß er befugt sei, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. So schien es um die Vertheidigung der Tuilerien auf's beste bestellt, und man glaubte am Abend des 9. gar nicht mehr, daß der Pöbel auch nur überhaupt einen Angriff wagen werde, weil Mandat auf dem Pontneuf einen beträchtlichen Posten mit Kanonen aufgestellt hatte, um die Verbindung der beiden gefährlichen Vorstädte St. Antoine und St. Marceau abzuschneiden. Man sollte sich aber sehr bitter täuschen.

Mit dem Schlag 12 Uhr Nachts vom 9. auf den 10. August fällt ein Kanonenschuß und alsbald erschallen die Sturmglocken. Daraufhin versammeln sich abgemachtermaßen die republikanischen Führer der 48 Bezirke oder Sectionen von Paris mit ihrem Pöbelanhang in den Sitzungssälen der Sectionen und ernennen schnellstens kraft ihrer Souveränetät je 4 Abgeordnete des Volks. Diese 192 Abgeordneten marschiren, von allen ihren Wählern, zusammen einer unermeßlichen meist bewaffneten Menge begleitet, nach dem Stadthause, wo sich bereits auf den Allarm hin die ganze Municipalität eingefunden hat. Man erklärt sofort der letzteren, daß das Volk von Paris, unzufrieden mit ihren bisherigen Leistungen, in den Personen der 192 Abgeordneten einen neuen Gemeinderath ernannt hat, und daß also der ganze alte Rath mit Ausnahme von Petion, Danton und Manuel, welchen das Volk ihre Stellen läßt, von der Minute an außer Funktion gesetzt ist. Die meisten Räthe fügen sich stillschweigend; einige wenige Protestirende werden mit Gewalt entfernt und die Treppen hinabgeworfen. So ist jetzt durch diesen Einen Gewaltstreich die obrigkeitliche Macht über die Hauptstadt des Reiches in die Hände der furchtbarsten Parteimenschen gegeben und damit ist auch bereits über das Schicksal des Tages entschieden. Die erste Regierungshandlung des neuen Gemeinderaths besteht darin, dem Offizier, der den Posten am Pontneuf kommandirt, zu befehlen, daß er mit seinen Leuten und Kanonen sofort abzieht; die zweite darin, den Kommandanten Mandat auf's Stadthaus zu fordern. Mandat erscheint; aber wie er beim Eintritt in den Saal lauter fremde Gesichter erblickt, ahnt er, was vorgegangen, und fährt erblassend zurück. Man hält ihn fest und bestürmt ihn mit Fragen über die Vertheidigungsmaßregeln, die er getroffen. Auf seine Antwort, daß er Gewalt mit Gewalt zu vertreiben nicht zaudern werde, überhäuft man ihn mit Schmähungen und dekretirt seine Abführung in das Gefängniß der Abtei. Bei seinem Heraustreten aus dem Saale aber wird er von der tobenden Menge ergriffen und alsbald auf der Treppe ermordet. Jetzt sind die Vertheidiger der Tuilerien ohne Anführer, ohne Plan, ohne Entschluß; denn Laschenaye, der Unterkommandant der Nationalgarde, hat weder den Kopf, noch den Willen, noch die Kraft seines getödteten Vorgesetzten.

Während dies auf dem Stadthause vor sich geht, wird der Generalmarsch durch ganz Paris geschlagen und die Banden der Vorstädte sammeln

sich zu Haufen. Mit ihnen vereinigen sich die Marseiller und jene ungeheure Menge, welche die 192 Abgeordneten auf's Rathhaus begleitet hat. Nicht minder schließt sich ihnen alles verworfene und lüderliche Gesindel an, welches eine so große Stadt wie Paris stets in ihrem Schooße birgt, und hiebei ist auch das weibliche Geschlecht, wie sich von selbst versteht, sehr stark vertreten. Man darf sagen: ganz Paris hat sich auf die Straße begeben mit Ausnahme der „besseren Bürger", zumal der bemittelten, denen es um Ruhe und Erhaltung ihres Besitzthums zu thun ist, und noch ehe es tagt, füllt sich der Carousselplatz vor den Tuilerien mit einer Volksmasse, deren Zahl sich kaum mehr schätzen läßt. Sie wächst aber noch mit jeder Minute und mit jeder Minute wird die Verwirrung, das Geschrei fürchterlicher. Der nächste Augenblick schon, so scheint es, muß die Entscheidung bringen; denn wer soll diese tobende Menge abhalten, in's Schloß einzubrechen? Hier schläft natürlich kein Mensch, sondern es herrscht vielmehr die größte Aufregung. Um vier Uhr Morgens citirt die Königin den Syndicus des Departements von Paris mit den Ministern vor sich und fragt ihn, was nach seiner Ansicht unter gegebenen Umständen zu thun sei. Der Syndicus Röderer erwidert, er halte es für nothwendig, daß der König sich mit der Königlichen Familie in die Nationalversammlung begebe, denn dort allein sei Sicherheit. „Mein Herr," erwidert ihm die Königin, „die Nationalversammlung besteht aus lauter Republikanern; ich verlasse mich mehr auf die um uns versammelten Streitkräfte." Es wird nun beschlossen, daß der König die Truppen, welchen die Vertheidigung der Tuilerien anvertraut ist, mustern solle, um deren Muth anzufeuern, und zu gleicher Zeit schickt man die Minister Joly und Champion in die legislative Versammlung, damit sie diese von der wachsenden Gefahr in Kenntniß setzen und Hilfe von ihr verlangen. Um fünf Uhr Morgens beginnt der König, umgeben von royalistischen Offizieren, mit der Musterung. Er findet die Schweizer, die in den innern Gemächern stehen, vom besten Geiste beseelt. Jetzt steigt er in die Höfe hinab, welche von der Nationalgarde besetzt sind. Die Cavaliere und Offiziere, die ihn begleiten, schreien: „Es lebe der König" und einige Bataillone Nationalgarde wiederholen den Ruf; ein anderes Bataillon aber schreit: „Es lebe die Nation!" Der König setzt die Musterung fort und besucht die Bataillone, welche die Terrasse, die Drehbrücke und den Garten besetzt halten. Die Rufe: „Es lebe der König!" werden immer seltener; um so lauter dagegen schreien die mit Piken bewaffneten Bataillone: „Nieder mit dem Veto; es lebe die Nation!" Von Begeisterung für die königliche Sache findet sich fast nirgends eine Spur und die äußersten Posten erklären sogar laut, daß sie nie auf das Volk schießen werden. Noch mehr: man findet, daß in die Menge auf dem Carousselplatz jetzt eine gewisse Ordnung gebracht ist und daß sich dort seit sechs Uhr Morgens die Arbeiter der Vorstädte mit den Marseillern, zusammen 20,000 Mann stark, wohlbewaffnet und sogar mit Kanonen versehen — sie hatten inzwischen unter dem Kommando Westermanns und anderer früherer Gardeunteroffiziere das Arsenal erstürmt — in Schlachtordnung aufgestellt haben. Blaß und muthlos kehrt der König in's Schloß zurück und wie ihn die Königin sieht, so steht auch in ihr die Ueberzeugung fest, daß nunmehr alles verloren sei. Zum Ueberfluß be-

stätigt dies auch noch der Bericht der eben aus der Nationalversammlung zurückkehrenden Minister; denn man erfährt von ihnen, daß die Versammlung zwar noch nicht vollzählig sei, daß aber die anwesenden Mitglieder ihrer gar nicht geachtet hätten.

Es ist inzwischen sieben Uhr Morgens geworden und noch immer zeigt sich kein Ausweg der Rettung. Bis in die innersten Gemächer des Königsschlosses hinein dringt der Tumult und es kann keinen Trost geben, daß einige wenige der anwesenden adeligen Royalisten mit ihren Säbeln

Marat.

rasseln. Jetzt entschließt sich der Syndicus Röderer, das Aeußerste zu versuchen und, begleitet von ein paar Nationalgardisten, welche eine weiße Fahne schwingen, begibt er sich auf den Carousselplatz, um mit den Anführern der Sturmkolonnen zu unterhandeln. „Es ist zu spät zum Unterhandeln!“ ruft man ihm entgegen, „wir verlangen die Absetzung des Königs!“ Nochmals erhebt er seine Stimme, aber „Absetzung! Absetzung!“ brüllen ihm fünfzigtausend Kehlen entgegen und unverrichteter Dinge muß er umkehren. Jetzt wendet er sich an die Nationalgardisten

und erinnert sie daran, daß Ehre und Pflicht von ihnen fordern, jeden Angriff mit Gewalt zurückzuschlagen. Statt aller Antwort ziehen die Kanoniere vor seinen Augen die Ladung aus den Kanonen und zwei Bataillone weichen Gewehr bei Fuß zur Seite, als Westermann seinen Kolonnen vorzurücken befiehlt. Jetzt eilt Röderer in's Schloß zurück und berichtet dem König und seiner Gemahlin, daß die Gefahr auf's höchste gestiegen sei. „Die Nationalgarde ist auf dem Punkt, sich mit den Aufrührern zu vereinigen!" ruft er, „und Eure Majestät können mit Ihrer Familie nur dadurch dem gewissen Tode entgehen, wenn Sie sich ungesäumt in den Schooß der Nationalversammlung flüchten." Einen Augenblick lang zaudert der arme Monarch und Marie Antoinette ruft: „Wir wollen das Schloß nicht verlassen!" Aber Röderer entgegnet noch dringender, daß jede Minute Zögerung den Tod um so gewisser mache, und somit entschließt sich Ludwig XVI., dem Rath des Syndicus zu folgen. Er bietet also seiner Gemahlin den Arm und tritt mit ihr und seiner übrigen Familie den fatalen Weg an, der ihn nach kurzem auf's Schaffot liefern sollte.

Die gesetzgebende Versammlung, deren Mitglieder sich nach und nach vollzählig eingefunden hatten, war eben in einer stürmischen Berathung über das, was geschehen solle, begriffen, als man ihr um 8 Uhr die Ankunft des Königs mit seiner Familie meldete. Sofort schickte Vergniaud, der damals den Präsidentenstuhl inne hatte, dem Monarchen eine Deputation entgegen und diese geleitete ihn — es war die letzte Ehrenbezeugung, welche die Versammlung dem armen König erwies — an seinen Platz neben dem Präsidenten! „Meine Herren", sagte jetzt Ludwig XVI., „ich bin zu Ihnen gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhüten. Ich denke, daß ich nirgends sicherer als in Ihrer Mitte bin." — „Sire," erwiderte Vergniaud, „Sie können sich auf die Festigkeit der Nationalversammlung durchaus verlassen. Wir haben geschworen, die Rechte des Volkes und der gesetzlichen Behörden, wenn nöthig mit unserem Leben zu vertheidigen." Darauf setzte sich der König auf den Lehnstuhl, der dort stets für ihn bereitstand; allein der Abgeordnete Chabot rief, daß die Versammlung in Gegenwart des Monarchen nicht berathen könne und nun enstand ein verwirrtes Geschrei: „Vor die Schranken! Auf die Bank der Minister!" Hiemit waren aber wieder Andere nicht einverstanden und erst nach längerem Hin- und Herstreiten kam man überein, daß der König die hinter dem Stuhle des Präsidenten befindliche, mit eisernen Gittern versehene Loge der Berichterstatter einnehmen sollte. In diesen engen Käfig, in welchem man sich kaum umdrehen konnte, begab sich Ludwig XVI. mit seiner Familie und die zwei Minister nebst den paar Kammerherren, die ihn begleitet hatten, folgten ihm dahin nach. Sie glaubten sich hier in Sicherheit und athmeten wieder frei auf; allein kaum hatten sie sich auf den Bänken niedergelassen, so hörte man außen Kleingewehrfeuer untermischt mit Kanonendonner und nun wurde der Schrecken ärger, als wie zuvor.

Gleich nämlich, nachdem Ludwig XVI. die Tuilerien verlassen hatte, um sich der Nationalversammlung anzuvertrauen, entfernten sich auch die Offiziere und Adeligen, die ihm bisher zur Seite gestanden, indem sie

meinten, daß es wohl ihre Pflicht gewesen wäre, die Person des Monarchen zu vertheidigen, daß man es ihnen aber nicht zumuthen könne, für die nackten Mauern des Schlosses ihr Leben zu lassen. Aus demselben Grunde zogen auch die meisten Bataillone der Nationalgarde ab und die, welche dieß nicht thaten, machten gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern. Nur allein die Schweizer, als ächte Soldaten an strenge Dienstordnung gewöhnt, blieben fest auf ihrem Posten und warteten in regungsloser Haltung auf Verhaltungsbefehle ihres Kriegsherrn. Umgekehrt drangen die Aufrührer von allen Seiten vorwärts und besetzten alle Zugänge zum Schlosse, welche von den Nationalgarden verlassen worden waren. Bald stand ein Haufen Marseiller am Fuße der großen Treppe den dort haltenden Schweizern gegenüber, und beide Theile riefen sich an, ohne jedoch sogleich in Thätlichkeiten überzugehen. Lange Zeit dauerte dieß übrigens nicht, sondern wie die Schweizer nicht freiwillig Raum gaben, ließen die Marseiller — so wird wenigstens glaubwürdig erzählt, während Andere, wie ich nicht verschweigen darf, darauf bestehen, daß die Schweizer den Kampf begonnen hätten — mit langen Feuerhacken fünf Mann aus ihren Reihen heraus und schlugen sie vor den Augen ihrer Brüder mit Flintenkolben todt. Nun natürlich geriethen die Schweizer in Wuth und eröffneten sofort ein mörderisches Feuer gegen ihre Angreifer, das eine Menge von diesen zu Boden streckte. Die Marseiller flohen über Hals und Kopf und rissen auch die übrigen bewaffnten Rotten mit sich fort. In weniger als einer Viertelstunde waren die Tuilerien, der Schloßhof und selbst der Carrousselplatz von allen Aufrührern gesäubert.

Jetzt hätte Ludwig XVI., wenn er ein Mann der Entschlossenheit gewesen wäre, gar leicht den Sieg über alle seine Feinde erlangen können, denn die ganze Nationalversammlung war in seiner Gewalt, so bald er die siegreichen Schweizer herbeirief; allein das Wort Entschlossenheit kannte der gute König nicht und ohnehin graute ihn vor allem, was zu Blutvergießen führen konnte. Als daher die ersten Musketensalven sich hören ließen, erschrack er bis in den Tod und unaufgefordert betheuerte er laut, daß er keinen Befehl zum Feuern gegeben habe. Ja, als trotzdem in der Nationalversammlung drohende Stimmen sich hören ließen, daß die Schweizer es nicht wagen würden, das Volk zu morden, wenn der Hof nicht mit ihnen einverstanden wäre, sandte er sofort einen der Minister mit der strengen Weisung ab, den Soldaten allen weiteren Kampf zu verbieten. Allein diese strenge Weisung hatte, bis sie an Ort und Stelle kam, keine Wirkung mehr und dem Könige selbst brachte sie auch keinen Vortheil. Die geflohenen Aufrührer nämlich wurden von dem tapferen Westermann bald wieder zum Stehen gebracht und vor Scham außer sich, waren sie bereit zu siegen oder zu sterben. In drei Kolonnen abgetheilt und überdieß mit Kanonen versehen, welche die zu ihnen übergegangenen Kanoniere der Nationalgarde bedienten, griffen sie das Schloß von drei Seiten zumal an. Jetzt gabs einen Kampf wie man noch selten einen gesehen, denn die Schweizer vertheidigten sich bis auf den letzten Mann und wollten so wenig Pardon, als sie Pardon gaben. Alle wurden niedergemacht oder wenigstens so schwer verwundet, daß sie für todt liegen blieben; allein sie hatten ihr Leben theuer genug verkauft und wenigstens 3000 von ihren

Feinden niedergeschossen. Im Ganzen mußten an diesem Tage des Mords über 5000 Menschen das Leben lassen, darunter die sämmtlichen Bewohner des Schlosses, die sich nicht geflüchtet hatten und zwar ohne Unterschied des Alters, des Ranges und des Geschlechts. Kein Gang, kein Zimmer war im ganzen großen Gebäude, in dem nicht das Blut in Strömen floß, und überall lagen Leichname, welche furienmäßige Weiber nackt auszuziehen sich beeilten. Wie es aber nichts mehr zu morden gab, begann das Gesindel mit der Plünderung und in wenigen Stunden waren alle Gemächer des Palastes in Stätten der Verwüstung und des Entsetzens verwandelt.

Von jetzt an fiel Schlag auf Schlag auf den armen Ludwig XVI. denn man beschuldigte ihn geradezu, sowohl direkt als indirekt Schuld an diesem Morden zu sein. Direkt, weil er den Schweizern befohlen habe, auf das Volk zu schießen; indirekt, weil durch sein Veto gegen die bewußten zur Vertheidigung des Vaterlandes erforderlichen Maßregeln die Bürger gezwungen worden seien, gegen die Tuilerien zu ziehen. Zu dem ersten Verbrechen, dessen man ihn bezüchtigte, zum Verrath am Vaterlande wegen Einverständnisses mit dem Feinde, kam also jetzt noch ein zweites, größeres, der Mord am Volke, und somit konnte man sich nicht mehr mit der bloßen „Absetzung" des Königs begnügen, sondern man mußte auf seine „Bestrafung" dringen. So reflektirte die extreme Partei des Jakobinerclubs sowie der Pariser Bevölkerung überhaupt und die neu eingesetzte Municipalität von Paris, jene Hundertundzweiundneunzig mit Petion, Danton und Manuel an der Spitze, kleidete diese Reflexionen zuerst in deutliche unumwundene Worte. So bald nämlich der Sieg „des Volks", wie man sich ausdrückte, entschieden war, erschien eine Deputation jener Municipalität vor der Nationalversammlung und petitionirte oder vielmehr verlangte in sehr energischen Worten, daß die Versammlung sofort die Absetzung Ludwigs XVI. ausspreche und zugleich eine Commission niedersetze, um sein letztes Verbrechen: „die Verspritzung des Bluts der Vaterlandsfreunde" des Näheren zu untersuchen. Auf diese Deputation folgten verschiedene andere, zum großen Theil aus Banden zerlumpten Pöbels bestehend, und alle äußerten denselben Wunsch, oder besser gesagt: verkündeten denselben Befehl. Die Nationalversammlung aber erklärte sofort ihre Uebereinstimmung mit diesen Forderungen und konnte auch nichts anderes thun, selbst wenn sie gewollt hätte, weil alle Gewalt in diesem Augenblicke in den Händen des siegreichen Pöbels und seiner Führer lag. Doch modificirte sie dieselben einigermaßen, weil sie die Verantwortung dafür nicht auf sich nehmen, sondern sie der Gesammtheit der französischen Nation aufbürden wollte, und so dekretirte sie denn, daß eine augenblicklich einzuberufende und aus den freiesten Wahlen hervorgegangene neue außerordentliche Nationalversammlung, die „Nationalkonvention", wie man sie nannte, oder auch kürzer „der Convent" über das Schicksal des Königs, sowie über die künftige Verfassung Frankreichs — ob immer noch Königthum oder ob Republik — zu entscheiden habe. Einstweilen solle der König „suspendirt" und „sicher aufbewahrt", die vollziehende Gewalt aber einem aus der Mitte der Versammlung gewählten „Vollziehungsrathe" übertragen werden, welchem ein „volksthümliches Ministerium" zur Unterstützung beizugeben sei. Also beschloß die gesetzgebende Versammlung nach langen stürmischen

Sitzungen, welche zusammen drei Tage in Anspruch nahmen, und alle diese Beschlüsse wurden sofort ins Werk gesetzt.

Ich habe diese Vorgänge weitläufiger zu schildern für nöthig erachtet, weil die Folgen derselben — die Gründung der französischen Republik und die Verurtheilung Ludwigs XVI. zum Tode — ganz unermeßliche waren; von nun an aber kann ich um so kürzer sein. Was also zuerst den König betrifft, so mußte er die ganze Zeit, während welcher über ihn diskutirt wurde, also volle drei Tage lang von seinem engen Gitterkäfig aus die Verhand-

Prinzessin von Lamballe.

lungen mit anhören und nur über Nacht brachte man ihn mit den Seinigen in einer etwas besseren an den Sitzungssaal stoßenden Lokalität unter. Wie aber einmal seine Suspension beschlossen war, brachte man ihn auf das Verlangen des nunmehr allgewaltig gewordenen Pariser Gemeinderaths, der erklärte, im andern Fall nicht für die Person desselben bürgen zu können, am 13. August Nachmittags nach dem sogenannten Tempel-Thurme, welcher vor einem halben Jahrtausend seinen Erbauern, den Templern, zum Gefängniß gedient hatte, und er konnte aus dem

Schicksal dieser armen Schlachtopfer der Tyrannei Philipps des Schönen auf sein eigenes künftiges schließen. Doch trennte man ihn nicht von den Seinen, ließ ihm für den Anfang auch noch einige treue Hausdiener, sowie der Königin ihre Freundinnen, die Prinzessin von Lamballe und die Frau von Tourzel. Was sodann die neuen Minister anbelangt, so kennen wir drei derselben bereits, nämlich Roland (Inneres), Servan (Krieg) und Claviere (Finanzen), weil sie schon einmal diese Stellen inne gehabt hatten; wirklich neu aber waren Lebrün (Auswärtiges), nebst dem schrecklichen Danton (Justiz), und man kann sich schon zum Voraus denken, daß letzterer die Seele des Ganzen wurde, sowie er auch nebst Robespierre, Marat, Chaumette und Tallien den Pariser Gemeinderath beherrschte. Was endlich die durch den 10. August begründete neue Regierungsweise betrifft, so billigten sämmtliche Departements das Verfahren der gesetzgebenden Versammlung und auch die verschiedenen Armeekorps mit ihren Führern, zu welchen man sogleich eigene Kommissarien absandte, hatten nichts dagegen einzuwenden. Nur allein der General Lafayette, der Kommandant der Ardennenarmee mit dem Hauptquartier in Sedan, blieb sich auch jetzt consequent und machte den Versuch, sein Heer für den gefangenen König sowie für die Aufrechthaltung der Verfassung zu inflammiren. Allein der Versuch mißglückte und der General flüchtete daher am 19. August über die österreichisch-niederländische Grenze, um sich über Holland nach Amerika zu begeben. Letzteres gelang ihm übrigens nicht, denn die Oesterreicher nahmen ihn gefangen und hielten ihn zuerst in Luxemburg, zuletzt in Olmütz in sehr strengem Gewahrsam, bis ihn endlich nach vier Jahren General Bonaparte durch den Vertrag von Campo-Formio aus seinem Kerker erlöste.

Zweites Buch.

Die ersten Revolutionskriege

bis

zum Frieden von Campo-Formio

(10. August 1792 bis 17. Oktober 1797).

Erstes Kapitel.

Der Nationalconvent.

Nach der Suspension und Einkerkerung Ludwigs XVI. war Frankreich faktisch bereits eine Republik geworden und die Führer des Volks eilten nun mit Riesenschritten auf dem Wege der Revolution vorwärts. Vor allem ging ihr Zweck dahin, ihre Gegner, die Royalisten, für immer und ewig zum Schweigen zu bringen und ihre Kraft so zu lähmen, daß sie sich nie mehr erholen konnten. Wie war aber dieß möglich? Einfach dadurch, daß man die Häupter derselben, sowie überhaupt alle hervorragenderen Aristokraten dem Tode weihte, denn einmal mußte dadurch ein bis ins innerste Mark dringender Schrecken erzeugt werden, und zum zweiten kann eine Parthei ohne Führer nichts Rechtes mehr leisten. Somit wurde bereits am 19. August ein außerordentlicher Gerichtshof errichtet, das sogenannte „Tribunal des 10. August", und dieses Blutgericht leitete sofort eine Untersuchung ein gegen alle die, „welche sich am 10. August gegen die Freiheit verschworen", mit andern Worten gegen die Urheber und Theilnehmer der Vertheidigungsmaßregeln, welche der Hof vor und am 10. August getroffen. Nun gab's Verhaftungen über Verhaftungen, und wer nur irgend des Royalismus verdächtig war, oder den ein Radikaler als Gegner der Revolution anklagte, der durfte sicher sein, sofort in den Kerker geworfen zu werden. Ohnehin aber machte man auf die den Eid verweigernden Priester Jagd und so brachte man in wenigen Tagen, nachdem man alle Häuser durchsucht, wohl an die 6000 Gefangene zusammen. Nun aber ließ der Gemeinderath auf dem Carrouselplatze jene berühmte Köpfmaschine aufstellen, welche ein Jahr zuvor von dem Pariser Arzte „Guillotin" erfunden worden war, und befahl, daß dieselbe dort stabil erhalten werden solle, denn Danton und seine Freunde hofften, daß das Tribunal des 10. August recht viele Todesurtheile erlassen würde.

Doch dem war nicht so, sondern das Tribunal nahm es mit den Untersuchungen gar gründlich und so kamen in vierzehn Tagen nicht mehr

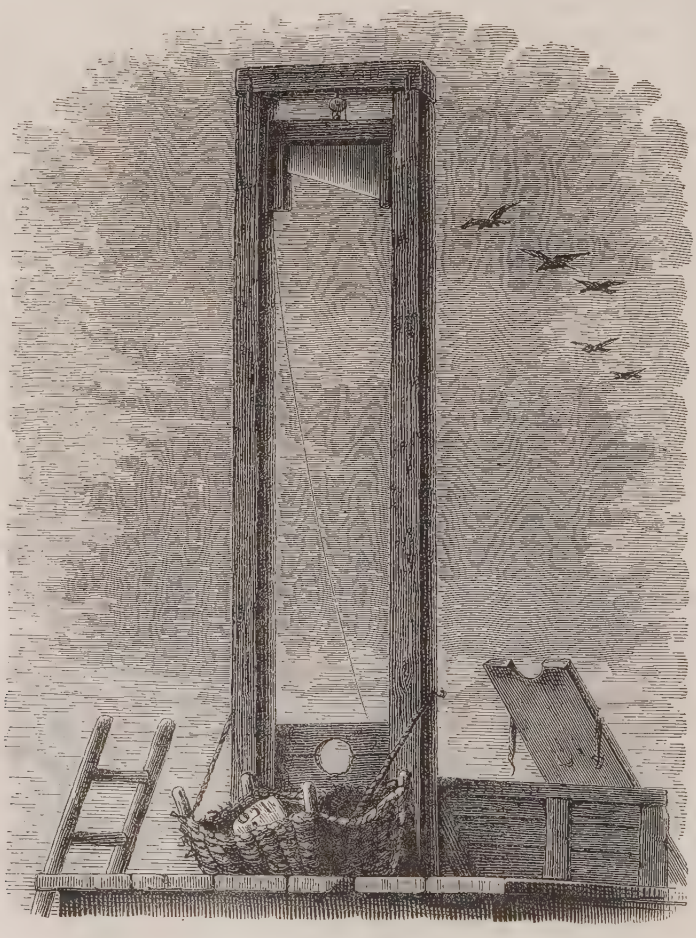
als vier Todesurtheile heraus. Dieß ging der extremen Partei, welche sich gerne aller ihrer Feinde auf einmal entledigt hätte, viel zu langsam, und wie nun vollends bei dem zu Ende August erfolgten Einrücken der Preußen in der Champagne und bei den siegreichen Erfolgen, die sie im Anfang erzielten (das Nähere hierüber wird der Leser im nächsten Kapitel erfahren), die Royalisten, welche natürlich jetzt hofften, die fremden Heere als Befreier bald in Paris zu sehen, ihre Häupter wieder freier als zuvor erhoben, da verabredete sich der Justizminister Danton mit dem ihm gleichgesinnten Gemeinderathe, mit den gefangenen Aristokraten und Priestern den kürzesten Prozeß zu machen, den es gibt. Mit andern Worten, sie verabredeten mit einander jenen furchtbaren Mordplan, welcher unter dem Namen des „Septembermordes" oder auch der „Septembrisirungen" bekannt ist, und gleich nach der Verabredung am 2. September gingen sie an die Ausführung. Diese Episode aus der französischen Revolution ist aber allzuschrecklich, als daß ich mich lange bei ihr verweilen möchte, und so berichte ich denn nur kurz das Allernothwendigste. Also Danton verfertigte eine Liste aller der Gefangenen, welche er gemordet haben wollte, und übergab diese Liste dem Gemeinderathe; dieser aber las sich aus der Hefe des Volkes eine Rotte von etlichen hundert Mördern aus und schickte diese Rotte parthienweise und unter Anführung einiger Gemeinderathsmitglieder in die verschiedenen Gefängnisse, um die auserseheuen Opfer hinzuschlachten. Auch ging man dabei ganz methodisch zu Werke, wie in einem wohlgeordneten Schlachthause, und die Mörder erhielten „für ihre Arbeit" gegen Quittungen ihren Lohn aus der Gemeindekasse, zum besten Beweis, daß jene Scheußlichkeiten keineswegs das Erzeugniß des trunkenen Fanatismus, sondern vielmehr des allerüberlegtesten Mordplans waren.

Fünf Tage lang, vom 2. bis 6. September, dauerte in Paris das Morden und am schrecklichsten war es im Hospital zu Bicêtre, denn hier ergriffen die Mörder, weil vom Schlachten mit dem Schwerte ermüdet, den Ausweg, die Verhafteten massenweise im Hofe aufzustellen und dann mit Kanonen todtzuschießen. Dort allein sind über die Fünftausend gemordet worden; in den übrigen Gefängnissen aber, in der Abtei St. Germain, im Hotel de la Force, bei den Bernhardinern, in der Salpetrière, im Chatelet, und im Palast der Justiz betrug die Zahl der Geopferten zusammen noch nicht einmal tausend. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Zweck Dantons und seiner Freunde: „Vertilgung der Häupter der Monarchisten und Aristokraten" trotz der Wahrheit des Satzes, daß Frankreich in Paris liegt, nur halb erreicht gewesen wäre, wenn das Morden derselben sich auf diese Hauptstadt beschränkt hätte, und somit erließ mit dem 2. September der Gemeinderath von Paris eine Aufforderung an alle Communen Frankreichs, seinem Beispiel zu folgen. Auch hatte dieser Blutbrief überall, wo die Extremen in den Bürgerräthen die Oberhand hatten, die gewünschte Wirkung und in Rheims, in Meaux, in Lyon und vielen andern Städten wurden dieselben Scenen aufgeführt, wie in den Gefängnissen der Seinestadt. Ebenso erging es denjenigen, welche man seiner Zeit vor den Nationalgerichtshof von Orleans gestellt hatte, also den früheren Ministern Delessart und Abancourt, dem Herzog von Brissac, dem früheren Befehlshaber der Königlichen Garde, dem Bischof von Mende und noch drei-

undfünfzig andern vordem am Hofe viel geltenden vornehmen Herren. Eine Bande der „Marseiller," geführt von dem furchtbaren Fournier, holte sie auf Befehl Dantons in Orleans, unter dem Vorwande, sie vor das Tribunal des 10. August zu stellen, ab, schleppte sie nach Versailles und ermordete sie dort auf die grausamste Weise; Danton aber pries diese Mörder, als sie von Versailles nach Paris zurückkehrten, öffentlich vom Balkon des Kanzleigebäudes herab, wegen ihrer „lobenswerthen Wuth." Ja noch mehr, nicht bloß Männer wurden gemordet, sondern auch Frauen, sobald sie des aristokratischen Führerthums verdächtig waren, und unter diese gehörte vor allen die schöne Prinzessin von Lamballe, die Freundin der Königin Marie Antoinette.

Unmittelbar nach dieser gräßlichen Bartholomäusnacht fanden die Wahlen in den Nationalconvent statt, und man kann sich denken, wie diese nun ausfielen. Jeder Franzose durfte wählen, sobald er nur 21 Jahre alt war, und jeder Franzose durfte gewählt werden, wenn er 25 Jahre zählte. Andere Beschränkungen gab es keine und schon darin lag eine Gewißheit, daß der Proletarier bei den Wahlen den Ausschlag geben werde. Noch mehr darin, daß der Schrecken der Septembermorde den Leuten noch in allen Gliedern lag. Wer hätte es denn wagen können, einem Andern, als einem eifrigen Republikaner seine Stimme zu geben, ohne sich dem Verdacht des Aristokratismus auszusetzen? Dieß war besonders in Paris der Fall und deßwegen gingen auch da die extremsten Parteimänner, wie Robespierre, Danton, Marat und der Herzog von Orleans, der sich aber von jetzt an „Bürger-Egalité" hieß, aus der Urne hervor. Mit ihnen wetteiferten in Wildheit, Blutdurst und Aristokratenhaß die Abgeordneten Bazire, Chabot, Merlin, Fabre d'Eglantine, Billaud-Varennes, der Unerbittlichste aller Unerbittlichen, Collot d'Herbois, der frühere Schauspieler, Couthon, St. Just, Robert Lindet, der gottverläugnende Priester, Camille Desmoulins, Legendre, Tallien, Fréron, genannt „die revolutionäre Hyäne" und noch viele Andere, an deren Namen schon der Schrecken und der Mord geknüpft sind. Doch nicht bloß die Männer des rothen Republikanismus oder des „Bergs" erhielten in dem künftigen Nationalconvent Sitz und Stimme, sondern auch die Anhänger der „unblutigen oder blauen Republik," der sogenannten Girondisten, von denen ich weiter oben schon gesprochen habe, und diese bildeten sogar nominell die Mehrzahl. Auf dem Lande, wenigstens in denjenigen Departements, in denen die großen Städte nicht vorherrschten, war ja das Proletariat bei den Wahlen nicht maßgebend und die besitzende Klasse des Bürgerthums, vor allen der Bauernstand, denkt immer mehr gemäßigt als ultraradikal; kein Wunder also, daß in den Departements meist die Girondisten den Sieg davon trugen! Ueberdem wirkten sie auf die Wähler durch das Uebergewicht ihres Talentes, durch die Rechtschaffenheit ihres Wandels und am allermeisten durch ihre große Beredtsamkeit. So insbesondere Vergniaud, so Brissot, so Roland, so Guadet, Gensonné, Grangeneuve, Barbaroux, Lanjuinois, Ducas und wie sie sonst noch heißen mochten. Wiederholt aber bemerke ich, daß die Girondisten und die Männer des Bergs damals, bei den Wahlen in den Nationalconvent, noch keine getrennte Partheien bildeten, daß sie vielmehr beide dem Jakobinerklub als gleichberechtigte Mitglieder angehörten, und vorderhand

sich nur durch die mehr oder minder große Mäßigung in ihren politischen Ansichten und Zwecken unterschieden. Auch ließ sich nicht verkennen, daß sich die Gemäßigteren, also die Girondisten, ungeheuer viel auf die Ueberlegenheit ihrer Bildung und ihres Geistes zu gute thaten, während die



Guillotine.

Extremen oder der Berg mit dem Klub der Cordeliers — der Name kommt wie beim Jakobinerklub von einem Kloster her, und unter den Mitgliedern spielte Marat die erste Rolle, woraus man auf den Charakter und die Tendenzen der andern einen Schluß ziehen kann — sich mehr

auf ihre Verwegenheit verließen und gewiß wußten, daß sie sich bei jeder Gelegenheit auf die Fäuste des Pariser Proletariats verlassen könnten.

Am 21. September 1789 versammelten sich die Mitglieder des Convents in einem Saal der Tuilerien und von dort wurden sie von der legislativen Nationalversammlung, nachdem diese ihre Sitzungen geschlossen, nach ihrem bisherigen Sitzungssaal, der früheren Reitschule, wie wir wissen — es war übrigens bereits am 8. September, da Minister Roland beauftragt worden, in den Tuilerien einen würdigeren Sitzungssaal herrichten zu lassen — herübergeholt. Sofort constituirte sich der Convent und wählte den Girondisten Pethion zu seinem Präsidenten. Ein Antrag aber,

Sieyes.

diesem Präsidenten, als der ersten Person Frankreichs, eine Wohnung in den Tuilerien einzuräumen und ihm eine Leibwache zu geben, fiel glänzend durch, während umgekehrt der Gegenantrag von Collot d'Herbois, das Königthum für abgeschafft und Frankreich für eine Republik zu erklären, den ungeheuersten Beifall erhielt und alsobald zum Beschluß erhoben wurde. Das war die erste Regierungshandlung des Convents und aus dieser Handlung schon kann man ersehen, von welchem Geiste die 750 Mitglieder dieser neuen Nationalversammlung beseelt waren. Im Uebrigen machten sich dieselben mit großem Eifer an ihre Geschäfte und vertheilten dieselben an verschiedene Ausschüsse, in welche immer die tüchtigsten Männer gewählt

wurden. So gab es einen Ausschuß von dreißig Mitgliedern zur Leitung der Staatspolizei, so einen zweiten von vierundzwanzig für die militärischen Angelegenheiten und die Landesvertheidigung, einen dritten von fünfzehn für das Rechnungswesen, einen vierten von achtundvierzig für die innere Gesetzgebung und einen fünften für die Entwerfung einer neuen — republikanischen — Constitution, in welchen Männer wie Sieyes, Thomas Payne, Condorcet, Danton, Brissot und Vergniaud berufen wurden. Auch vergaß der Convent natürlich nicht, sogleich die nöthigen Schritte zu thun, um den Prozeß gegen den gefangenen Ludwig XVI. einleiten zu können, und man beauftragte eine Commission von vierundzwanzig, alle Angaben und Beweise gegen ihn zu sammeln. Endlich schickte man Deputirte, die man mit unumschränkten Vollmachten versah, in die verschiedenen Departements, um überall die suspendirten oder abgeschafften alten monarchischen Behörden zu ersetzen, und auch zu den sämmtlichen Armeekorps gingen solche Deputirte ab. In allen Dingen übte also der Convent die volle Regierungsgewalt über Frankreich aus und ihm waren daher auch die Minister, welche nur seine Befehle auszuführen hatten, in jeder Beziehung verantwortlich.

Zweites Kapitel.

Die Preußen in der Champagne und der Krieg am Rhein und in Belgien.

(1792.)

Es ist schon im Vorhergehenden kurz darauf hingewiesen worden, daß Preußen und Oesterreich am 7. Februar 1792 ein förmliches Bündniß gegen Frankreich schlossen, welchem beizutreten sie auch die übrigen Souveräne Europa's einluden. Es ging dies eigentlich ganz gegen das Interesse Preußens, das nur groß werden konnte, wenn Oesterreich gedemüthigt wurde, und Friedrich der Große hätte daher sicherlich ein solches Bündniß nicht abgeschlossen; allein Friedrich Wilhelm II. war ein König von ganz anderem Schlage und hielt es für die schönste Aufgabe seines Lebens, den alten absoluten und gottbegnadeten Königsthron in Frankreich wieder aufzurichten. Es begannen nun die Kriegsrüstungen, von Seiten Oesterreichs jedoch sehr lässig, denn die sämmtlichen Streitkräfte, welche es im Breisgau, am Mittelrhein und in den Niederlanden auf die Beine brachte, betrugen, im Ganzen genommen, nicht mehr als 50,000 Mann, und selbst diese kamen nur sehr langsam auf die für sie bestimmten Sammelplätze. Dies aber hatte seinen Grund darin, daß der Kaiser seine Hauptmacht im Innern seines Reiches zurückhielt, um sogleich in Polen einschreiten zu können, sobald Rußland seinen Plan, dieses Reich zu absorbiren, in's Werk zu setzen beginnen würde. Keineswegs so saumselig erwies sich Preußen, und schon Ende Februar wurde der Herzog von Braunschweig nach Potsdam

berufen, um mit dem Könige und dem Grafen von Schulenburg den Plan des Feldzugs zu berathen. Dieser Plan war folgender: der Herzog von Braunschweig sollte mit den Preußen bei Koblenz über den Rhein gehen, am linken Ufer der Mosel vorwärts rücken, die französische Grenze im Mittelpunkte, wo sie am zugänglichsten war, angreifen und über Longwy, Verdun und Chalons nach der Hauptstadt marschiren. Auf seiner Linken, in der Richtung von Metz und Thionville, sollte der Prinz von Hohenlohe mit den Hessen und einem Corps von Ausgewanderten operiren, während der General Clairfait mit den Oesterreichern und einem andern Corps von Ausgewanderten die französische Armee, welche bei Sedan und Mezières stand, werfen, über die Maas gehen und über Rheims und Soissons nach Paris zu marschiren hatte. So wollte man von drei Punkten, von der Mosel, dem Rhein und den Niederlanden zugleich und concentrisch auf die Hauptstadt von Frankreich vorrücken, und man zweifelte in Berlin und Potsdam gar nicht daran, daß diese Hauptstadt nebst dem ganzen französischen Reiche in kürzester Zeit erobert sein würde.

Ja man zweifelte nicht blos hieran nicht, sondern man war sich des Sieges schon zum Voraus vollkommen gewiß; denn die Preußen, vom Ruhme Friedrichs des Großen zehrend, hielten sich für unüberwindlich und der Herzog von Braunschweig rief deßhalb den Offizieren auf der Parade das stolze Wort zu: „Meine Herren, nur nicht zu viel Gepäck; es handelt sich ja blos um einen militärischen Spaziergang und es wird ein Treibjagen geben, wie bei Roßbach.“ In diesem Siegesbewußtsein glaubte man keines großen Heeres zu bedürfen und begnügte sich also mit der Aufstellung einer Armee von etlichen und fünfzigtausend Mann, deren Colonnen sich Ende Mai in Marsch setzten, um sich endlich im Juli in Coblenz zu vereinigen. Dort erließ sofort am 25. und 27. Juli der Herzog von Braunschweig die zwei berüchtigten Drohmanifeste gegen Frankreich, welche, wie ich vorhin schon dargethan habe, die Franzosen so furchtbar aufregten, und nun ward der Marsch gegen die Feinde angetreten. Sehr schnell aber ging's nicht vorwärts, denn erst am 19. August, nachdem das Heer in zwanzig Tagen vierzig Stunden zurückgelegt, überschritt man die französische Grenze, in der Hoffnung, vielleicht schon in einer Woche siegreich in Paris einzuziehen.

In der That erwies sich nun auch der erste Erfolg als ein keineswegs unglücklicher, indem gleich die erste Festung, die man zu erobern hatte, die Festung Longwy nehmlich, nach kurzem Bombardement schon am 22. August kapitulirte, und wenige Tage nachher, am 2. September, der Kommandant von Verdun sich ebenfalls genöthigt sah, sich zu übergeben. Bereits jubelten die französischen Prinzen, Herzoge und Marquis, die sich in großer Anzahl bei der Armee befanden, und der König Friedrich Wilhelm, der es sich nicht hatte nehmen lassen, den Feldzug ebenfalls mitzumachen, zweifelte nun nicht mehr daran, daß ihm das hohe Glück zu Theil werden müsse, die Majestäten von Frankreich aus dem Gefängniß auf den Thron zurückzuführen. Aber je weiter die Preußen vordrangen, um so mehr wuchs die Begeisterung in Frankreich, und die vom Convente unter die Waffen gerufene Jugend eilte voll Todesmuth von allen Seiten herbei, sich unter die Fahne zu stellen. Auch machte der Vollziehungsrath, das

ist die neue Regierung von Frankreich, durch die Ernennung des Generals Dumouriez zum Oberfeldherrn einen sehr glücklichen Griff; denn Dumouriez, ein Mann von Energie, Talent und militärischen Kenntnissen, wußte die Armee in aller Schnelligkeit zu organisiren und Offiziere wie Soldaten faßten daher alsbald das größte Zutrauen zu ihm. Dennoch wollte es das Schicksal, daß die Preußen nicht sowohl von der französischen Armee, als vielmehr vom Klima und andern Zufälligkeiten zum Rückzug gezwungen werden sollten, und man kann also nicht sagen, wer den Sieg davon getragen hätte, wenn es wirklich zur Entscheidungsschlacht gekommen wäre.

Custine.

Sobald nehmlich die preußische Armee auf ihrem Vorrücken gegen Chalons in der Mitte Septembers die Champagne erreicht hatte, stellten sich unaufhörliche Regengüsse ein, welche die Felder und Straßen so auflockerten, daß die Soldaten oft bis über die Kniee im Koth wateten. Schon dies machte die Lage der Armee äußerst schwierig; noch mehr der Mangel an guter Verpflegung, weil man in der Gewißheit, es handle sich nur um einen militärischen Spaziergang, es versäumt hatte, Magazine zu errichten und für Vorräthe an Lebensmitteln zu sorgen. So erzeugte sich

bald eine ruhrartige Krankheit, welche die furchtbarsten Verheerungen anrichtete, und es war ein herzzerreißender Anblick, Tausende von Kriegern in unerträglichen Schmerzen sich auf dem nassen Boden wälzen zu sehen. Darum wie nun endlich die Preußen am 19. September der vereinigten französischen Armee, welche 70,000 Mann stark zwischen St. Menehould und Valmy ein beschütztes Lager bezogen hatte, gegenüberstanden, begann zwar allerdings sofort am 20. September eine großartige Kanonade zwischen ihnen und dem linken von Kellermann kommandirten Flügel der Franzosen; allein es zu einer wirklichen Schlacht kommen zu lassen, wagte der Herzog von Braunschweig nicht, weil er einsah, daß eine Niederlage den gänzlichen Verlust des ohnehin schon so sehr decimirten Heeres nach sich ziehen müßte. Vielmehr wurden jetzt, nachdem sich die beiderseitigen Heere einige Tage lang unthätig gegenüber gelegen hatten, Unterhandlungen über einen Waffenstillstand angeknüpft, und diese Verhandlungen führten zu einem geheimen Vertrag zwischen den beiden Oberfeldherren, durch welchen der Herzog von Braunschweig sich zum Rückzug bis an die Maas, jedoch unter der Bedingung, nicht verfolgt zu werden, verpflichtete. Der Rückmarsch begann auch wirklich schon am 30. September und ein recht trauriger Rückmarsch war es — ein Rückmarsch, bei dem das Elend der Menschen wie der Rosse, aus Mangel an Lebensmitteln und Fourage, noch mehr wegen der ewigen Regengüsse und der dadurch erzeugten Krankheiten, fast alle Grenzen überstieg. Leichname und Wagentrümmer bezeichneten die Straße, durch welche das Heer zog und wie es endlich am 23. Oktober das Luxemburgische erreichte, hatte es mehr als ein Drittel seiner Mannschaft eingebüßt. Gewiß kein sehr rühmliches Ende für einen unter so großen Hoffnungen und Ruhmrednereien begonnenen Feldzug!

Der erste Waffentanz der Franzosen unter dem neuen Banner der Republik war also für diese glücklich ausgefallen und selbstverständlich konnten sie dadurch nur angefeuert werden, auf der betretenen Bahn fortzufahren. Noch mehr bestärkt wurden sie in diesem Geiste durch die Erfolge, welche sie fast zu gleicher Zeit auch gegen die Oesterreicher, sowie gegen das kleine mit Oesterreich verbundene Piemont erzielten. Fast ohne Schwertstreich eroberte nehmlich General Custine Ende September die Städte Trier und Speyer und am 21. Oktober übergab sich ihm auch das feste Mainz, ohne daß sein Commandant, General von Gymnich, nach der feigen Flucht des Landesherrn und der Regierung, es gewagt hätte, ernstlichen Widerstand zu leisten. Ebenso viel Glück hatte der General Montesquiou, als er mit einem kleinen Heere in Savoyen und Piemont einrückte, denn auch hier floh der Regent feige und die über dessen Despotismus erbitterten Einwohner nahmen die mit der Freiheitsmütze erscheinenden Franzosen mit enthusiastischem Jubel auf. Um so leichter wurde es dem General Dumouriez, der nach dem Rückzug der Preußen sofort nach Paris geeilt war, den Convent zu bewegen, daß er ihm die Mittel zur Eroberung der östreichischen Niederlande gewährte, und dieser Feldzug fiel auch über die Maßen glücklich aus. Am 28. Oktober begannen die ersten Bewegungen und am 6. November stand Dumouriez mit seiner ganzen über 100,000 Mann starken Armee bei dem Dorfe Jemappes dem Herzoge von Sachsen-Teschen, dem Oberbefehlshaber der Oesterreicher, gegenüber. Sofort begann die Schlacht;

der Entscheid derselben aber war eine so vollständige Niederlage der Oesterreicher, daß diese, über welche nun am 14. November der General Clairfait den Oberbefehl übernahm, sich gezwungen sahen, ganz Belgien zu räumen. Am 7. November rückte Dumouriez in Mons, am 11. in Brüssel und am 28. in Lüttich ein. Zu gleicher Zeit nahmen seine Unterbefehlshaber Valence und Labourdonaye die Städte Namur und Antwerpen, und bis Mitte Dezember war die Invasion der Niederlande eine vollendete Thatsache. Auf allen Punkten siegreich hatten also die französischen Truppen überall die Offensive ergriffen und nun bot der Nationalconvent durch ein Dekret vom 19. November 1792 allen unterdrückten Völkern Hülfe und Brüderschaft an, sie zugleich auffordernd, ihre Tyrannen fortzujagen.

Drittes Kapitel.

Die Hinrichtung König Ludwigs XVI.

(21. Januar 1793.)

Daß der Nationalconvent gleich nach seiner Constituirung eine Commission von 24 Mitgliedern ernannt, um die Belege dafür, daß sich der König am 10. August 1792 gegen die Verfassung verschworen und muthwilligerweise eine Menge Bürgerblutes vergossen habe, zu sammeln, habe ich bereits berichtet, und es versteht sich von selbst, daß die Commission sofort nach ihrer Ernennung mit ihren Arbeiten begann. Den Extremen des Convents freilich, einem Robespierre, Danton, Marat und ihren Anhängern, kam diese langweilige Procedur, wie sie sie nannten, ganz überflüssig vor, denn sie hätten den König als Tyrannen und Volksverräther am liebsten ohne alles Weitere auf das Blutgerüst geschleppt, allein die Gemäßigteren unter den Abgeordneten, also die Parthei der Gironde, bestanden darauf, daß er förmlich angeklagt und prozessirt werde, und da sie die Mehrzahl der Stimmen in der Versammlung hatten, so mußte ihrem Willen willfahrt werden. Um so mehr befleißigten sich nun die Männer des Bergs, in ihrem Sinne auf das Volk einzuwirken und dasselbe durch die Zeitungen — hierbei leistete Marat fast Unglaubliches — durch Pamphlete, durch Versammlungen, sowie durch heftige Reden in den Clubs dahin zu bestimmen, daß es vom Convente den Tod des Tyrannen fordern solle, und es gelang ihnen dieß in der damals so furchtbar aufgeregten Zeit besonders bei den niederen Klassen ungemein leicht. So kamen denn fast jeden Tag, sei's von dieser oder jener Sektion der Stadt Paris, von diesem oder jenem Club, von dieser oder jener Versammlung in den Departements Adressen an den Convent, welche verlangten, daß „Ludwig Capet" — die Extremen bezeichneten den König seit dem 10. August nur noch bei diesem, seinem Familiennamen — für seine Verbrechen endlich gerichtet werden solle, und auf diese Art wurde nicht nur der Convent täglich daran

erinnert, was seine Aufgabe sei, sondern es setzte sich auch in den meisten Abgeordneten die Ueberzeugung fest, daß auf dem so allgemein verhaßten Königlichen Gefangenen eine schwere Schuld liegen müsse; wenn aber je einmal der Zorn gegen den armen Ludwig in der Versammlung nachzulassen drohte, so ließen die Maratisten und Robespierrianer Menschen, welche am 10. August verwundet worden waren, unter Begleitung einer nach Rache schreienden Menge auf Tragbahren durch den Saal defiliren, und dieses Schauspiel brachte regelmäßig auf den Gallerien wie in der Versammlung selbst eine solche Aufregung hervor, daß Alles tobend zusammenbrüllte: „Rache, Rache an dem tyrannischen Verräther Ludwig Capet!"

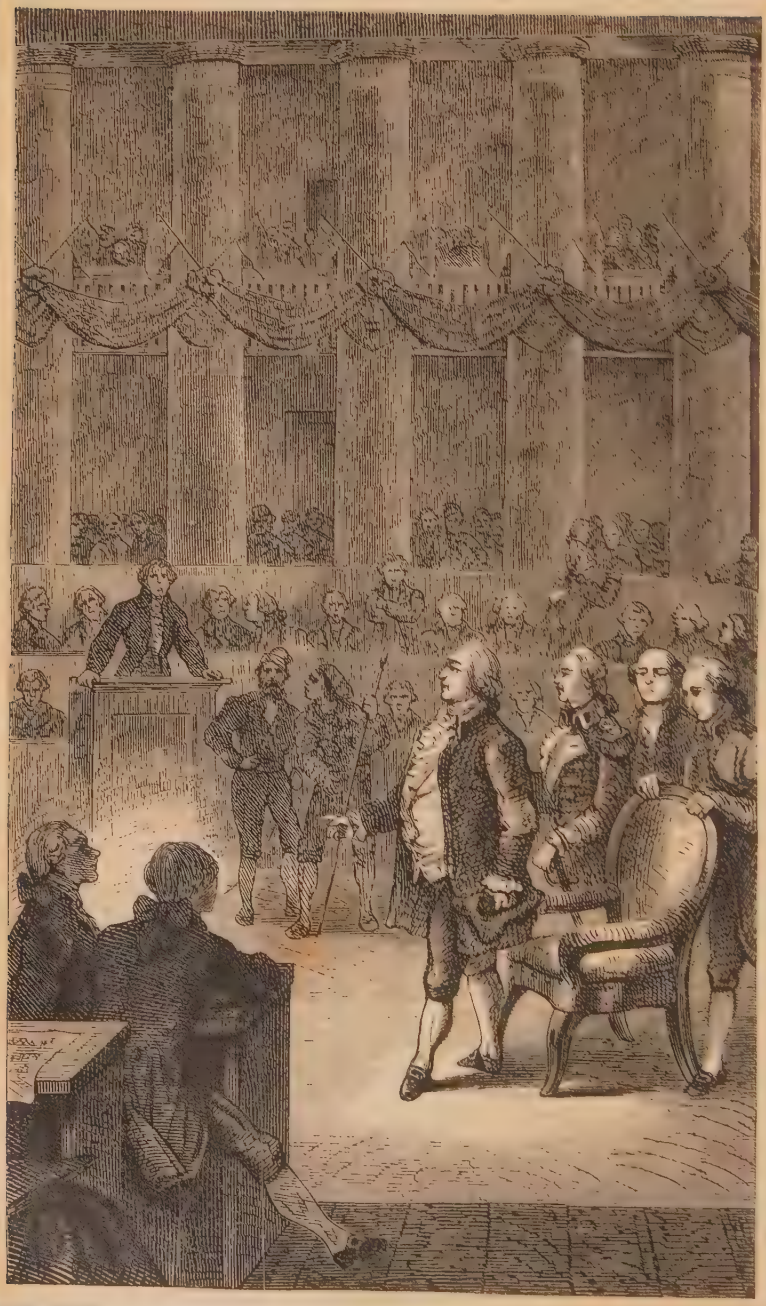
Die Vierundzwanziger Commission gab sich also alle erdenkbare Mühe, um Beweise gegen Ludwig XVI. aufzufinden, und die vielen Briefe, Rechnungen und sonstigen Papiere, welche man in seinem Schreibtische gefunden hatte, wurden sämmtlich auf's Sorgfältigste durchgegangen; allein es fand sich fast gar nichts besonders Gravirendes darin vor und ebenso unbedeutend waren die Aussagen der Zeugen, die man verhörte. Da entdeckte man in Folge der Denunciation eines Schlossers hinter dem Getäfel eines Zimmers in den Tuilerien in der Mauer eine Höhlung, welche durch eine eiserne Thüre verschlossen war, und siehe da, in diesem eisernen Wandschranke, den der König im Mai 1792 ganz insgeheim hatte anfertigen lassen, lagen alle wichtigeren Papiere desselben. Welcher Jubel nun unter den Männern des Bergs! Jetzt konnte man aus Ludwigs und seiner Freunde eigenhändigen Briefen, Notizen und Planen beweisen, daß er mit seinen ausgewanderten Brüdern in steter Korrespondenz gestanden, und daß er ihnen und ihren Genossen bedeutende Geldunterstützungen gesandt, wogegen sie ihm die Hülfe von 150,000 auswärtigen Bajonetten versprachen; daß er ferner mit mehreren Mitgliedern der ehemaligen Nationalversammlung, besonders mit dem Volksmann Mirabeau, in genauester Verbindung gestanden und von ihnen, sowie auch von andern geheimen Royalisten, eine Menge von Plänen erhielt, wie eine Gegenrevolution zu bewerkstelligen wäre; daß er endlich große Summen zur Bezahlung von Zeitungsschreibern und Pamphletisten, welche zu seinen Gunsten unter dem Volke wirken sollten, verwendete, daß mit einem Worte sowohl er als die ihm zunächst Stehenden nie nachgelassen hatten, dahin zu wirken, daß in Frankreich wieder die alten Zustände vor 1789 hergestellt würden.

Die Beweise von dem Allem fanden sich in dem eisernen Wandschranke und sofort stellte die Commission der Vierunzwanzig am 7. November den Antrag, den König vor den Convent zu stellen, damit dieser über ihn richte, wie einst das Parlament von England über Karl I. gerichtet hatte. Sofort begannen die Debatten über diesen Antrag und furchtbar hitzige Debatten waren es. Robespierre und seine Freunde verlangten, daß Ludwig XVI. alsobald schon aus Gründen des öffentlichen Wohls, weil ein lebender König, wenn auch entthront, die Ruhe des Staates nothwendig immer gefährden müsse, zum Tode geschleppt werde; die Gemäßigten aber mit den Häuptern der Gironde an der Spitze, setzten es durch, daß der Antrag der Commission mit ziemlicher Mehrheit endlich angenommen wurde, und sowie dieß geschehen war, setzte man am 6. Dezember eine neue Commission von Einundzwanzig nieder, um die Anklagepunkte,

sowie die Reihenfolge der an den König in seinem Verhör zu richtenden Fragen aufzusetzen. Schon vier Tage darauf, am 10. erstattete die Commission ihren Bericht und alsobald ward nun beschlossen, den gefangenen Ludwig Capet auf den folgenden Tag, den 11. Dezember, vor die Schranken des Convents, der also in diesem Fall als Ankläger und Richter zugleich funktionirte, zu stellen.

Ludwig XVI. war seit vier Monaten mit seiner Familie im Tempel eingesperrt und wurde dort von dem terroristisch gesinnten Pariser Gemeinderath auf's strengste bewacht. Auch ließ man ihm nur einen einzigen Diener, Clery, welcher zugleich seine ganze Familie zu bedienen hatte, und schnitt ihm jede Kommunikation mit Außen gänzlich ab. Dagegen trennte man ihn nicht von den Seinigen, was ihnen allen einen gewissen Trost gewährte, und gab ihm Bücher zu lesen, so viel er deren begehrte. Anders wurde dieß mit dem 6. Dezember, denn von da an sperrte man den armen Mann, der sein bisheriges Leid mit einer wahrhaft weiblichen Geduldsergebenheit getragen hatte, separat ein und behandelte ihn gerade so, als ob er bereits zum Tode verurtheilt wäre. Am 11. Dezember in der Früh ward Bürgergeneral Santerre beauftragt, den Gefangenen vor den Convent zu führen, und dieser folgte ohne den geringsten Widerspruch. Ja selbst da legte er keinen Protest ein, als ihn der Präsident des Convents, Barrere, mit den Worten anredete: „Ludwig, die französische Nation klagt Sie an und man wird Ihnen jetzt das Verzeichniß der Verbrechen vorlesen, deren man Sie beschuldigt. Setzen Sie sich!" — nicht einmal da legte er Protest ein, sondern er setzte sich vielmehr gehorsam auf den ihm gestellten Stuhl. Der gute Mann besaß eben nichts als seine Gutmüthigkeit und so sehr fehlte ihm die Kraft des Mannes, daß er sich sogar, statt seinen anmaßlichen Richtern die Antwort zu geben, daß er ihnen, seinen empörten Unterthanen, keine Rede stehen werde, dem nun folgenden Verhöre ruhig fügte und die Beschuldigungen, die man auf ihn häufte, ausführlich und nicht ohne Gewandtheit zu widerlegen suchte. Noch mehr, er verlangte sogar einen Vertheidiger, und benahm sich also gerade, wie wenn er wirklich mit Recht angeklagt gewesen wäre! Gerade, wie wenn der Convent die rechtliche Befugniß gehabt hätte, ihn zu richten!

Der Convent gewährte ihm das Verlangen, sich vertheidigen lassen zu dürfen und er wählte sich hiezu zwei berühmte Advokaten aus, Target und Tronchet. Ersterer entschuldigte sich mit Kränklichkeit und nun erbot sich der berühmte, damals aber schon hoch betagte Malesherbes, seine Stelle einzunehmen. Der Convent genehmigte dieß und gab es sogar zu, daß sich die Beiden, weil sie ihre alten Kräfte dem schweren Auftrage nicht ganz gewachsen glaubten, den jungen energischen Rechtsgelehrten Deseze als dritten Anwalt zugesellten. Es war eine herkulische Arbeit, die große Zahl der Anklagepunkte und die außerordentliche Masse der darauf bezüglichen Aktenstücke durchzugehen; aber dennoch wurden die drei Anwälte bis zum 25. Dezember damit fertig und am 26. Dezember erschien Ludwig, von seinen Sachwaltern begleitet, wieder vor dem Convente, um die Anklage-Akte zu widerlegen. Das Hauptwort dabei führte Deseze und er hielt eine Vertheidigungsrede, welche, was die Schärfe des Urtheils, die Trefflichkeit des Ausdrucks und den Adel der Gesinnung betrifft, dem



Ludwig XVI. vor dem National-Convent.

größten Meisterwerke der Beredtsamkeit an die Seite gesetzt zu werden verdient hätte. Allein sie wurde dennoch, besonders von den Gallerien, vielfach mit Murren unterbrochen und auf die rührenden Worte, welche Ludwig selbst zuletzt noch zu seinen Gunsten sprach, hörten die Meisten nicht. Schon hieraus ergab sich also mit Bestimmtheit, daß der ganze Prozeß nur eine leere Form war, durch welche einem schon vorher beschlossenen politischen Morde der Schein des Rechtes verliehen werden sollte.

Trotzdem kam es noch nicht sogleich zur Abstimmung über das „Schuldig" oder „Nichtschuldig," sondern es entspann sich, nachdem Ludwig in sein Gefängniß zurückgebracht worden war, ein wüthender Parteikampf über die Frage, ob das über den König zu fällende Urtheil an sich rechtsgültig sein oder erst der gesammten Nation in ihren Urversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden solle. Die Gemäßigteren vertheidigten die letztere Ansicht, viele unter ihnen wohl nicht ohne die geheime Absicht, dem Könige dadurch das Leben zu retten. Wenn nehmlich auch der Convent, wie zu erwarten stand, das „Schuldig" aussprach, so war eine starke Möglichkeit vorhanden, daß die Urversammlungen in ihrer Mehrheit dieses Urtheil verwerfen würden, weil das Volk auf dem Lande den Blutdurst, von dem die Massenbevölkerung in Paris erfüllt wurde, durchaus nicht in demselben Maße theilte und sich mit der Absetzung Ludwigs begnügt haben würde. Allein ebendeßwegen bekämpfte der Berg diese Ansicht auf's heftigste und setzte alle Hebel in Bewegung, um die Mehrheit im Convente zu erlangen. Nicht aber sowohl die Hebel der Beredtsamkeit und der Rechtsgründe, als vielmehr die der Einschüchterung und Vergewaltigung. Jeden, der es wagte, ihnen, „den einzigen wahrhaften Republikanern", entgegenzutreten, hießen sie einen Verräther, einen Schurken, und in den Zeitungen, in den Clubs, in den Sektionen wiesen sie mit Wuthgeschrei auf die Nothwendigkeit hin, die Septembermorde zu wiederholen. Endlich nach den gräßlichsten Auftritten, die sich in jeder Sitzung wiederholten, wurde man am 14. Januar darüber einig, daß dem Convente folgende drei Fragen zur Abstimmung vorgelegt werden sollten; erstens: „Ist Ludwig Capet schuldig?" zweitens: „Soll das Urtheil über ihn dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden?" drittens: „Welche Strafe hat er verdient?"

Am 15. Januar begann man mit der Abstimmung und die erste Frage wurde sofort fast einstimmig bejaht. Alsbald ging man nun zur zweiten Frage über und bei dieser stimmten 424 Abgeordnete mit Nein, während 283 Ja sagten und 10 sich der Abstimmung enthielten. Inzwischen war es Nacht geworden und man beschloß, die Abstimmung über die dritte und wichtigste Frage erst den Tag darauf vorzunehmen. An diesem Tage nun, dem 16. Januar, antworteten auf den Namensaufruf im ganzen 721 Mitglieder; die übrigen 29 lagen krank darnieder oder waren in Staatsgeschäften abwesend, und die absolute Mehrheit bestand also aus 361. Nachdem man nun verschiedene andere Geschäfte erledigt und namentlich auch lange über den Zustand der Stadt Paris debattirt hatte, weil das sehr beglaubigte Gerücht ging, daß, im Fall der Nationalconvent das Todesurtheil gegen den König nicht aussprechen sollte, von der terroristischen Partei alle Anstalten zu einem Aufruhr getroffen seien, welcher der Königlichen Familie und allen ihren Anhängern unfehlbar das

Leben kosten würde, begann man Abends gegen 7 Uhr mit der Abstimmung über die Frage: „Welche Strafe hat Ludwig Capet verdient?“ Bis aber das Resultat bekannt gemacht wurde, währte es volle vierundzwanzig Stunden, denn jeder Abgeordnete gab seine Stimme motivirt ab, und man kann sich also denken, daß die Aufregung in Paris, wie auch im Convente selbst während dieser vierundzwanzig Stunden sich bis in's Wahnsinnige steigerte. Kein Erwachsener in ganz Paris dachte an's Schlafen, noch weniger an irgend ein Geschäft. Man drängte sich auf den Straßen, in den Wirthshäusern, in den Clubs und besonders in der Nähe des Sitzungssaales. Die Zugänge zu diesem selbst waren von wildaussehenden Gesellen besetzt, welche sich mit Pistolen, Säbeln und Dolchen bewaffnet hatten und jedem aus- und eingehenden Deputirten zuriefen: „Entweder Capets Kopf oder den Deinen.“ Ganz dieselbe Menschenklasse hielt die Gallerien besetzt und in den Restaurationssälen des Convents — man mußte doch in dieser langen Zeit Nahrung und Trank zu sich nehmen — drängten sich ohnehin die wüthendsten Maratisten, um die noch Unentschlossenen oder Furchtsamen unter den Abgeordneten zum richtigen Votum zu zwingen. Eine gräßlichere Sitzung hat also gewiß noch nie ein Parlament durchgemacht und ebenso wenig gab es je eines, dessen Mitglieder so sehr dem Einfluß des Terrorismus ausgesetzt gewesen wären. Endlich um 7 Uhr Abends, am 17., verkündigte der Präsident das Resultat der Abstimmung. Für den Tod unbedingt waren 366, darunter auch der Herzog von Orleans; für den Tod mit dem Vorbehalte, daß die Hinrichtung noch aufzuschieben sei, 34; für die Galeerenstrafe 2; für die Gefangenschaft und nachherige Verbannung 319. Ludwig XVI. war also durch das Uebergewicht von fünf Stimmen zum alsbaldigen Tode verurtheilt.

Es wurde nun zwar in den Sitzungen vom 18. und 19. Januar der Versuch gemacht, den Convent zu bewegen, daß er die Hinrichtung auf einige Zeit verschiebe; allein vergebens. Die Versammlung dekretirte vielmehr bereits den 21. Januar als Hinrichtungstag und am 20. mußten die Minister Charet und Lebrun dem Könige das Todesurtheil verkünden. Er hörte es mit Ergebung an, verlangte aber sofort einen unbeeidigten Priester, um mit ihm zu beten. Man bewilligte ihm den Priester — Abbé Edgeworth aus Schottland — und gestattete ihm zugleich, von seiner Familie Abschied zu nehmen. Am 21. stand Ludwig schon um 5 Uhr Morgens auf und empfing das Abendmahl. Um 9 Uhr erschien der Bürgergeneral Santerre, von Gemeinderäthen und Gensd'armen begleitet, um das arme Schlachtopfer abzuholen. Eine Lohnkutsche stand im Hofe bereit und langsam gings durch endlose Reihen von Nationalgarden dem Revolutionsplatze, den Tuillerien gegenüber, zu, wo das Blutgerüst aufgeschlagen war. Nach einer Stunde erst kam man dort an, wo Hunderttausende in düsterem Schweigen seiner harrten. Mit festen Tritten stieg er die Stufen des Schaffots hinan und empfing dann knieend den Segen des Priesters. Drauf erhob er sich und schritt vorwärts, um zum Volke zu sprechen; aber ein Wink von Santerre, und die Trommeln wirbelten, daß man kein Wort vernehmen konnte. Wenige Minuten hernach fiel sein Haupt unter dem Fallbeil, und das Volk schrie aus hunderttausend Kehlen: „Es lebe die Nation; es lebe die Freiheit!“

So starb Ludwig XVI., König von Frankreich, in einem Alter von 38 Jahren und 5 Monaten. Er hatte nur Einen großen Fehler, den, daß er es nicht verstand, als König zu handeln; die Verbrechen aber, für die er das Schaffot besteigen mußte, waren nicht die seinigen, sondern die seiner Vorfahren.

Viertes Kapitel.

Dumouriez's Verrath und der Sturz der Girondisten.

(1793.)

Mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. trat der Gegensatz zwischen den Girondisten und dem Berg immer schärfer hervor. Beide Parteien wollten, wie ich schon weiter oben angedeutet habe, die Republik, aber den Girondisten schwebte bei ihren Bestrebungen stets jenes Ideal von einer Republik vor, welches der Philosoph Plato mit so schönen Farben ausgemalt hat. Sie wollten allerdings eine Republik der Gleichberechtigung Aller, wie der Berg, und Freiheit und Gleichheit war daher auch ihr Feldgeschrei; allein sie setzten voraus, daß die sämmtlichen Bürger ihres Freistaates rechtliche, edeldenkende Menschen seien, die nach nichts strebten, als nach einer größtmöglichen Vervollkommnung ihrer selbst, wie des Gesammtstaates. Ganz anders die Männer des Bergs und der extremen Partei im Jacobinerclub. Nach ihren Grundsätzen sollte keiner im Staate mehr sein, als der andere, und auch keiner Gelegenheit haben, mehr zu werden. Man brauchte nichts weiter als Hütten, Brod, Eisen und Soldaten und alles Uebrige, wie besonders Bildung und Humanismus, war vom Uebel. Um aber dieses große Ziel erreichen zu können, mußte zuvor mit allem Bestehenden aufgeräumt werden; man mußte Tabula rasa machen, um von Grund aus umbauen zu können. Die Abschaffung der Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit nebst der Abschaffung des Königthums genügte durchaus nicht, sondern um das Althergebrachte total zu vernichten, mußte auch der Theil der Menschheit, welcher bisher an dem Althergebrachten hing, vom Erdboden weggetilgt werden; man mußte einen Würgengel aussenden, um von der jetzt lebenden Generation alle diejenigen dem Tode zu weihen, welche nicht ganz so dachten, wie Danton, Marat und Robespierre.

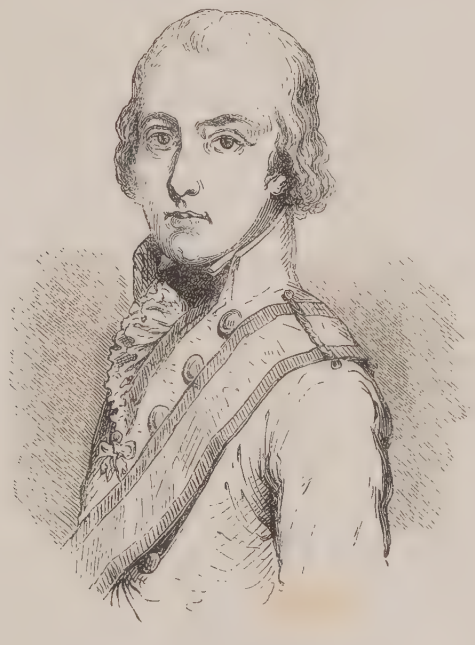
Bei solchem außerordentlichen Gegensatz der leitenden Grundsätze zwischen den Extremen und Gemäßigten unter den Deputirten des Convents konnte ein Kampf auf Leben und Tod nicht ausbleiben und in der furchtbaren Fehde über das Schicksal Ludwigs XVI. hatten sich die Kräfte erstmals gemessen. Der Sieg war den Extremen geblieben; aber diese durften doch nicht allzu sehr jubeln, denn genau betrachtet war ihr Sieg nur ein halber. Ja kaum ein halber, weil das Todesurtheil gegen Ludwig XVI., für welches ohnehin nur eine Stimmenmehrheit von fünfen gewonnen

werden konnte, nie ausgesprochen worden wäre, wenn nicht ein großer Theil der Anhänger der Gironde theils aus republikanischer Consequenz, theils aus Furcht des Royalismus verdächtigt zu werden, mit den Extremen gestimmt hätte. Ueberdem, wenn man von dieser Entscheidung über das Schicksal Ludwig Capets absah, war nicht die gemäßigte Partei ganz offenkundig die stärkere? Sie besaß größere Volksgunst, denn sie durfte bei Abstimmungen auf die Mehrzahl der Departements zählen; sie besaß größere Macht, denn weil ihre Mitglieder bisher die Mehrzahl gebildet hatten, so waren alle Ministerien nebst den leitenden Ausschüssen fast ganz in ihren Händen; sie besaß endlich die größeren Talente, denn die Häupter der Gironde glänzten ohne Ausnahme als die gebildetsten und beredtesten im ganzen Convente. Trotzdem war diese Partei dazu bestimmt, der extremen gegenüber zu unterliegen. Letztere nehmlich beherrschte die untersten Volksklassen in ganz Frankreich vollständig und hatte überdem den Pariser Gemeinderath, welcher seinerseits das ganze Pariser Proletariat nebst den Mörderbanden des 2. September kommandirte, vollständig auf seiner Seite. Dazu kam, daß die Extremen wußten, was sie wollten; daß ihre Plane ganz einheitlich gefertigt vorlagen und zwar gefertigt von ihren Triumvirn Danton, Marat und Robespierre; endlich, daß diese Führer vor keinem Mittel, auch nicht dem despotischsten, blutigsten und furchtbarsten zurückbebten. Die Herren Girondisten aber? Ach, jeder von ihnen wirkte für sich; jeder wollte seine Meinung allein geltend machen und sein Licht leuchten lassen; keiner gab zu, daß ihn ein anderer an Kenntnissen, Einfluß und Talent übertreffe.

Nach dieser Charakterisirung der beiden republikanischen Parteien in Frankreich wird man es nur natürlich finden, daß die Extremen nach jeder Gelegenheit haschten, den Sieg über ihre Gegner zu erlangen, denn nur wenn sie diesen erlangt hatten, konnten sie ungehindert Tabula rasa machen; eine solche Gelegenheit zeigte sich aber bald. Es begab sich nehmlich, daß der Abgeordnete Le-Pelletier Saint-Fargeau, welcher für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte, von einem ehemaligen Leibwächter des Königs, Namens Päris, bei einem Speisewirth im Palais Royal ermordet wurde, und nun schrieen die Maratisten sogleich, es sei diese That das Werk einer Verschwörung, in welcher sich Royalisten und Girondisten zur Ermordung aller wahren Vaterlandsfreunde geeinigt hätten. Danton stellte also den Antrag, einen außerordentlichen Gerichtshof, das sogenannte Revolutionstribunal, zu errichten, welchem das Recht zustehen solle, alle Verräther, Verschworenen und Royalisten ohne Appellation zu verurtheilen, und dieser Antrag ging am Abend des 10. März durch. Zu gleicher Zeit sollte, so war es abgemacht, eine Rotte aus der Hefe des Volks in den Convent eindringen und die Ausstoßung aller der Deputirten verlangen, welche nicht für Ludwig Capets Tod gestimmt hatten. Allein ein furchtbarer Platzregen verhinderte die Zusammenziehung eines größeren Volkshaufens und so wurde es dem damaligen Kriegsminister Beurnonville leicht, mit Hülfe von einigen hundert ordnungsliebenden Nationalgardisten das Gesindel auseinanderzutreiben. Dieß war ein harter Schlag für die Maratisten, denn trotz des durchgesetzten Revolutionstribunals sahen sie sich doch wieder nicht am Ziele und das Uebergewicht der Gemäßigten

war immer noch nicht gebrochen. Allein siehe da, jetzt eröffnete sich ihnen eine zweite Gelegenheit zum Siege und diese, den Verrath des Generals Dumouriez, wußten sie besser zu benützen.

England war bis zum Schlusse des Jahres 1792 gegen Frankreich ganz neutral geblieben, denn als constitutioneller Staat hatte es durchaus kein Interesse, für die absolute Monarchie eine Lanze zu brechen. Als aber nach der Schlacht von Jemappes nicht bloß die österreichischen Niederlande, sondern auch die Staaten von Holland, die schon seit Jahren gänzlich von der englischen Regierung abhingen, in die Hände der Franzosen



Erzherzog Karl.

zu fallen drohten, da glaubte das Kabinet von St. James mit Nothwendigkeit eingreifen und den französischen Waffen ein Halt zurufen zu müssen. Hiezu entschloß es sich übrigens keineswegs, um die Monarchie in Frankreich wiederherzustellen, sondern rein bloß Hollands und seines eigenen Vortheils — wann hätte je England sich für etwas anderes, z. B. für eine hohe Idee, begeistern können! — wegen, das heißt, weil es glaubte, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, den Rivalen über dem Kanal drüben zugleich seiner Seemacht, seines Handels und seiner Colonieen zu berauben. Mochten jedoch die Motive sein, welche sie wollten, so viel ist richtig:

nachdem England den Entschluß, Frankreich zu bekriegen, einmal gefaßt hatte, ging es mit einer Energie zu Werke, die in der That staunenswerth ist, und schon im Frühjahr 1793 lagen drei ungeheure Kriegsflotten parat, gegen den Feind auszulaufen. Doch die eigenen Rüstungen waren das Wenigste; die Hauptsache waren die Verträge mit den übrigen europäischen Mächten, durch welche es diese sämmtlich (mit Ausnahme von Schweden, Dänemark und den italienischen Republiken Genua und Venedig) durch gewährte Subsidien oder sonstige versprochene Vortheile verpflichtete, am Kampfe gegen Frankreich theilzunehmen, damit dieses um so gewisser vollständig erdrückt würde. Auf diese Art verbündete es sich am 4. März 1793 mit Hannover; am 25. März mit Rußland; am 10. April mit Sardinien; am 25. Mai mit Spanien; am 12. Juli mit Neapel; am 14. Juli mit Preußen; am 30. August mit Oesterreich und dem deutschen Reich; am 21. September mit Baden, Baiern und Schwaben und endlich am 26. September mit Portugal — gewiß eine Coalition, wie noch selten eine gegen ein einzelnes Reich zu Stande gebracht worden ist.

Nach dem Kriegsplan der Verbündeten sollten die Preußen nebst einem Theile der Reichsarmee über Mainz, die Oesterreicher mit dem andern Theil über Belgien, die Engländer und Holländer aber von Flandern her in Frankreich einrücken. Die leitenden Gewalten in Paris aber beschlossen ihren Feinden zuvorzukommen und schon Anfangs Februar erhielt General Dumouriez Befehl, mit seiner Armee in Holland einzurücken, um dieses in eine Republik zu verwandeln. Wohlverstanden, Dumouriez wurde mit dieser Mission beauftragt, trotzdem man seinen Ehrgeiz, auf die höchste Stufe der Macht emporzusteigen, kannte und trotzdem man wußte, daß er sich schon starke Aeußerungen gegen die dermalige Wendung der Dinge in Paris erlaubt hatte; allein er galt als der beste General jener Zeit und er allein konnte also den französischen Waffen den Sieg erringen. In der That schien auch im Anfang diese Erwartung in Erfüllung gehen zu wollen; denn Dumouriez eroberte schon am 25. Februar 1793 die Festung Breda und gleich darauf ergaben sich ihm die weiteren Festungen Klundert und Gertruydenburg. Doch jetzt wurde er durch den österreichischen General Clairfait, unter dem sich der nachher so berühmt gewordene Erzherzog Karl die ersten Sporen verdiente, in seinem Rücken bedroht und er mußte also schon deßwegen seine Armee nach Belgien zurückführen. Noch mehr deßwegen, weil die Belgier durch die Mißhandlungen, welche sie von französischen Emissären der extremen Partei erlitten, erbitterte Feinde der sie mit ihren Einrichtungen beglückenwollenden französischen Republik geworden waren und mit einem allgemeinen Aufstande drohten. Er ließ also sofort diese Emissäre verhaften und schrieb dem Convent einen drohenden Brief, worin er sich jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten des von ihm schon im vorigen Winter eroberten Landes verbat. Die Folge hievon aber konnte natürlich keine andere sein, als daß die Maratisten ihn laut als einen Verräther bezeichneten und ihm Schuld gaben, er wolle mit Hilfe seiner Armee die alte Monarchie oder wenigstens eine Monarchie mit dem Herzog von Orleans an der Spitze — mit diesem stand Dumouriez notorisch in genauer Verbindung — wieder herstellen. Nunmehr, am 18. März, kam's zur Schlacht bei Neerwinden und in dieser wurde er

von den überlegenen Oesterreichern so völlig — er verlor 7000 Mann an Todten und Verwundeten nebst dem größten Theil seiner Geschütze — geschlagen, daß er sofort fast ganz Belgien räumen mußte.

Diese Schlacht entschied den Verrath Dumouriez's, denn er wußte, auf was ein geschlagener Feldherr bei einer tyrannischen und überdieß von ihm beleidigten Regierung zu rechnen habe, und als nun der österreichische Oberfeldherr, der Prinz von Sachsen-Coburg, den Obersten Mack zu ihm sandte, um mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen, zeigte er sich nicht abgeneigt, mit seiner Armee den Convent in Paris zu stürzen, sobald ihm die Oesterreicher die geeignete Hilfe leisten würden. In einer zweiten Unterredung mit Mack, am 26. März, wurde das Nähere festgesetzt, und schon wollte Dumouriez, der sich auf seine Offiziere und Soldaten fest verlassen zu können glaubte, an die Ausführung gehen, als schnell Alles eine andere Wendung nahm. Der Convent in Paris nehmlich, durch Spione, die er im Lager des Generals hielt, von dessen Schritten genau unterrichtet, sandte sofort die vier Abgeordneten Camus, Quinette, Lamarque und Bancal an ihn ab, um ihn vor seine Schranken zu fordern oder nöthigenfalls zu verhaften, und gab ihnen den Kriegsminister Beurnonville als dessen eventuellen Nachfolger mit. Die Deputirten trafen ihn am 2. April in seinem Hauptquartier zu St. Amand und kündigten ihm, als er sich weigerte, ihnen Folge zu leisten, seine Absetzung an; er aber antwortete damit, daß er dieselben nebst Beurnonville durch Husaren verhaften und in's österreichische Lager abführen ließ. Unmittelbar darauf forderte er die Soldaten seiner Armee durch ein Manifest auf, sich mit ihm zur Wiederherstellung des konstitutionellen Thrones zu vereinigen, und suchte sich der Festung Condé durch einen Handstreich zu bemächtigen. Doch als letzteres mißlang und nun auch seine meisten Regimenter sich gegen ihn für die Republik erklärten, blieb ihm nichts übrig, als sich am 4. April 1793 mit dem Sohne des Herzogs von Orleans, dem Herzog von Chartres, und einigen wenigen Andern über die Schelde zu den Oesterreichern zu flüchten. Von da an trieb er sich theils in Deutschland, theils in der Schweiz und Italien, theils endlich in England herum und starb hier in der Nähe von London erst am 14. März 1823. Die vier den Oesterreichern übergebenen Conventsmitglieder nebst dem Minister Beurnonville dagegen wurden später, nachdem sie mehrere Jahre lang in österreichischen Gefängnissen gesessen, gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt.

Sobald die Verhaftung der vier Abgeordneten sowie der offene Verrath Dumouriez's in Paris bekannt wurde, entstand dort eine furchtbare Aufregung und die Bergpartei setzte es sofort im Convente durch, daß der verrätherische General für vogelfrei erklärt und der Herzog von Orleans verhaftet wurde. Was aber die Hauptsache war, man dekretirte schon am 6. April, hauptsächlich auf Dantons und Marats Betrieb, „weil das Vaterland in Gefahr sei", die Einsetzung des nachher so sehr berüchtigt gewordenen „Wohlfahrtsausschusses" mit vollständig dictatorischen Vollmachten und die Extremen brachten es durch Anwendung ihrer gewöhnlichen Gewaltmittel sogar dahin, daß lauter Männer ihrer Partei, der Abgeordnete Danton an der Spitze, in diesen Ausschuß gewählt wurden.

Damit übrigens waren die Männer des Bergs noch nicht einmal zufrieden, sondern, um sich der lästigen Girondisten zu entledigen, klagten sie die Häupter derselben des Einverständnisses mit Dumouriez an und verlangten deren sofortige Ausstoßung aus dem Convente. Von nun an kam es tagtäglich zu den gräßlichsten Auftritten, bei welchen Fäuste, Messer und Dolche eine Rolle spielten, und nicht selten betheiligten sich auch die Gallerieen bei diesen Kämpfen. Endlich entwarf Marat mit Danton und Robespierre eine förmliche Proscriptionsliste, auf welcher die Namen Brissot, Guadet, Vergniaud, Petion, Barbaroux und Gensonné obenan standen, und setzte sofort den Pariser Gemeinderath in Bewegung, daß er im Namen der Gesammteinwohnerschaft vom Convente die Ausstoßung dieser Proscribirten verlangte. Als aber der Convent in seiner Mehrzahl hierauf nicht einging, sondern vielmehr sich ermannend die Verhaftung Marats und Heberts — letzterer war das am weitesten gehende Mitglied des Gemeinderaths — dekretirte, da schritt die extreme Partei zum letzten Mittel, das heißt sie appellirte an die Gewalt und rief am 31. Mai den Pariser Pöbel in die Schranken, damit er mit der Gironde ein Ende mache. Der Tumult begann damit, daß am 31. Mai, unter dem Geläute der Sturmglocken, Deputationen der verschiedenen Bezirke oder Sectionen von Paris, begleitet von unzähligen Horden des schmutzigsten Proletariats (den Sansculotten), in den Sitzungssaal des Convents drangen und die In-Anklagestand-Versetzung von zweiundzwanzig girondistischen Mitgliedern verlangten; seine höchste Höhe erreichte er aber erst am 2. Juni, als der wilde Henriot, der Metzger Legendre und der Postmeister Drouet den Convent mit der gesammten Macht des wahnsinnigen Pöbels einschlossen und Kanonen vor dem Haupteingang aufpflanzten. Nunmehr natürlich, da der Aufruhr eine solch furchtbare Höhe erreicht hatte, war an keinen Widerstand mehr zu denken, und der Convent, der Gewalt nachgebend, dekretirte die Verhaftung von vierunddreißig Abgeordneten sowie der beiden Minister Lebrun und Clavière. Diesem Schicksal entzog sich jedoch ein Theil derselben durch die eiligste Flucht und viele andere ihrer Gesinnungsgenossen, zusammen dreiundsiebenzig, folgten ihrem Beispiel, nachdem sie vorher ihr Mandat niedergelegt und gegen die Verhaftung ihrer Collegen protestirt hatten. Auf solche Art machte die extreme Partei mit der gemäßigten ein Ende und alle Macht der Regierung concentrirte sich nun in dem Wohlfahrtsausschuß, in welchem Danton, Marat, Robespierre, St. Just, Carnot, Barère, Couthon, Collot d'Herbois und Billaud-Varennes (später nach dem Abgang Dantons und Marats kamen Jean Bon St. André und Prieur hinzu) saßen.

Fünftes Kapitel.

Der Feldzug von 1793 und der Bürgerkrieg im Innern.

Ueber den Beginn des Coalitionskriegs von 1793 bis zum Verrath des Generals Dumouriez habe ich im vorigen Kapitel schon berichtet, und der Leser wird daraus ersehen haben, daß dieser Beginn ein für die Fran-

Carnot.

zosen keineswegs günstiger war. Wie aber der Anfang, so auch die nächsten Folgen. Nach Dumouriez's Entweichung nehmlich überschritten die Oesterreicher, zu denen nun ein Corps Engländer stieß, auf mehreren Punkten die französische Nordgränze und belagerten die Festung Condé. Nun eilte der General Dampierre, welcher inzwischen zu Dumouriez's Nachfolger ernannt worden war, zu ihrem Entsatz herbei, fiel aber gleich im ersten Treffen und dieser sein Tod hatte zur Folge, daß die Franzosen auch noch, nach einem zweitägigen blutigen Kampfe (23. und 24. Mai), ihr festes Lager bei Famars aufgeben mußten, wodurch Valenciennes in Gefahr kam. In dieser großen Noth wurde General Custine, der bisher

die Rheinarmee kommandirt hatte, an die Spitze der Nordarmee gestellt und er erhielt vom Wohlfahrtsausschuß die bestimmte Weisung, um jeden Preis Condé und Valenciennes zu befreien. Dessen weigerte sich jedoch Custine, denn da die ihm übertragene Nordarmee aus meist ganz junger ungeübter Mannschaft bestand, so konnte er voraussehen, daß er, wenn er die Oesterreicher angriffe, unfehlbar von ihnen geschlagen werden würde, und somit zog er es vor, seine Soldaten vorher erst ein wenig im Exercitium zu üben. Dies legte ihm der Wohlfahrtsausschuß als Widersetzlichkeit aus, und als nun in der Zwischenzeit am 10. Juli die Festung Condé kapitulirte, so ward Custine sofort zur Verantwortung nach Paris citirt. Der General gehorchte, aber zu seinem Unglück. Wenige Tage nachher nehmlich, am 27. Juli, fiel auch die Festung Valenciennes und nun ward Custine vor das Revolutionstribunal gestellt, welches ihn am 27. August „wegen versäumter Pflicht" zum Tode verurtheilte. Durch dieses Todesurtheil wurde jedoch der Stand der Dinge bei der französischen Nordarmee nicht gebessert und man konnte voraussehen, daß sich die verbündeten Oesterreicher und Engländer bald den Weg in's Innere von Frankreich geöffnet haben würden.

Ebenso schlimm gestalteten sich die Verhältnisse am Rhein. Dort belagerten die Preußen unter General Kalkreuth seit dem 14. April die Festung Mainz, welche, wie wir wissen, von den Franzosen im vorigen Jahre erobert worden war, und am 22. Juli ergab sich dieselbe aus Mangel an Nahrungsmitteln, nachdem der General Beauharnois, der Nachfolger Custine's bei der Rheinarmee, es vergebens versucht hatte, sie zu entsetzen. Dieses „Vergebens" wegen wurde aber Beauharnois alsbald vor das Revolutionstribunal gefordert und sein Loos war dasselbe, wie das Custine's. Man guillotinirte ihn am 23. Juli 1794, zur Warnung für Andere, indem jeder Heerführer, der nicht siegte, in den Augen der Extremen oder Jakobiner (seit dem Sturze der Girondisten vertrat der von ihnen purificirte Jakobinerclub die ultraradikalste Partei in Frankreich) als ein Verräther galt.

So eine große Hiobspost nun aber auch der Verlust von Mainz für die Pariser Revolutionsmänner sein mußte, so erschien sie doch noch gering gegenüber den Nachrichten aus gewissen Departements von Frankreich selbst, wo der Aufstand gegen die revolutionäre Regierung in hellen Flammen ausbrach; denn was sind verlorene Festungen an den Gränzen gegen einen Krieg im Innern mit den eigenen Brüdern und Stammesgenossen! Den Anfang machte die Vendée. In diesem zwischen der Loire und Charente gelegenen Lande, das fast ganz ohne Handel und Gewerbefleiß nur allein von Ackerbauern, Hirten und Jägern bewohnt wurde, herrschte noch die Einfalt der alten Zeit und insbesondere hingen die Einwohner fest an ihrem Cultus und ihren Priestern. Auch das alte patriarchalische Verhältniß zwischen den adeligen Gutsherren und deren Hintersaßen bestand noch und das von der übrigen Welt durch seine Lage so ziemlich abgeschiedene Territorium war überhaupt gar nicht dazu angethan, die neuen in Paris zur Geltung gekommenen Ideen in sich aufzunehmen. Man kann sich also denken, mit welchem Entsetzen man die Nachricht von den Freveln, welche in der Hauptstadt gegen den Thron und die Kirche geübt

wurden, in der Vendée sowie in der ganzen frühern Provinz Poitou aufnahm, und wie nun vollends der Convent eine Rekrutenaushebung statt der bisherigen freiwilligen Anwerbungen befahl, da gerieth die männliche Jugend in eine solche Aufregung, daß sie sich offen zu widersetzen wagte. Zu diesen ersten Aufständischen gesellten sich bald andere Elemente, Schleichhändler, Wilderer, Jäger und Förster, mit Priestern und Edelleuten an der Spitze; die Beschaffenheit des durch Hohlwege und Engpässe unzugänglichen, von Flüssen und Morästen durchschnittenen Landes aber begünstigte den Widerstand gegen die republikanischen Waffen, welche zur Niederwerfung des Aufruhrs abgesandt wurden, und es verlor deßhalb gleich im Anfang der General Marsey, der mit 3000 Mann Nationalgarden den Feldzug eröffnete, in einem Hohlwege den größten Theil seiner Leute. In Folge dessen griff der Aufstand immer mehr um sich und es bildeten sich schon im Sommer 1793 sechs größere Heerhaufen, welche von drei Adeligen, den Baronen d'Elbée, Bonchamp und Laroche-Jacquelin, sowie von drei Bürgerlichen, dem ehemaligen Frachtfuhrmann Cathelineau, dem Förster Stofflet und dem Marineoffizier Charette, geführt wurden. Sie operirten meist vereinzelt, doch unter dem gemeinsamen Namen der „katholischen und königlichen Armee", sowie mit dem gemeinsamen Feldgeschrei: „für Gott und den König", und nach wenigen Monaten hatten sie sich das ganze Land, das zwischen Rochefort und Nantes liegt, unterworfen.

Fast gleichzeitig mit der Vendée empörten sich auch mehrere große Städte des Südens, wie Lyon, Marseille und Toulon; ihre Empörung aber war keineswegs von den Priestern angefacht und ebenso wenig gieng sie aus der Schwärmerei für das Königthum hervor. Vielmehr lag der Grund in den Uebergriffen der extremen Partei, welche in all' diesen Städten das von den Maratisten in Paris gegebene Beispiel nachahmten und ebenfalls eine Herrschaft des Proletariats über das geordnete Bürgerthum mit Gewalt begründen wollten. Sobald aber der Aufstand einmal ausgebrochen war und die Parteien sich bewaffnet gegenüberstanden, mischten sich auch die Royalisten, deren es im Süden noch viele gab, darein, machten sofort gemeinschaftliche Sache mit den Gemäßigten und suchten eine Verbindung mit den Vendéer Heeren herzustellen. Ja noch mehr, sie brachten es so weit, daß die Stadt Toulon die Engländer — der englische Admiral Hood kreuzte damals mit einer englisch-spanischen Flotte im Mittelmeer — zur Hilfe herbeirief und sich, nachdem Hood alle Forts besetzt und die ganze französische Kriegsflotte nebst dem Zeughaus mit 3000 Kanonen mit Beschlag belegt hatte, am 29. August ganz heroisch für Ludwig XVII., den Sohn des ermordeten Ludwig XVI., mit der Verfassung von 1791 erklärte.

Noch nie seit dem Beginn der Revolution befand sich Frankreich in einer so großen Noth als jetzt. Von Außen die Feinde siegreich und im Begriff auf die Hauptstadt Paris zu marschiren; im Innern der Bürgerkrieg um sich greifend und die Aufständischen nahe daran, dem äußeren Feinde die Hand zu reichen. Es war ein Zustand zum Verzweifeln und wohl mancher Regent würde darob auch verzweifelt sein. Nicht so aber die damaligen republikanischen Machthaber, sondern es zeigte sich jetzt, daß ihre wilde blutdürstige Tyrannei, die fast alles Maß überstieg, mit einer

republikanischen Erhabenheit gepaart war, die in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen hatte. Plötzlich nemlich erschien der Wohlfahrtsausschuß im Convente und verlangte ein „Levée en masse", ein Aufgebot aller kampffähigen Franzosen und der Convent genehmigte nicht bloß diesen Vorschlag, sondern auch den andern, dem Wohlfahrtsausschusse so viel Streitkräfte im Innern — die spätere sogenannte Revolutionsarmee — zur Disposition zu stellen, damit er alle fremden wie einheimischen „Verdächtigen" verhaften lassen könne. In Folge dessen verwandelte sich ganz Frankreich in wenigen Tagen in ein großes Feldlager und nach kurzem standen 800,000 Mann auf den Beinen, welchen man die Unteroffiziere der ehemaligen Königlichen Armee zu Exerziermeistern und Befehlshabern gab. Allenthalben herrschte eine fast überschwängliche Begeisterung und wer zu alt oder zu schwach war, um Soldat zu werden, der legte andere Spenden auf den Altar des Vaterlandes nieder. Doch will ich nicht in Abrede ziehen, daß Viele nur aus Furcht den Kriegsrock anzogen, denn wer es konnte und doch nicht that, der galt als verdächtig und mußte des Gefängnisses gewärtig sein. Abgesehen übrigens hievon, die 800,000 Mann kamen auf die Beine und wurden in vierzehn verschiedenen Armeecorps dem Feinde entgegengeschickt. Was aber noch wichtiger war als dieß, Carnot, das obengenannte Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, ein militärisches Genie wie Wenige, übernahm die Leitung des ganzen Kriegswesens, und er war es, der, wie sich später ein Conventsmitglied ausdrückte, den Sieg in der französischen Armee organisirte.

Und merkwürdig, die Wendung der Dinge zu Gunsten der republikanischen Waffen trat weit schneller ein, als man nach menschlichen Begriffen hätte vermuthen sollen; doch lag der Grund hievon nicht bloß in der Genialität der Carnot'schen Oberleitung und in der Geschicklichkeit und Tapferkeit, mit der seine Plane ins Werk gesetzt wurden, sondern ebenso sehr in der Unfähigkeit der meisten feindlichen Generale (Clairfait und der Erzherzog Karl machten eine rühmliche Ausnahme, aber sie galten damals noch nicht viel im Kabinete), sowie in der veralteten Methode der Kriegführung, wornach sie immer getrennt operirten und Monate lang vor Festungen liegen blieben, statt mit einem vereinten kräftigen Stoß den Feind zu werfen und dann in Eilmärschen auf Paris loszugehen. Ueberdem hatte von den alliirten Fürsten jeder nur seinen eigenen Vortheil im Auge und jeder wollte eine gemachte Eroberung für sich ausbeuten, wie auch jeder sich das Recht vorbehielt, für sich Frieden zu machen. So kam es denn, daß Houchard, der Nachfolger Custine's, um das von den Engländern belagerte Dünkirchen zu retten, mit Postpferden von Paris aus eine bedeutende Verstärkung erhielt und dadurch in die Lage versetzt wurde, den Herzog von York bei Handscoote am 8. September total zu schlagen. So kam es ferner, daß Jourdan unter Mitwirkung Carnots selbst den Oesterreichern unter Clairfait am 15. Oktober bei Wattignies dasselbe Schicksal bereitete und sie dadurch nöthigte, bis hinter die Sambre zurückzugehen. So kam es endlich, daß Hoche und Pichegrü die am Oberrhein stehenden Heer der Preußen und Oesterreicher über die sogenannten Weißenburger Linien, die sie bereits erobert hatten, zurückzudrängen vermochten und sie endlich trotz der besseren Kriegserfahrenheit ihrer Anführer, des

Herzogs von Braunschweig und des Feldmarschalls Wurmser, nöthigten, alles Land auf dem linken Rheinufer von Mühlhausen bis nach Worms zu räumen.

Wie aber gegen Außen, so waren die republikanischen Waffen auch im Innern überall siegreich. General Lechelle mit seinen Untergeneralen Kleber und Saxo schlug die Vendéer in vier Treffen auf's Haupt und da in diesen ihre meisten Anführer, wie Bonchamps, d'Elbée und Laroche-Jacquelin, den Tod fanden, so war vom Dezember 1793 an von einem größeren Widerstand keine Rede mehr. Um aber der Einwohnerschaft des Landes die Möglichkeit zu nehmen, sich je wieder zu erholen, schickte der

Charlotte Corday.

Wohlfahrtsausschuß den grausamen General Thurreau mit zwölf fliegenden Corps, den sogenannten „höllischen Colonnen", nach der Vendée, um dieselbe mit Feuer und Schwert zu vertilgen, und diese befolgten den Befehl so buchstäblich, daß bald alle Dörfer in Asche lagen, nachdem man deren Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ermordet hatte. Ebenso wäre es beinahe auch den beiden Städten Marseille und Lyon ergangen; denn in ersterer, deren Widerstand der General Carteaux schon am 25. August besiegt hatte, hauste der vom Convent als Commissär abgesandte Freron wie ein Wahnsinniger, und in Lyon, welches Kellermann siebzig Tage lang beschoß und sein Nachfolger Doppet am 9. Oktober

eroberte, machten es die Conventsdeputirten Javogue, Collot d'Herbois und Fouché wo möglich noch ärger. Ich unterlasse es übrigens, all die Gräuel und Morde zu schildern, die dort auf Befehl jener Wütheriche begangen wurden, und führe nur das Eine an, daß beide Städte froh sein mußten, nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt zu werden, worauf der Convents-Deputirte Barrère angetragen hatte.

Am längsten widerstand Toulon. Gegen diese Stadt ward General Carteaux, eigentlich ein Maler, der vom Kriegshandwerk nichts verstand, mit einem ziemlichen Heere abgesandt; er richtete aber lediglich nichts aus und man sprach schon vom Aufgeben der Belagerung. Da legte ein junger Offizier, welchem im September statt des erkrankten Obersten Dutheil die Belagerungsartillerie anvertraut wurde, der damals dreiundzwanzig Jahre zählende Artilleriekapitän Napoleon Bonaparte, dem Conventsdeputirten Gasparin, welcher sich als Commissär bei der Armee befand, einen Plan zur Eroberung der Stadt vor und dieser Plan zeugte von so viel Genie, daß Gasparin, als ein guter Mathematiker, ganz davon eingenommen wurde, während der kommandirende General darüber spottete. Gasparin setzte also beim Wohlfahrtsausschuß die Absetzung des unfähigen Carteaux durch und nachdem letzterer durch den tapfern General Dugommier ersetzt worden war, wurde der Plan des jungen Kapitäns ohne irgend eine Abänderung angenommen. Die Folge war die Eroberung Toulons am 19. Dezember und die Beförderung des Kapitäns Bonaparte, dessen Name von nun an immer höher erglänzen sollte, zum Bataillonschef. Leider aber ward auch diese schöne Waffenthat durch blutige Würgereien befudelt; denn der Wohlfahrtsausschuß sandte die Deputirten Barras und Freron in die eroberte Stadt und diese ließen mehr als 1800 Personen „zur Strafe" die Köpfe abschlagen.

Also endete der Bürgerkrieg und der Feldzug von 1793!

Sechstes Kapitel.

Die Herrschaft des Schreckens und des Mords

(1793 bis 1794.)

Der Leser weiß aus dem früher Erzählten, daß an dem furchtbaren 2. Juni, an welchem die Extremen oder Jakobiner die Alleingewalt eroberten, nicht wenige Girondisten von Paris flüchteten, um auf dem Lande Sicherheit zu finden, und von diesen wandten sich etwa zwanzig, worunter Petion, Barbaroux, Guadet, Louvet, Buzot und Languinais, nach der Stadt Caën im Departement Calvados in der Normandie. Dort hatte man viel Sympathie für sie und der General Wimpfen, ein Elsäßer, der dort kommandirte, erklärte sich sogar bereit, die Nationalgarden der Provinz in ein Heer zu sammeln und mit demselben gegen die Pariser

Tumultuanten zu ziehen. Allein der Versuch schon mißglückte und die armen Girondisten, durch ein Dekret des Wohlfahrtsausschusses vom 28. Juli für Vaterlandsverräther erklärt, mußten sich, weil ein Conventsheer gegen Caën anrückte, von Neuem auf die Flucht begeben, um anderswo ein sichereres Asyl zu suchen. Dies gelang übrigens nur einigen wenigen und die andern wurden gefangen oder starben auf der Flucht, wie Petion und Buzot, vor Hunger und Elend.

Die Macht der extremen Partei war also durch die Machinationen der Girondisten in Caën nicht im geringsten erschüttert worden; allein eine andere schwere Folge sollten diese Machinationen doch nach sich ziehen und zwar eine Folge, von welcher jene Partei sehr nahe und sehr erschütternd berührt wurde. Durch die feurigen Reden nehmlich, in welchen sich der Girondist Barbaroux für seine Partei erging, und durch die verdammenden Streiche, welche er dabei auf die Gegner dieser Partei führte, wurde Charlotte Corday, eine feurige fünfundzwanzigjährige Schönheit Caëns, die Tochter adeliger Eltern, aber eine Schwärmerin für die girondistische Idealrepublik, so enthusiasmirt, daß sie den Entschluß faßte, die Welt von dem Ungeheuer Marat, dem Apostel des Mords und dem Haupturheber des 2. Juni, zu befreien, und in Folge dieses Entschlusses reiste sie, ohne irgend einen Menschen in ihr Geheimniß einzuweihen, im Anfang Juli nach Paris ab. Dort angekommen schrieb sie an Marat, daß sie ihm über die Umtriebe der Girondisten in Caën nähere Mittheilungen zu machen habe, und erhielt endlich, nachdem sie von Marats Haushälterin mehrmals abgewiesen worden war, am 13. Juli Abends Zutritt bei ihm. Kaum aber war sie bei ihm eingetreten, so stieß sie ihm ein zu diesem Behufe vorher gekauftes Messer in die Brust und nach wenigen Minuten war der gräßliche Mensch, der kurz zuvor noch, um die Republik zu retten, in seinem „Ami du Peuple" die Köpfe von zweihunderttausend Verdächtigen verlangt hatte, eine Leiche. Natürlich wurde sie sofort ergriffen, vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt und am 17. Juli unter einem ungeheuren Andrang des Volks guillotinirt; eine andere Folge hatte jedoch dieser Mord nicht, als daß ein Scheusal weniger das Licht von Gottes Sonne einsog; denn die Genossen Marats lebten fort und ihre Tyrannei konnte naturgemäß nicht früher aufhören, ehe sie sich vollständig ausgelebt hatte. Im Gegentheil, die Tyrannei steigerte sich jetzt noch, weil die Männer des Bergs in der Furcht, es könnten noch mehr Charaktere wie Charlotte Corday erstehen, überall hin den Schrecken verbreiten wollten, um den Meuchelmord von sich fern zu halten.

Gleich nach dem Sturz der Gironde hatte der Convent eine Commission mit dem Deputirten Herault de Sachelles an der Spitze bestellt, um eine den Grundsätzen der Bergpartei gemäße neue Verfassung für Frankreich zu entwerfen, und mit dieser neuen Constitution war Sachelles so schnell fertig geworden, daß sie dem Convent bereits am 10. Juni zur Prüfung vorgelegt werden konnte. Der Convent nahm sie am 24. Juni an und sandte sie dann in die verschiedenen Departements, um von den Urversammlungen des Volks und den Heeren genehmigt zu werden. Auch hier ging Alles im Sturmschritt, und sofort wurde der 10. August zur feier-

lichen Annahme dieser Constitution festgesetzt. Es war dies ein republikanisches Fest, wie man noch keines gesehen hatte, und nachdem man die Insignien der Knechtschaft: Krone, Scepter, Wappenschilder und Stammbäume nebst Bischofsmützen und Mitra's vor der riesigen Bildsäule der Freiheit verbrannt hatte, beschworen Hunderttausende, darunter Abgeordnete aus allen Gemeinden der Republik, den neuen Bund, der von nun an das einzige ewig bleibende Staatsgesetz der französischen Nation sein sollte. Deßwegen habe ich aber doch nicht nöthig, auf den Inhalt der besagten Constitution mich näher einzulassen, denn schon wenige Tage darauf, am 28. August, suspendirte der Convent dieselbe wieder und dekretirte auf St. Justs Antrag, daß so lange, bis der Frieden sowohl nach außen als nach innen vollständig hergestellt sei, die bisherige revolutionäre Regierung, das ist der Wohlfahrtsausschuß, mit völlig dictatorischer Gewalt im Amte zu bleiben habe. Man sah ein, daß ohne Gewaltmaßregeln, also ohne eine schrankenlose Dictatur, die so furchtbar von allen Seiten bedrohte Republik verloren sein müsse, und deßhalb ertheilte man dem Wohlfahrtsausschusse die Dictatur; allein eben damit sanctionirte man auch die Willkür und Tyrannei, und nie haben asiatische Herrscher ihre Macht despotischer ausgeübt, als von jetzt an die neun Jakobiner, welche den Wohlfahrtsausschuß bildeten.

Der Form nach — so schreibt ein sehr genau unterrichteter Beurtheiler der damaligen Zustände — bestand diese tyrannische Regierung, an deren Spitze der furchtbare Robespierre stand, in einer Menge von Ausschüssen des Convents, welche die Geschäfte der öffentlichen Verwaltung (also Krieg, Justiz, Finanzen, Inneres, Handel, Marine u. s. w.) unter sich vertheilt hatten, aber alle vom Wohlfahrtsausschusse abhängig waren, und zur Unterstützung der ausübenden Gewalt gab es in allen Sectionen von Paris, sowie in allen größeren Communen Revolutionsausschüsse, denen jede obrigkeitliche Behörde und jede Volksgesellschaft unterworfen war. Uebrigens auch sie standen mit dem Wohlfahrtsausschuß in steter Verbindung, empfingen von ihm Befehle und erstatteten ihm Bericht über alles Wichtigere, was in ihrem Bezirke vorging. Nicht minder dienten sie ihm zu Werkzeugen der Zerstörung und hielten die Städte und Dörfer ihres Bezirks durch den Schrecken ihrer Gewalt im Gehorsam. Sobald nun Einer einen Kopf haben wollte, so gab er ihn beim Revolutionsausschusse an, indem er ihn als den Kopf eines Verräthers bezeichnete, und wenn dann der Angeber als ein getreuer Jakobiner bekannt war, so durfte er sicher sein, daß der von ihm Denuncirte sogleich verhaftet und in der Regel auch verurtheilt wurde. Auch war der Schritt von der Denunciation bis zur Hinrichtung meist nur ein sehr kurzer, besonders seit die mit der Todesstrafe verbundene Einziehung des Vermögens den republikanischen Gewalten das Köpfen der Begüterten als ein sicheres Mittel, Geld in den Staatsschatz zu liefern, empfahl. Endlich wurde gar (am 17. September) auf den Antrag Merlins von Douai ein Gesetz über die Verdächtigen geschaffen und nach demselben waren zu verhaften erstens alle Diejenigen, welche durch ihr Betragen, seien es nun Reden oder Handlungen oder Schriften, sich als Diener der Tyrannei und Feinde der Freiheit erwiesen hatten; zweitens alle Diejenigen, die sich nicht über die

Erfüllung ihrer Bürgerpflicht ausweisen könnten; drittens alle ihres Amtes entsetzten Beamten; viertens alle ehemaligen Adeligen mit sammt den Männern, Weibern, Eltern, Geschwistern, Kindern und sonstigen näheren Verwandten der Ausgewanderten; fünftens alle Verbreiter falscher Nachrichten; sechstens endlich alle Väter, Mütter und Geschwister derer, welche sich dem allgemeinen Aufgebot entzogen. Gewiß ein gräßliches Gesetz, gräßlicher, als je eines erlassen wurde! Auch häuften sich in Folge dessen die Gefangenen so sehr, daß die Lokale sie nicht mehr faßten und deßwegen wurden sofort, um das Maß des Schrecklichen voll zu machen, die Revolutionstribunale auf den Antrag Barrère's ermächtigt, ihre Todesurtheile rein nach ihrer Ueberzeugung, ohne eine Vertheidigung zu hören, auszusprechen, so daß fortan selbst die verwickeltste Kriminalsache in wenigen Stunden erledigt werden konnte. Damit aber den Revolutionstribunalen in allen Dingen ein strikter Gehorsam geleistet werde, schuf man eine sogenannte „Revolutionsarmee", welche man aus dem schlechtesten Proletariat, aus Dieben, Räubern und Mördern, zusammensetzte, und diese Armee zog in größeren oder kleineren Kolonnen, natürlich immer von einer Guillotine begleitet, von einem Ort zum andern, um die von den Tribunalen verhängten Aechtungen zu vollziehen.

Auf diese Art ging es in Frankreich unter dem Regimente des Wohlfahrtsausschusses zu und ich hatte daher gewiß nicht Unrecht, wenn ich jene Zeit in der Ueberschrift des Kapitels die Zeit der Herrschaft des Schreckens und des Mordes nannte. Auch wird sich der Leser wohl denken können, daß die Bluturtheile nur allzu häufig vom reinsten persönlichen Hasse diktirt wurden, und weiter setze ich noch hinzu, daß die Guillotine kein Geschlecht, kein Alter, keine Würde, kein Talent, keine Größe verschonte. So wurde am 16. Oktober Marie Antoinette, die Wittwe Ludwig Capets, auf die schimpflichste Weise hingerichtet, nachdem man sie schon am 3. Juli aus dem Tempel nach dem Gefängnisse der Conciergerie gebracht und sie dort ganz wie eine gemeine Verbrecherin behandelt hatte. Ihr folgten am 31. Oktober einundzwanzig girondistische Deputirte, darunter Vergnioud, Brissot, Gensonné, Lehardy, Lasource und Duchatel, im Tode nach und am 6. November erlitt der Herzog von Orleans, genannt Philipp Egalité, dasselbe Schicksal. Am 10. November führte man Johanna Roland, jene geistreiche Frau, welche einst unter den Girondisten eine so gewichtige Rolle gespielt hatte, auf's Schaffot und aus Verzweiflung hierüber tödtete sich ihr Gatte, der gewesene Minister, einige Tage darauf mit eigener Hand. Weitere berühmte Persönlichkeiten, welche man damals dem Tode weihte, waren die Generale Houchard und Biron, der frühere Minister Lebrun, Bailly, der einst so gefeierte Maire von Paris, und Manuel, sein Beirath, die Deputirten Barnave, Girey-Dupré und Bois-Guyon, dann Rabaut-Saint-Etienne, einst Präsident der Zwölferkommission, nebst noch vielen Andern, die eine eben so große Rolle gespielt hatten. Alle diese wurden in Paris hingerichtet; der Hinrichtungen auf dem Lande waren es aber noch weit mehr und es schien gerade, als ob sich der Wahnsinn mit der Wuth verschworen hätte, um die Unschuld, das Genie und die Tugend auszurotten.

Doch nicht blos gegen die Menschheit führte der Wohlfahrtsausschuß

Krieg, sondern überhaupt gegen alles Alte, bisher Bestandene. So führte man statt der christlichen Aera eine neue Zeitrechnung ein, nach welcher die Jahre vom ersten Tag der Republik an (22. September 1792) neu gezählt wurden. Auch theilte man das Jahr in zwölf gleich lange, je dreißig Tage zählende Monate, denen man neue Namen — Vendemiaire, Brumaire, Frimaire, Nivose, Pluviose, Ventose, Germinal, Floreal, Prairial, Messidor, Thermidor und Fructidor — gab, und zerriß den Monat in drei Decaden. Endlich schaffte man gar den christlichen Cultus ab und setzte am 10. November die Verehrung des höchsten Wesens nebst dem Gottesdienste der Vernunft an seine Stelle; bei den Umzügen aber, die man der neuen Religion zu Ehren hielt, figurirten als Stellvertreterinnen der „Göttin der Vernunft" nicht selten öffentliche Lustdirnen und die Kirchen wurden Schauplätze der unwürdigsten Auftritte.

Siebentes Kapitel.

Der Feldzug von 1794.

Der 1793er Feldzug hatte für die Coalirten, obwohl man Anfangs glaubte, daß sie, die Vielen, das alleinstehende Frankreich erdrücken würden, hauptsächlich deßwegen keinen Erfolg gehabt, weil sie den Fehler begiengen, ihre Kräfte auf allzu viele Punkte zu zersplittern, und man hätte nun mit Recht erwarten können, daß sie, durch die Erfahrung gewitzigt, für 1794 diesen Fehler vermeiden würden; allein es gibt Leute und Regierungen, welche stets die Alten bleiben, bis sie das Unglück endlich zwingt, in eine neue Bahn einzulenken. Doch wurde man schon im Winter über einen Feldzugsplan einig und dieser bestand einfach darin, daß die österreichische Hauptarmee, geführt von dem Prinzen von Koburg, im Verein mit den Holländern und einem Corps Engländer zuerst Landrecies zu erobern und dann, auf dem linken Flügel durch die Preußen unter Möllendorf gedeckt, sowie unterstützt durch die Engländer, welche in der Vendée landen, durch die Piemontesen, welche die Alpen überschreiten und durch die Spanier, welche ein Heer über die Pyrenäen senden sollten — über St. Quentin direkt auf Paris zu marschiren hätte. Also war's im Rathe der fünf verbündeten Mächte beschlossen; aber so viel kann ich dem Leser jetzt schon sagen: nach Paris kamen die Oesterreicher für diesmal nicht.

Mitte April eröffnete der Prinz von Koburg den Feldzug und drängte mit seiner 135,000 Mann starken Armee die Franzosen ohne viele Mühe über die Oise und Sambre zurück. Nunmehr ward Landrecies umzingelt und gleich im Anfang mit so viel Glück beschossen, daß man hoffen durfte, es bald in die Hände zu bekommen. Niemand im österreichischen Lager zweifelte daher jetzt mehr an dem schließlichen siegreichen Einzug in Paris und bespöttelte die Anstrengungen des Wohlfahrtsausschusses, Rekruten über Rekruten in's Feld zu stellen, mit einer alle Grenzen überschreitenden

Geringschätzung. Noch mehr verachtete man die bürgerlichen Generale, welche die französischen Heere kommandirten, und wies höhnisch darauf hin, daß die meisten derselben vor ein paar Jahren noch Sergeanten gewesen seien. Allein man sollte sich bitter täuschen, denn die verachteten Rekruten schlugen sich nach ein paar Wochen wie Kerntruppen und die verhöhnten Generale waren Männer, welche sich in der Kriegsgeschichte unsterblich gemacht haben. Im Ganzen stellte der Wohlfahrtsausschuß den Verbündeten drei Armeekorps entgegen; die Nordarmee von Givet bis Dünkirchen unter Pichegrü mit den Generalen Moreau und Souham als Unterbefehlshabern; die Ardennenarmee zwischen Philippeville und Charlemont unter Charbonnier mit den Unterbefehlshabern Kleber, Marceau und Maresçot; endlich die Moselarmee zwischen der Saar und Mosel unter Jourdan mit den Generalen Championet, Lefevbre und Bernadotte. Diese drei Armeen operirten nach einem gemeinsamen von Carnot entworfenen Plane gegen die vereinigten Oesterreicher, Holländer und Engländer, und Carnot war ein allzu genialer Stratege, als daß das Resultat lange zweifelhaft hätte bleiben können. Den ersten nennenswerthen Erfolg erfochten die Franzosen bei Monscroen in Westflandern, wo General Clairfait eine Niederlage erlitt. Tags darauf machten zwar allerdings die Oesterreicher diesen Unfall dadurch wieder gut, daß sie die Festung Landrecies eroberten; allein einige Wochen später, am 18. Mai, brachten Moreau und Souham den vereinigten Engländern und Holländern unter dem Herzog von York bei Tourcoing eine vollständige Niederlage bei und auch sonst in Flandern wurde von den Franzosen glücklich gekämpft. Gleich darauf glückte es den drei französischen Armeekorps, sich zu vereinigen und nachdem Carnot noch 15,000 Mann von der Rheinarmee zu ihnen hatte stoßen lassen, gab er dem General Jourdan, den er zum Oberbefehlshaber ernannte, den Befehl, den Uebergang über die Sambre zu forciren, um damit die Eroberung Belgiens zu vollenden. Viermal wurde Jourdan zurückgeschlagen, aber am 20. Juni setzte er durch den Fluß, brachte sofort am 25. Juni das belagerte Charleroi zu Falle und lieferte am 26. Juni den Oesterreichern bei Fleurus eine Schlacht, welche diese zum vollständigen Rückzug zwang. Damit war der Feldzug entschieden, denn die Engländer und Holländer unter York und dem Prinzen von Oranien dachten von nun an nur noch daran, Holland zu decken und überließen dem ihnen nachrückenden Pichegrü Brüssel, Breda und Antwerpen fast ohne Schwertstreich; dem Prinzen von Koburg aber lag alles daran, sich die Verbindung mit Deutschland und dem Rhein nicht abschneiden zu lassen und somit retirirte er mit den Oesterreichern so schnell er konnte bis nach Mastricht, dessen Besitz ihm die Straßen nach Köln und Koblenz sicherte. Doch auch in Mastricht war seines Bleibens nicht, sondern Schlag auf Schlag drängte ihn Jourdan zurück und erst dann machten die Franzosen Halt, als sie sich im Herbst (Oktbr.) in den Besitz von Köln, Bonn und Koblenz gesetzt hatten.

Während auf diese Weise im Belgischen gekämpft wurde, hielten die Preußen unter Möllendorf, in Vereinigung mit einem Corps Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen, den Oberrhein von Speier bis Trier besetzt; allein weil von diesen beiden Befehlshabern sich keiner dem andern

unterordnen wollte, so konnte von großen Operationen keine Rede sein. Ueberdem war es den Preußen bei diesem Kriege nie recht Ernst, denn sie waren zugleich in Polen — von diesem Reiche und seiner weiteren Theilung wird im neunten Kapitel dieses Buchs des weiteren die Rede sein — engagirt und dieses lag ihnen mehr am Herzen, als Frankreich und die französische Republik. Nachdem also Möllendorf die Franzosen unter Ambert bei Kaiserslautern geschlagen und sie dadurch genöthigt hatte, sich bis Germersheim zurückzuziehen, steckte der preußische General, mit diesem Erfolge zufrieden, das Schwert so lange in die Scheide, bis er im

Jourdan.

Juni mit Uebermacht angegriffen, gezwungen wurde, Kaiserslautern wieder zu räumen. Nun nahm er eine feste Stellung am Rhein bei Rehbach ein und überließ sich der alten Unthätigkeit. Endlich aber im Herbst, nachdem sein König am 16. Septbr. in Wien hatte erklären lassen, daß er seiner Armee in Polen bedürfe, zog er mit seinem Corps ganz ab und überließ es dem kleinen österreichischen Corps und den wenigen Reichstruppen, den Rhein zu decken. Nun natürlich hatte der neu ernannte französische Oberbefehlshaber Hoche leichtes Spiel und nach wenigen Treffen waren die Deutschen über diesen Strom zurückgeworfen, so daß im Oktober auch alle

Städte am Oberrhein bis Speyer und Worms hinab, mit der alleinigen Ausnahme von Mainz und Mannheim, sich in den Händen des Reichsfeindes befanden.

Gegen die vereinigten Preußen, Oesterreicher, Holländer und Engländer waren also die Franzosen in diesem Feldzug vollständig siegreich, denn am Schluß desselben hatten sie die Grenzen ihres Reichs von Straßburg an bis nach Köln in einer ungeheuer langen Linie durchaus bis an den Rhein vorgeschoben und überdem sahen sie sich in dem Besitz von ganz Belgien, sowie sogar eines Theils von Holland, worunter die Städte Breda, Bergen und Tillburg. Weit geringfügiger ließen sich die Erfolge an, welche die französischen Waffen gegen Piemont, das dießmal von einem starken österreichischen Corps unterstützt wurde, errangen; allein, da keines der sich gegenüberstehenden Heere einen vollständigen Sieg errang, so kann ich darüber füglich mit Stillschweigen hinweggehen. Anders dagegen gestaltete sich der Krieg gegen Spanien, das sich, wie wir wissen, ebenfalls der großen Allianz gegen die französische Republik angeschlossen hatte. Zwar allerdings im Anfang drangen die Spanier auf zwei Punkten über die Pyrenäen in Frankreich ein und die ebenso schlecht organisirten als schlecht geführten republikanischen Heere mußten sich unter die Kanonen von Perpignan und Bayonne zurückziehen; doch nunmehr richtete der Wohlfahrtsausschuß sein scharfes Auge auch auf diesen Punkt der Republik und reorganisirte daselbst nicht blos die Heere, sondern gab ihnen auch in den beiden Generalen Dugommier und Moncey andere Befehlshaber. Auch war dieser Wechsel von dem besten Erfolg begleitet, denn nach wenigen siegreichen Gefechten rückten die beiden Heerführer, der erstere über das catalonische Gebirge, der andere über das Thal von Bastan in Spanien ein und verpflanzten so den Krieg auf den feindlichen Boden. Kurz im Landkriege behaupteten die französischen Waffen überall unbedingt die Oberhand und es unterblieb deßhalb der Versuch, die Vendée mittelst eines daselbst gelandeten Emigranten-Corps von neuem in Aufruhr zu versetzen, für dieses Jahr gänzlich. Zur See dagegen lächelte der Republik das Glück nicht, sondern hier erwiesen sich die Engländer als die Oberherren, und nach der großen Niederlage, welche am 1. Juni 1794 Lord Howe dem Gegenadmiral Villaret-Joyeuse auf der Höhe von Quessant beibrachte — die französische Flotte zählte 25 Linienschiffe und 30 Fregatten, die englische 2 Linienschiffe mehr aber 21 Fregatten weniger — durften es die Franzosen nicht mehr wagen, ihre sicheren Häfen zu verlassen. Auch eroberten in diesem Jahr die Engländer die meisten in fremden Welttheilen gelegenen französischen Kolonieen und entschädigten sich damit vollständig für ihre Mißerfolge auf dem Continente.

Achtes Kapitel.

Der Sturz der Jakobiner und das Ende des Nationalconvents.

(25. Oktober 1795.)

Von dem tollhausartigen Wüthen des Wohlfahrtsausschusses und seiner Verbündeten, der Jacobiner, gegen alles von langher Bestandene, sowie von dem kaltblütigen Hinmorden aller der extremen Partei Verdächtigen oder Verhaßten habe ich im sechsten Kapitel das Nöthige gesagt und ich setze nur hinzu, daß in Paris die Mitglieder des dortigen Gemeinderaths Hebert und Chaumette, sowie die Bürger Momoro und Cloots, die zwei Hauptagitatoren in den Vorstädten, als die rasendsten Gleichmacher, Kirchenstürmer und Vernunftanbeter im Morden und Wüthen die erste Rolle übernommen hatten. Lange Zeit wagte es Niemand, diesem schrecklichen Treiben auch nur ganz leise zu widersprechen, denn man hätte sich dadurch nur zu leicht selbst auf's Schaffot liefern können. Endlich aber wurde das Rasen jener Wüthriche so arg, daß es selbst einen Danton darob schauderte, und er verband sich deßhalb mit seinen Freunden Lacroix, Camille Desmoulins, Philippeaux, Fabre d'Eglantine und Herault-Sechelles, um die Hebertisten zu stürzen. Dieß könnte vielleicht Manchem fast unglaublich dünken, weil ja Danton bisher als ein schonungsloser Ultrajacobiner handelte; allein er hatte in der letzten Zeit Krankheitshalber — weßwegen er auch seine Stelle im Wohlfahrtsausschusse niederlegte — mehrere Monate auf dem Lande, nahe bei seiner Vaterstadt Arcis-sur-Aube zugebracht und dort in der frischen Luft weit mildere Gesinnungen eingesogen. Derselbe Geist war auch über Camille Desmoulins nach seiner Verheirathung mit einer jungen, schönen, sanften und reichen Frau gekommen, und Philippeaux nebst den andern Genannten waren ohnehin keine Freunde unnöthigen Blutvergießens. Sie verbanden sich also mit einander zum Sturze Heberts und seiner Genossen; weil sie aber wohl wußten, daß dieß nicht möglich sei ohne die Beihülfe oder wenigstens Genehmigung des Wohlfahrtsausschusses, so wandten sie sich in der Stille an Robespierre, die Hauptperson und den Beherrscher jenes Ausschusses, um ihn ebenfalls für ihr Vorhaben zu gewinnen, und siehe da, Robespierre sagte augenblicklich zu. Er that es aber, wie sich bald nachher zeigte, keineswegs aus Menschlichkeitsgefühl und um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, sondern deßwegen, weil ihm, der keinen anderen Herrscher neben sich dulden wollte, die Gewalt, welche Hebert und seine Genossen über die Pariser Commune ausübten, verhaßt war und weil er diese Partei deßwegen beseitigt wissen wollte. Seien aber die Beweggründe gewesen, welche sie wollen, schon am 13. März 1794 ließ er durch seinen Freund St. Just im Convent die Hebertisten beschuldigen, daß sie darauf ausgingen, alle eifrigen Vertheidiger der Freiheit zu ermorden, um dem Staate einen neuen Tyrannen zu geben, und auf diese Anklage hin

wurden Hebert, Chaumette, Momoro, Cloots, Vincent und Ronsin, der General der gräßlichen Revolutionsarmee, von der ich weiter oben gesprochen, nebst noch vierzehn anderen verhaftet. Tags darauf stellte man sie vor das Revolutionstribunal und dieses verurtheilte sie zum Tode, den sie auch am 24. März wirklich erlitten. Mit ihrem Tode aber wurde sogleich die Revolutionsarmee aufgelöst und schon jubelten alle in den Gefängnissen Befindlichen, weil sie glaubten, der Umschwung der Blutherrschaft sei gekommen und Robespierre habe sich mit Danton zu Wiederherstellung eines gesetzmäßigen Zustandes geeinigt.

Doch der Jubel kam viel zu bald. Vielmehr wurde Paris am 31. März 1794 in der Frühe durch die Nachricht in Erstaunen gesetzt, daß in der Nacht Danton, Lacroix, Camille Desmoulins, Philippeau, Fabre d'Eglantine und Herault-Sechelles nebst zehn weiteren Genossen auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses verhaftet worden seien und zwar auf die Anklage St. Just's hin, daß sie sich zur Wiederherstellung des Königthums verschworen hätten. Es war eine unsinnige Anklage; allein Robespierre hatte sich's in den Kopf gesetzt, sich auch noch dieser Rivalen in der Machtstellung zu entledigen, und so fand das von ihm abhängende Revolutionstribunal, indem es bis in die ersten Zeiten der Revolution zurückging und Dantons frühere Verbindung mit dem Herzog von Orleans, sowie mit Mirabeau und Dumouriez hereinzog, bald der Beweise genug, um nach kurzem Verhör gegen alle 16 Angeklagte das Todesurtheil auszusprechen. Schon am 5. April, sechs Tage nach ihrer Verhaftung, führte man sie auf's Schaffot und sie starben sämmtlich wie Helden, besonders Danton, der Begründer der Republik und Camille Desmoulins, der erste Apostel der Freiheit. So wurde es wahr, was einst der Girondist Vergniaud prophezeit hatte, daß die Revolution, dieses gräßliche Ungeheuer, nicht ruhen werde, als bis sie wie Saturnus der Reihe nach alle ihre Kinder verzehrt habe.

Jetzt war Robespierre Dictator und es gab für lange Zeit Niemand mehr, der es gewagt hätte, die Stimme gegen ihn zu erheben. Seine Dictatur aber war die Dictatur des Bluts, denn der Tod galt ihm als das einzige Mittel, sich seiner Feinde zu entledigen, und so erreichte die Schreckensherrschaft unter ihm erst ihre höchste Höhe. Fragt man übrigens nach dem Zweck, den er verfolgte, so konnte es kein anderer sein, als Frankreich zu einem rein demokratischen Staate zu machen, und um dieß zu erreichen, mußten nach seiner Ueberzeugung die Sitten, die Gewohnheiten und der Geist Frankreichs total republikanisirt werden. Ja selbst bis auf die Religion dehnte er diese Republikanisirung aus und wohl wissend, daß der seit der Abschaffung des katholischen Cultus (10. Nov. 1793) eingeführte materialistische Atheismus die große Mehrheit des Volkes unmöglich befriedigen könne, bewog er den Convent am 7. Mai 1794 in einer pomphaften Rede, durch ein förmliches Decret das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele für Wahrheit zu erklären. Zugleich wurden auf seinen Antrag, nach dem Muster der alten Griechen, Nationalfeste eingeführt und zwar vor allem vier Hauptfeste zur Erinnerung an den 14. Juli 1789, den 10. August 1792, den 21. Januar 1793 und den 31. Mai 1793. Gewöhnliche Festtage waren die Decaden oder

die Sonntage des republikanischen Kalenders und man weihte sie der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, dem Ruhme, dem Ackerbau, der Jugend u. s. w. u. s. w. Als allergrößtes Fest aber sollte der 8. Juni (20. Prairial) gefeiert werden, nämlich als das Fest des höchsten Wesens, und wie man dieses Fest zum ersten Mal mit äußerstem Gepränge beging, da fungirte der Dictator selbst als Großpriester der neuen Religion. So schuf er einen ganz neuen, rein republikanischen Cultus und auf ganz ähnliche Weise sollten wie gesagt alle früheren Gewohnheiten und Sitten Frankreichs im republikanischen Sinne umgeschaffen werden. Natürlich aber konnte dieß nicht im Wege der Güte und Ueberredung, sondern nur im Wege der Gewalt erreicht werden, und zwar einer Gewalt, die nicht davor zurückbebte, Jeden ohne weiteres aus dem Wege zu räumen, welcher sich der Durchführung obiger Grundsätze hindernd in den Weg stellte. Also mußte nothwendigerweise Robespierre's Dictatur eine Dictatur des Bluts, sogar des in Ueberfülle vergossenen Blutes werden.

Man wird mir nun übrigens nicht zumuthen, daß ich die Schreckensscenen, welche jetzt an der Tagesordnung waren, in ihren Einzelnheiten schildere, und noch weniger kann man erwarten, daß ich das Geschlecht und die Namen der Hingemordeten aufzähle. Es genüge zu sagen, daß am 1. Mai 1794 die Zahl der politischen Gefangenen nur allein in Paris bereits auf 8000 gestiegen war und sich später sogar noch verdoppelte, obwohl gleich Anfangs wenigstens ein, nachher zwei, dann drei, zuletzt vier Dutzend Menschen und darüber täglich hingerichtet wurden. Ja, um die Verhafteten recht schnell zum Tode befördern zu können, erließ auf Couthon's Antrag der Convent am 10. Juni (22. Prairial) das Gesetz, daß beim Revolutionstribunale zur Aburtheilung eines Angeklagten alle Zeugen entbehrlich seien, mit andern Worten, daß man nicht mehr nöthig habe, einen Beweis seiner Schuld zu liefern, sondern daß — so drückte man sich pathetisch aus — das Gewissen der von Patriotismus und Gerechtigkeitsliebe erfüllten Richter und Geschworenen zum Urtheilsspruche genügend seien. Das Revolutionstribunal war also vom 10. Juni an weniger ein Gerichtshof, als vielmehr eine Mordanstalt mit richterlichen Formen und alle seine Mitglieder, achtundvierzig an der Zahl, gehörten zu den unbedingtesten Anhängern, respektive Kreaturen Robespierre's, worunter zum Beispiel sein Hauswirth, sein Schuster und sein Friseur. Die Hauptrolle aber bei dieser Mordanstalt spielte Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, und in seiner Person vereinigten sich alle Gräuel der revolutionären Justiz wie in einem Brennpunkte, weshalb man ihn auch heimlich nie anders, als den „öffentlichen Vernichter" nannte.

Doch eine Frage taucht jetzt mit Nothwendigkeit auf: wie verhielt sich Paris, wie Frankreich zu diesem gräßlichen Schreckensregiment? Die Antwort ist eine ganz kurze: mit düsterem Schweigen, denn Jeder fürchtete für sein Leben, wenn er nur ein Wort äußere. Die einst so fröhliche und bewegte Hauptstadt an der Seine gewann daher auch ein ganz anderes Aussehen, und auf den Straßen sah es in der Regel so öde aus, als wie wenn die Pest darin wüthete. Kein Mensch wagte es fast mehr, mit dem andern zu reden und Jeder war bemüht, im Gewande der äußersten Dürftigkeit einherzugehen, nur um nicht als ein Wohlhabender, das

ist als ein Aristokrat, verdächtig zu werden. Noch trauriger gestaltete sich das Leben bei Nacht, denn mit dem Einbrechen der Dämmerung schloß sich Alles in seine Wohnung ein und bei jedem Geräusch auf der Straße, auf welcher um diese Zeit nur Häscher und Gensdarmen zu treffen waren, erstarrte das Blut in den Adern, weil man wußte, daß dieses Geräusch eine Verhaftung bedeute. Kurz die Stadt Paris, das heißt, der bessere, wohlhabendere und gebildetere Theil ihrer Bevölkerung lebte, als bildete das ganze große Häusermeer nur ein einziges unermeßliches Lazareth, und Tausende wären mit Aufopferung ihrer letzten Habe diesem Zustande entflohen, wenn man nur ohne Paß durch die Barrière hätte kommen können. Einen Paß zu verlangen aber hieß so viel, als sich selbst als einen Verdächtigen angeben, und überdieß, wem es gelang, aus Paris zu entfliehen, fiel der nicht, weil in den Departements die von Robespierre abhängigen revolutionären Ausschüsse mit derselben Grausamkeit wütheten, von der Scylla in die Charybdis?

Hunderttausende in Paris und Millionen in ganz Frankreich hatten daher bald keinen sehnlicheren Wunsch, kein innigeres Verlangen, als daß diesen Gräueln einmal ein Ende gemacht werde; aber wie sollte man dieß bewerkstelligen? Die Macht Robespierre's war eine ungeheure und schien sogar eine unüberwindliche zu sein. Der Pöbel, besonders der von Paris, unterstützte ihn als den Repräsentanten seiner eigenen Interessen, und die Nationalgarde, befehligt von Henriot, stand ihm ebenfalls fast gänzlich zu Gebot. Alle wichtigen Stellen waren mit seinen Kreaturen besetzt und der Jakobinerclub, das Revolutionstribunal, sowie der Pariser Gemeinderath mit dem neuen Maire Fleuriot an der Spitze, standen wie Ein Mann für ihn. Wie wollte man es nun unter den gegebenen Verhältnissen möglich machen, ihn zu stürzen? Gewiß, es war hieran nicht zu denken, außer wenn seine Anhänger oder wenigstens ein großer Theil derselben ihn verließen, wenn seine eigene Partei gegen ihn aufstand, wenn seine Collegen im Wohlfahrtsausschuß und im Convente sich gegen ihn verbündeten. Darin lag die einzige Möglichkeit, und merkwürdigerweise verwandelte sich diese Möglichkeit viel bälder in Wirklichkeit, als selbst kluge Politiker vermutheten. Der Grund aber hievon lag einfach darin, daß sehr Viele seiner Collegen und Parteigenossen auf seine Machtstellung, durch welche sie selbst in den Hintergrund gedrückt wurden, eifersüchtig und noch weit Mehrere durch seinen unersättlichen Blutdurst um ihr eigenes Leben besorgt zu werden begannen.

In diesen zwei Motiven allein lag der Grund der Reaktion gegen Robespierre's Tyrannei, und eben deswegen ging die Reaktion vom Wohlfahrtsausschusse selbst aus. In besagtem Ausschusse nämlich, als dessen diktatorisches Oberhaupt Robespierre auftrat, waren und blieben nur zwei Mitglieder ihm unbedingt ergeben, Saint-Just und Couthon, und man hieß diese Dreie deshalb auch gewöhnlich nur das Triumvirat. Die übrigen Sechse dagegen, Callot d' Herbois, Billaud-Varennes, Carnot, Lindet, Prieur und Jean Bon St. André, die sich durch das angemaßte Alleinregiment des Diktators gekränkt und zurückgesetzt fühlten, besprachen sich oft und viel im Geheimen mit ihren Freunden im Convente, mit Fouché, Tallien, Fréron, Barère, Legendre, Thuriot und Bourdon, bei denen die-

selben Gründe des Hasses und der Furcht obwalteten, und gegen das Ende des Juli waren sie mit ihrem Verschwörungsplan gegen den Diktator fertig. Auf diesen Plan übrigens des Näheren einzugehen, würde mich zu weit führen und ich muß mich daher begnügen, die nun folgende Katastrophe zu schildern. Es war in der Conventssitzung vom 9. Thermidor oder vom 27. Juli 1794. Die Deputirten hatten sich alle zahlreich eingefunden und die Galerien waren übervoll besetzt. Diesmal jedoch nicht von jakobinischem Pöbel, sondern von andern Pariser Bürgern, welche die Verschworenen für sich gewonnen hatten. Die letzteren wußten, daß Robespierre über ihre Gesinnungen unterrichtet sei und daß sein Freund St. Just heute, mit einer Proscriptionsliste in der Hand, den Antrag stellen werde, den Convent von allen unlautern Mitgliedern, d. h. von allen Feinden des Diktators zu säubern. Gegen Mittag bestieg auch richtig St. Just die Tribüne und hielt eine fulminante Rede gegen alle Komplottirer und Verschworenen. Wie er aber in die Worte ausbrach: „Ins frische Fleisch muß man schneiden und alle angefressenen Glieder ohne Schonung wegnehmen", da entstand ein Tumult in der Versammlung, wie man noch nie einen erlebt hatte, und im Nu war St. Just von der Tribüne herabgerissen. Robespierre sprang nun selbst hinzu, um zu sprechen; doch noch ärger wurde der Tumult und „Nieder mit den Tyrannen" brüllten Hunderte von Stimmen. Eine ganze Stunde lang dauerte das Toben fort und auch die Galerien schrieen das „Nieder mit den Tyrannen" mit. Ja Dolche wurden geschwungen und Robespierre wäre vielleicht im Saale selbst ermordet worden, wenn sich nicht seine Getreuen dicht um ihn geschaart hätten. Endlich erhielt Barère das Wort und stellte, wie es vorher abgemacht war, den Antrag auf die Verhaftung Robespierre's, St. Just's und Couthon's; der Convent aber erhob sofort diesen Antrag durch allgemeines Aufstehen zum Beschluß und Thuriot, der an diesem Tage präsidirte, übergab die Dreie, welche vor Schrecken ganz erstarrt waren, der bereitgehaltenen Gensdarmerie zur Abführung ins Gefängniß. Ganz dasselbe geschah eine Viertelstunde später mit Henriot, dem Befehlshaber der Nationalgarde, und nun hob der Convent, des Sieges froh, die Sitzung auf eine Stunde auf, um sich um 7 Uhr wieder zu versammeln.

Aber welche kolossale Veränderung, als der Convent nach einer Stunde wieder zusammentrat! Der Jakobinerclub, der, weil er etwas Außerordentliches von diesem Tage erwartete, ohnehin versammelt war, hatte das Triumvirat fast im Momente, wo es in das Luxemburggefängniß gebracht wurde, den Gensdarmen aus den Händen gerissen und im Triumphe auf das Stadthaus geführt. Dort aber versammelte sich in aller Eile der Gemeinderath und der Maire Fleuriot befahl, die Sturmglocke zu läuten, damit die Bürgerschaft von Paris zu den Waffen eile. Nicht minder war Henriot aus dem Gefängnisse befreit worden und bot von einer Schenke aus, in welcher er sich für den gehabten Schrecken restaurirte, die ihm besonders ergebenen Kanoniere der Nationalgarde auf, um mit ihnen und ihren Kanonen gegen den Convent ins Feld zu rücken. So stands, als die Deputirten wieder in ihrem Sitzungssaale zusammentraten, und es hatte demnach den Anschein, als ob die Diktatur Robespierre's noch einmal obsiegen würde. Aber letzterer war zu seinem großen

Unheil von dem Schlag, der ihn vor einer Stunde betroffen, noch ganz betäubt und Henriot hatte sich in der Schenke allzusehr betrunken, als daß er die geeigneten Maßregeln zu ergreifen im Stande gewesen wäre. Im gerade umgekehrten Fall befanden sich die Verschworenen und mit ihnen die große Mehrheit des Convents, denn da sie wußten, daß es sich um Leben und Tod handle, so boten sie Allem auf, was ihnen den Sieg verschaffen konnte. Sie erklärten also Robespierre und seinen Anhang als außer dem Gesetz befindlich, ernannten Barras anstatt Henriots zum Commandanten der Nationalgarde und sandten Legendre nebst andern Deputirten in die Quartiere der ihnen befreundeten Sektionen oder Bezirke von Paris, um die dort weiterer Befehle harrenden Bürger in den Kampf zu führen. Legendre raffte eine Truppe zusammen, zog nach dem Versammlungssaal des Jakobinerclubs, sprengte diesen Heerd der Empörung und brachte dem Convent die Schlüssel zum Lokale. Ganz eben so entschlossen handelte auch Barras. Nachdem er nämlich durch den Generalmarsch vier oder fünf Bataillone Nationalgarde zusammengebracht und diese noch durch eine Anzahl anderer Bewaffneten aus den Sektionen verstärkt hatte, zog er gegen das Stadthaus, zerstreute durch wenige Schüsse die dort aufgehäufte Pöbelmasse, ließ die Thüren einschlagen und besetzte das ganze Haus. In diesem Augenblicke fielen zwei Pistolenschüsse, von Robespierre und seinem Freunde Lebas herrührend. Letzterem glückte es, sich zu tödten; Robespierre zerschmetterte sich nur die Kinnlade. Man verhaftete ihn mit St. Just und Couthon, nebst noch achtzehn andern. Zuletzt fand man auch noch den betrunkenen Henriot, der sich in eine Kloake verkrochen hatte. Beim Aufgang der Sonne des 10. Thermidor war Alles beendet und am Abend dieses Tages fielen die Häupter der 22 Verhafteten. Den Tag darauf mußten noch 84 weitere Terroristen, darunter alle hervorragenden Mitglieder des Pariser Gemeinderaths, das Schaffot besteigen und mit der Schreckensherrschaft hatte es nunmehr ein Ende.

Was zunächst folgte, kann ich mit wenigen Worten erzählen. Das Volk hatte durch das Schreckenssystem furchtbar gelitten und besonders sehnte sich der Mittelstand mit allen Gebildeten nach Ruhe. Der Convent sah also ein, daß in eine andere Fahrbahn gelenkt werden müsse und rief sofort alle geächteten Deputirten — vor allem die geflüchteten Anhänger der Gironde — auf ihre Plätze in der Versammlung zurück. Dadurch bekamen die Gemäßigten die Oberhand im Hause und das ganze Regierungssystem nahm nun eine andere Wendung. Man reorganisirte den Wohlfahrtsausschuß im gemäßigten Sinne und eben so that man mit den andern Ausschüssen, welchen man die verschiedenen Branchen der Regierung übertrug. Man hob das gräßliche Gesetz vom 22. Prärial (10. Juni) auf und verwandelte das Revolutionstribunal in eine wirkliche richterliche Behörde. Man schloß den Jakobinerclub für immer und verbot alle ähnlichen Volksgesellschaften. Man nahm das Verbannungsdekret gegen die Adeligen und Priester zurück und stellte nach Abschaffung des republikanischen Cultus die Religionsfreiheit wieder her. Endlich fand man, daß die zu Recht bestehende Verfassung von 1793 viel zu demokratisch sei, als daß Frankreich mittelst ihr zur Ruhe kommen könnte, und ernannte einen

Ausschuß, um eine neue gemäßigt republikanische Constitution zu entwerfen. Alles dies geschah übrigens natürlich nicht über Nacht, sondern es ging ein Jahr und mehr darüber hin und in dieser langen Zeit versuchten es die Extremen, die am 10. Thermidor zwar wohl ihrer Führer beraubt, aber keineswegs vernichtet worden waren, mehrmals, die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen. So vereinigten sich am 13. Germinal (2. April 1795) die früheren Jakobiner mit den Vorstädten, um den Convent zu überfallen. Sie wurden aber von der Nationalgarde und den bewaffneten Sektionen zurückgeworfen, und ganz ebenso endete auch der Aufstand vom 1. Prairial oder 20. Mai. Am gefährlichsten war noch die große Emeute

Barras.

vom 4. Oktober 1795 (13. Vendémiaire), bei welcher Demokraten und Royalisten zusammengingen; allein Barras, der auch diesmal, wie am 9. Thermidor, zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Regierungsmacht ernannt worden war, erfocht durch die eben so klugen als kühnen Vorkehrungen des einstweilen zum General vorgerückten Napoleon Bonaparte, den er sich im Commando beigesellte, einen ganz vollständigen, obwohl auch zugleich äußerst blutigen Sieg über die Aufrührer und diese zerstreuten sich sofort nach allen Seiten.

Inzwischen war der damit beauftragte Conventsausschuß schon im September mit der neuen Constitution, der sogenannten Direktorialver-

fassung, fertig geworden und der Convent genehmigte dieselbe nach langer Durchberathung. Ebenso thaten auch die Urversammlungen, und nun nachdem man allen diesen Formen ein Genüge geleistet hatte, löste sich der Convent, nach einer Dauer von 3 Jahren, einem Monat und vier Tagen, am 26. Oktober 1795 (4. Brumaire) auf, um der neuen Volksvertretung und der von ihr gewählten Regierung Platz zu machen. Still und fast geräuschlos verschwand er vom Schauplatze der Welt, aber um so unauslöschlicher sind seine Thaten und Dekrete in das Buch der Geschichte eingeschrieben, denn nie gab es eine tyrannischere und despotischere Diktatur, als die des Conventes und des von ihm ins Leben gerufenen Wohlfahrtausschusses.

Neuntes Kapitel.

Die Herrschaft des Directoriums von seiner Einsetzung am 28. Oktober 1795 bis zum 18 Fructidor (4. Sept.) 1797.

Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft sehnte sich in Frankreich Jedermann, den Pöbel und die sich auf ihn stützenden Parteimänner allein ausgenommen, nach Ruhe, Ordnung und gesetzlicher Freiheit und dieses Alles sollte durch die neue Verfassung geschaffen werden. In der That entsprach sie auch diesen Anforderungen in vielfacher Beziehung, besonders in so fern, als sie die politische Gewalt durchaus in die Hände des Mittelstandes legte, und Viele preisen sie daher jetzt noch als das weiseste Statut, was je von Gesetzgebern aufgestellt worden sei. Nach derselben wurde die Regierung oder besser gesagt, die vollziehende Gewalt einem Direktorium von fünf Männern, die Gesetzgebung aber zwei Kammern, dem Rathe der Alten, aus 250 Mitgliedern bestehend, und dem Rathe der Fünfhundert, übertragen und es sollten die Mitglieder dieser Kammern zwar vom Volke erwählt werden, aber nicht unmittelbar, sondern durch die von den Urwählern ernannten Wahlkollegien. Ueberdem durfte nur der wählen, der eine direkte Steuer irgend einer Art bezahlte und wer gewählt werden wollte, mußte im Rathe der Alten mindestens 40, im Rathe der Fünfhundert mindestens 30 Jahre zählen. Der letztere Rath hatte die Gesetze vorzuschlagen und zu verfassen; der erstere sie zu prüfen und dann entweder unbedingt anzunehmen oder zu verwerfen. Den fünf Direktoren aber, welche vom Rathe der Alten aus einer durch die Fünfhundert gemachten Liste von 50 Mitgliedern gewählt wurden, stand durchaus kein Recht zu, sich in die Gesetzgebungsangelegenheiten auf irgend eine Weise zu mischen, sondern ihr Amt bestand rein darin, die Gesetze ein- und durchzuführen. Auch ward, um die Macht der Direktoren noch mehr zu beschränken, festgesetzt, daß alle Jahre Einer von ihnen, vom Loos bezeichnet, austreten und durch einen ganz neu Gewählten — der Austretende war erst nach fünf Jahren wieder wählbar — ersetzt werden müsse; von den Abgeordneten der beiden Kammern aber hatte jährlich je

ein volles Drittheil auszutreten, und dieses Drittheil durfte, damit immer frische Elemente in die zwei Räthe kämen, sich erst nach drei Jahren wieder zur Kandidatur melden. Das war der Hauptinhalt der neuen Verfassung und es bleibt mir nun nur noch übrig, hinzuzusetzen, daß als die ersten fünf Direktoren die Abgeordneten Barras, Reubel, Letourneur, La Reveillere-Lepaux und Carnot aus der Wahlurne hervorgingen.

Es war eine sehr hohe Stellung, welche diesen fünf Männern zu Theil wurde, denn wenn auch die neue Konstitution ihrer regentlichen Macht einige Riegel vorschob, so lag doch in den meisten ihrer Befugnisse schon viel mehr Monarchisches als Republikanisches. Sie waren es ja, welche über die ganze bewaffnete Macht und die Finanzen verfügten; sie waren es, welche die Minister, Generale und so viele tausend andere Beamte und Offiziere ernannten; sie waren es, welche überhaupt die ganze Verwaltung leiteten, und nun, wenn es so stand, nun frage ich, mußte da nicht das Gelüste in ihnen erwachen, sich vollends zu förmlichen Monarchen und Diktatoren zu machen? Im Anfang übrigens hüteten sie sich gar wohl vor jedem Uebergriff und begnügten sich damit, daß sie die verschiedenen Regierungsbranchen unter sich vertheilten, wobei dann Barras, der prachtliebende Schwelger, die Repräsentation des Direktoriums übernahm und im Luxemburg eine Art republikanischer Regentschaft einrichtete. Auch gab es der Geschäfte so viele, daß die neuen Oligarchen oft gar nicht wußten, wo sie nur beginnen sollten, um wieder etwas Ordnung in die Verwaltung zu bringen, denn unter der Convents- und Wohlfahrtsausschußregierung hatte die größte Anarchie eingerissen. Am allerärgsten aber drückte die Geldnoth, die oft so groß war, daß der Staatsschatz nicht einmal die Mittel besaß, auch nur einen Eilboten zu bezahlen. Das frühere Regiment nämlich half sich in allen Verlegenheiten mit der Ausgabe von Papiergeld, von sogenannten Assignaten, das ist von Anweisungen, welche auf den Werth der eingezogenen geistlichen Güter sowie der Domänen der Emigranten fundirt waren. Ganz im Anfang nahm man diese Anweisungen für voll, schon deßwegen, weil ihrer nur für hundert Millionen kursirten. Weil man aber später, so oft man für die Armee oder sonstige Ausgaben Geld nöthig hatte, Millionen über Millionen hinzufügte, so überlegten die Börsenmänner und Kaufleute, ob denn das Unterpfand auch ein sicheres sei und sie fanden, daß dem nicht so war, denn es gab bereits anno 1793 weit mehr Assignaten, als die Nationalgüter zusammen werth waren. Ueberdem, wenn, was immerhin im Bereich der Möglichkeit lag, die fremden Bajonnette siegten und der Graf von Artois mit den Ausgewanderten zurückkehrte, durfte man da nicht gewiß sein, daß die konfiscirten Güter ihren früheren Eigenthümern zurückgegeben werden würden und daß folglich dann das darauf fundirte Papiergeld allen und jeden Werth verlöre? So sank denn nach kurzem der wirkliche Werth der Assignaten auf den fünfzehnten Theil des nominellen und man fing an, das baare Geld zu verscharren. Unter dem Regiment des Wohlfahrtsausschusses stieg die Papiergeldausgabe auf die wahnwitzige Summe von 57,581 Millionen Francs und in Folge dessen wären schon jetzt die Assignaten völlig entwerthet worden, wenn man sich nicht — der Wohlfahrtsausschuß dekretirte nämlich, um welchen äußersten Preis die

Kaufleute ihre Waare, die Bäcker ihr Brod u. s. w. verkaufen müßten, was man das Gesetz des „Maximums" nannte — vor der Guillotine gefürchtet hätte. Um so schneller trat die befürchtete Entwerthung ein, als nach dem Sturze der Schreckensregierung die Furcht vor der Guillotine aufhörte, und kein Mensch wollte mehr Papiergeld nehmen. Ja es fiel anno 1795 auf den hundertsten, anno 1796 gar auf den tausendsten Theil seines Nennwerths herab und es blieb also, nachdem Hunderttausende durch diese Entwerthung die größten Verluste erlitten hatten, nichts übrig, als wieder zur wirklichen Münze zurückzukehren. Dazu entschloß sich denn auch endlich das Direktorium, allein man kann sich denken, wie viel ruhelose Stunden ihm dieser Uebergang machen mußte, indem die Leute ihre Steuern durchaus nicht in Baargeld entrichten, sondern vorher ihre in Händen habenden Assignaten loswerden wollten.

Fast ebenso viele Schwierigkeiten, als durch die Geldnoth, erwuchsen dem Direktorium durch das Getriebe der Parteien, denn trotz der schweren Schläge, welche die extreme Partei betroffen hatten, gab es im Stillen immer noch Demokraten, und auch die so lange ganz in den Hintergrund gedrängt gewesenen Monarchisten fingen, als die Guillotine zu wüthen aufgehört hatte, an, ihr Haupt wieder freier zu erheben. Beide Parteien ließen sich sogar in Verschwörungen ein, um die Direktorialregierung zu stürzen und insbesondere nenne ich in dieser Beziehung den halbverrückten Schwärmer Babeuf, welcher mit seinem Freunde Darthé und einigen Anderen die Herstellung der ultrademokratischen Verfassung von 1793 nebst der vollständig gleichen Vertheilung der Güter durchsetzen wollte. Das Komplott wurde übrigens noch zur rechten Zeit entdeckt und man verhaftete im Mai 1796 die sämmtlichen Verschworenen. Die Untersuchung dagegen zog sich lange genug hin und erst im Mai 1797 erfolgte das Urtheil. Es lautete bei Babeuf und Darthé auf Tod, bei den andern Betheiligten auf Deportation, bei einigen gar auf Freisprechung. Noch milder verfuhr man gegen die Royalisten Brothier, Proli, Lavilleurnois und Duran, welche im Januar 1797 die Truppen im Lager von Grenelle für die Sache der Bourbonen zu gewinnen versuchten, denn das Gericht, dem man sie überwies, sah von der Todesstrafe ganz ab und verurtheilte sie nur zu mehrjährigem Gefängniß. Wie wäre so etwas nur ein Jahr zuvor möglich gewesen! Allein die Stimmung in Frankreich wurde damals, besonders unter dem Bürgerthum, welches Handel und Wandel wieder aufblühen sehen wollte, immer antirevolutionärer und Viele, sogar sehr Viele würden nicht unzufrieden damit gewesen sein, wenn statt der fünf Oligarchen, vor welchen man wegen ihrer Zwitterstellung nicht gerade den größten Respekt haben konnte, ein wirklicher konstitutioneller Fürst die Zügel der Regierung geführt hätte.

Während nun Frankreich dieser Stimmung zutrieb, wurden im Mai 1797 die Ergänzungswahlen für das ausgeschiedene Drittel der beiden gesetzgebenden Räthe vorgenommen, und dieselben fielen, wie sichs zum voraus erwarten ließ, größtentheils auf Männer, deren politische Tendenz dafür bekannt war, daß sie dem Königthume nicht abhold seien. Hierunter war auch der General Pichegrü, den der Leser bereits kennt, und da nun in Folge der letzten Wahlen die Mehrheit im Rath der Fünfhundert an

die „Antirevolutionären" gekommen war, so machten dieselben den besagten Pichegrü zu ihrem Präsidenten, trotzdem sich derselbe durch die Geständnisse der vorhin erwähnten royalistischen Agenten Brothier, Proli u. s. w. sehr compromittirt sah. Noch mehr — die „antirevolutionäre" Partei setzte es durch, daß für das ausgelooste Direktorialmitglied Letourneur der frühere Gesandte in der Schweiz, Barthélémy, ein ehemaliger Marquis und Beschützer der Emigranten, ins Direktorium gewählt wurde und dadurch kam der Parteienzwiespalt in die Regierung selbst. Barthélémy nämlich trat sogleich mit Carnot in ein näheres Verhältniß, nicht gerade mit dem offen ausgesprochenen Zwecke, das Königthum wieder herzustellen, denn hiegegen sprach der immerhin noch gut republikanische Sinn Carnots, aber doch um durch Beseitigung alles revolutionären Getriebes aus dem Staatsleben eine dauerhafte Ordnung in Frankreich zu begründen, und zu demselben Zweck schaarten sich auch die gemäßigten Republikaner in den beiden Kammern mit den thatsächlich royalistisch Gesinnten zusammen, indem sie den sogenannten „Club von Clichy" gründeten. Natürlich aber konnte hiezu die gegnerische Partei, die Partei der eigentlichen Republikaner — es saßen sowohl im Rath der Alten als in dem der Fünfhundert viel frühere Conventsmitglieder — nicht stille schweigen, sondern dieselben constituirte sich ebenfalls in einen Club, den sogenannten „konstitutionellen Cirkel", und auf sie stützten sich die drei andern Direktoriumsmitglieder Barras, Roubel und La-Reveillere-Lepaux, welche sämmtlich früher dem Jakobinerclub angehört hatten. Eine sehr unsichere Stütze übrigens, denn der „konstitutionelle Cirkel" befand sich in der Minderheit und es ließ sich also voraussehen, daß der „Club von Clichy" in den beiden Kammern in allen wichtigen Fragen den Ausschlag geben, mit andern Worten „antirevolutionär" verfahren würde.

In dieser kritischen Lage der Dinge faßten die genannten drei Direktoren, welche man jetzt schon wegen ihres herrischen Betragens das Triumvirat hieß, den Entschluß, damit sie ihrer seitherigen Machtstellung nicht beraubt würden, die royalistisch-antirevolutionäre Majorität in den beiden Kammern mit Gewalt niederzuschmettern und traten sofort mit dem General Bonaparte, welcher so eben (wie wir gleich sehen werden) den Krieg mit Oesterreich siegreich beendet hatte und in Italien als Diktator schaltete, in nähere Verbindung. Bonaparte, von der Mehrheit des Raths der Fünfhundert, welche seine Eigenmächtigkeiten hart getadelt hatte, beleidigt, sagte sogleich seine Beihülfe zu und sandte sofort mehrere seiner ergebensten Generäle, wie Berthier, Keller, Bernadotte und Augereau auf Urlaub nach Paris. Auch wußte er es durchzusetzen, daß letzterer, ein brutaler Haudegen, das Kommando über die Pariser Militärdivision erhielt und schließlich wurden verschiedene kleinere Truppenkorps unter dem Vorwande einer größeren Kriegsübung in die Nähe der Hauptstadt beordert. Nach diesen Vorbereitungen, welche zwar den Verdacht der antirevolutionären Mehrheit erregten, aber sie keineswegs zu energischen Gegenmaßregeln aufstachelten, machte das Triumvirat mit Augereau das Nöthige vollends ab und man kam überein, am 18. Fructidor (4. Sept.) 1797 den Staatsstreich auszuführen. Demgemäß besetzte Augereau am Morgen dieses Tages die Zugänge zu den Versammlungssälen der beiden Kammern, nahm Pichegrü,

den Präsidenten des Raths der Fünfhundert, mit eigener Hand gefangen und bemächtigte sich zugleich mittelst seiner Leute Barthélémy's — Carnot entging diesem Schicksal durch die Flucht — und der Mehrzahl der Deputirten. Unmittelbar darauf erließen die Direktoren eine Proklamation an die französische Nation, worin sie erklärten, daß eine royalistische Verschwörung, an deren Spitze Pichegrü gestanden, entdeckt worden sei und daß deßhalb außerordentliche Maßregeln hätten ergriffen werden müssen; die zurückgebliebene Minderheit der beiden Räthe aber dekretirte die Deportation Pichegrü's und seiner Gesinnungsgenossen nach Guyana und er-

Kosciuszko.

mächtigte das Direktorium, in welches sofort, statt Carnots und Pichegrü's, Merlin von Douay und Neufchateau gewählt wurden, mit der früheren Strenge gegen alle Emigranten, Priester und Verdächtige einzuschreiten. Von dieser Ermächtigung machte das Direktorium auch den umfassendsten Gebrauch und wer nur irgend dem Adel oder Priesterthum angehörte, mußte das Land verlassen. Nicht minder drakonisch verfuhr man gegen die Inhaber und Redakteure royalistischer Zeitungen und es geschah überhaupt Alles, was die royalistische Partei recht gründlich ruiniren konnte. Es geschah aber nicht auf gesetzlichem Weg, sondern rein auf

dem Wege der Diktatur und wenn nun auch die Form der Republik beibehalten blieb, so herrschten dennoch fortan die Direktoren mit der Gewalt von Souveränen.

Zehntes Kapitel.

Der Krieg mit Deutschland und Italien von 1795 bis zum Frieden von Campo-Formio, 17. Oktober 1797.

Wie glücklich der Feldzug von 1794 für die Franzosen geendigt habe, erzählte ich oben im siebenten Kapitel. Einen ganz andern Verlauf aber hatte der Feldzug von 1795, obwohl es im Anfang schien, als ob die französischen Waffen auch dießmal von Frau Fortuna begünstigt werden sollten. Den Reigen des Kriegstanzes eröffneten dießmal die Engländer; doch nicht mit eigenen Truppen, sondern damit, daß sie drei verschiedene Emigrantenheere mit einer großen Masse von Kriegsbedürfnissen versehen im Anfang des Sommers 1795 an der Küste der Bretagne landeten, damit durch dieselben ein recht großartiger Aufstand im Innern von Frankreich zu Stande gebracht würde. Das Unternehmen scheiterte jedoch völlig, denn wenn sich auch den gelandeten Emigranten verschiedene Banden von Schleichhändlern und Wilderern, nach ihrem ersten Anführer „Chouans" genannt, zugesellten, so wurden sie doch im Juni vom General Hoche auf der Halbinsel Quiberon fast vollständig vernichtet und damit hatte der gehoffte Aufstand ein vollständiges Ende.

Nicht weniger nachhaltig waren die Erfolge der französischen Waffen gegen Holland, denn Pichegrü eroberte dasselbe in kurzer Zeit von einem Ende bis zum andern und verwandelte es in die sogenannte „Batavische Republik." Natürlich übrigens in keine unabhängige und selbstständige, sondern in eine mit Frankreich verbündete oder vielmehr von diesem total beherrschte, die noch überdieß 100,000,000 Gulden Kriegskosten-Entschädigung zahlen und 25,000 Mann französische Einquartirungs-Truppen ernähren und kleiden mußte.

Gerade eben so erfreulich, als dieser Waffenerfolg, war es für Frankreich, daß Spanien und Preußen einen Separatfrieden mit ihm abschlossen. Nachdem nämlich die beiden französischen Generale Money und Perpignon über die Pyrenäen gedrungen und die Städte Figueras, Villa Real, Bilbao und Vittoria genommen hatten, sah Emanuel Godoy, der Günstling der Königin Luise Maria und durch diese der unumschränkte Beherrscher von Spanien, ein, daß ein längerer Kampf noch größeres Unglück herbeiführen würde, und erbot sich, die spanische Hälfte von St. Domingo an Frankreich abzutreten, falls dieses seine Eroberungen in Spanien zurückgäbe. Dieses Anerbieten leuchtete den französischen Machthabern ein und der Frieden — er trug dem Günstling Godoy den Titel „Friedensfürst" ein — ward sofort am 22. Juli in Basel, wo man auch mit

andern Staaten über denselben Zweck unterhandelte, zur Zufriedenheit beider Parteien abgeschlossen. Schon mehrere Monate vorher, am 5. April 1795, hatte Preußen ebenfalls Friede geschlossen; seine Beweggründe aber waren ganz andere und deßwegen scheute es sich auch nicht, in dem Friedenstraktate das ganze linke Rheinufer zu opfern. Bei der ersten Theilung Polens nämlich anno 1773, hatte Preußen, wie der Leser schon weiß, das ganze jetzige Polnisch-Preußen, mit Ausnahme von Danzig, Thorn und Pomerellen, erhalten und diese Erwerbung machte es lüstern nach einer noch größeren Portion. Eben so dachte auch Rußland, welches sich bei jener ersten Theilung den Löwenantheil zugeeignet hatte; allein die Patriotischeren unter den Polen, dieß einsehend, gaben sich, um ihre Unabhängigkeit zu sichern, anno 1791 eine neue Verfassung, die sogenannte Constitution vom 3. Mai 1791, laut welcher das Wahlreich aufgehoben und der „Dritte Stand", der bisher, wie vor der Revolution in Frankreich, gar keine Rechte besessen hatte, in die Nationalrepräsentation aufgenommen werden sollte. Hiegegen remonstrirte nun ein Theil des Adels, der sich seine bisher genossenen Vorrechte durchaus nicht nehmen lassen wollte, und schloß im Mai 1792 zu Targowicz eine Conföderation, um die Einführung der besagten freisinnigen Verfassung mit Waffengewalt zu verhindern. Rußland aber und Preußen unterstützten nicht nur diese verrätherische Adelskonföderation, sondern sie wurden auch darüber einig, von dem armen Polenland abermals eine gehörige Portion abzureißen, und diese zweite Theilung ward mit Einwilligung jener Verräther im Laufe des Jahres 1793 vollzogen. Rußland erhielt abermalen den Löwenantheil, nämlich 4553 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern, Preußen nur 1060 Quadratmeilen mit 1,100,000 Einwohnern; allein der größere Vortheil war doch auf Seiten Preußens, denn das erworbene Territorium, Danzig, Thorn, Gnesen, Posen und Kalisch, repräsentirte einen bedeutenden Werth und hatte bis jetzt als der bessere Theil Polens gegolten. Alles dieß geschah, ohne daß von Seiten Rußlands und Preußens eine bedeutende Machtentwicklung nothwendig gewesen wäre, und der versammelte Reichstag ließ sich sogar dazu bringen, dieser zweiten Theilung seine förmliche Sanktion zu geben. Doch jetzt erwachte unter den Edleren der so tief gebeugten polnischen Nation der Patriotismus und Kosciuszko, der in Amerika mit Lafayette gegen England gekämpft, erhob mit seinen Freunden Potocki, Malachowski und Madalinski im März 1794 die Fahne der Unabhängigkeit. Im Anfang wollte ihnen das Glück wohl, und nicht blos nahm das ganze Land an dem Kampfe Theil, sondern die Polen kämpften auch trotz ihrer schlechten Bewaffnung überall siegreich und die russischen Besatzungen mußten eine Stadt und eine Festung nach der andern — besonders auch Warschau und Wilna — räumen. Nunmehr aber verband sich Rußland zu Schutz und Trutz mit Preußen, um mit allen ihnen zu Gebot stehenden Kräften die Insurrektion niederzuschlagen, denn wenn dieß nicht geschah, so lag es auf der Hand, daß die früher annektirten Provinzen verloren gingen, und eben deßhalb schloß sich auch Oesterreich dem preußisch-russischen Bündniß an. Die Haupttruppenmacht stellten übrigens die Russen nebst den Preußen und gegen ihre Ueberzahl und bessere Bewaffnung konnten natürlich die armen Polen, trotzdem Kosciuszko und so viele Andere sich als Helden und Feld-

herren zugleich zeigten, nicht Stand halten. Der Aufstand wurde also gänzlich niedergeschlagen und nunmehr erfolgte im Oktober 1795 die dritte Theilung Polens, kraft welcher Rußland 2030 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern, Preußen 997 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner und Oesterreich den Rest mit 834 Quadratmeilen erhielt. Polen existirte jetzt nicht mehr, sondern war gleichsam aus der Weltkarte gestrichen und eben um seinen guten Part zu diesem Striche beizutragen, schloß Preußen Frieden mit Frankreich. Es bedurfte seiner Heere in Polen und mußte also dem Krieg mit der Republik ausweichen.

Aus dem bisher Geschilderten sieht man, daß es den Anschein hatte, als ob das Jahr 1795 den Franzosen eben so viele glückliche Erfolge

General Bonaparte.

bringen würde, als das vergangene Jahr 1794, und zwar hatten die französischen Machthaber um so mehr Grund, dieß zu hoffen, als ganz Norddeutschland mit Hannover und Hessenkassel am 17. Mai dem von Preußen geschlossenen Frieden beitrat und die kleinen süddeutschen Reichsstände, Baden, Württemberg und Pfalzbaiern ebenfalls nach nichts mehr sich sehnten, als nach vollständiger Waffenruhe. Nur Oesterreich, von englischem Geld unterstützt, sowie in Italien das kleine Piemont nebst der österreichischen Lombardei, standen also noch Frankreich gegenüber; allein gegen Italien konnte man nach dem mit Spanien abgeschlossenen Frieden die dort überflüssig gewordenen Truppen verwenden, und von dieser Seite

hatte man also, wie es schien, nichts zu befürchten. Eben so wenig übrigens von Oesterreich, denn dieses ließ es geschehen, daß die beiden französischen Generale Jourdan und Pichegrü mit ihren zwei großen Armeekorps im Sommer 1795 an verschiedenen Punkten über den Rhein gingen und sich wie früher schon (12. Juni) Luxemburgs, so nun auch im September Düsseldorfs und Mannheims bemächtigten. Doch schnell wendete sich jetzt das Glück und Oesterreich verdankte dieß hauptsächlich dem Umstande, daß dießmal seine zwei Heere am Ober- und Unterrhein von den fähigen Ge-

Josephine.

neralen Clairfait und Wurmser befehligt wurden. Am 24. September nämlich wurden zwei Divisionen Pichegrü's bei Handschuchsheim, als sie eben gegen Heidelberg heranrückten, von Wurmser aufs Haupt geschlagen und nun machte sich letzterer an die Wieder-Eroberung des festen Mannheims, welche auch richtig am 22 Novbr. — 10,000 Franzosen mußten sich dabei kriegsgefangen ergeben — erfolgte. Vorher schon war Clairfait bei Höchst über den Main vorgedrungen und hatte am 29. Oktober das große Corps, welches Mainz belagerte, über den Rhein hinübergejagt, so

daß Jourdan sich genöthigt sah, mit seiner ganzen Armee den eiligsten Rückzug anzutreten. Seinem Beispiel folgte nach Mannheims Fall auch Pichegrü, und so war Anfangs Dezember das ganze Deutschland von den welschen Feinden geräumt.

Das Jahr 1795, das unter so günstigen Auspicien begonnen, endete also schließlich sehr unglücklich für Frankreich, denn auch in Italien richteten seine Heere, welche von Scheerer und Kellermann kommandirt wurden, nichts aus, sondern mußten sich, weil sie mangelhafter Verpflegung halber fast an Allem Noth litten, rein auf die Defensive beschränken. Da entwarf im Winter 1796 der geniale Carnot einen neuen Feldzugsplan und vermöge desselben hoffte er die republikanischen Heere, nachdem man sie gehörig verstärkt, bis in das Herz Italiens und Deutschlands zu führen. Den Oberbefehl über die italienische Armee übertrug er an General Bonaparte, welcher zur Belohnung für seine Verdienste am 15. Vendemiaire (5. Oktober 1795) zum General der Armee des Innern vorgerückt war und seit Toulon für ein militärisches Genie erster Größe galt; den Oberbefehl über das Rheinheer erhielt Moreau, mit Beseitigung Pichegrü's, dem man schon damals nicht mehr recht traute, weil er mit dem Prinzen von Condé geheime Verbindungen angeknüpft haben sollte; den Oberbefehl über das Maas- und Sambreheer endlich behielt Jourdan bei, denn derselbe hatte sich schon lange, trotz der Unfälle im letzten Jahre, als einen tüchtigen Feldherrn erprobt. Von diesen drei Oberbefehlshabern nun aber glaubte Carnot Großes erwarten zu dürfen und er schrieb ihnen vor, sich nach Besiegung des Feindes in den Engpässen von Tyrol zu vereinigen, um in staffelförmiger Ordnung gegen Wien vorzurücken.

Der Feldzug Bonaparte's in Italien war ein solcher, wie die Welt noch keinen gesehen hatte, ein zusammenhängender, ununterbrochener Siegeszug, den die vereinigten Oesterreicher und Piemontesen nicht hemmen konnten, trotzdem sie sich im Winter 1796 mit aller Macht gerüstet hatten. Am 21. März ging der kaum 27 Jahre alte Oberbefehlshaber, der sich wenige Tage zuvor mit Josephine, der Wittwe des guillotinirten Generals Beauharnais vermählt hatte, nach Nizza ab und übernahm dort von Scheerer die französische Armee. Sie zählte etwa 32,000 Mann und besaß 20 Kanonen, befand sich aber sonst im Zustande der größten Entblößung und war völlig entmuthigt. Umgekehrt belief sich die Stärke der österreichischen Armee unter dem erfahrenen 71jährigen Beaulieu auf 60,000, die der piemontesischen unter Colli auf 30,000 Mann und beide führten zusammen über 200 Feldstücke, wie sie denn auch Ueberfluß an allem sonstigen Material hatten. Dennoch verzagte Bonaparte nicht einen Augenblick lang und ergriff sogar, nachdem er seine Armee geordnet und in wenigen Tagen neues Leben in sie gebracht, alsbald die Initiative. Zuerst beschloß er, sich auf Beaulieu zu werfen, konzentrirte zu diesem Behufe sein Heer in einer einzigen Nacht, durchbrach am 11. April 1796 bei Montenotte das feindliche Centrum und schlug dann die beiden Flügel einzeln am 14. April bei Millesimo und am 15. bei Dego. Durch dieses Manövre hatte Bonaparte sein Heer zwischen die Oesterreicher und Piemontesen hineingedrängt, und während nun Beaulieu seine Truppen wieder sammelte, überfiel sein energischer Gegner die Piemontesen, trieb sie aus ihrem verschanzten Lager

bei Cova und schlug sie am 22. April bei Mondovi so gründlich, daß Colli nur noch wenige Trümmer hinter die Stura zurückbrachte. Jetzt bat der Hof von Turin den Sieger um Frieden und dieser willigte am 28. April in den Waffenstillstand von Cherasko, der ihn zum Herrn der festen Plätze des Landes, sowie zum Gebieter über unermeßliche Hülfsmittel machte. In seinem Heere herrschte jetzt Begeisterung, Manneszucht und Ueberfluß; die Feinde aber hatten 10,000 Todte nebst 15,000 Gefangenen verloren und in dem auf den Waffenstillstand folgenden Frieden mußte Piemont die Provinzen Nizza, Savoyen, Tenda und Beuil an Frankreich abtreten.

Beaulieu hatte seine Armee hinter den Po zurückgeführt und stellte sich bei Valeggio auf, um Mantua zu decken. Bonaparte dagegen ging schon am 7. Mai bei Piacenza über den Po, erstürmte am 10. die Brücke von Lodi, wobei 10,000 Oesterreicher fielen, und zwang damit seinen alten Gegner zum schleunigsten Rückzug nach dem Mincio. Nunmehr zitterten die Fürsten Italiens um ihre Existenz, und alle, zuerst Parma, dann Modena, drauf Neapel und endlich der Pabst, kamen mit der Bitte, ihnen Neutralität oder doch einen Waffenstillstand zu gewähren. Der französische Obergeneral ließ sich auch wirklich erbitten, aber nur unter furchtbar schweren Bedingungen, und es mußte z. B. der Herzog Herkules III. Rainold von Modena achthalb Millionen Francs baar, und dritthalb Millionen in Getreide zahlen. Ganz im selben Verhältnisse besteuerte Bonaparte, der bereits damals anfing, in Italien wie ein Imperator zu schalten und zu walten, ohne sich sehr viel um das Directorium in Paris zu kümmern, auch die übrigen Fürsten und überdieß mußte jeder derselben einen Theil seiner schönsten Gemälde und Kostbarkeiten abgeben, welche dann als glänzende Siegeszeichen nebst einem Theil der Contributionsgelder nach Paris wanderten.

Der Sieg bei Lodi öffnete dem französischen Obergeneral die Thore von Mailand und er zog dort am 15. Mai unter dem größten Jubel der Bevölkerung ein. Doch nicht lange währte die Rast, die er sich gönnte, sondern schon nach wenigen Tagen wandte er sich abermals gegen Beaulieu, der sich hinter dem Mincio verschanzt hatte, und drängte ihn nach einem siegreichen Gefecht (30. Mai) bei Borghetto in's Tyrol. Jetzt besaß Oesterreich in ganz Italien keinen Fuß breit Landes mehr, die Festung Mantua allein ausgenommen, welche sofort von den Franzosen eng eingeschlossen wurde; allein trotz dieser furchtbaren Schläge hoffte der Kaiserstaat doch in kurzem alles wieder zu gewinnen. Sofort ward Wurmser an Beaulieus Stelle zum Oberfeldherrn ernannt und zugleich ließ man so viel Kerntruppen vom Rhein zu der Armee stoßen, daß diese dadurch wieder auf 70000 Streiter gebracht wurde. Ihnen konnte Bonaparte nur 40,000 Mann — auch er hatte inzwischen Verstärkungen von Frankreich erhalten — entgegenstellen; allein was thats? Am 3. August ward der rechte Flügel der Oesterreicher unter Quosdanowich bei Lonato und am 5. August das Centrum unter Wurmser selbst bei Castiglione geschlagen. Wohl sammelte der zähe alte Feldherr seine Truppen wieder und rückte zum zweiten Male gegen Mantua vor, um dieses zu entsetzen; das Resultat jedoch war, daß er nach dem unglücklichen Treffen von Ro-

veredo, Primolano und Bassano sich genöthigt sah, am 1. October in der Festung selbst, welche die Franzosen nun auf's heftigste berannten, Schutz zu suchen. Nunmehr sandte das Wiener Cabinet ein drittes, 45000 Mann starkes Heer unter Alvinczy nach Italien ab, allein auch dieses ward von Bonaparte in der furchtbar blutigen dreitägigen Schlacht bei Arcole, 15. bis 17. November besiegt und jetzt wäre Oesterreich verloren gewesen, wenn Moreau und Jourdan dem Besieger von Italien, wie der ursprüngliche Plan es haben wollte, die Hand hätten reichen können.

Die beiden letztgenannten Generale waren im Anfang den Vorschriften, die sie von Carnot erhalten, genau nachgekommen, und nachdem sie mit ihren Armeen bei Straßburg und Neuwied über den Rhein gesetzt, drang Jourdan von der Lahn aus weit über Würzburg bis in die Nähe von Regensburg vor, während Moreau Schwaben und Baiern durchziehend, Ende August mit seiner Vorhut bereits die Tyroler Gränze berührte. Ueberall wichen die Oesterreicher langsam vor ihnen zurück und deren Lage wurde von Tag zu Tag mißlicher, indem nun die schwäbischen und fränkischen Reichsstände, Baden, Württemberg, Bamberg u. s. w. unter schweren Opfern ihren Separatfrieden mit Frankreich abschlossen. Allein umgekehrt hatte das österreichische Kabinet in der Aufstellung des Erzherzogs Karl zum Oberfeldherrn einen ungemein glücklichen Wurf gethan, denn dieser jugendliche Held (er zählte erst 24 Jahre), der sich bei Neerwinden und Landrecies die Sporen verdient hatte, vereinigte mit der Tapferkeit des Ritters den scharfen Blick des Feldherrn und durfte sich als Erzherzog viel mehr Freiheit des Handelns herausnehmen, als andere österreichische Generale von minder hoher Geburt. So wie demnach dieser junge Krieger sein durch den Abfall der süddeutschen Reichsstände geschwächtes Heer wieder ergänzt hatte, ergriff er sofort die Initiative, warf sich, die Moreau'sche Armee umgehend, Ende August auf die unter Bernadotte stehende Vorhut der Jourdan'schen Armee, schlug dieselbe bei Teining, rückte dann mit seiner gesammten Macht nach und errang am 3. September über Jourdan selbst einen so vollständigen Sieg, daß dessen Truppen in wilder Flucht aufgelöst, nicht eher wieder zum Stehen kamen, als bis sie den Rhein hinter sich hatten. Es war ein glorreicher Sieg, und mancher würde nun geglaubt haben, ein wenig auf seinen Lorbeeren ausruhen zu dürfen. Der Erzherzog aber, wohl wissend, daß die Arbeit erst halb gethan sei, so lange noch ein einziger Franzose auf deutschem Boden stand, wandte sich sofort in Sturmeseile gegen Moreau, der damals bereits bis Ingolstadt vorgerückt war, und zwang diesen, der jetzt in Gefahr kam, von Frankreich abgeschnitten zu werden, zum eiligsten Rückzug. Letzterer gelang dem französischen Feldherrn vollkommen, ja so vollkommen, daß er ihm größern Ruhm einbrachte, als eine gewonnene Feldschlacht, und Ende October hatte er ohne allzuerheblichen Verlust die Grenzfestung Hüningen erreicht. Dagegen blieb dem Erzherzog Karl der noch größere Ruhm, bis zum Schluß des Jahres 1796 das ganze rechte Rheinufer vom Feinde befreit zu haben, und im Januar 1797 sah er sich im Stande, wenigstens einen Theil seiner Armee nach Oesterreich zurückzuführen, um das von Bonaparte bedrohte Wien zu retten.

Während nehmlich dieß in Deutschland vorging, hatte die österreichische Regierung, deren Hülfsquellen unerschöpflich schienen, eine vierte Armee auf die Beine gebracht, und sie schnellstens dem General Alvinczy zu Hülfe gesandt; aber zum zweiten Male schlug ihn Bonaparte auf's Haupt, dießmal in der dreitägigen Schlacht bei Rivoli vom 12. bis 14. Januar 1797, und gleich darauf kapitulirte Mantua, wobei über 15000 Oesterreicher Kriegsgefangene wurden. Jetzt stand dem siegreichen Stürmer von Lodi kein nennenswerthes Hinderniß mehr im Weg und er wandte sich sofort über die Gebirgspässe gegen Deutsch-Oesterreich, nachdem er noch zuvor eine bedeutende Truppenverstärkung aus Frankreich an sich gezogen. Seine Absicht war, dem Kaiser den Frieden in Wien zu dictiren, und im März 1797 hatte er mit seinen Truppen bereits das Friaul besetzt. Da stellte sich ihm der Erzherzog Karl am Tagliamento entgegen, um ihm den Uebergang zu wehren; allein Bonaparte erzwang sich denselben am 16. März durch die Ueberlegenheit seiner Truppenmacht, und der Erzherzog, dem kaum 35000 Mann zu Gebot standen, sah sich genöthigt nach Palmanuova, später sogar bis Neumark und Leoben zurückzuweichen. So wurde die Lage für Oesterreich sehr kritisch, zugleich aber auch für Bonaparte, weil die Bewohner von Ungarn, Kroatien, Krain, Kärnthen und Steiermark sich in Masse zu erheben drohten und durch diesen bevorstehenden Volkskrieg leicht seine Verbindung mit Italien abgeschnitten werden konnte. Der französische Obergeneral trug also dem Erzherzog einen Waffenstillstand an und dieser kam nicht nur am 8. April zu Stande, sondern man unterzeichnete auch schon eilf Tage später zu Leoben die Friedenspräliminarien.

Nunmehr kehrte Bonaparte nach Italien zurück, um dessen Verhältnisse zu ordnen, aber er verfuhr dabei auf eine so dictatorische Weise, daß bereits der künftige gewaltherrliche Imperator daraus hervorblickte. Auch glich sein Hauptquartier, das er sofort von Mailand nach Montebello verlegte, weniger dem eines kommandirenden Generals, als dem eines von Diplomaten, Ministern und Generalen aus allen Staaten Europas förmlich umdrängten Herrschers, und später gestaltete sich dieses Hauptquartier durch die Anwesenheit der schönen Josephine, seiner angebeteten Gemahlin, die bei allen Festlichkeiten den Ton angab, sogar in eine förmliche Residenz und Hofhaltung um. Ja so sehr spielte Bonaparte den unumschränkten Gebieter, daß er sofort am 28. Juni 1797 aus der Lombardei und Venedig, nebst Theilen von Modena, Parma und dem Kirchenstaat die cisalpinische Republik gründete, während zu gleicher Zeit Genua ebenfalls nach französischem Muster in die ligurische Republik verwandelt wurde! Kurz, Bonaparte schaltete und waltete in Italien ganz nach eigenem Belieben und Gutdünken und der herbe Tadel, den der Rath der Fünfhundert in Paris über ihn aussprach, konnte ihn keineswegs dazu bringen, auf andere Bahnen umzulenken, wohl aber dazu, den Staatsstreich vom 18. Fructidor durch seine untergebenen Generale, wie wir weiter oben gesehen haben, durchführen zu helfen. Gleich nach diesem Staatsstreich, am 17. October 1797, ward auf dem gutsherrlichen Schlosse des Dorfes von Campo-Formio bei Udine in Friaul durch Bonaparte und den Minister Cobenzl der definitive Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen und in diesem Frieden trat Oesterreich seine Besitzungen in Italien

an die cisalpinische Republik und Belgien nebst dem linken Rheinufer an Frankreich ab; das Venetianische aber ward zwischen Oesterreich, der cisalpinischen Republik und Frankreich getheilt. So endete der erste große Krieg, welchen Bonaparte führte, und es ist daher kein Wunder, wenn er, der Abgott seines Heeres, bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Paris, hier mit einem Enthusiasmus, sowie mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde, wie vor ihm noch kein General der Republik.

NAPOLEON I.

Drittes Buch.

Vom Frieden von Campo-Formio

bis

zur Aufrichtung des französischen Kaiserthums.

(17. Oktober 1797 bis 2. December 1804.)

Erstes Kapitel.

Die Expedition nach Egypten.

(1798—1801.)

Seit dem 17. October 1797 war Frankreich mit aller Welt im Frieden, nur nicht mit England, das für sich allein den Krieg fortsetzte, und durch die Uebermacht seiner Marine den Gegner nicht bloß aller Colonieen und überseeischen Besitzungen beraubte, sondern auch den ganzen französischen Handel vollständig brach legte. Da ertönte plötzlich durch ganz Europa die Kunde, daß das Directorium eine große Expedition vorbereite, um auch diesen letzten Feind zu besiegen, und in der That sammelte sich an den Küsten des Oceans ein großes Heer, welchem man den bezeichnenden Titel: „Armee von England" beilegte. Auch herrschte seit dem Frieden von Campo-Formio in allen französischen Häfen von Antwerpen bis nach Brest und von Toulon bis nach Civita-Vecchia die lebhafteste Thätigkeit in Ausrüstung von Kriegs- und Transportschiffen und als nun gar im Februar 1798 Bonaparte die Nordküste bereiste, um die Armee von England, zu deren Oberfeldherrn er ernannt worden war, zu besichtigen, da zweifelte kein Mensch mehr, daß demnächst eine Landung auf englischem Boden von den Franzosen versucht werden würde. Am überzeugtesten hievon waren die Engländer selbst und sie trafen daher die allerumfassendsten Vertheidigungsmaßregeln; ihre Flotten aber stellten sie so auf, daß das französische Landungsgeschwader weder von Toulon aus durch die Meerenge von Gibraltar, noch von Brest und Antwerpen aus durch den Canal hätte segeln können, ohne im Augenblicke bemerkt und sofort angegriffen zu werden. Doch bald sollte es sich zeigen, daß der wahre Zweck der französischen Rüstungen ein ganz anderer war, und daß „die Armee von England" nur deßwegen sich an der Nordküste sammelte, um die brittischen Spione über die Rüstungen in Toulon desto sicherer zu täuschen.

Es handelte sich nehmlich in Wahrheit um nichts Geringeres, als um die Eroberung von Egypten. Es sollte von den Ufern des Nils aus die brittische Weltmacht in Indien bedroht und zugleich auch Frankreich

die Herrschaft über das Mittelmeer gesichert werden; dieser von Bonaparte entworfene Plan wurde aber so geheim gehalten, daß ihn außer dem Directorium Niemand kannte und selbst der Kriegsminister Scherer und der Admiral Brueys, welcher doch die Expedition führen sollte, erst ganz spät hinter die Wahrheit kamen. Der Sammelplatz der Expedition war in Toulon und am 9. Mai 1798 kam Bonaparte daselbst an, um die Landarmee wie die Flotte zu inspiciren. Die letztere bestand aus 300 Transportschiffen und 137 Linienschiffe nebst 8 Fregatten, alle vortrefflich bemannt, waren ausersehen, sie gegen einen feindlichen Angriff zu schützen; die erstere zählte über 30,000 Krieger, lauter Kerntruppen von der italienischen Armee und befehligt von Generalen, wie Kleber, Desaix, Reynier, Berthier, Lannes, Murat, Junot, Davoust, Leclerc, Marmont, Menou und Andere, welche Bonaparte selbst ausgelesen hatte. Ueberdem schlossen sich dem geheimnißvollen Zuge auch noch verschiedene Gelehrte und Künstler, wie Monge, Delille, Larrey, Denon, Corsaz, Berthollet, Geoffroy, Dolomieu ꝛc., auf Regierungskosten an, denn der Oberfeldherr wollte es so haben und die Direktoren, welche Bonaparte's Ehrgeiz fürchteten und also mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, den gefährlichen Mann vielleicht auf Jahre in einem fernen Welttheil zu beschäftigen, hüteten sich wohl, ihm etwas abzuschlagen.

Vor dem Hafen von Toulon kreuzte schon seit längerer Zeit der englische Admiral Nelson mit drei Linienschiffen, um die französische Flotte zu beobachten und den Ober-Admiral Lord St. Vincent, der mit der Hauptflotte im Hafen von Cadiz lag, sogleich zu benachrichtigen, falls etwas Außerordentliches in Toulon vor sich gehe. Der Glücksstern Bonaparte's jedoch wollte, daß die Flotille Nelsons durch einen Sturm am 17. Mai bis in die Sardinischen Gewässer verschlagen wurde, und natürlich benützte die französische Expeditionsflotte diesen Umstand, um nach schnellster Einschiffung der Truppen, von den Engländern weder gesehen noch gehindert, schon am 19. unter Segel zu gehen. Allerdings kehrte Nelson nach wenigen Tagen in seine frühere Stellung vor Toulon zurück und erhielt, nachdem er erfahren, daß die Franzosen in der Richtung nach Südost abgesegelt seien, sofort von Lord Vincent eine Verstärkung von 10 Linienschiffen mit dem Befehl, den entronnenen Feind aufs eiligste zu verfolgen; allein vergebens fuhr er nun auch gen Südost und noch vergeblicher durchkreuzte er mit seiner Flotte das ganze Mittelmeer; er konnte die Franzosen nicht finden und diese kamen daher ganz unbehelligt am 8. Juni vor der Insel Malta an, welche bekanntlich dem Johanniterorden gehörte. Die Zeiten jedoch, wo der besagte Orden sein Besitzthum gegen die ganze türkische Macht unter Soliman dem Großen zu vertheidigen wußte, waren längst vorüber und die einst so tapferen Ritter thaten schon seit Jahrzehnten nichts, als daß sie in aller Behaglichkeit und Bequemlichkeit ihre Renten verzehrten. Eben deßwegen dachte auch der damalige Großmeister, der ärmliche Baron von Hompesch, nicht einen Augenblick daran, sich in seiner Hauptstadt La-Valette, die so leicht zu vertheidigen gewesen wäre, mit Waffengewalt zu behaupten, sondern er kapitulirte sofort gegen das Versprechen eines deutschen Fürstenhutes und einer bedeutenden Revenue — beides wurde ihm aber später nicht gehalten — bereits am 12. Mai

und die Franzosen kamen also in den Besitz der Insel, ohne daß sie nur einen Schuß Pulver um sie zu vergeuden nöthig gehabt hätten. Einige Tage später setzte Bonaparte, in der frohen Zuversicht, durch die Besatzung, die er auf Malta zurückließ, seine Verbindung mit Frankreich gesichert zu haben, seine Fahrt nach Egypten fort und erreichte, ohne irgend einen Unfall und besonders ohne von dem ihn verfolgenden Nelson getroffen worden zu sein, am 1. Juli die Höhe vor Alexandrien; hier aber begann er augenblicklich mit seinen Operationen und noch ehe die Ausschiffung ganz vollendet war, hatte er bereits Alexandrien erstürmt, denn eine eigentliche Kriegsmacht lag nicht darin und die Bevölkerung leistete aus besonderen Gründen nur geringen Widerstand.

Egypten nämlich gehörte damals nur noch dem Namen nach zum türkischen Reiche, indem es thatsächlich von den Bey's oder Führern der Mameluken — Mamelut ist auf arabisch so viel als „Sklave", und die Mameluken waren auch ursprünglich nichts anderes als erkaufte Kaukasier und Tscherkessen, aus denen die Paschahs von Egypten ein bewaffnetes Corps bildeten, um damit die Urbevölkerung darniederzuhalten — ganz unabhängig beherrscht wurde und der Pascha des Großherrn gleichsam nur eine Puppe in ihren Händen war. Den eindringenden Franzosen standen also eigentlich nur die Mameluken feindselig gegenüber, denn die Araber, Türken und Kopten, welche die Hauptmasse der Bevölkerung des Landes bildeten, hatten kein Interesse, für ihre bisherigen Unterdrücker das Schwert zu ergreifen und zwar um so weniger, als sich Ihnen Bonaparte in einer ächt orientalisch ausgeschmückten Proklamation als ihr „Befreier vom Joche der Mameluken" ankündigte. So wurde es dem französischen Oberfeldherrn leicht, sich der großen Stadt Alexandria zu bemächtigen, und eben so wenig fand er Widerstand, als er nun sogleich mit der Organisirung Unteregyptens, das ist mit seiner Umwandlung in eine französische Provinz begann. Doch da er nun alsobald hörte, daß die Mameluken-Beys unter Anführung der zwei Hervorragendsten aus ihrer Mitte, Murads und Ibrahims, ihre Macht bei Kairo, der eigentlichen Hauptstadt Egyptens, sammelten, überließ er jenes organisatorische Geschäft anderen Händen und brach sofort am 7. Juni mit seinem Hauptheere gegen Kairo auf. Der Marsch in der brennenden Hitze und durch eine Gegend, in welcher alle Cisternen ausgetrocknet waren, bot furchtbare Schwierigkeiten, und diese wurden noch dadurch vermehrt, daß die französischen Truppen sich fortwährend von leichtberittenen Feindesschaaren umschwärmt und angegriffen sahen; allein die Energie Bonaparte's und vor allem das gute Beispiel, mit dem er seinen Soldaten voranging, überwanden selbst das unmöglich Scheinende, und als nun am 13. Juli die Vorhut des Heeres beim Dorfe Chebreis zum ersten Mal auf ein größeres feindliches Chor stieß, da wurde dieses mit gewohnter Bravour geworfen. Die Hauptschlacht stand aber erst bevor und fand am 21. Juli bei Omedinar in der Nähe der Pyramiden — daher auch der Name: „Schlacht bei den Pyramiden" — unweit von Kairo statt. Das Mamelukenheer war 60,000 Mann stark und sein tapferer Führer Murad wußte es bis zur Tollkühnheit zu begeistern. Allein dennoch wurde es von Bonaparte fast bis zur Vernichtung geschlagen und das ganze Lager mit 50 Kanonen und 400 Kameelen, nebst allem Gepäck und sonstigen Schätzen

fiel in die Hände des Siegers. Murad-Bey entfloh nach Oberegypten, verfolgt von General Desair, der ihn sogar bis nach Nubien drangte; Ibrahim-Bey aber, der bis jetzt Kairo besetzt gehalten hatte, überließ dieses sofort seinem Schicksal und wandte sich mit seinen Schaaren nach Syrien, um bei Djezzar Pascha, dem grausamen Statthalter von St. Jean d'Acre, Schutz zu suchen. Nun natürlich stand dem Einzug Bonaparte's in Kairo nichts mehr entgegen und mit diesem Einzug, der am 25. Juli unter großem Pompe stattfand, war die Eroberung Egyptens eine vollendete Thatsache. Man kann sich also denken, welch außerordentlicher Siegesjubel die Herzen der Franzosen schwellte; allein mitten in diesem Jubel drang wenige Tage

Nelson.

darauf ein Schmerzensschrei, der alle Freude mit einem Male ertödtete, ich meine den Schmerzensschrei über den am 1. August von Nelson über die französische Flotte auf der Höhe von Abukir errungenen großen Seesieg.

Admiral Brueyes hatte, nachdem die französischen Truppen am 1. Juli bei Alexandrien ausgeschifft worden waren, den großen Fehler begangen, nicht sofort in den sicheren Hafen von Toulon zurückzukehren, sondern er blieb vielmehr mit der ganzen Kriegsflotte auf der Höhe von Abukir in der unmittelbaren Nähe von Alexandria — der Hafen dieser Stadt war zu seicht, um darein einzulaufen — liegen, in der Absicht, erst dann nach Frankreich zurückzukehren, wenn er ganz sichere Kunde von der Eroberung

Egyptens mitbringen könne. Plötzlich nun, am Abend des 1. August, erschien Nelson mit der englischen Flotte, welche jetzt 15 Linienschiffe zählte, und natürlich konnte die schon weit vorgeschrittene Tagesstunde den kühnen englischen Seehelden, der sich seit Wochen abgemüht hatte, die Franzosen zu finden, nicht abhalten, sogleich alles zum Gefecht klar machen zu lassen. Um halb 7 Uhr mit Sonnenuntergang begann die Schlacht und bereits nach einer Stunde waren fünf französische Schiffe entmastet oder genommen. Nicht lange hernach ward der Admiral Brueyes durch eine Kanonenkugel getödtet und um 10 Uhr Nachts flog der Orient, das Admiralsschiff von 120 Kanonen, mit seiner ganzen Bemannung von 1000 Köpfen

Kleber.

in die Luft. Dessenungeachtet wurde die ganze Nacht durch fortgekämpft, bis endlich am Morgen des 2. August Alles entschieden und die ganze französische Flotte mit Ausnahme von 2 Linienschiffen und 2 Fregatten, welche sich unter Gegenadmiral Villeneuve's Führung nach Malta retteten, von den Engländern entweder erobert oder vernichtet war.

Dieser Schlag traf die französische Armee furchtbar hart, denn durch die Vernichtung der Flotte sah sie sich vom Mutterlande jedenfalls auf längere Zeit, wenn nicht auf immer abgeschnitten und überdieß schien es mit all' den kühnen Plänen auf die Eroberung des Orients ein Ende zu haben. Kein Wunder also, wenn sich der Soldaten wie der Offiziere eine

große Niedergeschlagenheit bemächtigte und wenn in Folge dessen Einzelne sogar so weit gingen, sich in der Verzweiflung eigenhändig den Tod zu geben. General Bonaparte selbst jedoch behielt auch in dieser schlimmen Lage seine gewohnte Fassung bei und mit verdoppeltem Eifer ging er an die Organisation Egyptens, damit ihm wenigstens diese Eroberung gesichert bleibe. Auch verfuhr er hiebei mit großer Klugheit und suchte vor allem die Bevölkerung dadurch für sich zu gewinnen, daß er sogar die religiösen Gebräuche und Sitten des Orients annahm. Dagegen aber konnte er selbstverständlich doch nicht umhin, um die Ausgaben für die Armee zu bestreiten, den Egyptiern Steuern aufzuerlegen, an die sie bisher nicht gewöhnt waren, und hierüber wurden besonders die Wohlhabenderen aufs höchste erbittert. Dazu kam dann noch die neu eingeführte fremdartige Gerichtsordnung und noch mehr der Umstand, daß man von Seiten der Mameluckenpartei, sowie von Konstantinopel aus — der Sultan erklärte, von England und Rußland dazu gedrängt, wegen des Einfalls in Egypten schon unter dem 12. September an Frankreich den Krieg — Alles versuchte, um die religiöse Wuth des Volks gegen die ungläubigen fremden Eroberer zu entflammen. Letzteres gelang auch vollkommen, und während nun der Oberfeldherr sich auf einige Zeit von Kairo entfernt hatte, um die Spuren des schon von Sesostris zwischen dem rothen und mittelländischen Meere angelegten Kanals — diesen Kanal beabsichtigte er wo möglich wieder herzustellen und damit eine neue Straße für den Verkehr mit Indien zu gewinnen — zu untersuchen, brach in Kairo am 21. Oktober ein Aufstand aus, welcher gar nichts anderes bezweckte, als alle Franzosen zu ermorden. Bonaparte jedoch, aufs schnellste benachrichtigt, kehrte in Sturmeseile zurück, ließ seine Infanterie mit gefälltem Bajonett von Straße zu Straße vorrücken, schoß die Moscheen, die den Rebellen als Stützpunkte dienten, mit Kanonenkugeln zusammen und ward so in zwei Tagen, aber freilich erst nach dem fürchterlichsten Blutbade, der ganzen Bewegung Herr. Von da an waren die Egyptier von der Lust, das fränkische Joch abzuschütteln, für immer geheilt; in ihrem Innern dagegen glühte ein Haß, der sich auf keine Weise mehr beschwichtigen ließ.

Hatte nun aber auch Bonaparte weder von den Mamelucken noch von den sonstigen Einwohnern Egyptens mehr etwas zu befürchten, so lag dagegen die Gefahr um so näher, von Syrien aus durch die verbündeten Engländer und Türken bedrängt zu werden, so bald er sich nicht durch die Besetzung der syrischen Küstenplätze dagegen sicherte, und somit zog er zu Anfang des Jahres 1799 mit einem kleinen aber ausgewählten Heere nach Syrien ab. Am 19. Februar ward die Grenzveste El-Arisch, am 24. Februar Gaza und am 7. März Jaffa (Joppe) erstürmt; am 18. März aber begann er die Belagerung von St. Jean d'Acre, der Residenz Djezzar Pascha's, in welche sich der englische Commodore Sidney Smith mit einer bedeutenden Mannschaft englischer Matrosen geworfen hatte, und an diesem an sich unbedeutenden Platze sollte alle seine Tapferkeit und all' sein Talent scheitern. Mehr als zwanzig Male führte er seine Krieger zum Sturme und diese leisteten, was Soldaten nur immerhin leisten können; allein es fehlte den Belagerern an schwerer Artillerie und ohne diese konnten die Festungswerke nicht überwunden werden. Dagegen wurden die zum Ent-

satz heranziehenden Truppen des Pascha von Damaskus trotz ihrer ungeheuren Ueberlegenheit in der Schlacht am Berge Tabor am 15. April vollkommen geschlagen und ihr ganzes Lager fiel den Franzosen zur Beute. Endlich, nachdem Bonaparte die Eroberung von St. Jean d'Acre zwei Monate lang vergeblich versucht und dabei fast die Hälfte seiner kleinen Armee — über 3000 Mann — durch Krankheiten, Stürme und Ausfälle verloren hatte, mußte er sich zum Rückzuge nach Egypten entschließen und diesen trat er sofort am 20. Mai an. Es war ein furchtbarer Weg, mitten durch die syrische Wüste hindurch, und die Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren steigerten sich oft ins Uebermenschliche; allein die Soldaten ertrugen alles, denn ihr Feldherr ging stets zu Fuß an der Spitze der Kolonnen und hatte auch nicht die geringste Kleinigkeit vor ihnen voraus.

Ende Juni kam Bonaparte wieder in Kairo an und nun erholte sich seine Heldenschaar, welche in Wahrheit Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, schnell wieder. Lange Ruhe aber konnte er ihr nicht gönnen, denn in der Mitte Juli schon erfuhr er, daß Mustapha-Pascha von Rumelien unter brittischem Schutze und auf brittischen Schiffen mit 20,000 Mann Janitscharen bei Abukir, zwei Stunden von Alexandria, gelandet sei und sich anschicke, letztere Stadt zu erobern. Schnell eilte nun Bonaparte mit einigen Divisionen von Kairo nach Alexandria, und griff, kaum daselbst angekommen, am 25. Juli die verschanzten Linien der Türken mit solchem Ungestüm an, daß von diesen nicht weniger als 12,000 niedergemacht oder in die Fluthen getrieben wurden. Die Uebrigen ließen sich gefangen nehmen und die Armee Mustapha-Pascha's war also förmlich von der Erde weggefegt; allein mit dieser letzteren Heldenthat schloß sich auch die Thätigkeit Bonaparte's in Egypten für immer.

Seit zehn Monaten nämlich hatte derselbe keine unmittelbaren Nachrichten von Frankreich mehr erhalten, weil alle Verbindung dahin abgeschnitten war. Jetzt aber, während der Unterhandlungen, welche der englische Commodore Sidney Smith in Folge der Schlacht bei Abukir mit Bonaparte anknüpfte, schickte ersterer dem letzteren aus Artigkeit einen Pack englischer Zeitungen und diese Zeitungen mußten mit ihren Neuigkeiten natürlich einen großen Eindruck auf den siegreichen Helden machen. Zu gleicher Zeit erhielt der französische Obergeneral auf geheimem Wege durch einen Griechen auch von seinem Bruder Lucian einen Brief und nun überzeugte sich Bonaparte vollends von der Wahrheit, daß seine Gegenwart in Frankreich nöthiger sei, als am Nil und an den Pyramiden. Sein Entschluß war also schnell gefaßt und eben so schnell wurde er ausgeführt. Er ernannte, in einem zurückgelassenen Schreiben, den General Kleber zu seinem Nachfolger und schiffte sich am 22. August in dunkler Nacht auf einer ärmlichen Korvette, die man schnell segelfertig machte, mit seinen Getreuesten, also mit Lannes, Berthier, Mürat, Andréossy, Bourienne, Gantheaume, Marmont, Bessières, Monge, Berthollet und Andern, nach Frankreich ein. Auch auf dieser Fahrt begünstigte ihn das Glück und ohne von den zahlreichen englischen Kriegsschiffen, welche damals im Mittelmeere kreuzten, angehalten zu werden, landete er am 9. Oktober im Hafen von Fréjus an der Küste der Provence. Fünf Tage darauf, am 14. Oktober, traf er zu Paris ein.

Der Zeitordnung nach sollte ich nun den Leser ebenfalls nach Europa

führen, aber um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, will ich über das letzte Schicksal der egyptischen Expedition lieber gleich jetzt mit kurzen Worten berichten. Nach Bonaparte's Abgang übernahm Kleber den Oberbefehl; doch that er es mit Widerwillen, weil er seine Lage für eine hoffnungslose hielt. Demgemäß schloß er, um wenigstens die tapfere Armee zu retten, schon im September mit dem Commodore Sidney Smith zu El-Arisch eine Kapitulation, worin er sich anheischig machte, den Engländern und Türken gegen freie Ueberfahrt nach Europa Egypten zu überlassen, und in Ausführung dieses Vertrags übergab er dem türkischen Großvezier, der inzwischen mit einer Armee von 80,000 Mann über Palästina herbeigeeilt war, mehrere der wichtigsten Plätze. Da versagte die englische Regierung der Kapitulation ihre Genehmigung und hierüber ergrimmt warf sich Kleber auf den Großvezier und sein Heer, zerstäubte dasselbe am 20. März 1800 bei Matarieh, dem alten Heliopolis, vollständig, eroberte dann am 3. und 4. April unter den furchtbarsten Kämpfen das von den Türken besetzt gewesene Kairo wieder und nahm mit einem Worte aufs Neue Besitz von ganz Egypten. Er hätte es auch wohl behauptet, denn er besaß ganz das Zeug zu einem Helden; allein er fiel schon am 14. Juni unter dem Dolch eines fanatischen Muselmannes und nun ging der Oberbefehl der Dienstalter-Rangordnung gemäß an den zwar sehr tapferen aber zu einem selbstständigen Kommando keineswegs fähigen General Menou über. Als daher die Engländer unter General Abercrombie's Führung 15,000 Mann stark am 8. März 1801 mit einer Flotte an der Küste von Egypten erschienen, wußte er ihre Landung nicht nur nicht zu verhindern, sondern ließ sich auch am 21. März bei Canopus von ihnen schlagen, trotzdem Abercrombie gleich im Anfang der Schlacht getödtet worden war. Darauf warf er sich mit der Hälfte der Armee nach Alexandrien und schickte den General Belliard mit der andern Hälfte nach Kairo, um so diese beiden wichtigsten Städte zu decken. Weil jedoch von Frankreich keine Hülfe zu hoffen war — die Engländer beherrschten fortwährend das Meer — und der Großvezier mit einem neuen Heere von Syrien herbeieilte, kapitulirte General Belliard, um nicht seine Leute unnütz zu opfern, mit den Engländern am 27. Juni 1801 unter der Bedingung, daß seine 10,000 Mann mit Gepäck, Munition und Artillerie innerhalb fünfzig Tagen nach Frankreich übergeschifft würden, und dieser gewiß ehrenvollen Kapitulation trat dann einige Wochen später auch General Menou bei, so daß sich im September 1801 kein Franzose mehr auf egyptischem Boden befand.

Das war das Ende dieser so großartig begonnenen Unternehmung, von welcher man den Umsturz der englischen Herrschaft in Ostindien erwartet hatte. Doch obwohl nun von diesem großen Zwecke auch nicht das Geringste erreicht wurde, so hatte die Expedition trotzdem einen großen Erfolg. Einmal nämlich steigerte sie den französischen Nationalruhm aufs Höchste, und zum andern wurde durch die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche die das Heer begleitenden Gelehrten und Künstler anstellten, die abendländische Bildung in der bedeutendsten Weise gefördert, denn aus den Werken dieser Gelehrten und Künstler ging ein ganz neuer Grund für die Kunde des Alterthums hervor.

Zweites Kapitel.

Die zweite Coalition und der 18. Brumaire (9. Novbr.) 1799.

Abgesehen von dem Kriege, welchen die Franzosen mit den Engländern und Türken in Egypten führten, war das Jahr 1798 ein Friedensjahr für die ganze Welt, wenigstens für Europa, und um diesen Frieden vollends ganz zu befestigen, ward in Rastatt ein Kongreß zusammenberufen, welcher die zu Campo-Formio vorläufig abgemachten neuen Verhältnisse des deutschen Reichs zu Frankreich definitiv feststellen sollte. Vor allem handelte es sich darum, daß die deutschen Reichsfürsten die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik bestätigten, und als dann dieß im April 1798 geschehen war, kam die noch viel wichtigere Frage zur Erörterung, wie diejenigen Stände, welche durch die besagte Abtretung große Verluste erlitten hatten, zu entschädigen seien. Darüber entstanden nun aber natürlich die heftigsten Debatten und größten Zwistigkeiten, über welche schon ganze Bücher geschrieben worden sind; allein ich selbst gehe stillschweigend darüber hinweg, da ich überzeugt bin, daß sich der Leser für solche Aermlichkeiten nicht interessirt. Nur das konstatire ich, daß Preußen sowohl wie Oesterreich — dort leiteten ein Haugwitz, ein Lucchesini und Lombard, hier ein Thugut, ein Lehrbach und Andere, lauter Männer ohne Vaterlandsliebe und sogar ohne Moral, die Geschäfte — nicht ein einziges Mal die deutschen, sondern immer nur ihre eigenen Interessen im Auge hatten, sowie, daß man sich endlich in dem Grundsatze einigte, die Entschädigung durch Säcularisation der geistlichen Sitze, also dadurch, daß man den Erzbischöfen und Bischöfen ihre weltlichen Besitzthümer nahm und die Abteien und Klöster aufhob, vorzunehmen — ein Grundsatz, der auch wirklich in den Jahren 1801 und 1803 in Deutschland durchgeführt wurde.

Während nun übrigens die Mitglieder der Reichsdeputation in Rastatt auf besagte schmähliche Weise mit einander feilschten und zankten, gingen die Franzosen und ihre fünf Direktoren auf ein ganz anderes Ziel los, darauf nämlich, ihre Nachbarländer sämmtlich zu revolutioniren und sie dadurch, daß man ihnen dieselbe Verfassung, wie die derzeit in Frankreich geltende, aufdrang, mitten im Frieden wenn nicht geradezu zu annektiren, so doch wenigstens von der Mutterrepublik vollständig abhängig zu machen. Auf diese Art agirte das Direktorium in der Schweiz und auf dieselbe Art auch in Rom und in beiden Staaten gelangte es vollständig zu seinem Zwecke. Die Schweiz war bekanntlich schon seit Jahrhunderten eine Republik, oder vielmehr die dortigen verschiedenen Kantone bildeten eben so viele Einzeln-Freistäätchen, welche man in ihrer Gesammtheit die Eidgenossenschaft hieß; allein von einer wirklichen Freiheit, von einer wirklichen Gleichheit der Rechte war in diesen Stäätchen — wenigstens in den

meisten derselben — keine Rede, sondern die Stadtbürger erfreuten sich, den sclavenartig unterdrückten Landbewohnern gegenüber, einer Menge von Vorrechten und Privilegien, so daß die Dörfler sich meist schlechter befanden als die Unterthanen einer absoluten Monarchie. Ja nicht einmal unter den Stadtbürgern herrschte Rechtsgleichheit, indem vielmehr das eigentliche Regiment stets nur von einigen wenigen aristokratischen Familen geführt wurde, und es herrschte daher an vielen Orten schon lange große Unzufriedenheit. Besonders war dieses im Canton Basel, sowie im Wadtland, das die Berner Patrizier schon seit drei Jahrhunderten wie eine eroberte Provinz behandelten, der Fall, und an der Spitze der Unzufriedenen standen dort der Basler Zunftmeister Ochs, hier Kaiser Alexanders Jugenderzieher, der Wadtländische Oberst Laharpe, welche beide Männer in Paris sich bedeutender Connexionen rühmen durften. Darum, als sich im Januar 1798 die Wadtländer gegen Bern erhoben und dieses sofort den Oberst Weiß mit Executions-Truppen gegen sie absandte, erklärte das Pariser Directorium, daß es alsbald den Wadtländern Hülfe leisten werde, so bald Gewalt gebraucht würde, und ließ auch wirklich zwei Corps unter Brüne und Schauenburg von Genf und Basel her gegen Bern marschiren. Letzteres, 20,000 Mann ins Feld stellend, wehrte sich nicht unrühmlich bei Neueneck, allein nach dem verlorenen Treffen bei Frauenbrunnen, am 4. März, rückten die Franzosen in Bern ein und wie es nun dieser reichen Stadt erging, kann man sich denken. Gleich auf den ersten Zug nahm Brüne 42 Millionen aus dem Staatsschatze weg und dann machte er sich an die Stiftungen, Magazine und Privatkassen, welche ebenfalls förmlich geplündert wurden. Nicht besser erging es den andern Cantonen, welche den Bernern zu Hülfe eilen wollten, und die vom Directorium gesandten Civil-Commissäre Lecarlier und Roginat verstanden das Brandschatzen so aus dem Fundamente, daß die ärgsten Blutsauger noch von ihnen hätten lernen können. Doch, um kurz zu sein, nachdem die Schweiz an allen Enden und Anfängen gehörig geplündert, mißhandelt und ausgesogen worden war, und nachdem man die widerspenstigen Cantone, besonders die Schwytzer und Unterwaldner, recht tüchtig mit Pulver und Blei gezüchtigt hatte, wurden am 12. April 1798 die alten Cantone für abgeschafft und die bisherige „Eidgenossenschaft" zur „einen und untheilbaren helvetischen Republik" erklärt, welche nach französischem Muster zwei gesetzgebende Räthe und ein Directorium von fünf Männern erhielt. Ueberdem mußte die neue Republik versprechen, für die Kriege Frankreichs 18,000 Mann zu stellen, und endlich hatte sie noch den Canton Genf abzutreten, welcher als Departement Leman zu Frankreich kam.

So erging es der Eidgenossenschaft mitten im Frieden und nicht anders dem päpstlichen Staate um ganz die gleiche Zeit. Dort hatte, wie wir wissen, der alte Pius VI. anno 1796 von Bonaparte um schweres Geld den Frieden erkauft und er glaubte damit Ruhe für immer zu haben. Allein unter seinen Unterthanen gab es gar Viele, welche mit seiner Regierung so wie mit der Priesterherrschaft überhaupt unzufrieden waren, und diese schaarten sich nach französischem Muster in Clubs zusammen, indem sie sich zugleich unter den Schutz der französischen Gesandtschaft stellten. Eine solche Versammlung nun wurde am 28. December 1797 von dem durch

Mönche aufgehetzten römischen Pöbel auseinandergejagt und in dem darüber entstandenen Tumulte fand der dem französischen Gesandten Joseph Bonaparte beigegebene General Duphot, welcher Frieden stiften wollte, seinen Tod. Natürlich forderte jetzt Joseph Bonaparte sogleich seine Pässe, denn eine solche Gelegenheit, mit der päpstlichen Herrschaft ein Ende zu machen, durfte man nicht unbenützt vorübergehen lassen, und zu gleicher Zeit erhielt General Berthier, der damalige Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Oberitalien, vom Directorium Befehl, im Kirchenstaate einzurücken. Er gehorchte schnellstens und schon am 10. Februar 1798 hielt er seinen Einzug in Rom; die Folgen aber waren einmal, daß schon am 15. Februar Rom zur Republik mit fünf Consuln, einem Senat und einem Tribunat ausgerufen wurde, zum andern, daß man Pius VI., einen Greis von 82 Jahren, weil er sich beharrlich weigerte, seiner weltlichen Herrschaft zu entsagen, nach Valence in Frankreich in die Gefangenschaft schleppte, woselbst er auch im folgenden Jahre verstarb, zum dritten endlich, daß es der neuen Republik was das Brandschatzen und Plündern betrifft, besonders nachdem Masséna Berthiers Nachfolger geworden war, fast noch gräßlicher erging, als selbst der doch gewiß arg mißhandelten Schweiz.

Es gab also jetzt außer der französischen fünf Republiken in Europa, die Batavische, die Cisalpinische, die Ligurische — von diesen dreien habe ich schon weiter oben gesprochen — die Römische und die Helvetische, und alle Fünfe erhielten, wie sich von selbst versteht, ihre Befehle von Paris. Sie waren ja nur Filial-Republiken und die Directoren der Mutterrepublik leiteten daraus ein Recht her, in ihnen zu schalten und zu walten, wie im eigenen Lande! Natürlich übrigens konnten solche gewaltthätigen Uebergriffe des französischen Directoriums den übrigen Machthabern Europas durchaus nicht gefallen, und es wurde daher der englischen Regierung, welche wie wir wissen nach dem Frieden von Campo-Formio allein den Krieg gegen Frankreich fortsetzte, nicht allzuschwer, eine neue Coalition gegen dasselbe zu Stande zu bringen. Zuerst trat derselben Oesterreich bei, denn England versprach Subsidien und überdem war die Aussicht, das verlorene Mailand wieder zu gewinnen, gar zu verlockend. Dann folgte Rußland, auf dessen Thron seit dem am 17. November 1796 erfolgten Tode der Kaiserin Katharina der halbverrückte Paul I. saß, denn dieser Kaiser war so sehr von der göttlichen Majestät des Königthums überzeugt, daß er schon wegen der Hinrichtung Ludwigs XVI. die französische Republik aufs tödtlichste haßte, und überdem hatte ihn die Eroberung Malta's durch Bonaparte vor Wuth außer sich gebracht, weil er stets als Protector des Malteser- oder Johanniter-Ordens aufgetreten war. Weiter ließen sich gewinnen erstens Neapel, woselbst die Königin Karoline, die Schwester der hingerichteten Königin von Frankreich, ihren Gemahl, den schwachen König Ferdinand IV., total beherrschte, um dann wieder eben so sehr von ihrem ersten Minister und Günstling, dem Engländer Acton, so wie von ihrer Freundin Lady Hamilton, der berüchtigten Maitresse Nelsons, beherrscht zu werden; zweitens die hohe Pforte nebst den Raubstaaten, wegen des französischen Einfalls in Egypten; drittens das deutsche Reich, um das linke Rheinufer wieder zu gewinnen; endlich die kleineren italienischen Fürsten, um die neu errichteten Republiken in Oberitalien zu vernichten. Nur allein Spanien und Preußen

blieben neutral; ersteres aus Schwäche, letzteres, dessen Thron seit 1797 Friedrich Wilhelm III. einnahm, weil es nicht Hand in Hand mit Oesterreich gehen wollte. Gewiß also eine furchtbare Coalition, da sich fast ganz Europa an sie anschloß! Dennoch erschracken die Directoren nicht vor derselben, sondern antworteten vielmehr mit großartigen Kriegsrüstungen, indem sie schon im September 1798 nicht weniger als 200,000 Rekruten durch das neu decretirte Conscriptionsgesetz unter die Waffen riefen.

Für Deutschland wurde der Krieg durch ein blutiges Verbrechen ein-

Souwarow.

geleitet, nehmlich die bekannte Ermordung der französischen Gesandten Bonnier und Roberjot in Rastadt am 28. April 1799, welche ohne Zweifel von dem gewissenlosen Grafen Lehrbach angeordnet wurde; der Coalitionskrieg aber begann viel früher und zwar eröffnete ihn die ungeduldige Königin Karoline schon im November 1798. Der erste Anlauf der von dem österreichischen General Mack geführten Neapolitaner war ein glücklicher, denn der in Rom kommandirende General Championnet fühlte sich zu schwach, gegen sie das Feld zu halten, und so zogen sie, 30,000 Mann

stark, am 29. November siegreich in Rom ein. Doch jetzt zog Championnet Verstärkungen an sich, schlug die Neapolitaner aus Rom hinaus, trieb sie, gegen Neapel vorrückend, gleich feigen Schafheerden vor sich her, besetzte nach einem furchtbar blutigen, drei Tage anwährenden Kampfe mit den Lazzaronis, dem Proletariat Süditaliens, am 21. Januar 1799 die genannte Stadt und proclamirte, nachdem König Ferdinand IV. mit seiner Frau und dem ganzen Hofe nach der Insel Sicilien entflohen war, schon am 25. Januar die „Parthenopäische Republik". Zu gleicher Zeit fast mit Ferdinand IV. von Neapel hatte auch König Karl Emanuel IV. von

Masséna.

Sardinien und Piemont seine Truppen ins Feld gestellt und war gegen Genua hin vorgerückt; allein General Joubert besetzte nach einem glücklichen Treffen Turin und zwang so den König schon am 9. December 1798 auf alle seine Staaten, die Insel Sardinien, auf die er sich zurückzog, allein ausgenommen, zu Gunsten Frankreichs zu verzichten. Ganz Italien befand sich somit in den Händen der französischen Republik, als im Frühjahr 1799 die Hauptaction von Oesterreich, Rußland und England eröffnet wurde.

Die Stellung der Armeen war zu Anfang März folgende. Jourdan

befehligte die „Donauarmee" und ging mit dem Hauptcorps schon am 1. März bei Basel und Kehl über den Rhein. Unter ihm commandirten Masséna und Bernadotte, und während ersterer die Schweiz festzuhalten suchte, belagerte letzterer, nach der Einnahme von Mannheim und Heidelberg, die Festung Philippsburg. Den Oberbefehl über die italienische Armee führte Scherer, der frühere Kriegsminister, und sein Hauptquartier war in Mailand; seine Untergenerale Joubert und Macdonald aber (letzterer war Championnets Nachfolger) standen mit ihren Corps in Piemont und Neapel. Ein drittes Heer endlich sammelte sich in der batavischen Republik, welche von einer Landung der vereinigten Engländer und Russen unter der Führung des Herzogs von York bedroht wurde, und über dieses setzte das Directorium den General Brüne. Frankreich hatte sich also gar wohl gerüstet, allein nicht minder viele Heere waren von den Verbündeten aufgestellt worden, und diese konnten sich sogar einer bedeutenden Uebermacht und jedenfalls besserer Feldherrn rühmen. Das Hauptheer Oesterreichs und Deutschlands nehmlich — gegen Jourdan und Bernadotte — stand unter dem Erzherzog Karl; ein großes Corps vereinigter Russen und Oesterreicher gegen Masséna unter den Generalen Hotze und Korsakow; endlich die dritte Hauptarmee (wiederum vereinigte Russen und Oestereicher) gegen Italien unter Feldmarschall Mélas und seinem Stellvertreter, so lange er krank war, dem tapferen General Kray; doch sollte dieß nur so lange dauern, bis der berühmte Souwarow angekommen wäre, um sofort das Oberkommando zu übernehmen.

Also sah es zu Anfang des Monat März in den beiderseitigen Kriegslagern aus, und der Kampf begann nun von allen Seiten auf eine wahrhaft mörderische Weise; allein diesen Kampf in detaillirter Weise zu schildern, dazu gebricht es mir an Raum, und ich muß mich daher damit begnügen, die Hauptactionen zu nennen. Zuerst ward Jourdan von Erzherzog Karl am 21. und 25. März bei Ostrach und Stockach in Schwaben tüchtig geschlagen und über den Rhein zurückzugehen genöthigt. Dasselbe mußte auch Bernadotte thun und nun übergab das Directorium den Oberbefehl über die Trümmer der Donauarmee dem General Masséna. Allein das Kriegsglück blieb dem Erzherzog getreu und Masséna mußte zuletzt froh sein, seine feste Stellung auf dem Albisgebirge behaupten zu können. Eben so siegreich erwiesen sich die österreichischen Waffen in Italien und Kray schlug den unfähigen Scherer dreimal hinter einander, bei Legnano am 25. März, bei Rocco am 30. März, und bei Verona am 5. April. Noch glorreicher gestaltete sich die Sache, als jetzt nach der Ankunft der Russen Souwarow den Oberbefehl übernahm, und die gewonnenen Schlachten bei Cassano (27. April) gegen Moreau, Scherer's Nachfolger, an der Trebia (17. Juni) gegen Macdonald, der zur Rettung Oberitaliens aus Neapel herbeigeeilt war, sowie endlich bei Novi (15. Aug.) gegen Joubert, welchen das Directorium mit einer neuen Armee abgesandt hatte, sind wohl überzeugende Beweise hievon.

Genua und Nizza waren jetzt die letzten Bruchstücke der französischen Herrlichkeit in Italien, und statt der Cisalpinischen Republik regierte wieder Oesterreich in Oberitalien. Nicht minder hatte auch Rom die fränkische Herrschaft abgeschüttelt, und so wie für Pius VI. am 14. Mai 1800 in

der Person Pius VII. ein Nachfolger gewählt war, zog er sofort in der alten Pabstresidenz ein. Die allerschrecklichsten Folgen aber erstanden durch die französischen Niederlagen für Unteritalien. Sobald nehmlich General Macdonald Neapel, wo er nur eine schwache Besatzung zurückließ, verlassen hatte, landeten brittische, russische und türkische Truppen daselbst und der schreckliche Cardinal Ruffo, unterstützt von andern fanatischen Priestern, sammelte aus Lazzaronis und Räubern eine sogenannte „Glaubensarmee", um damit die ungläubigen Republikaner von der Erde zu vertilgen. Sieben Tage lang, vom 13. bis 20. Juni ward um Neapel gekämpft, und als endlich die Glaubensarmee den Sieg errungen hatte, kam's zu Greuelscenen, wie sie noch nie erlebt worden waren. Die Lazzaronis und Calabresen plünderten und mordeten wie Rasende und überdem wurden gegen 40,000 Personen, weil des Republikanismus verdächtig, entweder hingerichtet, oder in den Kerkern zu Tode gequält. So gingen die Edelsten und Besten des Landes ganz elendiglich zu Grunde und Nelson mit seinen Engländern machte dabei den Henkersknecht.

Nachdem nun die Dinge in Italien eine solche Wendung genommen hatten, stand zu befürchten, daß die Verbündeten in Frankreich selbst einfallen würden, allein hiezu kam es doch nicht, und zwar aus dreierlei Gründen. Einmal nämlich brachte Masséna den vereinigten Russen und Oesterreichern unter Korsakow und Hotze am 24. September bei Zürich eine so furchtbare Niederlage bei, daß ihre Corps sich fast ganz auflösten, und Souwarow, der ihnen von Italien über den St. Gotthard auf fast ganz unwegsamen Pässen zu Hülfe zog, hatte viel zu wenig Truppen bei sich, um das Unglück wieder gut zu machen. Zum zweiten verlief die Ende August ins Werk gesetzte Expedition von vereinigten Engländern und Russen (sie waren zusammen über 40,000 Mann stark) gegen Holland unter dem Herzog von York ganz schmählich, denn der Herzog sah sich, nachdem er in den Gefechten bei Bergen (19. Sept.), Allmaar (2. Okt.) und Reverwijk (6. Okt.) eine Menge von Leuten verloren hatte, genöthigt, am 19. Oktober mit Brune eine demüthigende Kapitulation abzuschließen, und der einzige Vortheil, der bei der ganzen Unternehmung herauskam, bestand darin, daß die Engländer sich die holländische Flotte — 13 Linienschiffe und eben so viele Fregatten — aneigneten. Zum dritten endlich wurde Kaiser Paul, weil er sah, daß die Engländer wie die Oesterreicher bei dem Kriege nur ihre eigenen egoistischen Zwecke verfolgten und immer ganz rücksichtslos gegen ihn verfuhren, des Bündnißes mit ihnen recht herzlich müde und rief zu Ende des Jahres seine sämmtlichen Truppen nach Rußland zurück. Somit war nun die Coalition zersprengt und von einem Einmarsch in Frankreich konnte nun natürlich keine Rede mehr sein.

Die Hiobsposten, welche im Laufe des Jahres 1799 in Frankreich einliefen, mußten natürlich unter allen Klassen der Bevölkerung eine große Mißstimmung hervorrufen, und schwer waren die Vorwürfe, welche man dem Directorium machte. Dieses hatte ja die Generale, einen Trunkenbold Scheerer und Andere, ernannt, welche sich schlagen ließen, und ihm allein maß man also das Unglück zu, von welchem die Armeen betroffen wurden. Ueberdem fand man auch sonst viel an demselben zu tadeln, und es galt z. B. der Palast, in welchem Barras thronte, für den Sam-

melplatz der Spieler, der galanten Damen und der Glücksjäger. Am meisten jedoch schadeten sich die Directoren durch ihre Eigenmächtigkeiten, denn sie handelten in Besetzung der Stellen und in andern Dingen durchaus nitch wie die ersten Beamten einer Republik, sondern eher wie türkische Veziere oder gar wie unverantwortliche Monarchen. Kein Wunder also, wenn die Wahlen in die zwei gesetzgebenden Körper, die im April 1799 vorgenommen wurden, ganz und gar nicht freundlich für das Directorium ausfielen, und wenn in Folge dessen ganz frei darüber discutirt wurde, ob man denn das Regiment dieser Fünfmänner noch länger dulden solle oder nicht! Die Stellung des Directoriums war also schon damals eine überaus schwierige und sie wurde bald noch schwieriger dadurch, daß jetzt, nachdem Reubel (oder Rewbell wie man ihn auch schreibt), die kräftigste Persönlichkeit unter den Fünfen, durch das Loos hatte austreten müssen, der schlaue Sieyes, der Freund und Verehrer Bonapartes in dasselbe eintrat. Endlich am 18. Juni (30. Prärial) brach der Sturm gegen die Directoren im Rathe der Fünfhundert los und hiebei fielen so harte Vorwürfe wegen Verschwendung, Nepotismus und anderen Lastern, daß sich die drei Hauptangegriffenen, Treilhard, Merlin und La-Reveillère, bewegen ließen, abzudanken, um drei Andern: Gohier, einem Advokaten, Roger-Ducos, einem ehemaligen Conventsmitglied, und Moulins, einem Ingenieur, Platz zu machen. Dadurch aber wurde die Lage des Directoriums eine keineswegs bessere, sondern im Gegentheil eine schlechtere, indem nun Sieyes sich mit Barras gegen die drei neuen Collegen verband und so Zwietracht in die Regierung selbst brachte. Laut rief man sich von allen Seiten zu, daß eine solche Regierung nichts tauge und mit Angst und Bangen sahen die Patrioten in die Zukunft, mit Recht fürchtend, daß der Feldzug des nächsten Jahres für Frankreich das Schlimmste bringen werde.

So sah es in Frankreich aus, als General Bonaparte am 9. Oktober im Hafen von Fréjus landete, und wie ein Blitzstrahl durchzuckte es jetzt die Gemüther der Franzosen, daß er und kein Anderer den Staat aus seiner Noth retten könne. Seine Reise von den Ufern des Mittelmeers bis nach Paris glich daher einem ununterbrochenen Triumphzug; und die Begeisterung, mit der man ihn empfing, war weder eine geheuchelte noch eine gemachte. Vielmehr fühlte man, daß statt dieser fünf tyrannischen Oligarchen ein Dictator nöthig sei, und man sah zugleich ein, daß nur einem Bonaparte, dem Helden der Pyramiden und dem Sieger von Italien, die Dictatur gebühre. Deßwegen wurde auch sein Haus, nachdem er in Paris angekommen war, eine Art von Hof, in welchem sich die bedeutendsten Personen huldigend zusammenfanden, und alle, selbst Moreau, der ihn damals zum erstenmal sah, ordneten sich ihm unter; die Truppen aber, welche in Paris lagen, passirten, von ihren Offizieren dazu aufgefordert, freiwillig vor ihm die Revue, wie wenn es sich von selbst verstünde, daß ihm die oberste Gewalt gebühre. Was nun übrigens Bonaparte selbst betrifft, so hielt er sich sehr zurückgezogen und erst nachdem er die Parteien und Personen gehörig studirt hatte, verband er sich am 15. Brumaire (5. November) mit Sieyes, um einen bestimmten Plan zu Herstellung einer neuen Regierung mit ihm zu entwerfen. Zur Ausführung dieses Plans, in dessen Geheimniß sofort auch diejenigen Mitglieder der beiden

gesetzgebenden Räthe, die auf Sieyes' Seite standen, vor allem fast die sämmtlichen Deputirten des Raths der Alten, gezogen wurden, ward der 18. Brumaire bestimmt, und die wirkliche Ausführung begann damit, daß in der Morgensitzung des Raths der Alten am genannten Tage die Eingeweihten zweierlei beantragten: erstens der Rath solle, weil in Paris selbst, der Fraktionen, Partheiungen und Beeinflussungen wegen, keine freie Berathung stattfinden könne, den gesetzgebenden Körper nach St. Cloud verlegen, und zweitens: es sei der General Bonaparte zum Commandanten der sämmtlichen in und um Paris liegenden Truppen zu ernennen und mit der benannten Verlegung zu beauftragen. Beide Anträge gingen mit großer Mehrheit durch, und schon um neun Uhr Morgens erschien Bonaparte, begleitet von allen höheren Offizieren der Garnison von Paris, vor dem Rath der Alten, um den Eid der Treue zu leisten; der Directoren aber bemächtigte sich jetzt eine unendliche Entmuthigung, besonders als sie sahen, daß auch ihre Garde, mit deren Commandanten Lefebvre, auf die Seite Bonapartes trat, und drei von ihnen, Barras an der Spitze, wußten nichts Besseres zu thun, als sich eiligst aufs Land davon zu machen. Somit hatte es Bonaparte nur noch mit dem Rathe der Fünfhundert und mit der Bevölkerung von Paris zu thun; allein mit beiden wußte er fertig zu werden.

An die Bevölkerung von Paris richtete Bonaparte eine Proklamation die an allen Straßenecken angeschlagen wurde, und in dieser machte er die bisherige Regierung oder das Directorium für alle Unfälle der letzten Zeit verantwortlich. „Was habt ihr," rief er den Directoren zu, „aus diesem Frankreich gemacht, das ich euch vor meiner Abreise nach Egypten in so glänzendem Zustande hinterließ? Ich hinterließ euch den Frieden und ich fand den Krieg; ich hinterließ euch Siege und ich fand Niederlagen; ich hinterließ euch die Millionen, welche Italien beisteuerte, und fand Schulden und Elend; ich hinterließ euch Hunderttausende von tapferen Kriegern, sie sind todt." So sprach Bonaparte zu den Parisern, und es gab Niemanden, der nicht seiner Rede Beifall gezollt hätte. Eine andere Sprache hatte er gegen den Rath der Fünfhundert nöthig, welcher sich am andern Mittag, am 19. Brumaire, in St. Cloud versammelte, denn die Mehrzahl dieser Deputirten dachte republikanisch genug, um in Bonaparte einen zweiten Cromwell zu wittern. „Nieder mit dem Dictator," ruft man ihm zu, als er in ihren Sitzungssaal tritt, um zu verlangen, daß der elenden Directorial-Regierung ein Ende gemacht werden müsse. Einzelne dringen, den Dolch in der Hand, auf ihn ein und selbst der Präsident des Raths, Lucian Bonaparte, des Feldherrn Bruder, wird auf ähnliche Weise bedroht. Aber 8000 Soldaten sind in St. Cloud aufgestellt, um dem Verlangen Napoleon Bonapartes Nachdruck zu geben und auf seinen Befehl marschirt der General Leclerc mit einem Bataillon Grenadiere auf, um den Sitzungssaal der Fünfhundert zu räumen. Mit gefälltem Bajonett rücken die Grenadiere, die ganze Breite des Saals einnehmend, vor, und den Deputirten bleibt nichts übrig, als zu den Fenstern hinauszuspringen.

Nach geschehener Gewaltthat versammelte sich noch an demselben Abend der Rath der Alten nebst denjenigen aus dem Rath der Fünfhundert, welche gleiche Gesinnungen hegten, und votirten dem General Bonaparte und seinen Soldaten eine Dankadresse. Ferner wurden 62

streng republikanische Deputirte aus den Räthen ausgestoßen, das Directorium für aufgehoben erklärt und eine Commission zur Abänderung der Verfassung oder vielmehr Schaffung einer neuen niedergesetzt. Schließlich setzte man eine provisorische Regierung von drei Consuln ein und ernannte zu denselben Sieyes, Roger-Ducos und Bonaparte. Das war die berühmte Revolution des 18. Brumaire, und sie erhielt ihre Schlußkrönung dadurch, daß von den drei Consuln zwei, Sieyes und Roger-Ducos, den dritten, Napoleon Bonaparte, sofort als ihren Oberherrn anerkannten.

Drittes Kapitel.

Vom 18. Brumaire bis zum Frieden von Amiens.

(9. November 1799 bis 27. März 1802.)

Durch den 18. Brumaire war Napoleon Bonaparte faktischer Regent von Frankreich geworden, und wenn es je eine, was man sagt, starke Regierung gab, so war es die seinige. Sieyes sagte von ihm: „Wir haben jetzt einen Herrn; Bonaparte will Alles, weiß Alles, kann Alles, thut Alles!" und in diesen Worten liegt die beste Beurtheilung des großartigen Mannes, dem nun die Geschicke Frankreichs übertragen wurden. Alle Parteien zollten daher dem 18. Brumaire aus vollem Herzen Beifall, selbst die Royalisten, denn diese hofften im Stillen, Bonaparte werde für die Bourbonen die Rolle eines Monk übernehmen. Nur die Starrsten unter ihnen, so wie auch die Ultras unter den Republikanern fuhren fort, zu grollen, obwohl Bonaparte Alles that, um sie zu versöhnen, und dieß insbesondere auch dadurch bewies, daß er selbst die höchsten Staatsstellen zum Theil mit Männern aus ihrer Mitte besetzte. Er sah — und dieß ist ein Vorzug von ihm, den ihm auch seine ärgsten Widersacher nie streitig gemacht haben — er sah nur auf die Tüchtigkeit, auf den Verstand, die Kenntnisse, die Arbeitskraft; die politischen Antecedentien aber waren ihm völlig gleichgültig. So machte er den ebenso gelehrten, als geistreichen Maret zu seinem Generalsecretär; so den Republikaner Carnot zum Kriegsminister; so den später zum Herzog von Gaëta beförderten Gaudin, ein Genie im Finanzwesen, zum Finanzminister; so den berühmten Talleyrand zum Minister des Auswärtigen; so den in seinem Fache unübertrefflichen Fouché zum Vorstand der Staatspolizei, und so endlich den kundigen Rechtsmann Cambacères zum Justizminister. Gleichwie er aber die vorzüglichsten und brauchbarsten Männer für alle Branchen der Geschäfte auszuwählen wußte, eben so entfaltete er auch persönlich eine ungeheure Thätigkeit in jeglichem Zweige der Staatsverwaltung und seine geniale Vielseitigkeit war wirklich erstaunlich. Vor Allem machte er sich an die Reorganisation der Armee, in welcher fast alle Ordnung und Zucht aufgehört hatte und dann ging es mit nicht minder großem Eifer an die Finanzen. Ueberdieß erlaubte er den meisten

Emigranten und Verbannten, die Unverbesserlichsten und Gravirtesten allein ausgenommen, zurückzukehren, und zugleich annullirte er die harten Gesetze der früheren Regierungen, welche jeden, den man verfolgen wollte, für verdächtig erklärten und rechtslos machten. Auch mit der Auswechslung der Gefangenen wurde sogleich begonnen und zu gleicher Zeit das Zwangsgesetz gegen die katholische Geistlichkeit zurückgenommen. Was aber noch mehr Werth hatte, er stiftete die polytechnische Schule und wählte nicht nur mit großer Umsicht eine Commission zur Ausarbeitung eines neuen Civilcodex — Code Napoleon —, der nachher weltberühmt geworden ist, sondern stellte sich selbst an die Spitze dieser Commission und zwar nicht blos als Figurant, sondern als wirklicher eingreifender Präsident. Nur allein gegen die Tagespresse erwies er sich keineswegs freundlich oder gar zuvorkommend; im Gegentheil ließ er sie durch den allumsichtigen Fouché sorgfältig überwachen und alle der Regierung feindseligen Journale wurden unterdrückt.

Schon am 24. December 1799 war die neue Verfassung, die sogenannte Constitution vom Jahr VIII., fertig und als man sie sofort dem Volke zur Genehmigung vorlegte, stimmten 3,011,007 Bürger für sie. In dieser Verfassung ließ man den Namen und Schein der Republik fortbestehen; in Wahrheit aber führte man durch sie die Monarchie ein, und der Monarch war Napoleon Bonaparte, mit dem Titel eines auf zehn Jahre gewählten ersten Consuls. Den zwei andern Consuln nämlich, welche man ihm beigesellte: Cambacères und Lebrun, zwei politischen Nullen, gab man nur eine berathende Stimme, wogegen er, der erste Consul ganz allein die Initiative in der Gesetzgebung erhielt. Ebenso verfügte er allein über die Finanzen, er allein entschied über Krieg und Frieden und er allein ernannte die Minister, Gesandten, Generale und sonstigen höheren Beamten. Doch suchte man wenigstens den republikanischen Schein zu retten und zwar durch folgende drei Institute. Nummer eins „den gesetzgebenden Körper" von 300 Mitgliedern, dazu bestimmt über alle neuen Gesetze — nicht etwa zu diskutiren, sondern einfach mit Ja und Nein abzustimmen; Nummer zwei das „Tribunat", ein Collegium von 100 „Volkstribunen", mit der Befugniß, die Gesetze zu berathen, aber keineswegs über ihre Annahme und Nichtannahme abzustimmen; Nummer drei endlich den „Senat", welcher die Aufgabe hatte, sowohl die Consuln als auch die Mitglieder des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers aus den Besten der Nation auszulesen und zu ernennen. Gewiß eine auf den ersten Blick überaus erhaben erscheinende Aufgabe; bedenkt man aber, daß dessen achtzig Mitglieder vom ersten Consul nach seiner Willkühr ernannt wurden und daß eine Senatorwürde schon deßwegen ein sehr gesuchter Posten sein mußte, weil eine Dotation von jährlichen 25,000 Francs damit verbunden war, so wird man einsehen, daß die Herren Senatoren stets nur im Sinne der Regierung handeln, daß sie von Anfang an nichts anderes sein konnten, als eine Versammlung von hochgestellten Pfründnern, welche sich immer aufs willigste als Werkzeuge der Despotie gebrauchen ließen. Man sieht also, die neue Verfassung ließ von der Republik nur noch den Namen übrig und das Volk hatte, weil ihm sein höchstes Recht, das Recht seine Vertreter zu wählen, genommen war, von nun an keinen Antheil an der

Regierung mehr. Uebrigens verleugnete es der erste Consul nicht einen Augenblick lang, daß er sich nun als Selbstherrscher fühle, und er bewies dieß einmal dadurch, daß er alsbald das Schloß der Tuilerien bezog, um sich darin eine Hofhaltung einzurichten, zum andern dadurch, daß er eine Consulargarde von nicht weniger als 10,000 Mann gründete, aus welchem Elitenkorps dann später die Kaisergarde hervorging.

Trotzdem nun aber den Franzosen durch die „Constitution vom Jahr VIII" das genommen wurde, für was sie in den letztvergangenen Jahren Ströme von Blut vergossen hatten, so jubelte doch Alles den neuen Zuständen Beifall zu, denn nach so langen Stürmen sehnte sich

Fouché.

die Mehrzahl der französischen Bevölkerung nach Ruhe und Ordnung, damit Handel und Wandel, Gewerbe und Ackerbau sich wieder heben könnten. Nur allein den Extremen unter den Royalisten war Bonaparte ein Dorn im Auge, weil seine Herrschaft, je mehr sie sich befestigte, um so nothwendiger die Rückkehr der Bourbonen ausschloß, und ihrem Eifer gelang es, in der Vendée und in der Bretagne neue Chouansbanden ins Leben zu rufen, deren tapfere Führer Frotté, Georges Cadoudal, Sol de Grisolles, Bernier und Bourmont (der nachherige Marschall) den Schrecken bis nach Paris verbreiteten. Doch der erste Consul zauderte keinen Augenblick mit den zu ergreifenden Maßregeln und sandte sofort den General Hédouville

mit einem beträchtlichen Heere gegen die Revolutionäre ab. Zu gleicher Zeit setzte er in allen empörten Departements außerordentliche Tribunale nieder, um mit den Gefangenen ganz summarisch zu verfahren. In der That wurden nun auch mehrere, worunter der tapfere Frotté ohne weiteres erschossen; allein nach dieser Strenge ließ man die Milde walten und bot dem Reste der Empörer eine Amnestie an. Mit Freuden gingen sie (am 16. Februar 1800) im sogenannten Frieden von Montfaucon darauf ein, und von nun an hörte sowohl in der Vendée als in der Bretagne jeder Kampf und Widerstand auf. Ja die Bewohner jener Gegenden, die Adeligen und Geistlichen keineswegs ausgeschlossen, sohnten sich sogar bald

Moreau.

vollständig mit der neuen Regierung aus, und die in der Verbannung lebenden Bourbonenanhänger konnten daher ihrem Haß gegen den ersten Consul auf keine andere Weise mehr Luft machen, als durch Conspirationen und Mordanschläge. Doch alle diese Anschläge scheiterten entweder an der außerordentlichen Thätigkeit der Pariser Polizei, oder aber schützte den Consul — wie z. B. am Abend des 24. Dezember (3. Nivose), wo durch eine explodirende Höllenmaschine 8 Menschen getödtet und 28 schwer verwundet wurden, während Bonaparte auch nicht ein Ritzchen erhielt — sein bekanntes Glück, und die einzige Folge war, daß die Sache der Bourbonen nunmehr in ganz Frankreich vollends allen Halt verlor.

Im Innern von Frankreich die Ruhe herzustellen, gelang also dem ersten Consul mit leichter Mühe; nicht so aber gegen außen hin. Zwar allerdings richtete er sogleich nach seinem Regierungsantritt sowohl an den Kaiser Franz von Oesterreich als an den König Georg III. von England ein sehr versöhnliches Schreiben, worin er beiden Monarchen unter billigen Bedingungen den Frieden antrug; allein von beiden liefen durch ihre Minister ablehnende Antworten ein, von England sogar eine sehr brutale, und so blieb nichts übrig als die Erneuerung des Kriegs. Zum Glück übrigens hatte es Frankreich dießmal, weil Preußen fortfuhr neutral zu bleiben und auch der von seinen früheren Verbündeten beleidigte Paul I. von Rußland diesem Beispiel folgte, nur mit Oesterreich und England zu thun, und mit diesen beiden Mächten hoffte Bonaparte, der das Heer den Winter hindurch durch das Mittel der Conscription ungemein zu verstärken wußte, schon fertig zu werden. Seine Absicht war, den ganzen Feldzug, der natürlich wieder wie seither auf verschiedenen Seiten zumal zu spielen hatte, mit einem einzigen großen Schlag in Italien zu beendigen, und diesen Schlag wollte er dadurch möglich machen, daß er den Oesterreichern, welche 130,000 Mann stark unter Melas den in und um Genua liegenden General Masséna, der nur 40,000 Mann unter sich hatte, hart bedrängten, unversehens in den Rücken zu kommen suchte. Deßwegen zog er auch ganz in der Stille die besten Truppen, über die er verfügen konnte, im Ganzen etwa 60,000 Mann, in der Nähe von Genf zusammen, um sie im Frühjahr über die Alpen zu führen; vor der Welt aber machte er, um die Coalition zu täuschen, bedeutenden Lärm von der großen — in Wahrheit war sie gar nicht groß und bestand noch überdieß aus lauter Rekruten — Reservearmee, welche er in Dijon sammle, damit sie dem am Var bei Nizza kommandirenden General Suchet zu Hülfe kommen könne, falls er angegriffen würde. Nicht minder mußten die Zeitungen viel von der Rheinarmee, welche unter General Moreau's Befehl gestellt wurde, berichten, und es geschah mit einem Wort Alles, um die Feinde nicht hinter das Geheimniß der bei Genf sich sammelnden Hauptarmee kommen zu lassen.

Der Kampf entwickelte sich zuerst in Deutschland, indem Moreau mit seiner Armee bereits am 25. April zwischen Kehl und Diessenhofen über den Rhein ging. Unter ihm kommandirten die Generale Richepanse, St. Suzanne, St. Cyr und Lecourbe; ihm gegenüber aber stand als Heerführer der Deutsch-Oesterreicher nicht der Erzherzog Karl, sondern der Marschall Kray, da ersterer sich weigerte, von dem alle Bewegungen hemmenden Oberkriegsrathe in Wien Befehle anzunehmen. Unwiderstehlich drangen die Franzosen vor und gegen Ende Mai sahen sich die Oesterreicher, nachdem sie in einer Reihe von unglücklichen Gefechten bei Engen und Stockach, Mößkirch und Pfullendorf, Biberach und Memmingen geschlagen worden waren, gezwungen, sich auf Ulm zurückzuziehen. Uebrigens auch hier konnte sich Kray nicht halten, weil Moreau unterhalb Ulm über die Donau ging und ihm in den Rücken zu kommen drohte, und endlich kam es bei Hochstädt zum letzten entscheidenden Treffen, in welchem Kray aber, trotzdem er den Angriff drei Tage lang hinter einander (17.—19. Juni) erneuerte, gänzlich unterlag. Somit sah sich der österreichische Feldherr ge-

Napoleons Uebergang über den St. Bernhard.

zwungen, seine erschöpften Truppen bis an den Inn zurückzuführen, und wie nun auch aus Italien die betrübendsten Nachrichten einliefen, blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als bei seinem Gegner um einen Waffenstillstand nachzusuchen. Moreau willigte ein, und am 15. Juli ward der Stillstand in Parsdorf abgeschlossen. Die Bedingungen waren aber schwer, denn es mußte den Franzosen ganz Schwaben und Baiern nebst Regensburg und den fränkischen Ländern bis an die Regnitz überlassen werden.

So ruhmreich nun aber auch der Krieg in Deutschland von Moreau geführt wurde, so konnte er doch mit den Erfolgen, welche der erste Consul in Italien errang, nicht auch nur annähernd den Vergleich aushalten. Hier stand es, zu Anfang des Jahres 1800, wie wir wissen, sehr schlecht um die Franzosen, denn ihr ganzer Besitz beschränkte sich auf Genua und Nizza, und Marschall Melas, zur See von den Engländern bedeutend unterstützt, schickte sich eben — Mai 1800 — an, ihnen auch diese Städte vollends zu entreißen, indem er durch seinen Unterfeldherrn Ott Genua belagern ließ und mit der Hauptarmee in Person gegen Suchet in Nizza vorrückte. Doch in wenigen Tagen sollte sich dieß alles schrecklich ändern. Am 6. Mai reiste Bonaparte von Paris ab, um sich zu jener so geheimnißvoll am Genfersee gesammelten Armee zu begeben, und am 13. Mai hielt er zu Lausanne große Heerschau über sie. Gleich den andern Tag erschien der Befehl zum Aufbruch und nun erst erfuhren Offiziere wie Soldaten, um was es sich handle. Bonaparte beabsichtigte nämlich etwas seit Hannibals Zeiten nicht mehr Dagewesenes, den Zug über den damals noch in Schnee und Eis starrenden Großen Sanct-Bernhard, um von seinen Höhen aus ins Aostathal zu gelangen und dann nach Mailand zu marschiren. Er hätte einen andern weit bequemeren Weg wählen können, den über den Mont-Cenis, die gewöhnliche Heerstraße nach Savoyen; aber auf diese Straße war die volle Aufmerksamkeit der Feinde gerichtet, und wenn er sie einschlug, so wäre er im Augenblick verrathen gewesen. An den Großen Sanct Bernhard dagegen dachte Niemand und man hielt es sogar für rein unmöglich, eine Armee mit Reiterei und Artillerie hinüberzubringen. Der Schwierigkeiten waren es übrigens auch ganz immense, und man konnte z. B. die Kanonenröhren nur dadurch fortbringen, daß man sie sämmtlich in ausgehöhlte Baumstämme steckte, an welche sich dann die Soldaten Compagnienweise anspannten. Trotzdem aber wurde in vier Tagen (16.—20. Mai) der Uebergang vollendet und nun erst, als Bonaparte bereits in der Ebene Oberitaliens stand, erfuhr Melas die schreckbare Kunde. Sogleich eilte er mit dem größeren Theil seiner Armee — der kleinere sollte den General Suchet aufhalten — nach Turin zurück und befahl dem General Ott sofort, die Belagerung von Genua zu sistiren und mit seinen Soldaten zu ihm zu stoßen. Ott konnte jedoch nicht sogleich gehorchen, weil die Genua vertheidigenden Generale Masséna und Soult, durch den furchtbarsten Hunger genöthigt, ihm am 4. Juni diese feste Stadt übergaben; wie er nun aber gleich darauf in Eilmärschen dem Feldmarschall Melas, der seinerseits um sich mit ihm zu vereinigen bereits bis Alessandria vorgedrungen war, entgegenzog, traf er am 9. Juni mit der Vorhut Bonapartes unter Lannes in Montebello zusammen, woselbst er total in die Flucht geschlagen wurde. Bonaparte hatte sich nämlich gleich nach seinem Herabsteigen von dem

Alpengebirge am 2. Juni nach Mailand gewandt, um da nach Wiederherstellung der cisalpinischen Republik einen sicheren Rückhalt zu bekommen und zugleich seine ganze Armee zu concentriren. Nachdem aber dies in wenigen Tagen geschehen war, suchte er sofort die Oesterreicher auf, um dieselben womöglich mit Einem Schlage kampfunfähig zu machen. Einen Vorschmack dessen, was kommen sollte, bekamen sie, wie ich eben sagte, bei Montebello, die Hauptaction dagegen entwickelte sich erst fünf Tage später, am 14. Juni, bei Marengo unweit von Alessandria, woselbst die beiden Hauptarmeen unter Melas und Bonaparte zusammenstießen. Im Anfang schien sich das Glück für die Oesterreicher entscheiden zu wollen; allein gegen Abend, als der tapfere Dessaix mit den Reservetruppen erschien und der tollkühne Kellermann mit seinen Reiterregimentern den letzten Sturm unternahm, da gabs für die Kaiserlichen keinen Halt mehr, und sie zogen sich, nachdem der dritte Theil von ihnen gefallen war, in der furchtbarsten Unordnung zurück. Ja so entscheidend erwies sich der Sieg, daß, obwohl Bonaparte ebenfalls sehr viele Leute, besonders auch den braven Dessaix, verloren hatte, schon den andern Tag auf des Feldmarschall Melas dringende Bitte zu Alessandria ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, kraft dessen die österreichische Armee sich hinter den Mincio zurückziehen und den Franzosen ganz Oberitalien bis an den Oglio nebst 2000 Kanonen und 20,000 Centnern Pulver in den überlieferten Festungen Alessandria, Mailand (Citadelle), Turin, Piacenza und Genua überlassen mußte. Das war ein Erfolg fast ohne Gleichen, und darum ward auch Bonaparte, als er vierzehn Tage später, nachdem er dem General Masséna den Oberbefehl übergeben, nach Paris zurückkehrte, mit einer solch enthusiastischen Begeisterung empfangen, daß wenig gefehlt hätte, man hätte ihn damals schon zum Kaiser ausgerufen.

Kein Mensch zweifelte nunmehr daran, daß der wirkliche Frieden unmittelbar nachfolgen müßte, und in der That begannen auch sofort die nöthigen Unterhandlungen zu Paris. Allein es war alles nur zum Schein, denn Oesterreichs Regierung schloß gerade um diese Zeit einen neuen Vertrag ab, welcher dem Kaiser Franz gegen eine Subsidie von 24 Millionen Gulden die Verpflichtung auferlegte, ohne Englands Einwilligung keinen wirklichen Frieden abzuschließen. Endlich im Spätherbst wurde der erste Consul dieses Spieles müde und kündigte den Waffenstillstand. Er hatte aber nicht versäumt, in der Zwischenzeit die Heere in Italien und in Deutschland, besonders in letzterem bedeutend zu verstärken, und überdem erhielt der Oberfeldherr Moreau, welcher dießmal den Hauptschlag führen sollte, Untergenerale wie Ney, Augerau, Grouchy, Richepanse und Lecourbe. Umgekehrt handelte Oesterreichs Regierung, denn wenn auch die Armeen um ein Namhaftes vermehrt wurden, so übertrug man dagegen den Oberbefehl in Italien, statt an den erprobten Melas, an den ziemlich bedeutungslosen Grafen Bellegarde und in Deutschland sogar an den neunzehnjährigen Erzherzog Johann, welchem der ganz und gar unbekannte General Lauer als Mentor beigegeben wurde. Ueber den Ausgang des Kampfes konnten also Unparteiische nicht im geringsten im Zweifel sein, und es zeigte sich dieß sogleich in Italien, wo die Generale Masséna und Brune die Oesterreicher unter Bellegarde im Anfang December über den Mincio, die Etsch

und die Brenta zurückwarfen. Noch härter war der Schlag, welcher die Kaiserlichen in Deutschland traf, denn Moreau erfocht hier am 3. Dezember 1800 bei Hohenlinden einen so vollständigen Sieg über sie, daß ihre Armee fast ganz aufgelöst wurde. Jetzt berief man eilends den Erzherzog Karl, den Oberbefehl zu übernehmen; allein auch dieser Held konnte nun das geschehene Unglück nicht mehr abwenden, sondern er war vielmehr genöthigt, um die Eroberung Wiens durch Moreau abzuwenden, am 25. Dezember zu Steier einen Waffenstillstand abzuschließen, laut welchem die Franzosen ganz Tirol und Baiern nebst Oesterreich unter der Enns

Alexander I. von Rußland.

bis zum definitiven Frieden besetzt behielten. Unter solchen Umständen konnte die österreichische Regierung letzteren nicht mehr verweigern, weil sie sonst ganz verloren gewesen wäre, und so kam denn am 9. Februar 1801 der Frieden von Lüneville zu Stande, in welchem die Bestimmungen des Friedens von Campo-Formio zur Grundlage gemacht wurden. In Italien sollte künftig die Etsch, in Deutschland der Rhein die Grenzen bilden und überdem wurde festgesetzt, daß die durch Abtretung des linken Rheinufers beschädigten deutschen Fürsten auf dem rechten Ufer entschädigt werden sollten.

Auf den Frieden mit Oesterreich folgte unmittelbar darauf der Frieden mit Neapel am 23. März 1801; die Bedingungen aber, welche Bonaparte daran knüpfte, waren keine allzu leichten, denn es mußte nicht nur die Insel Elba und einiges andere Besitzthum abtreten, sondern seine Hauptfestungen und Häfen blieben auch für die Zukunft von 12,000 Franzosen besetzt und diese 12,000 Mann hatte die neapolitanische Regierung zu verpflegen und zu besolden. So blieb denn für Frankreich eigentlich nur noch ein einziger Feind übrig, England, und diesen zu besiegen war sehr schwer, da man ihm zur See nicht beikommen konnte. Dagegen gab es einen andern Weg, Britannien zu ruiniren, nämlich die Vernichtung seines Handels, und um diesen Zweck zu erreichen, setzte Bonaparte alle Hebel seiner Macht in Bewegung. Namentlich war es ihm hiebei um die Gewinnung Rußlands zu thun, denn jenes große Reich wie überhaupt der Norden Europa's war seit lange eine Hauptabsatzquelle der englischen Produkte, und somit trug er gleich nach Abschluß des Lüneviller Friedens dem Kaiser Paul an, er wolle ihm, dem der Malteserorden vor Kurzem die Würde des Großmeisters übertragen hatte, die Insel Malta abtreten, falls die Engländer, welche damals Malta belagerten, darauf eingingen. Wie vorauszusehen war, verweigerte dies Pitt, der allmächtige Minister Englands, und in Folge dessen faßte der russische Czar einen grimmigen Haß gegen Albion, während er umgekehrt gegen den ersten Consul freundlich gesinnt wurde. Nun sandte letzterer die sämmtlichen russischen Soldaten und Offiziere, welche sich damals noch von den letzten Feldzügen her in französischer Gefangenschaft befanden, alle neugekleidet und armirt, ohne irgend ein Lösegeld nach Rußland zurück, und von solcher Großmuth vollends überwältigt, faßte der Czar den ihm proponirten Plan „einer bewaffneten Neutralität" gegen England mit Begierde auf. Mit andern Worten, der Czar ging darauf ein, dem angemaßten Recht Englands, alle fremden, das heißt neutralen Staaten angehörigen Schiffe, wo es sie traf, zu untersuchen und wenn sie irgend etwas dem Feinde Nützliches bei sich führten, trotz ihrer neutralen Flagge zu confisciren, mit Waffengewalt entgegenzutreten, und gewann durch einen am 16. Dezember 1800 abgeschlossenen Vertrag auch noch Schweden, Preußen und Dänemark für diesen Plan. Ja auch noch alle übrigen Seemächte der Welt wollte man für diesen Plan gewinnen und wenn dies gelang, so mußte dadurch Englands Handel und Seemacht ungeheuer gefährdet werden. Dies sah auch die englische Regierung ein und sie war daher schnell entschlossen, dieses Bündniß sofort, ohne irgend auf ein Recht Rücksicht zu nehmen, mit Gewalt zu brechen. Alsbald wurde also eine mächtige Flotte von 54 großen Kriegsschiffen unter den Admiralen Parker und Nelson in die Ostsee gesandt, um zuerst die Dänen, dann aber auch die Schweden und Russen zu demüthigen, und diese Flotte passirte trotz des heftigen Feuers von Kronenburg den Sund beinahe ganz ungefährdet. Am 30. März 1801 erschien sie vor Kopenhagen und verlangte kategorisch den Rücktritt Dänemarks vom Neutralitätsbunde. Die dänische Regierung, an deren Spitze damals der Graf Christian von Bernstorf stand, weigerte sich dessen und sofort begannen die Engländer unter Nelson am 2. April den Angriff. Von beiden Seiten wurde äußerst tapfer gefochten und namentlich darf

man den Dänen das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich, obwohl die Schwächeren, mit einer unübertroffenen Bravour schlugen. Als aber ihre Vertheidigungslinie von Nelson durchbrochen, ihr Admiralsschiff Danebrog in die Luft gesprengt und ihre Blockschiffe in den Grund gebohrt waren, da glaubte der König Christian VII. oder vielmehr der für ihn (er war geisteskrank) regierende Kronprinz Friedrich (später von 1808 an König Friedrich VI.) der Ehre genug gethan zu haben und schloß, um nicht Kopenhagen nebst der Flotte der Vernichtung preiszugeben, am 9. April mit Nelson einen Waffenstillstand, worin er sich verpflichtete, vom nordischen Neutralitätsbunde vorderhand bis zum Frieden zurückzutreten. Gleich nachher segelte die englische Flotte weiter gegen Norden, um auch die Kriegsmarinen Schwedens und Rußlands heimzusuchen, und sicherlich wäre es auch hier zum Kampfe gekommen, wenn nicht am 19. April 1801, als Nelson eben auf der Höhe von Karlskrona angekommen war, die Nachricht von einer in St. Petersburg stattgehabten furchtbaren Katastrophe allen weiteren Feindseligkeiten mit einem Male ein Ende gemacht hätte.

Zu Anfang des Jahres 1801 hatte nämlich die Launenhaftigkeit des Kaisers Paul von Rußland einen solch hohen Grad erreicht, daß man ihn in der That für im Geiste verwirrt halten konnte. Tag für Tag wechselte die grausamste und rachsüchtigste Strenge mit Handlungen der großmüthigsten Milde, und da er der absolut unumschränkteste Monarch von der Welt war, so mußten Tausende, die er noch soeben mit seiner Gnade überschüttet hatte, ohne irgend zu wissen, warum, in die todtbringenden Bergwerke Sibiriens wandern. So fühlten sich denn am Ende selbst die nächsten Umgebungen des Monarchen ihrer Existenz nicht mehr sicher und in Folge dessen verschworen sich verschiedene Große des Reichs, worunter die Grafen Pahlen, Benningsen und Tschitschakow nebst den Gebrüdern Suboff und Orlow die hervorragendsten waren, den Monarchen mit Gewalt zu beseitigen. In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 führten sie ihr Vorhaben aus, das heißt, sie drangen — und dies wurde ihnen natürlich ganz und gar nicht schwer, da sie fast alle als Offiziere höchsten Rangs zu jeder Zeit freien Zutritt in's Schloß hatten — in's Schlafzimmer des Czaren ein und erdrosselten ihn auf eine höchst grausame Weise. Dieser Mord aber mußte nicht blos auf die Verhältnisse des Hofs, sondern auch auf die auswärtigen Verhältnisse Rußlands die weitgehendsten Folgen haben; denn Pauls Sohn und Nachfolger, Alexander I., war keineswegs ein Feind der Engländer, wie sein Vater, und man durfte also zum Voraus von ihm erwarten, daß er, der ohnehin den Frieden dem Krieg vorzog, den Feindseligkeiten mit England sogleich ein Ende machen werde. Dies war auch wirklich der Fall und schon am 17. Juni 1801 kam trotz der gegentheiligen Bemühungen des französischen Gesandten Duroc zwischen England und Rußland ein Vertrag zu Stande, in welchem das von England beanspruchte Seerecht ohne Weiteres anerkannt wurde. Nunmehr mußten sich natürlich auch Schweden und Dänemark fügen, da sie allein zum Widerstand zu schwach waren, und mit dem bewaffneten Neutralitätsbündniß, das Anfangs so schrecklich gefährlich ausgesehen hatte, nahm es also für immer ein Ende.

Trotz dieser außerordentlich glücklichen Wendung der Dinge übrigens

sah die englische Regierung nunmehr doch ein, daß dem Kriege mit Frankreich, der schon so viele Jahre gedauert hatte, jetzt endlich ein Ende gemacht werden müsse. Einmal nämlich war die Staatsschuld in diesen Jahren von 246 auf 598 Millionen Pfund Sterling (à 12 fl.) gestiegen, so daß die Zinsen kaum noch aufgebracht werden konnten. Zum Zweiten litt der englische Handel neuestens dadurch furchtbar Noth, daß durch des ersten Consuls Bemühungen die meisten Seestaaten Europa's — selbst Portugal durch einen in Verbindung mit Spanien im Sommer 1801 gegen dasselbe unternommenen Raubeinfall — sich verpflichteten, den englischen Schiffen und Waaren ihre Häfen fortan verschlossen zu halten. Zum Dritten herrschte in Irland unter den Millionen hungernder Katholiken, welche sich einem kleinen Häuflein protestantischer Grundbesitzer preisgegeben sahen, eine solche Aufregung, daß jeden Augenblick eine Revolution auszubrechen drohte. Zum Vierten endlich traf Bonaparte, wie man nur allzu gut wußte, in Boulogne und andern Seehäfen die großartigsten Zurüstungen, um eine Landung in England selbst zu versuchen, und das englische Volk gerieth darüber um so mehr in Schrecken, als ein zweimaliger Versuch des Helden Nelson, die französische Flottille in Boulogne zu zerstören, total gescheitert war. Alle diese Gründe zusammen nun hatten zur Folge, daß der bisher so allmächtige Premierminister Pitt am 10. Februar 1801 seinen Abschied nahm, worauf dann Georg III. ein Ministerium Addington ernannte. Sobald aber dieses am Ruder war, begannen auch die Friedensunterhandlungen mit Frankreich und diese führten, nachdem schon am 1. Oktober 1801 die Präliminarien unterzeichnet worden waren, zu dem definitiven Frieden von Amiens (27. März 1802), über welchen ganz Europa laut aufjubelte. Am meisten Ursache, zufrieden zu sein, hatte übrigens Frankreich; denn es verpflichtete sich darin zu nichts, als zur Räumung des Kirchenstaats und Neapels; dagegen gab England alle in fremden Welttheilen gemachten Eroberungen mit Ausnahme von Trinidad und Ceylon zurück und versprach sogar Malta dem Johanniterorden wieder zuzustellen, gleichwie es auch bereits Egypten an die Pforte zurückgegeben hatte.

Vorher schon, am 8. Oktober 1801, war auch der formelle — faktisch existirte er schon seit Souwarows Zurückrufung nach Rußland — Frieden mit Rußland abgeschlossen worden, und in demselben theilten sich diese beiden Großstaaten heimlich aber ohne Weiteres in die Herrschaft des europäischen Festlandes. Auch trafen sie Verabredungen über ein herzustellendes Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen und behielten sich vor, auf die deutschen Angelegenheiten, namentlich auf die bevorstehenden Entschädigungen und Vertheilungen, den gleichen Einfluß auszuüben.

Viertes Kapitel.

Vom Frieden von Amiens bis zur Aufrichtung des französischen Kaiserthums.

(27. März 1802 bis 2. Dezember 1804.)

Darüber waren die Staatsmänner, wie ich bereits weiter oben gesagt, längst einig, daß die deutschen Fürsten für ihre über dem Rhein erlittenen Verluste in dem reichen Besitzthum der geistlichen Stände Deutschlands Ersatz finden sollten; allein eine andere Frage war die Feststellung der verschiedenen Ansprüche und die richtige Vertheilung der eingezogenen geistlichen Güter. Ueberdem sollten „alle" Bisthümer und Klöster eingezogen werden, oder sollte man Ausnahmen machen und welche? Schließlich wenn man einmal am Aufheben und Vertheilen war, konnte man nicht auch an die Reichsstädte gehen oder wenigstens an eine Anzahl derselben, und vielleicht auch gar an einzelne kleinere reichsunmittelbare Grafen und Fürsten? Man sieht, das vorzunehmende Geschäft war ein überaus schweres, allein die beiden Großmächte Frankreich und Rußland machten es doch insofern für Kaiser und Reich etwas leichter, als sie am 18. August 1802 dem in Regensburg versammelten Reichstag einen vollkommen ausgearbeiteten Entschädigungsplan vorlegten, und die vom Reichstag niedergesetzte Reichsdeputation — ein Ausschuß von acht Reichstagsmitgliedern — hatte dann nichts weiter zu thun, als diesen Plan zur Ausführung zu bringen, sowie auch die Pensionirung der in dem großen Länderhandel ihres Einkommens verlustig gewordenen Herren vorzunehmen. Daß dies übrigens so kommen würde, wußte man in Deutschland schon lange vor dem 18. August 1802, denn man hatte es nicht verhindern können, daß nicht Einiges aus dem Geheimtractat zwischen Frankreich und Rußland vom 8. Oktober 1801 bekannt geworden wäre. Auch wußte man noch weiter, daß der bekannte Minister Talleyrand mit der Ausarbeitung des genannten Entschädigungsplanes beauftragt sei oder wenigstens die Hauptrolle dabei spiele, und so eilten denn die deutschen Fürsten dutzendweise nach Paris, um sich durch Schmeicheleien, Demüthigungen und Präsente die Protektion jenes Ministers sowie seines Herrn und Meisters, des ersten Consuls Bonaparte, zu erkaufen. Was Regensburg, was Berlin, was Wien! Nach Paris mußte man gehen, wenn man sich ein größeres Stück Entschädigung erbetteln wollte, und die Gefahr, bei dem großen Schacher verschlungen zu werden, konnte man ohnehin nur dort abwenden! Mit einer größeren Schmach hatten sich die deutschen Fürsten, die großen wie die kleinen, noch nie überdeckt, als damals, wo sie zwei fremde Mächte ganz willkürlich über ihre eigenen innern Angelegenheiten schalten ließen und ihnen sogar überdieß noch kriechend schweifwedelten; allein eben weil die Schmach eine so ungeheure war, will ich mich nicht in nähere Einzelnheiten

einlassen, sondern konstatire blos, daß das ganze Vertheilungswerk am 25. Februar 1803 vollendet und durch Beistimmung von Kaiser und Reich zum Gesetz erhoben wurde.

Am besten kam Preußen weg, denn es verlor jenseits des Rheins 48 Quadratmeilen mit 172,000 Einwohnern und erhielt dafür 230 Quadratmeilen, lauter gute Bisthümer und Abteien, mit mindestens 600,000 Einwohnern. Es mußte doch von Bonaparte dafür belohnt werden, daß es in den letzten Kriegen neutral geblieben war! Nicht minder gut wurden die süddeutschen Fürsten, besonders die Regenten von Baiern, Württemberg, Hessendarmstadt und Baden bedacht; denn Alexander I. wollte ihnen aus Verwandtschafts- und Bonaparte aus politischen Rücksichten wohl, d. h. letzterer beabsichtigte, sie für alle Zukunft an sein Interesse zu ketten und dafür das österreichische Interesse respective das Interesse für Kaiser und Reich in ihnen zu ertödten. Ueberhaupt war es nicht zu verkennen, daß der ganze Vertheilungsplan darauf ausging, Oesterreich nicht blos zu verkleinern, sondern auch ganz aus Deutschland hinauszudrängen, und deßhalb erhielt es auch seine sehr knapp ausfallende Entschädigung, statt in Deutschland, auf fremder Erde, im Venetianischen. Dagegen aber erhielten drei entthronte Fürsten, welche das deutsche Reich auch nicht das Geringste anging, ebenfalls einen Brocken von diesem Reich, nämlich der frühere Erbstatthalter von Holland, Wilhelm V., Fürst von Oranien, die Bisthümer Fulda und Corvai nebst der Reichsstadt Dortmund und noch einigen weiteren Ländereien, der gewesene Herzog von Modena, Herkules III., das obere Breisgau und endlich der verjagte Großherzog von Toskana, Ferdinand III., Salzburg und Berchtesgaden nebst Stücken von Passau und Eichstädt. Kurz, Frankreich und Rußland gingen damals mit Deutschland um, wie Räuber mit gestohlenem Gute, und wenn man das „Reich" nach dem 25. Februar 1803 wieder ansah, so kannte man sich gar nicht mehr aus. Alle Bisthümer, Abteien und Klöster waren ja verschwunden und von den 52 Reichsstädten hatten sich nur sechs, welche über bedeutende Bestechungsmittel zu verfügen hatten, nämlich Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg, erhalten. Dagegen gab es jetzt vier neu creirte Kurfürsten: Württemberg, Hessen-Kassel, Baden und Salzburg und in gewissen deutschen Residenzstädten war man niederträchtig genug, wegen vermehrter Größe, Ehre und Würde des Landesherrn Dank- und Freudenfeste zu begehen.

Worauf es bei dieser ganzen schändlichen Geschichte eigentlich abgesehen war, wird der Leser längst herausgefunden haben; darauf nämlich, den Willen der französischen Regierung statt dem des Kaisers in Deutschland maßgebend zu machen. Diese Absicht wurde auch ganz vollständig erreicht, indem die kleineren deutschen Fürsten, wie Baiern, Württemberg, Baden ꝛc. insgeheim Schutz- und Trutzbündnisse mit Frankreich abschlossen, das heißt mit andern Worten: indem sie sich ganz in die Arme des ersten Consuls warfen. Ueberdies durfte sich dieser noch des süßen Bewußtseins erfreuen, dem von ihm regierten Staate das ganze linke Rheinufer mit den schönen Städten Mainz, Aachen, Köln, Worms und Speier, zusammen ein Areal von mehr als 1200 Quadratmeilen des schönsten deutschen Bodens, gesichert zu haben. Doch nicht blos mit Deutschland ging Bonaparte so

gewaltthätig um, sondern auch mit allen andern Staaten, wohin sein starker Arm reichte, insbesondere mit Italien, der Schweiz und Holland. Vor Allem wurde Piemont im April 1801 förmlich in Frankreich einverleibt und, indem man es in sechs Departements nach französischem Zuschnitt eintheilte, zur 27. Militärdivision gemacht. Ein gleiches Schicksal erlitten Parma und Lucca, nachdem man sie den kurzen Traum eines „Etrurischen Königreichs" hatte träumen lassen, und die Ligurische Republik (Genua mit Gebiet) mußte darauf eingehen, daß der erste Consul ihren Dogen ernannte, mit andern Worten, daß Bonaparte durch diesen Dogen in Genua selbstherrisch regierte. Noch unumschränkter fast schaltete und waltete derselbe in der Cisalpinischen Republik, welche er, wie wir wissen, unmittelbar vor der Schlacht von Marengo provisorisch wiederhergestellt hatte. Im November 1801 nämlich wurden die Delegirten dieser Republik, 450 an der Zahl, nach Lyon berufen, um dort unter dem Namen einer „Consulta" über eine neue Verfassung zu berathen, und diese neue Verfassung fiel natürlich, hauptsächlich durch die Bemühungen Talleyrands, ganz nach dem Muster der damaligen französischen aus. Was aber die Hauptsache war, die Herren Delegirten erwählten den ersten Consul Frankreichs zum Präsidenten ihrer Republik und machten denselben dadurch zum Herrn von Cisalpinien. Freilich zeigte sich Bonaparte hiefür auch dankbar und ernannte nicht nur den Herzog von Melzi, einen geborenen Italiener, unter dem Namen eines Vicepräsidenten zu seinem Alter-Ego, sondern er oktroirte auch der Cisalpinischen Republik den neuen Namen einer „Italienischen", damit andeutend, daß er gesonnen sei, mit der Zeit den schönen Traum aller italienischen Patrioten, den Traum von einer Einheit Italiens, zur Wirklichkeit zu machen.

Ein fast gleiches Resultat, wie in Oberitalien, erreichte Bonaparte auch in der Schweiz, nur auf anderem Wege. Im Lüneviller Frieden war festgesetzt worden, daß die Schweizer mit vollkommener Unabhängigkeit sich eine eigene Verfassung geben dürften, und Frankreich zog deßhalb auch alle seine Truppen, die es noch dort stehen hatte, zurück. Kaum aber war dies geschehen, so brachen zwischen den verschiedenen Cantonen und Parteien große Zwistigkeiten aus, indem die Einen durchaus zur alten Kantönlis-Regierung zurückkehren wollten, während die Andern eine geradezu centralisirende Verfassung verlangten. Beim Wortstreit blieb es übrigens nicht, sondern man griff sofort zu den Waffen und lieferte sich blutige Schlachten. Nun erklärte Bonaparte, von den aus Bern hinausgejagten Centralisten dazu aufgefordert, die Vermittlerrolle übernehmen zu wollen, und ließ, um der Anarchie zu steuern, Ende Oktober 1802 eine Armee von 40,000 Mann unter General Ney in die Schweiz einrücken. Zugleich berief er Abgeordnete von allen Cantonen nach Paris, damit sie daselbst eine neue Verfassung beriethen, und als nun diese Abgeordneten sich zu Anfang des Jahres 1803 daselbst eingefunden hatten, legte er ihnen unter dem Titel einer „Mediationsacte" am 19. Februar den Entwurf einer Verfassung vor, die sie auch sofort nach kurzer Prüfung am 10. März annahmen. Nach dieser Verfassung bildeten die einzelnen Cantone, unter Aufhebung aller Privilegien und Cantonalvorrechte, einen Bundesstaat, in welchem die sechs Cantone Basel, Bern, Freiburg, Luzern, Solothurn

und Zürich abwechslungsweise den Vorort bilden sollten; mit diesem Bundesstaat aber trat Frankreich in ein Schutz- und Trutzbündniß, kraft welchem die Schweizer 16,000, in Kriegszeiten sogar 24,000 Mann zu dem französischen Heere zu stellen hatten, wogegen der erste Consul als „Mediateur" der Schweiz — dies war der Titel, den er in der neuen Schweizerverfassung bekam — das heißt als ihr Vermittler und Vormund versprach, sie gegen alle ihre Feinde mit seiner ganzen Macht zu schützen.

In Italien also und der Schweiz war der Wille des ersten Consuls so gut maßgebend, als in Frankreich selbst, und anders war es auch nicht in Holland oder, um es richtiger auszudrücken, in der Batavischen Republik.

Talleyrand.

Sie war und blieb ein Vasallenstaat von Frankreich und ein Wink Bonaparte's war für ihre Regierung, den sogenannten Staatsbewind (eine Art Tagsatzung wie in der Schweiz), ein förmlicher Befehl. Nebendem hielten die Franzosen in allen wichtigeren Plätzen starke Besatzungen, welche auf Kosten der Batavischen Republik ernährt, gekleidet und besoldet wurden, und letztere befand sich daher in keinen besonders glänzenden Umständen, um so weniger, als die Engländer sich längst in den Besitz des Handels, der Colonieen und der Flotte Bataviens gesetzt hatten.

Nach allem dem so eben Auseinandergesetzten stand also Frankreich nach dem Frieden von Amiens als die auf dem Festlande Europas ton-

angebende Macht da, und es ist kein Wunder, wenn die andern Staaten wegen der Uebergriffe, welche sich Bonaparte, wie wir gesehen, allüberall erlaubte, aufs höchste erbittert wurden. Doch wagte es keiner von ihnen, seinem Zorne Luft zu machen, England allein ausgenommen, welches nun als Repressalie weder Malta noch das Cap der guten Hoffnung herausgab, wie es doch im Frieden von Amiens versprochen gehabt hatte. Hiezu aber konnte wieder umgekehrt Bonaparte nicht schweigen, und noch weniger schwieg er dazu, daß die Engländer offenbar bei allen den Verschwörungen, welche gerade damals gegen sein Leben angezettelt wurden, die Hand im Spiele hatten. Kurz, es gab der Gründe genug, um den kaum geschlossenen Frieden von neuem zu brechen, und als Eingang zu demselben überhäufte man sich gegenseitig in den Zeitungen mit den heftigsten Schmähungen. Endlich nach einem heftigen Auftritt mit dem ersten Consul verlangte am 11. Mai 1803 der englische Gesandte Whitworth in Paris seine Pässe und am 18. Mai erfolgte dann von Seiten Englands die wirkliche Kriegserklärung. Der Krieg aber, der daraufhin begann, war kein gewöhnlicher Krieg, sondern ein Krieg des eingefleischtesten Hasses, und beide Theile schreckten dabei vor den schreiendsten Ungerechtigkeiten nicht zurück. So stellte die englische Regierung schon vor der Kriegserklärung eine Menge von Kaperbriefen aus, damit ja gewiß alle französischen und holländischen Handelsschiffe weggenommen würden, und die englischen Flotten setzten sich alsbald wieder in den Besitz der so eben erst geräumten französischen Colonieen. Außerdem unterstützte eine andere Flotte den blutigen Negeraufstand auf St. Domingo, und nur dem englischen Beistande ist es zuzuschreiben, daß jene Insel nach der Hinmordung aller Weißen sich unter dem Namen Haity zum Niggerfreistaat erklären konnte. Was aber noch schlimmer war, als alles Andere: die englischen Minister machten von jetzt an ganz offen gemeinschaftliche Sache mit den französischen Emigranten und erklärten sich damit zu Mitschuldigen von deren meuchelmörderischen Planen. Traten nun übrigens die Britten in diesem Kriege alles Recht und alle Moral mit Füßen, so blieb Bonaparte keineswegs hinter ihnen zurück und er bewies dieß schon dadurch, daß er ebenfalls vor der eigentlichen Kriegserklärung alle Engländer, die in Frankreich oder Italien reisten, ohne weiteres festzunehmen befahl und sie gerade so behandelte, als wären sie Kriegsgefangene. Auch ließ er sofort ein starkes Heer unter General Mortier in Hannover einrücken, weil zufälligerweise Georg III. von England auch Kurfürst von Hannover war, und legte diesem deutschen Lande, das doch gewiß mit dem Kriege Englands gegen Deutschland nichts zu thun hatte, nicht nur eine Kriegscontribution von 18 Millionen Francs auf, sondern nahm auch alles weg, was nur wegzunehmen war, Kanonen, Pferde und Waffen. Kurz, er behandelte es so hart, wie man ein erobertes Land nur behandeln kann, und die Hannoveraner, deren Armee sich gutwillig auflösen ließ, mußten die französischen 30,000 Mann starken Besatzungstruppen aus eigenem Beutel kleiden, nähren und besolden. Preußen, Oesterreich und das deutsche Reich aber, was thaten diese? Nun, sie ließen sich diesen Raub an Deutschland ganz ruhig gefallen und schienen die ihnen angethane Schmach gar nicht zu empfinden. Doch die Gefangennehmung friedlicher Engländer und die Besetzung eines deutschen, von Englands König regierten Landes war

nicht alles, was Bonaparte gegen England unternahm, sondern er sammelte unter dem Titel „Armee von England" an der Nordküste seines Reichs eine furchtbare Macht und traf zugleich die großartigsten Anstalten — weit großartiger als anno 1801 —, um mit diesen Truppen England selbst zu erobern.

So spielte sich der Krieg zwischen England und Frankreich in den Jahren 1803 und 1804 hin, ohne daß gerade von besondern Waffenthaten zu berichten gewesen wäre; daneben aber ging eben in dieser Zeit Frankreich selbst einer Umwandlung entgegen, welche die außerordentlichsten Folgen nach sich ziehen sollte, denn aus der Republik wurde jetzt ein Kaiserreich und der unumschränkte Beherrscher desselben wurde Napoleon I., der frühere General Bonaparte. Dieß machte sich übrigens keineswegs durch eine oder mehrere Gewaltmaßregeln, und noch weniger durch einen blutigen Staatsstreich; nein, es machte sich gleichsam von selbst, und zwar einfach dadurch, daß die Franzosen zu der Einsicht kamen oder auch zu der Einsicht hingeleitet wurden, wie nur eine glanzvolle Monarchie unter dem Scepter des ruhmreichen Bonaparte's ihnen das wahre dauernde Glück bringen könne.

Es ist nämlich eine bekannte Sache, daß Bonaparte in den wenigen Jahren, in welchen er als erster Consul das Regiment führte, für die innere Verwaltung Frankreichs, so wie für den Ackerbau, den Handel und die Industrie mehr that, als je unter irgend einem Monarchen vor ihm geschehen war. Ja, so glänzend bewährte sich in dieser Beziehung sein schöpferisches Genie, verbunden mit einer fast übermenschlichen Thätigkeit, daß man nicht wußte, sollte man ihn als Mann des Kriegs oder als Mann des Friedens höher stellen, und wie berechtigt ein solches Urtheil war, davon zeugt dieß, daß die meisten inneren Einrichtungen, deren sich Frankreich jetzt noch erfreut und deren Vortrefflichkeit Jedermann preist, ihm ihr Dasein zu verdanken haben. Er durchreiste die verschiedenen Departements, ließ Kanäle und Häfen graben, ließ Brücken bauen und Straßen herstellen und entfernte so alle Hindernisse, welche bisher dem Aufschwung des Privatwohlstandes im Wege gestanden waren. Doch alle die Maßregeln speciell aufzuzählen, durch welche unter seiner Oberleitung die Franzosen sich beglückt zu fühlen anfingen, würde mich viel zu weit führen, und so genüge es an dem merkwürdigen Factum, daß der Baarvorrath der Staatskasse, der sich am 20. Brümaire 1799 nur auf 760,000 Francs belief — gewiß für ein Reich von 30 Millionen Menschen eine äußerst armselige Summe, besonders wenn man bedenkt, daß zu gleicher Zeit die Armee und die Beamtenwelt seit Monaten keine Bezahlung erhalten hatten, — daß, sage ich dieser Baarvorrath schon im Jahr 1801 auf mehr als 300 Millionen gestiegen war und alle Auszahlungen ganz prompt ohne irgend einen Rückstand vom Stapel liefen. Kurz, es kam Ordnung in die Finanzen wie in die Verwaltung und das ganze Land erhielt dadurch ein anderes Ansehen. Doch, was noch weit mehr Werth hatte, die Schöpfungen des ersten Consuls erstreckten sich auch auf das geistige Wohl der Franzosen, und er förderte dieses sogar fast noch mehr als das materielle. Vor allem nenne ich in dieser Beziehung das „Bürgerliche Gesetzbuch", den nachher sogenannten »Code Napoleon«, welches er unter seinem eigenen Vorsitz von den ersten Notabilitäten in Civil-, Straf- und Handelssachen ausarbeiten ließ, denn

dieses Gesetzbuch, das sich in allem Wesentlichen auf die Grundsätze von Freiheit und Gleichheit stützte, ist von solch ausgezeichneter Art, daß auch die spätere Bourbonische Reaction nicht viel daran zu verändern wagte und selbst jetzt noch kein Staat sich eines besseren rühmen kann. Wie aber die Rechtspflege Bonaparte's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so auch die Religion und das Kirchenthum. Er selbst dachte in religiöser Hinsicht sehr frei, und man hat vielleicht das Recht zu behaupten, daß ihm persönlich jeder positive Glaube gleichgültig war; allein er sah ein, daß ohne Kirchenthum ein geordneter Gesellschaftszustand gar nicht denkbar ist, und hatte sich noch überdieß längst davon überzeugt, daß bei weitem der größte Theil der Einwohnerschaft Frankreichs sich darnach sehnte, den katholischen Glauben wieder endgültig hergestellt zu sehen. Darum trachtete er auch von Anfang an darnach, Frankreich mit der Kirche auszusöhnen, und diese Aussöhnung, welche er durch Milde gegen die Priester, so wie durch Freundlichkeit gegen den päbstlichen Stuhl längst angebahnt hatte, brachte er auch wirklich durch das am 15. Juli 1801 abgeschlossene, aber erst im April nächsten Jahres nach erhaltener Genehmigung des gesetzgebenden Körpers publicirte Concordat zu Stande. Dieß, das Concordat und der Code Napoleon, waren die zwei Hauptschöpfungen Bonaparte's für das geistige Wohl der Franzosen; ich kann aber nicht umhin, hier noch einer dritten Schöpfung zu gedenken, mit welcher er denselben Zweck verfolgte, obwohl vielleicht ohne ihn zu erreichen: ich meine die Schöpfung des Ordens der Ehrenlegion. Die Revolution hatte mit den Orden wie mit dem Adel gründlich aufgeräumt und in den vergangenen zehn Jahren würde sich's kein Mensch haben träumen lassen, daß je einmal der Flitterkram der Bänder, Kreuze und Sterne in Frankreich wieder eingeführt werden könnte. Doch Bonaparte kannte seine Franzosen besser; er wußte, daß sie nach Auszeichnungen trachteten, und diesem spornenden Gefühle nun trug er Rechnung, indem er am 19. Mai 1802 den Ehrenlegionsorden ins Leben rief. Nicht vergessen darf man jedoch hiebei, daß er nur diesen einen Orden stiftete und daß ihn nur Solche erhielten, welche sich wirklich, sei's im Felde, sei's im Civildienst, um das Vaterland verdient gemacht hatten.

Nach all dem bisher Gesagten wird es der Leser begreiflich finden, daß sich die Franzosen unter dem Scepter des ersten Consuls sehr glücklich fühlten; ja daß sie sogar ungemein stolz darauf waren, ihn ihren Oberherrn zu nennen, und daß also der Gedanke, dieses Verhältniß könnte nach Ablauf von einigen Jahren ein Ende nehmen, ungemein schreckhaft für sie sein mußte. Dieser in Frankreich, wie man mit Recht sagen kann, fast allgemein gewordenen Volksstimmung Rechnung tragend, äußerte nun auf den Vorschlag des Abgeordneten Chabot Ende April 1802 das Tribunal den Wunsch, man möchte dem ersten Consul, General Bonaparte, einen glänzenden Beweis der Dankbarkeit der Nation geben, und auf solchen Wunsch hin beeilte sich der Senat am 6. Mai 1802 zu beschließen, daß Bonaparte nach Ablauf seines zehnjährigen Consulats abermals auf zehn Jahre erster Consul sein solle. Allein mit dieser halben Maßregel waren Viele, insbesondere natürlich die näheren Freunde des ersten Consuls, nicht zufrieden, sondern sie verlangten geradezu „Lebenslänglichkeit seines Consulats", und selbstverständlich ging der tiefuntertänige Senat bereitwilligst

auch hierauf ein. Weil jedoch Bonaparte auf Befragen, ob er einen derartigen Senatsbeschluß billige, erklärte, daß hierüber vor Allem das Volk gefragt werden müsse, weil eine Abänderung der Constitution darin liege, welche der Senat nicht einseitig vornehmen könne, so modificirte dieser seinen Beschluß dahin, daß der französischen Nation die Frage vorzulegen sei: „ob Bonaparte Consul auf Lebenszeit mit dem Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, bleiben solle", und diese Frage wurde auch richtig bereits am 20. Juni 1802 zur Abstimmung gebracht. Das Resultat war ein für Bonaparte überaus glänzendes, denn von 3,577,379 abgegebenen Voten lauteten 3,568,885 bejahend, und so ward denn den Herren Senatoren die Freude, am 2. August 1802 das Decret veröffentlichen zu dürfen: „Das französische Volk ernennt und der Senat proclamirt Napoleon Bonaparte zum ersten Consul auf Lebenszeit." Damit aber der Mann, welchen „das Vertrauen, die Liebe und die Bewunderung des französischen Volks" — so drückte sich der Senat aus — „zu dieser hohen Würde erhoben habe", in seinen nur das Wohl Frankreichs bezweckenden Regierungsmaßregeln nicht gehemmt sei, dehnte ein schon am 15. August, dem Geburtstage Bonaparte's, erlassener weiterer Senatusconsult die schon ohnehin großen Vorrechte des ersten Consuls noch um ein Bedeutendes aus, und machte ihn dadurch (man ertheilte ihm das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen, das Begnadigungsrecht, das ausschließliche Vorschlagsrecht der Gesetze u. s. w. u. s. w.) zum förmlichen unumschränkten Monarchen von Frankreich. Auch lebte er von nun an wie ein Monarch; das heißt, er selbst für seine Person liebte militärische Einfachheit und behielt diese auch sein ganzes Leben lang bei; aber seine Umgebung und besonders die Umgebung seiner Gemahlin gestaltete sich zu einem förmlichen Hofstaate und die sämmtlichen alten Hofsitten und Hofgebräuche mit sammt den hochadeligen Hofämtern wurden wieder eingeführt.

Es war ein merkwürdiger Umschwung der Dinge; allein er geschah im Sinn der großen Mehrheit der Nation, welche sich gegenüber dem wüsten Getriebe der Revolution und ihrer Partheien der neuen schönen Ordnung recht herzlich erfreute und darin, daß der Ruhestifter und Verherrlicher Frankreichs das Regiment führte, ihren eigenen Ruhm fand. Freilich, starre Republikaner konnten sich nur mit äußerstem Widerstreben ins Unvermeidliche finden, aber sie fanden sich doch, und außer einigen wenigen, welche auswanderten, gaben sie sich schließlich alle zufrieden. Nicht so aber die Royalisten, oder vielmehr die extreme Parthei unter ihnen, und besonders diejenigen, welche freiwillig oder gezwungen im Auslande lebten. Sie wurden förmlich wüthend darüber, daß Bonaparte sich dieselben Rechte anmaße, welche nach ihrer Ueberzeugung nur den Bourbonen gehörten; noch mehr aber darüber, daß durch die Erhebung Bonaparte's zum lebenslänglichen Consul dem rechtmäßigen Nachfolger Ludwigs XVI., nämlich dem Grafen von Provence, der sich nach dem Tode seines Neffen, dem einzigen Sohn Ludwigs XVI. (dieser Knabe starb in Folge der Mißhandlungen von Seiten seines Kostherrn, des Schusters Simon, am 8. Juni 1795), den Titel „König Ludwig XVIII." gab, die Rückkehr nach Frankreich fast unmöglich gemacht wurde, und sofort stand bei Vielen von ihnen der Entschluß fest, den ersten Consul aus dem Wege zu räumen, um die

Bourbonen wieder möglich zu machen. In diesem Entschlusse wurden sie von den Engländern und selbst von den englischen Ministern vielfach bestärkt und so bildete sich eine förmliche Verschwörung, an deren Spitze sich der frühere General Pichegrü, welcher, vor Jahren zur Deportation verurtheilt, auf der Flucht entsprungen war, so wie der ehemalige Vendée-Häuptling Georges Cadoudal stellten. Bald verzweigte sich das Complott auch auf Frankreich, so wie auf Deutschland und die Schweiz, und überall wurde demselben von den englischen Gesandten und Agenten der eifrigste Vorschub geleistet. Endlich im Januar 1804 reisten Cadoudal und Pichegrü in guten Verkleidungen nach Paris, um in Verbindung mit General Moreau, den sie zu gewinnen hofften, das Ganze vollends in Scene zu setzen, und

Pius VII.

ihnen folgten auf englischen Schiffen drei Transporte von Verschworenen nach, welche in der Normandie heimlich ans Land gebracht wurden. Doch, um den Leser mit wenigen Worten von dem Ausgang dieser verbrecherischen Unternehmung in Kenntniß zu setzen: die Polizei kam durch Verrath zweier Verschworenen hinter das ganze furchtbare Geheimniß, und es gelang in der Zeit vom 26. Febr. bis 8. März die Häupter des Complotts nebst den meisten ihrer Genossen zu verhaften. Cadoudal mit neunzehn andern mußte das Schaffot besteigen und Pichegrü entging diesem Schicksal nur dadurch, daß er sich in seinem Gefängniß erhängte. Moreau dagegen, der wahrscheinlich nur Mitwisser, nicht aber Mitverschwörer war, wurde vom ersten Consul zur Auswanderung nach Amerika begnadigt, und die

übrigen vielen Verhafteten ließ man ganz frei. Doch vorher schon, ehe diese verschiedenen Urtheile gefällt wurden, hatte das Blutgericht ein weit edleres Opfer geliefert. Aus den Geständnissen der Verschwornen nämlich ging hervor, daß sie mit vielen vornehmen Emigranten in Deutschland in Verbindung gestanden waren, und es schien unzweifelhaft, daß der Herzog von Enghien aus dem Hause Condé, der damals in Ettenheim im Badischen hart an der französischen Grenze verweilte, nur deßwegen dort seinen Aufenthalt genommen habe, um sich sogleich nach der Ermordung Bonaparte's an die Spitze eines royalistischen Aufstandes zu stellen. Bonaparte ließ daher den Prinzen allem Völkerrecht zuwider in der Nacht des 15. März durch ein Detachement Soldaten gefangen nehmen und in aller Eile nach Vincennes bei Paris bringen. Dort ward am 21. Abends ein Kriegsgericht über ihn niedergesetzt und dieses verurtheilte ihn um zwei Uhr Morgens zum Tode. Schon zwei Stunden später, um vier Uhr Morgens am 22. März, vollzog man das Urtheil und die Weltgeschichte hatte eine blutige That weiter zu verzeichnen.

Die Verschwornen hatten geglaubt, durch die Ermordung des ersten Consuls ihrem Herrn und Meister Ludwig XVIII. den Weg zum Königsthrone zu bahnen; sie bewirkten aber das gerade Gegentheil, denn sie führten Bonaparte auf den Kaiserthron. Von allen Departements und Corporationen erhielt nämlich der erste Consul gleich nach der Entdeckung der Verschwörung Zuschriften, und in allen diesen Gratulationsschreiben wurde dem Gedanken Raum gegeben, daß die einzige würdige Strafe des versuchten Bourbonenfrevels darin bestehe, wenn man ihnen durch die Errichtung einer Bonapartischen Kaiserdynastie jede Hoffnung auf die französische Krone für immer abschneide. Auch der gesetzgebende Körper nebst dem Tribunate hielten Reden in diesem Sinne und der Senat drückte sich in einer Zuschrift an den ersten Consul vom 3. Mai 1804 noch deutlicher dahin aus, daß es für das französische Volk vom höchsten Interesse sei, die Regierung der Republik Napoleon Bonaparte als erblichem Kaiser anzuvertrauen. Kurz, die Frage, ob der erste Consul zum erblichen Kaiser der Franzosen erwählt werden solle, wurde dem Volke zur Abstimmung vorgelegt, und nachdem sich von 3,574,498 Stimmgebenden 3,572,329 bejaend ausgesprochen hatten, proclamirte der Senat das Kaiserthum durch eine feierliche Acte vom 18. Mai 1804; der Titel aber, welchen der neue Monarch führte, lautete: „Napoleon, durch Gottes Gnaden und durch die Constitutionen der Republik Kaiser der Franzosen."

Das neue Kaiserthum mußte natürlich sein Gepränge haben und es bekam dasselbe im höchsten Grade. Alle Glieder der Kaiserlichen Familie erhielten den Titel Prinzen und Prinzessinnen, und diesem Titel entsprachen die Apanagen. Großwürdenträger (Grands-Dignitaires) des Reichs gab es sechs: einen Großwahlherrn, Joseph Bonaparte; einen Groß-Connetable, Louis Bonaparte; einen Erzschatzmeister, Consul Lebrun; einen Reichserzkanzler, Consul Cambacères; einen Großadmiral, Mürat, Napoleons Schwager; endlich einen Staatserzkanzler, Eugen Beauharnais, Napoleons Stiefsohn. Eine dritte Rangstufe nahmen die Großbeamten und Großofficiere des Reichs ein, und es gehörte zu den ersteren der Großkammerherr Talleyrand, der Großhofmarschall Duroc, der Oberststallmeister Caulincourt,

der Oberjägermeister Berthier, der Obercerimonienmeister Segur, und der Großalmosenier Cardinal Fesch, Napoleons Oheim, zu den letzteren aber die Marschälle der Armeen, an der Zahl achtzehn, nämlich: Augereau, Bernadotte, Berthier, Bessières, Brüne, Davoust, Jourdan, Kellermann, Lannes, Lefebvre, Masséna, Moncey, Mortier, Murat, Ney, Perignon, Serrurier und Soult. Kurz, das Kaiserthum erhielt sein Gepränge; allein die größte Glorification wurde ihm doch erst damit, daß auf Napoleons Begehren der alte Pabst Pius VII. selbst von Rom nach Paris kam, um, wie Zacharias I. einstens den König Pipin und Leo III. den Kaiser Karl den Großen, die neue kaiserliche Dynastie einzuweihen. Am 2. Dezember 1804, an einem Sonntag, fand die Krönung in der Kirche Notre-Dame statt, und noch nie hatte Paris einen größeren Pomp gesehen.

Viertes Buch.

Die Jahre 1804 bis 1812

oder

Napoleon Bonaparte auf der höchsten Stufe der Macht.

Erstes Kapitel.

Von der Errichtung des französischen Kaiserthums bis zum Frieden von Preßburg oder die dritte Coalition gegen Frankreich.

(26. Dezember 1805.)

Mit der Ausrufung Napoleon Bonaparte's zum erblichen Kaiser der Franzosen begann eine solch außerordentliche Periode des Ruhmes, des Glückes und der Größe für diesen, einer geringadlichen corsischen Familie entsprossenen Krieger, daß das französische Volk selbst sich dadurch erhoben fühlte und über dem Taumel, in dem es schwelgte, all' das vergaß, wofür es zehn Jahre lang Ströme von Blut vergossen hatte. Man achtete also kaum darauf, daß der neue Herrscher eine der noch übrig gebliebenen republikanischen Einrichtungen nach der andern schwinden ließ und je mehr und mehr den Absolutismus vergangener Zeiten wieder einführte. So mußte jetzt selbst der republikanische Kalender dem alten Gregorianischen, wie man ihn überall — Rußland und Griechenland allein ausgenommen — in der Christenheit hat, wieder weichen und es war gerade, als sollte es werden, wie vor dem Jahre 1789.

Doch nein, nicht die alten Monarchen Frankreichs, selbst Ludwig XIV. nicht ausgenommen, hatte sich Napoleon I. zum Muster vorgesteckt, sondern einen viel Größeren, den Kaiser Karl den Großen, den wir Deutsche den Unsern nennen, und deßwegen ließ er auch an seinem Krönungstage die Krone, das Schwert und das Scepter des großen Karl vor sich hertragen. Herrschaft über die andern Völker Europa's war sein Ziel und das Bewußtsein, die in der Welt tonangebende, die „große" Nation zu sein, sollte die Franzosen über ihre verlorene Freiheit trösten. Deßwegen bahnte er auch schon vor seiner Krönung den Anfang dieser künftigen Weltherrschaft an, indem er den Vicepräsidenten Melzi nebst einer Anzahl von Senatoren und Deputirten der italienischen (Lombardisch-Venetianischen) Republik in der leicht

erkennbaren Absicht, „damit sie sich ein Beispiel daran nähmen", zu dieser Feierlichkeit nach Paris einlud; besagte Absicht aber realisirte er mit ziemlicher Leichtigkeit, denn die genannten Geladenen machten sich sofort in eine „Consulta" zusammen und decretirten nach nicht allzu langer Berathung am 18. März 1805 die Umwandlung ihrer bisherigen Republik in eine Monarchie, an deren Spitze der Kaiser Napoleon als „König von Italien" treten solle. Letzterer nahm natürlich die Wahl bereitwilligst an und ebenso auch die Einladung, sich in Mailand krönen zu lassen. Auch leistete er, nachdem er seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, den er zum „Vicekönig von Italien" ernannte, vorausgeschickt hatte, im April 1805 mit seinem ganzen Hofe dieser Einladung Folge, und schließlich — seine Reise war ein fortwährender Triumphzug, dessen Hauptglorie das am 5. Mai auf sich dem Schlachtfeld von Marengo gefeierte Siegesfest bildete — setzte er am 26. Mai zu Mailand unter demselben Gepränge wie vor Kurzem am 2. December zu Paris die altlombardische „eiserne" Krone auf. Kurz darauf, am 4. Juni, wurde Genua oder, wie diese Stadt mit ihrem Gebiet damals titulirt wurde, die „Ligurische Republik" auf den einstimmigen Wunsch des Ligurischen Senats mit Einschluß des Dogen geradezu als Provinz mit Frankreich vereinigt und ebenso einige Wochen später, am 21. Juli, Parma und Piacenza. Das kleine Lucca aber, das sich schon am 10. Juni durch seine republikanischen Vertreter einen Fürsten aus Napoleons Haus erbeten hatte, erhielt einen solchen in der Person des Corsen Felice Pasquale Bacciochi, des Gemahls (seit 1803) von Napoleons Schwester Elisa, welche von ihrem Bruder schon vorher mit der Herrschaft Piombino beschenkt worden war. So wurde die Herrschaft über ganz Oberitalien eine total französische und in ein ganz ähnliches Verhältniß trat zu dieser Zeit auch ein anderes an Frankreich angrenzendes Land, ich meine die Batavische Republik, welche bekanntlich früher den Titel „Vereinigte Staaten von Holland" geführt hatte. Napoleon forderte nämlich von den Bataviern geradezu, daß sie ihre Republik in eine Monarchie verwandeln sollten, damit endlich den dortigen Parteistreitigkeiten durch eine starke Regierung ein Ende gemacht werde, und die „Hochmögenden", d. i. die Mitglieder des gesetzgebenden Rathes, beeilten sich sofort, am 15. März 1805, den holländischen Gesandten in Paris, den bekannten Schimmelpenninck, einen Vertrauten des Kaisers, unter dem Titel eines Rathspensionärs an die Spitze der Regierung zu stellen. Dieser Rathspensionär aber war natürlich, ein so wackerer Mann er auch sonst sein mochte, nichts anderes, als eine Puppe in Napoleons Händen und bildete gleichsam nur die Stufe, auf welcher schon ein Jahr später ein Napoleonide zum Thron emporsteigen sollte. Fast eine größere Gewalt übrigens noch, als über Holland und Italien, übte Napoleon über Deutschland aus, oder wenn auch nicht über ganz Deutschland, so doch wenigstens über den Theil dieses einst so großen Reichs, welcher von den kleineren Fürsten beherrscht wurde. Man hatte dieß schon im September 1804 gesehen, wo Napoleon, noch vor seiner Krönung, am Rhein erschien, um in Aachen den Tag Karls des Großen, seines Vorbilds und Vorgängers, festlich zu begehen! Man hatte dieß noch mehr gesehen in Mainz, wo der Kaiser vierzehn Tage später die süddeutschen Fürsten insgesammt um sich versammelte, und wo diese sich beeilten, ihm

devoteſt ihre Huldigungen darzubringen! Ihm verdankten ſie ja, beſonders die Regenten von Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen, ſowie noch mehr der Reichserzkanzler und frühere Kurfürſt von Mainz, der Freiherr Karl Theodor von Dalberg, welcher nach dem Lüneviller Frieden zwar wie die andern Kirchenfürſten ebenfalls ſäkulariſirt, aber dagegen mit einem neuen aus Regensburg, Wetzlar und Aſchaffenburg beſtehenden Fürſtenthum entſchädigt worden war — ihm verdankten ſie ja alle ihre jetzige Größe und beſonders ihre jetzige Unabhängigkeit, warum hätten ſie alſo ihm nicht huldigen und noch mehr ihm nicht ſchmeicheln ſollen, da er ihr Hort, Schirm und Mehrer auch für die Zukunft zu ſein verſprach?

Ney.

Das waren die ſichtbaren Anfänge der Napoleoniſchen Weltherrſchaft und eben weil dieſe Anfänge ſo gar ſehr ſichtbar waren, hätten die anderen Beherrſcher Europa's gar wohl den Schluß daraus ziehen können, daß der neue Kaiſer von Frankreich dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern vielmehr auch ihnen keinen Raum neben ſich dulden werde. Deſſenungeachtet erkannten faſt ſämmtliche noch exiſtirenden unabhängigen Regierungen, insbeſondere auch Preußen und Oeſterreich, alſobald das franzöſiſche Kaiſerreich an, indem ſie ſich von dem Motiv leiten ließen, daß nunmehr mit der Revolution gründlich aufgeräumt ſei, und nur allein der Kaiſer Alexander von Rußland ſowie der damals ſchon halbverrückte König Guſtav IV. von

Schweden, von dem später noch mehr die Rede sein wird, beriefen ihre Gesandten von Paris ab, worauf natürlich die bisherigen französischen Gesandten in Stockholm und St. Petersburg sofort ebenfalls abreisten. Darin lag nun allerdings noch keineswegs eine gegenseitige Kriegserklärung, allein es lag doch so viel darin, daß Alexander wie Gustav IV. weit eher zum Krieg als zum Frieden mit Frankreich geneigt seien, und diese Stimmung wußte eine andere Regierung, die brittische nemlich, als Todfeindin Frankreichs, gar vortrefflich zu benützen, um eine dritte Coalition gegen die Tricolore zu Stande zu bringen.

Im Mai 1803 hatte, wie wir wissen, nach kurzem Stillstand der Krieg zwischen England und Frankreich wieder begonnen und derselbe war seither ohne Unterbrechung fortgeführt worden. Ja, um eine rechte Energie in die Sache zu bringen, mußte König Georg III. dem etwas schläfrigen und jedenfalls weniger kriegerisch gestimmten Ministerium Addington, dem Willen des Parlaments gemäß, seine Entlassung geben und dafür trotz seiner persönlichen Abneigung den Anno 1801 entlassenen Pitt, das Haupt der Aristokraten- oder Tory-Partei wieder an die Spitze der Regierung berufen. Trotz allem dem aber konnten die Engländer, als eine Inselnation, nur wenig ausrichten, und wenn sie auch die meisten Colonien der Franzosen sowie der von denselben abhängigen Holländer wegnahmen, wenn sie auch alle Mündungen der in die Ostsee und die sonstigen Meere mündenden feindlichen Flüsse blockirten, kurz wenn sie auch alles das thaten, was ihnen ihre Oberherrschaft zur See erlaubte, so konnten sie doch Frankreich keinen irgend erheblichen Schaden beibringen und namentlich blieben ihnen die französischen Küsten, sowie die der mit Frankreich verbündeten oder von diesem abhängigen Staaten vollständig verschlossen. Umgekehrt allerdings hatte ihnen Napoleon bisher auch nur wenig anhaben können, die Absperrung der Küsten, wie schon gesagt, ausgenommen; allein nunmehr zu Anfang des Jahres 1805 schien dieß doch anders werden zu wollen. Einmal nämlich rüstete der französische Kaiser, nachdem er sich auch Spanien — auf dieses Reich werde ich im vierten Kapitel zu reden kommen — dienstwillig zu machen gewußt hatte, in dessen sowie in seinen eigenen Häfen eine ungeheure Kriegsmacht aus, um damit gegen England die offene See zu behaupten, und zum andern war es seinem unermüdlichen Eifer gelungen, in den Häfen von Boulogne, Calais, Etaples, Wimereux und Ambleteuse eine Flotille von über zweitausend Transportschiffen, bemannt mit 16,000 Seeleuten und gefüllt mit 160,000 Mann Soldaten nebst 9000 Pferden und einer zahllosen Artillerie, zu versammeln. Gelang es nun Napoleon wirklich, diese ungeheure Macht an der Küste Albions zu landen, so lag es nicht in der Wahrscheinlichkeit, daß England derselben zu widerstehen vermochte, und dessen Regierung mußte also — außer den Anstalten zur Landesvertheidigung — allem aufbieten, um dadurch, daß es den großen Kriegshelden auf dem Festlande beschäftigte, die Gefahr einer Landung auf brittanischem Boden zu beseitigen. Daher die unermüdlichen Anstrengungen Pitt's, eine neue Coalition festländischer europäischer Mächte gegen Frankreichs Dictator in's Leben zu rufen.

Am leichtesten gelang ihm dieß mit Gustav IV. von Schweden. Dieser war Anno 1792, ein vierzehnjähriger Jüngling, seinem Vater Gustav III.

auf dem Throne gefolgt und bildete sich, je mehr er heranwuchs, zu einem solch' starrsinnigen und zugleich abergläubigen Charakter aus, daß man ihm bald mit Vernunftgründen gar nicht mehr beikommen konnte. Namentlich wurde das „Von-Gottes-Gnadenthum" zur fixen Idee in ihm und schon deßwegen haßte er den aus dem Volke hervorgegangenen Corsen-Kaiser von Grund seiner Seele. Wie er aber nun vollends von dem Mystiker Jung-Stilling erfuhr, daß Napoleon nichts anderes sei, als das in der Offenbarung Johannis (XIII. 8) mit der Zahl 666 bezeichnete große Thier, hielt er jede Verständigung mit Frankreich für eine Sünde gegen die Gottheit und was war also natürlicher, als daß er die erste Aufforderung Pitt's, gegen Napoleon die Waffen zu ergreifen, mit einem freudigen Ja begrüßte? Fast eben so gerne sagte auch Alexander von Rußland Ja, obwohl freilich aus andern Gründen. Ihn hatte schon die Besetzung Hannovers durch ein französisches Heer (s. weiter oben) ungemein unangenehm berührt, weil dadurch die Besitzungen seiner nächsten Verwandten, der Herzoge von Oldenburg und Mecklenburg, sehr stark bedroht wurden. Noch mehr steigerte es seinen Zorn, als er erfahren mußte, wie rücksichtslos Napoleon in Italien verfuhr, eine Rücksichtslosigkeit, die letzterer am Schlusse des Jahres 1803 sogar so weit steigerte, daß er, trotzdem die Königin Karoline von Neapel sich unter den besonderen Schutz Alexanders stellte, die Neapolitanischen Häfen ohne weiteres (damit keine englischen Waaren mehr darinnen gelandet werden könnten) mit seinen Truppen besetzte. Am allerheftigsten alterirt wurde jedoch der Czar ob dem Morde des Herzogs von Enghien und da Napoleon denselben, statt ihn zu sühnen, sogar noch als Staffel zum Kaiserthrone benützte, so ward sofort die russische Gesandtschaft abberufen. Jetzt hatte der englische Premierminister gewonnenes Spiel und er wußte durch seine Versprechungen, worunter vor allem großartige Subsidiengelder gehörten, so glücklich zu arbeiten, daß endlich am 11. April 1805 eine förmliche Allianz zwischen England und Rußland zu Stande kam. Doch auch damit war der Krieg noch nicht erklärt, sondern ehe man dieß that, mußte nothwendig vorher Oesterreich und wo möglich auch Preußen gewonnen werden, da England und Rußland nebst dem machtlosen Schweden Frankreich allein nicht gewachsen waren. So ging es denn nun mit dem gränzenlosesten Eifer an die Bearbeitung der österreichischen und preußischen Regierung, und die erstere ließ sich wirklich ködern. Man versprach ihr ja die alten Grenzen in Deutschland und in Italien das Mailändisch-Venetianische und solchen Lockungen konnte der damalige österreichische Staatskanzler und Premier, der vom abgegangenen Minister Thugut stark beeinflußte Graf Cobenzl unmöglich widerstehen! Man schloß also, trotzdem der Erzherzog Karl, der damals den Vorsitz im Hofkriegsrath führte, auf's eindringlichste warnte, weil es sowohl an Geld, als an Truppen und guten Führern mangle, am 9. August den Allianz-Vertrag mit Rußland, Schweden und England ab und rannte sozusagen blindlings in's Elend. Viel klüger griff's dem Anscheine nach Preußen an. Dieses nämlich setzte sich im Anfang auf's hohe Roß eines Vermittlers und nahm dann von allen Seiten gedrängt den noch höheren Standpunkt der Neutralität ein. Schließlich aber endete es damit, daß Friedrich Wilhelm III., nachdem er

sich von seinen Ministern Haugwitz und Lombard bald nach dieser bald nach jener Seite hatte hindrängen lassen, dem Kaiser Alexander zu Gefallen, der am 25. October 1805 deßhalb selbst nach Berlin kam, durch eine Drohnote vom 3. November den Kaiser Napoleon sich zum Feind machte, ohne dagegen seine Drohung, eine Armee von 180,000 Mann zu den Alliirten stoßen zu lassen, in Wirklichkeit zu verwandeln, und dieser Schlußact seines Hin- und Herschwankens brachte ihm später dasselbe Elend, in welches jetzt Oesterreich durch seinen offenen Beitritt zur englisch-schwedisch-russischen Allianz vom 9. August 1805 kommen sollte.

Doch wie ereignete sich nun dieß? Es ist mit wenigen Worten erzählt. Napoleon erfuhr natürlich ganz genau, was den Sommer über mit diesem Staat verhandelt wurde. Ebenso genau wußte er, daß Schweden ein ohnmächtiger Staat sei, der nicht viel leisten könne, sowie daß die ganze Beihülfe Englands in Subsidien, also in Geld, nicht in Mannschaft bestehe. Als wirkliche Feinde hatte er also mit Oesterreich und Rußland zu fürchten und somit beschloß er, das erstere zu vernichten, ehe noch die Hülfstruppen aus dem weitentlegenen Rußland auf deutschem Boden erschienen sein könnten. Er beschloß es, und auf den Beschluß folgte die That, so daß es noch nie einen kürzeren und entschiedeneren Feldzug gegeben hat. Bereits am 24. August 1805 schloß er einen Vertrag mit dem Kurfürsten von Bayern, seinem treuen Anhänger, kraft welches dieser ihm die bayerische Armee bis Würzburg entgegen zu führen hatte. Dann erließ er am 27. August im Lager zu Boulogne einen Tagesbefehl an seine Armee und auf diesen Befehl hin, setzte sich das an den Nordküsten versammelte, zum Theil schon eingeschiffte Heer in sieben Colonnen, welche von Bernadotte, Davoust, Soult, Lannes, Ney, Augerau und Marmont geführt wurden, unter seinem Oberbefehl gegen Deutschland in Bewegung. Endlich schickte er dem in Italien kommandirenden Masséna Verstärkungen zu, damit dieser sich gegen jeden Feind halten könne. Es war ein einheitlicher, großartiger, später von Feind und Freund bewunderter Feldzugsplan, den er in wenigen Stunden entworfen hatte, und nach diesem Plan wurde gehandelt. Die ihm gegenüber stehenden Feinde aber — nun ihre Armeen gaben denen Frankreichs an Stärke (Erzherzog Karl commandirte über 120,000 Mann an der Etsch gegen Italien, 6000 Engländer mit 14,000 Russen sollten von Malta und Corfu aus in Unteritalien einfallen, 48,000 Schweden, Russen und Engländer waren gegen Hannover bestimmt, 25,000 Oesterreicher standen unter Erzherog Johann in Tyrol, 120,000 Russen rückten in zwei Corps unter Kutusow und Buxhövden von Polen her vor, und 80,000 Oesterreicher unter Erzherzog Ferdinand, mit dem General Mack als Mentor an der Seite, marschirten auf Schwaben und nach dem Rheine zu) und gewiß auch an Tapferkeit nichts nach, aber es fehlte der Geist, die Energie und die Einheit, welche in dem Worte Napoleon lag.

Am 9. September brach Erzherzog Ferdinand oder vielmehr General Mack, denn er war der factische Oberanführer, in Bayern ein. Er glaubte den Kurfürsten Max Joseph durch plötzlichen Ueberfall zu zwingen, mit seiner ganzen Armee der Coalition beizutreten; aber Max Joseph hatte diese Armee bereits nach Würzburg geführt und die Oesterreicher konnten

nichts occupiren als die Hauptstadt München. Mack drang nun weiter nach Schwaben vor und nahm mit seinen verschiedenen Corps Anfangs October Stellung zwischen Ulm und Memmingen. Hier wollte er sich mit den aus Polen heranmarschirenden Russen vereinigen und dann die Franzosen, die nach seiner Meinung von Straßburg her kommen würden, erwarten. Aber das Kutusow'sche Corps war damals erst bis nach Mähren vorgerückt, während das Buxhövdensche gar noch in Polen selbst stand, und was noch schlimmer — die französischen Heere hatten ihn um jene Zeit längst überflügelt. Nachdem diese nämlich vom 24.—26. September an verschiedenen Punkten den Rhein überschritten, eilte Bernadotte durch Franken, wo er sich mit den Bayern vereinigte, gegen Ingolstadt zu und andere Corps besetzten die Lechlinie, sich so zwischen die Russen und Oesterreicher stellend. Napoleon selbst kam am 2. October nach Ludwigsburg und erwarb sich dort in zwei Stunden die Bundesgenossenschaft des Regenten von Württemberg mit seinen 10,000 Mann. Ein gleiches geschah ein paar Tage später mit Baden und ungehindert konnten also auch die letzten französischen Corps gegen Ulm vorrücken. So schloß sich das Netz immer enger und enger um die gesammte unter Mack stehende österreichische Armee und jeder Tag vom 10. October an brachte einem seiner vorgeschobenen Armeecorps ein unglückliches Gefecht oder gar eine vollständige Niederlage. Endlich am 14. October gingen den österreichischen Generalen in Mack's Umgebung die Augen auf und sie drangen darauf, daß sich die Armee über Heidenheim und Nördlingen nach Böhmen durchschlagen müsse. Mack verweigerte es und nun unternahm Erzherzog Ferdinand auf General Schwarzenbergs Andrängen dieses Wagniß mit einem Theil der Armee, 24,000 Mann meist Reiterei, am 14. October Abends auf eigenes Risiko. Das Wagniß gelang, obwohl mit ungeheuerem Verlust, und auch vom Corps Werneck entkam wenigstens ein Theil in ähnlicher Weise. Mack selbst mit der Hauptarmee — vielleicht noch 40,000 Mann — blieb. Weil aber am nämlichen 14. October der Marschall Ney, indem er das österreichische Corps unter Laudon bei Elchingen an der Donau, zwei Stunden unterhalb Ulm, auf's Haupt schlug, den Uebergang über die Donau erzwang, mußte sich Mack in Ulm einschließen und ergab sich da, vom Schrecken völlig übermannt, am 20. October mit der ganzen Armee, ohne auch nur einen Schuß zur Vertheidigung Ulms gethan zu haben. Dreiunddreißigtausend Mann, darunter achtzehn Generale, mußten an diesem Tage, vor Napoleon vorbeiziehend, schmachvoll ihre Waffen und Fahnen niederlegen, — von dem unermeßlichen Gepäck, nebst dem herrlichen Artilleriepark gar nicht zu reden — und alles dieß, weil es der österreichischen Regierung beliebt hatte, einen schon vorher allgemein als untüchtig erkannten Plänemacher und Wortedrechsler, wie den Feldmarschallieutenant Freiherrn von Mack, den Günstling der Ultramontanen, an die Spitze der Armee zu stellen! Was nützte es nachher, daß derselbe später von dem Kriegsgerichte aller Ehren, Würden und Dienstvorrechte für verlustig erklärt wurde, und auch von 1815 an, wo man ihn begnadigte, in dunkler Dürftigkeit sein Leben hinbringen mußte? Die Hauptarmee war vernichtet bis auf wenige Trümmer, die sich später in Böhmen wieder zusammenfanden, und die Sieger fanden es nun natürlich leicht, auch die 25,000 Mann unter Erzherzog Johann in der

Schweiz, sowie die 30,000, welche Erzherzog Karl aus Italien zu Hülfe sandte, vollständig aufzureiben.

Ohne Rast und Ruhe beutete Napoleon seinen großartigen Sieg aus und am 13. November hatte er bereits Wien besetzt, aus welchem der Kaiser zwei Tage zuvor mit der ganzen vornehmen Welt nach Mähren entflohen war. Dorthin zog sich auch der schon bis Braunau vorgerückt gewesene Kutusow mit seinem Corps, indem er sich unterwegs etwa durch 20,000 Oesterreicher unter Kienmayer verstärkte, in Eilmärschen zurück, um sich mit den übrigen Russen unter Buxhöwden zu vereinigen; allein diesen Rückzug bewerkstelligte er nur mit großen Verlusten, indem ihm die von Wien aus nachrückenden Franzosen stets auf den Fersen waren und jeden Augenblick seinen Nachtrab angriffen. Endlich jedoch zu Ende November gelang ihm die Vereinigung mit Buxhöwden in der Nähe von Olmütz, wo sich die beiden Kaiser Alexander und Franz II. befanden, und nun beschloß er den Franzosen, deren Hauptquartier unter Napoleon selbst sich bereits bis Brünn vorgeschoben hatte, eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Er glaubte dieß mit um so größerer Siegesgewißheit thun zu dürfen, als die Stärke des französischen Heeres — Napoleon hatte überall von München bis nach Wien und von Wien bis nach Brünn eine Menge von Besatzungen und Beobachtungscorps zurücklassen müssen — nur 70,000 Mann betrug, während er selbst, trotz aller gehabter Verluste, immerhin über 85,000 Mann befehligte. Am 2. December, dem Tag der Kaiserkrönung Napoleons, wurde diese Schlacht geschlagen und die Anhöhen von Austerlitz waren es, von welchen herab die Russen um 7 Uhr Morgens den Kampf eröffneten. Auch kämpften sie mit nicht gewöhnlicher Tapferkeit und keiner ihrer Officiere versäumte seine Pflicht auch nur im geringsten; aber trotzdem erlitten sie eine Niederlage, wie sie fast unerhört ist in der Kriegsgeschichte, und nie bewährte sich das Feldherrngenie Napoleons großartiger als an diesem Tage. Gegen 40,000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde, aber von diesen gehörten kaum 5000 den Franzosen, alle übrigen den Russen und Oesterreichern an. Ueberdem hatten diese 25,000 Mann an Gefangenen, sowie 40 Fahnen und 150 Kanonen verloren, so daß Napoleon also mit Recht sagen konnte, die Armee des Feindes sei so gut wie vernichtet gewesen.

Nach einer solch' furchtbaren Niederlage wird man es begreiflich finden, daß die Ueberreste der russischen Armee, so schnell als es ging der nahen Grenze von Ungarn zu retirirten, um bei ihrer dort stehenden Reservearmee unter General Essen Schutz zu suchen, und ebenso selbstverständlich war es, daß der nunmehr fast vertheidigungslose Kaiser Franz den Kaiser Napoleon schon am 3. December um eine persönliche Unterredung bitten ließ. Napoleon gewährte sie ihm am 4. in einem Bivouac bei den Vorposten und in Folge derselben war am 6. zwischen Fürst Lichtenstein und Marschall Berthier ein Waffenstillstand abgeschlossen, kraft dessen die Russen die österreichischen Lande in einer bestimmten Frist und auf einer bestimmten Route zu räumen hatten. Ueberdem ward abgemacht, daß die Franzosen alle österreichischen Gebiete, die sie jetzt inne hatten, bis zum definitiven Frieden besetzt halten durften, sowie auch daß diese Gebiete eine Contribution von 200 Millionen Francs zahlen und noch extra den Unter-

halt der französischen Truppen bestreiten müßten. Bei solch drückenden Bedingungen beeilte sich Kaiser Franz den definitiven Frieden so schnell als möglich herbeizuführen, und schon am 26. December wurde derselbe zu Preßburg unterzeichnet. Oesterreich erkannte darin alle Veränderungen an, die Frankreich in Italien, Holland und der Schweiz angeordnet hatte, und trat nicht weniger als 1140 Quadratmeilen mit fast 3 Millionen Einwohnern ab, nämlich das Venetianische an das Königreich Italien, Tyrol aber und die sämmtlichen sogenannten vorderösterreichischen Lande an Bayern, Württemberg und Baden. Dagegen erhielt es als kleinen Entschädigungs-Bissen Salzburg und dem damaligen Inhaber von Salzburg, dem früheren Großherzog von Toskana, wies man dafür Würzburg als Herrschersitz an.

Solch' furchtbare Wirkungen hatten zwei verlorene Schlachten und an diesen war es, wie wir gleich im nächsten Kapitel sehen werden, noch nicht einmal genug.

Zweites Kapitel.

Die große preußische Katastrophe und der Friede von Tilsit.

(9. Juli 1807.)

Viele Millionen hatte England aufgewandt, um den dritten Coalitionskrieg zu Stande zu bringen, und alle diese Millionen waren nach dem unglücklichen Ausgang desselben so gut wie verloren. Doch fast an demselben Tage, an welchem zu Ulm Oesterreichs Geschick sich entschied, nämlich am 21. October 1805, lieferte der englische Seeheld Nelson der vereinigten französisch-spanischen Flotte eine Schlacht, in welcher die auf dem Festland verlorenen Millionen zehnfach wieder zurückerobert wurden. Unendlich viel Mühe, Zeit und Geld war von Seiten Frankreichs in den letzten Jahren darauf verwendet worden, eine Seemacht zu schaffen, welche sich mit der englischen messen könnte, und als nun endlich diese unter den Admiral Villeneuve gestellte Flotte, nachdem sie sich mit der spanischen unter Gravina vereinigt, auslief, um den von den Engländern blockirten Hafen von Brest zu entsetzen, stieß sie an dem genannten 21. October beim Cap Trafalgar zwischen Cadiz und der Meerenge von Gibraltar auf den Feind, der ihr in wenigen Stunden eine furchtbare Niederlage beibrachte. Dreiundzwanzig ihrer schönen Linienschiffe wurden erobert oder in den Grund gebohrt und nur zehn konnten sich nach Cadiz retten. Ueberdem gerieth Admiral Villeneuve in Gefangenschaft, und Admiral Gravina erlag seinen empfangenen Wunden, so daß also dieser Seesieg der Britten ein eben so entscheidender war, als sechs Wochen später der französische Landsieg bei Austerlitz. Doch trübte er sich den Engländern nicht wenig dadurch, daß der Held Nelson in der Schlacht durch einen feindlichen Schuß getödtet wurde, und noch mehr dadurch, daß nur ein paar Monate später,

der hochberühmte Lenker des englischen Staates, William Pitt, am 23. Januar 1806 ebenfalls in's Grab sank. Auch fielen beide Todesfälle, besonders der letztere, schwer in die Wagschale Frankreichs, denn nun kam in England Charles James Fox, der bisherige Nebenbuhler Pitt's und sein größter Gegner in allen politischen Hauptfragen, an's Ruder und dieser knüpfte nicht blos sogleich Friedensunterhandlungen mit Napoleon an, sondern ließ, was noch größeres Gewicht hatte, letzterem Zeit und Muße, den Frieden von Preßburg ganz nach Lust und Liebe auszubeuten.

Und diese Ausbeutung war wirklich eine großartige, ja eine so großartige, daß einige wenige Andeutungen genügen werden, sie dem Leser klar vor Augen zu führen. Vor allem lag dem Sieger von Ulm und Austerlitz daran, seinen Einfluß in Deutschland, oder vielmehr seine Oberherrschaft über Deutschland zu einer bleibenden zu machen und somit forderte er die Fürsten des Reichs auf, Gesandte nach Paris zu senden, um über einen Bund mit ihm zu berathen. Bayern, Württemberg, der Reichserzkanzler von Dalberg, Baden, Berg, Darmstadt, Nassau-Weilburg und Usingen, Hohenzollern, Salm, Isenburg, Lichtenstein, Ahremberg und Leyen gehorchten seinem Winke und am 17. Juli 1806 ward die betreffende Bundesacte unterzeichnet. Der neue Bund hieß der „Rheinbund", und seine Mitglieder, die sich damit — ihre betreffende Erklärung übergab der französische Gesandte am 1. August dem Reichstage zu Regensburg — auf immer vom deutschen Reichsverband lossagten, erhielten vollkommene Souveränetät im Innern ihrer Staaten; der Kaiser Napoleon aber übernahm unter dem Titel eines „Protectors" ihren Schutz gegen Außen (wogegen sie ihm ihre Armeen überließen) und erlaubte ihnen alle die bisher reichsunmittelbaren Grafen und Herren, deren Besitzthümer sich innerhalb ihrer Lande befanden, zu „mediatisiren", d. h. sie zu landsässigen Unterthanen zu machen. In Folge dessen hörte natürlich das deutsche Reich zu existiren auf, und Franz II. legte sofort die deutsche Kaiserkrone nieder, indem er sich statt dessen Franz I. Kaiser von Oesterreich nannte; von den neuen Rheinbundfürsten aber erhielten zwei, die von Bayern und Württemberg, den Rang und Titel von „Königen", während die andern wie die von Baden, Berg und Darmstadt zu Großherzogen, oder wenigstens wie die beiden Nassau u. s. w. zu Herzogen avancirten. Eine noch bevorzugtere Titulirung erhielt der Kanzler Dalberg, denn ihn ernannte sein hoher Gönner Napoleon zum „Fürsten-Primas" des neuen Bundes und er durfte auf dessen Versammlungen den Vorsitz führen. Welcher Triumph nun für die neuen Souveränetäten! Sie führten ja jetzt die Titel „Majestäten" und „Hoheiten", und konnten als „unumschränkte Herrscher" die früheren landständischen Verfassungen ihrer Stammlande nach Herzenslust mit Füßen treten. Was lag also daran, daß der französische Kaiser sie gar nie anders denn als rein willenlose Vasallen behandelte und mit und in ihren Territorien — man denke nur an den Buchhändler Palm von Nürnberg, der wegen Verbreitung einer Flugschrift, in welcher Napoleon sich starke Verunglimpfungen sagen lassen mußte, am 26. August 1806 in Braunau kriegsgerichtlich erschossen wurde — schaltete und waltete, als wäre er der unmittelbare Gebieter!

Französische Vasallenstaaten waren also die neuen Rheinbundstaaten

und, um dieses Vasallenthum recht unauflöslich zu machen, fügte Napoleon, wenigstens bei den Beherrschern der drei größten unter ihnen, auch noch verwandtschaftliche Bande hinzu. Deßhalb ward im Januar 1806 Eugen Beauharnais, sein Stiefsohn, mit der ältesten Tochter des Königs von Bayern, im April 1806 der Kur- oder Erbprinz von Baden mit der Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Beauharnais, im August 1807 aber Napoleons jüngster Bruder, Hieronymus, mit Friederike Katharine, der Tochter des Königs Friedrich von Württemberg, vermählt. Es war

Davoust.

also offenbar dem Kaiser von Frankreich nicht blos darum zu thun, rings um sein Kaiserthum herum Vasallenstaaten zu errichten, sondern seine Absicht ging auch dahin, die Throne dieser Staaten mit seinen Anverwandten zu besetzen. Sie sollten die Planeten sein, die sich um ihn, die Sonne, drehten und von ihm ihr Licht empfingen. Aus diesem Grunde hatte er schon früher dem Corsen Bacciochi, dem Gemahl seiner Schwester Elise, die Fürstenthümer Lucca und Piombino verliehen und aus demselben Grunde gab er jetzt dem Fürsten Borghese, dem Gemahl seiner andern Schwester

Pauline, das Herzogthum Guastalla. Weiter erhielt anno 1806 der berühmte Reitergeneral und Marschall Mürat, der Gemahl Karolinens, einer dritten Schwester von Napoleon, die von Preußen und Bayern gegen andere Ländereien eingetauschten Herzogthümer Cleve und Berg, und endlich machte er gar seine beiden Brüder Ludwig und Joseph zu Königen, den ersteren von Holland, den zweiten von Neapel oder Unteritalien. Mit Holland ging dieß ganz leicht, denn Napoleon bedeutete im Mai 1806 dem Rathspensionär Schimmelpenninck mit seinen „Hochmögenden" ganz einfach, daß sie sich seinen Bruder Louis von ihm zum erblichen König zu erbitten hätten, und als dieß — wer konnte dem Willen des Allmächtigen widerstehen? — am 5. Juni 1806 geschah, wurde Ludwig feierlichst als König von Holland installirt. Mit Neapel hatte dieß schon mehr Schwierigkeiten, weil dort der Königssitz keineswegs vacant war; allein Napoleon wußte sich mit etwas Gewalt über jedes Hinderniß hinwegzusetzen. Weil nämlich Neapels König, Ferdinand IV., oder vielmehr seine ihn total beherrschende Gemahlin Marie Karoline während des französisch-österreichischen Kriegs alsbald aus eingefleischtem Franzosenhaß der dritten Coalition ebenfalls beitrat und mit den am 20. November 1806 in Neapel gelandeten Engländern und Russen ihre Armee vereinigte, um sie gegen Masséna in Oberitalien marschiren zu lassen, decretirte Napoleon schon unter dem 27. December 1806 von Schönbrunn aus, daß „die Dynastie der Bourbons zu Neapel aufgehört habe zu regieren", und schickte sofort den Marschall Masséna in Begleitung seines Bruders Joseph mit einem bedeutenden Heere gegen Unteritalien ab. Daraufhin schifften sich die Engländer und Russen, eine Niederlage befürchtend, wieder ein und überließen das Neapolitanische Königshaus seinem Schicksal. Dieses aber wußte jetzt nichts besseres zu thun, als mit allen Schätzen, die man zusammenraffen konnte, und mit allen hochadeligen Anhängern und Freunden, die sich nicht sicher glaubten, nach der Insel Sicilien zu entfliehen, und die Schlußscene der kurzen Tragi-Komödie war, daß Joseph Bonaparte am 30. März 1807 von seinem Bruder zum König von Neapel ernannt wurde. Sicilien jedoch konnte er nicht erringen und dort also fuhr Marie Karoline nach wie vor zu regieren fort, indem sie zu Palermo ihre Residenz aufschlug.

Doch mit diesem allem begnügte sich der Kaiser von Frankreich noch nicht, sondern es beliebte ihm auch, eine Art von Kronvasallenthum zu creiren, indem er in den eroberten Ländern größere Domänen — Fürstenthümer, Herzogthümer und Grafschaften — ausschied, mit denen er dann seine Großwürdenträger, vor allem seine Marschälle, erblich belehnte. So wurde Berthier Fürst von Neufchatel und Wagram, Talleyrand Fürst von Benevent, Bernadotte Fürst von Ponte-Corvo, Davoust Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, Masséna Herzog von Rivoli und Fürst von Eßlingen, Ney Herzog von Elchingen und Fürst von der Moskowa, Moncey Herzog von Conegliano, Augerau Herzog von Castiglione, Soult Herzog von Dalmatien, Lannes Herzog von Montebello, Mortier Herzog von Treviso, Bessières Herzog von Istrien, Victor Herzog von Belluno, Kellermann Herzog von Valmy, Lefebvre Herzog von Danzig, Marmont Herzog von Ragusa, Oudinot Herzog von Reggio, Junot Herzog von Abrontes, Clarke Herzog von Feltre, Coulaincourt Herzog von Vicenza, Champagny

(Minister) Herzog von Cadore, Gaudin Herzog von Gaëta, Fouché Herzog von Otranto, Maret Herzog von Bassano, Duroc Herzog von Friaul, Savary Herzog von Rovigo und Regnier Herzog von Massa und Carrara. Bei diesen größeren Kronvasallen blieb es übrigens, wie man sich wohl denken kann, nicht, sondern Napoleon schuf auch kleinere, d. h. solche, welchen er kleinere Dotationen verlieh und so gab es denn bald wieder Adelige in Menge in Frankreich, besonders da auch durch den Orden der Ehrenlegion nicht Wenige zu Rittern gestempelt wurden. Was war also natürlicher, als daß Napoleon später das während der Revolution erlassene Adelsaufhebungsdekret annullirte und auch den „alten" Adel wieder zu Ehren kommen ließ? Doch geschah dieß erst nach seiner Vermählung mit Marie Louise, allein des Zusammenhangs wegen führe ich es jetzt schon an und brauche also nachher nicht mehr darauf zurückzukommen.

Der Leser wird sich nunmehr überzeugt haben, wie großartig der Kaiser von Frankreich sein durch den Frieden von Preßburg erhaltenes Uebergewicht in Europa auszubeuten verstand, und doch bin ich mit der Hauptsache noch im Rückstand, ich meine die Ausbeutung gegenüber von Preußen. Wir haben weiter oben gesehen, wie während des Sommers 1805 Friedrich Wilhelm III. stets unentschlossen hin und her schwankte, ob er sich der dritten Coalition anschließen solle oder nicht, bis er sich endlich auf Kaiser Alexanders Zureden hin doch entschloß, seine Armee gegen Napoleon marschiren zu lassen. Ehe er jedoch an die Ausführung kam, wurde die Schlacht von Austerlitz geschlagen und nun natürlich konnte von einem „Marschirenlassen" keine Rede mehr sein. Im Gegentheil ward jetzt am 15. Febr. 1806 ein Friedenstractat mit Frankreich geschlossen, wornach Preußen sich verpflichtete, alle seine Häfen und Flußmündungen den Engländern zu verschließen, und dafür von Frankreich das dem englischen Könige abgenommene Kurfürstenthum Hannover erhielt. Dieser Landerwerb war jedoch mit einem starken „Aber" verknüpft, denn nicht nur mußte Preußen dafür Neufchatel, Cleve und Anspach abtreten, sondern der Besitz von Hannover selbst konnte stets nur mit Waffengewalt aufrecht erhalten werden und es entstand darob sogar ein Krieg zwischen Preußen und England (die Kriegserklärung erfolgte am 11. Januar 1806), in welchem, natürlich zum furchtbarsten Schaden des preußischen Kaufmannsstandes, alle preußischen Handelsschiffe von den Engländern weggenommen wurden. Statt also eine Freude an dem mit Frankreich abgeschlossenen Tractate zu haben, entleidete derselbe den Preußen mit jedem Tage mehr und insbesondere fühlte sich Friedrich Wilhelm III. noch dadurch gekränkt, daß ihn der französische Kaiser nicht als einen gleichberechtigten und ihm ebenbürtigen Bundesgenossen behandelte, sondern vielmehr als einen in Macht und Ansehen weit unter ihm Stehenden, der sich noch überdieß durch sein dem Kaiser Alexander gegebenes Versprechen, 180,000 Mann gegen Frankreich marschiren zu lassen, schwer verfehlt habe. Endlich am 7. August 1806 erfuhr man gar in Berlin, daß Napoleon den Engländern, mit denen er damals, wie wir wissen, Friedens-Unterhandlungen pflog, angetragen habe, ihnen das so eben erst an Preußen überlassene Hannover zurückzugeben, und da man nun nicht mehr daran zweifeln konnte, daß der Kaiser von Frankreich es darauf abgesehen habe, Preußen unter allen

Umständen zu demüthigen, wurde bereits am 9. Aug. im Rathe des Königs die Mobilmachung der Armee befohlen. Zugleich sah man sich nach Verbündeten um, denn Friedrich Wilhelm und seine Räthe — immer noch ein Haugwitz, Lombard, Luchesini und Beyme — konnten sich's natürlich nicht verhehlen, daß Preußen allein einer Macht, wie Frankreich, nicht gewachsen sei; allein man mochte Umschau halten, wie man wollte, man mochte anpochen, wo es nur irgend angieng, man fand außer Rußlands Kaiser nicht Einen, der geneigt gewesen wäre, mit dem kleinen Preußen

Friedrich Wilhelm III.

gegen den allmächtigen französischen Kriegsheros gemeinschaftliche Sache zu machen. Nicht einmal England ließ sich dazu herbei, obwohl dort nach dem am 13. Sept. 1806 erfolgten Tode des Ministers Fox die Kriegspartei wieder stolzer das Haupt erhob, als je zuvor. Um so weitgehender waren die Versprechungen, welche Alexander von Rußland machte, und Geld, Truppen, Heerführer — alles wurde dem Könige von Preußen zur Disposition gestellt. Nur Schade, daß die Entfernung von St. Petersburg nach Berlin etliche hundert Stunden betrug und die russischen Truppen,

weil's damals noch keine Eisenbahnen gab, jedenfalls verschiedene Wochen, wenn nicht Monate brauchten, um zu den preußischen zu stoßen! Einen festen definitiven Entschluß hatte übrigens Friedrich Wilhelm trotz allem dem selbst im September noch nicht gefaßt, sondern er schwankte, schwach von Charakter, wie er war, beständig hin und her und sandte deßhalb auch zu guter Letzt noch den General von Knobelsdorf, einen

Königin Louise.

Franzosenfreund, nach Paris, um die letzten Friedensversuche zu machen. Ganz anders dagegen stand es um Napoleon, denn dieser gieng mit seiner gewohnten Energie und Entschiedenheit zu Werke, und als er am 25. September von Paris nach Deutschland abreiste, hatte er längst die nöthigen Befehle zur Aufstellung einer schlagfertigen, mit allem Nöthigen auf's vortrefflichste ausgerüsteten Armee von 200,000 Mann gegeben.

Am 1. October stellte Preußen sein Ultimatum und am 7. Oct. begann der Krieg.

War nun aber der Krieg von 1805, der mit dem Frieden von Preßburg schloß, ein durch seinen schnellen Verlauf äußerst merkwürdiger, so wie durch seinen Ausgang für Oesterreich äußerst schmachvoller gewesen, so trafen diese beiden Bezeichnungen bei dem jetzt beginnenden Kriege noch weit mehr zu und nie, seit Cäsars Zeiten, konnte man die stolzen Worte: »Veni, vidi, vici« auf einen Feldherrn mit mehr Recht in Anwendung bringen, als jetzt auf Napoleon Bonaparte. Allein freilich, die Preußen wurden auch von dem alterschwachen Herzog von Braunschweig so wie von dem unfähigen Fürsten von Hohenlohe commandirt und laborirten noch überdieß an jener traurigen Krankheit der Selbstüberschätzung, welche ihnen schon anno 1792 den Untergang bereitet hatte. Sie meinten, der Lorbeer Friedrichs des Großen ziere immer noch ihre Schläfe und vor ihrer Unüberwindlichkeit müßten die windigen Franzosen ohne weiteres Reißaus nehmen! Am 7. Oct. 1806 begann der Krieg damit, daß Soult einen vereinzelten preußischen Heerhaufen, der unter Tauenziehn bis Hof vorgeschoben war, zur eiligsten Flucht nöthigte, und am 10. Oct. ward ein anderes preußisches Corps unter Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen bei Saalfeld — der Prinz fand auf dem Schlachtfeld seinen Tod — total versprengt. Vier Tage darauf, am 14. Oct., kam's zu zwei Hauptactionen, zu den beiden Schlachten von Jena und Auerstädt. Bei Jena stand Napoleon selbst dem Prinzen von Hohenlohe gegenüber und hier war das Uebergewicht — 80,000 gegen 55,000 — auf französischer Seite. Bei Auerstädt dagegen, wo Davoust gegen den Herzog von Braunschweig kämpfte, war das Verhältniß ein umgekehrtes, indem Davoust nur 35,000 Mann, der Herzog aber 60,000 unter sich hatte. Im Resultate übrigens blieben sich beide Schlachten ganz gleich, denn hier wie dort wurden die Preußen aufs Haupt geschlagen und dort wie hier flohen Offiziere wie Soldaten über Hals und Kopf davon. Noch schlimmer, ja ganz beispiellos schlecht gestalteten sich die Dinge nach der Schlacht und jetzt erst zeigte sich's recht, daß die preußische Heeresorganisation sich längst überlebt hatte. Eine Festung — fast in allen commandirten eben so kopflose, als feig-hochmüthige Junker-Aristokraten — nach der andern ergab sich, meist ohne Schwertstreich, und zwar zuerst, am 17. Oct. schon, Erfurt mit 14,000 Mann. Den Tag darauf, am 18., ließ sich Prinz Eugen von Württemberg mit der Reservearmee bei Halle von Bernadotte schlagen und nun giengen die Franzosen über die Elbe, um nach wenigen Tagen in Potsdam, in Spandau, am 25. Oct. gar in Berlin selbst einzuziehen. Am 28. Oct. kapitulirte Fürst Hohenlohe mit den Resten des geschlagenen Heeres, 17,000 Mann, bei Prenzlau und darauf hin folgte der Fall von Stettin (29. Oct.), so wie der von Küstrin am 31. Oct. Ja am 10. November übergab, um das Maß der Schmach bis zum Ueberfließen voll zu machen, General Kleist sogar Magdeburg, welches seit bald anderthalb Jahrhunderten für das Hauptbollwerk des Staates gegolten hatte, und die Commandanten von Hameln und Nienburg, die Herren von Schöler und von Strachwitz beeilten sich, am 19. und 25. Novbr. dem feigen ehrlosen Vorgange zu folgen. General Blücher einzig und allein machte eine rühm-

liche Ausnahme und zeigte sich ebenso muthig und entschlossen als ehrenhaft und patriotisch. Wie nehmlich Prinz Hohenlohe die niederträchtig-feige Kapitulation von Prenzlau schloß, trennte er sich bei Boizenburg von ihm, um über Rostock die See zu gewinnen und sich mit seinen Leuten nach Danzig einzuschiffen. Gedrängt jedoch von Soult, Bernadotte und Mürat war er gezwungen, sich nach Lübeck zu werfen und erst nach der tapfersten Gegenwehr gab er sich am 7. Nov. mit seinen ihm noch übrigen 10,000 Mann dem dreimal so starken Feinde kriegsgefangen.

In wenigen Wochen war auf diese Art ganz Preußen erobert worden, und nun drängten die Minister Haugwitz, Lombard, Luchesini und Zastrow den zaghaften Friedrich Wilhelm, sich dem Kaiser Napoleon auf Gnade und Ungnade in die Arme zu werfen. Schon war der schwache Monarch bereit, selbst auf die härtesten Bedingungen einzugehen, da gewarnen doch noch im rechten Augenblick patriotische Männer wie der Freiherr von Stein und der Graf von Hardenberg mit Beihülfe der edlen Königin Louise so viel Einfluß auf ihn, daß er am 22. Novbr. den bereits zwischen seinen und den französischen Unterhändlern abgeschlossenen schmählichen Waffenstillstand verwarf, und sich dagegen entschloß, im Vereine mit Kaiser Alexander von Rußland den Widerstand auf die Spitze zu treiben. Alsbald raffte man Alles zusammen, was rasch von Soldaten zusammenzuraffen war, und stellte den General Lestocq an die Spitze derselben — im Ganzen 25,000 Mann —; der General Rüchel aber erhielt den Auftrag, in Königsberg eine ganz neue Armee zu bilden, um dieselbe ebenfalls wie die von Lestocq zu den Russen stoßen zu lassen. Letztere nehmlich waren endlich Ende December in zwei Corps aus dem Innern Rußlands unter Benningsen und Buxhövden in Polen eingetroffen und es kam sofort zwischen ihnen und den vordringenden Franzosen bei Pultusk und Golymin am 26. Decbr. zu zwei harten Zusammenstößen, durch welche wenigstens so viel bewirkt wurde, daß die Franzosen nicht weiter vorrücken konnten. Uebrigens auch die Russen mußten jetzt einige Wochen lang stillestehen, da das abscheuliche Wetter und die grundlosen Wege jede Bewegung unmöglich machten. Ende Januar jedoch wurde dieß anders und nachdem nun die Russen unter dem Oberbefehl Benningsens sich mit den Preußen unter Lestocq geeinigt hatten, stellten sie sich den Franzosen unter Napoleon am 8. Febr. bei Preußisch Eilau entgegen. Alsbald entbrannte die Schlacht und man kämpfte von beiden Seiten mit einer Tapferkeit und sogar einem Ingrimm, wie nicht leicht je zuvor in einem Treffen. Ganze Bataillone wurden aufgerieben und da außerdem noch viele Tausende der Kälte, dem Mangel und den Entbehrungen erlagen, so beliefen sich die Verluste von hüben und drüben auf mehr als 60,000 Mann. Dennoch blieb der Tag ein unentschiedener, und man darf ihn mit um so mehr Recht — beide Theile machten übrigens auf den Sieg Anspruch — so nennen, als sowohl die vereinigten Russen und Preußen als auch die Franzosen, eben ihrer furchtbaren Verluste wegen, sich genöthigt sahen, sich zurückzuziehen.

Von jetzt an ruhten die Waffen einige Monate lang, oder vielmehr, der Krieg beschränkte sich auf die Belagerung von Festungen und zugleich knüpfte man diplomatische Unterhandlungen an. Trotzdem nun aber Glogau,

Breslau, Brieg, Neisse, Glatz, Colberg und sogar Danzig — die preußische Königsfamilie hatte sich längst nach Memel geflüchtet — nach einander in die Hände der Franzosen fielen, so gieng Preußen dennoch auf den ihm nunmehr angebotenen, freilich sehr demüthigenden Frieden nicht ein, sondern der König entließ vielmehr seinen langjährigen bösen Genius Haugwitz, um dagegen den Grafen Hardenberg an die Spitze der Geschäfte zu stellen, und in Folge dessen ward am 26. April 1807 zu Bartenstein das Bündniß mit Rußland durch einen neuen Vertrag wo möglich noch enger geknüpft. Ueberdem trat jetzt auch Schweden und England der Coalition bei, ersteres weil sein König wie wir wissen die Franzosen auf den Tod haßte, letzteres weil im Frühjahr 1807 Lord Canning, der Schüler und würdige Nachfolger William Pitt's, vom Könige Großbritanniens auf den Posten eines Premierministers berufen wurde, und somit stieg die Zuversicht der Preußen und Russen mit jedem Tage höher. Doch ein einziger Schlag sollte alle diese Hoffnungen vernichten und der schnell entstandenen Coalition ein noch schnelleres Ende bereiten. Zu Anfang Juni 1807 nehmlich setzten sich, nachdem alle Friedenshoffnungen verschwunden waren, die beiderseitigen Heere wieder in Bewegung und es kam vom 5. Juni an fast täglich zu kleineren aber überaus mörderischen Gefechten, in welchen sich kleinere Corps gegen einander versuchten. Am 14. Juni endlich standen sich die beiden Hauptheere bei Friedland gegenüber und Abends um fünf Uhr begann Napoleon den Angriff. Von beiden Seiten ward äußerst tapfer gefochten, von Seiten der vereinigten Russen und Preußen vielleicht noch tapferer, als von Seiten der Franzosen; aber der Oberfeldherr der Verbündeten, Benningsen, war nicht der Mann, gegen die überlegene Taktik und das Genie Napoleons aufkommen zu können, und so entschied sich denn schon nach wenigen Stunden das Schicksal des Tags mit äußerster Vehemenz gegen die Russen und Preußen. Nicht weniger als ihrer Siebzehntausend bedeckten todt oder auf den Tod verwundet den Wahlplatz und nach solch' furchtbarer Niederlage zog sich Benningsen eiligst mit den Trümmern seines Heeres über die russische Gränze zurück; Lestocq aber wandte sich mit nicht geringerer Schnelligkeit mit seinen Preußen nach Memel, um wenigstens dieses zu decken, und so fiel Königsberg mit seinen ungeheuren Vorräthen schon am 16. Juni in die Hände der Franzosen.

Die Lage war jetzt eine fast mehr als kritische, und die Stockrussen, den Großfürst Constantin nebst dem Oberfeldherrn Benningsen an der Spitze, drangen schon deßwegen auf schnellsten Friedensschluß, weil ihnen ein rein für preußische Interessen geführter Krieg schon längst gegen den Sinn gieng. Eben so regten sich auch wieder in der Umgebung des Königs von Preußen die Gegner Hardenbergs und Steins und brachten ihrem Monarchen den Glauben bei, daß nur die äußerste Nachgiebigkeit den Zorn des Siegers noch einigermaßen zu besänftigen im Stande sei. Alexander von Rußland bat also schon unter dem 18. Juni den Kaiser Napoleon um Waffenruhe und dasselbe that einige Tage später der König von Preußen. Beiden willfahrte Napoleon am 21. und 25. Juni, und an letzterem Tage kamen die beiden Kaiser in der nächsten Nähe von Tilsit in der Mitte des Flusses Memel auf einem Floße unter einem Zeltdache erstmals persönlich zusammen, um sich über den definitiven Frieden zu besprechen.

Am andern Tage, am 26. Juni, wiederholte sich die Besprechung in Gegenwart des Königs von Preußen und das erste Resultat war die Entlassung der franzosenfeindlichen Minister Budberg und Hardenberg, an deren Stellen die Englandsfeinde Kurakin und Goltz traten. Nunmehr setzte man in Tilsit selbst — auch die Königin Louise von Preußen eilte dahin, um auf Napoleon einzuwirken — die Friedensbedingungen in rascher Eile auf und schon am 7. Juli ward der Friede zwischen Frankreich und Rußland, am 9. aber der zwischen Frankreich und Preußen unterzeichnet. Alexander, welchen Napoleon durch seinen überlegenen Geist und seine gewinnende Sprache plötzlich in seinen enthusiastischen Bewunderer zu verwandeln gewußt hatte, versprach dem Kaiser von Frankreich, daß er ihm in Deutschland so wie überhaupt im ganzen Westen (Spanien und Portugal) nichts in den Weg legen und ihn in allen seinen Maßregeln gegen die Engländer getreulich unterstützen wolle; Napoleon dagegen gab dem russischen Czaren vollkommene Freiheit in Hinsicht von dessen Plänen gegen Finnland und die Donaufürstenthümer, und überdem ward über die künftige Theilung der Türkei ein näheres — bis jetzt aber nicht zu Tag gekommenes — Arrangement festgesetzt. Ganz anders gestaltete sich der Frieden mit Preußen, denn dieses mußte sich dazu bequemen, gut die Hälfte seiner früheren Besitzungen, namentlich alle ehedem polnischen Länder nebst Danzig, so wie was auf dem linken Ufer der Elbe lag, also Hannover, Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark abzutreten, und behielt nur Pommern, Schlesien, Ostpreußen und Westpreußen nebst Ermeland. Seine Demüthigung war also eine ungeheure und seine Stellung im europäischen Concert schien für immer vernichtet. Ja, um das Maaß voll zu machen, mußte es versprechen, außer den bereits eingetriebenen fast unerschwinglichen Kriegs-Contributionen noch 1400 Millionen Gulden Kriegskosten-Entschädigung zu zahlen, und so lange, bis diese Zahlung geleistet war, sollten die preußischen Hauptfestungen auf Preußens Kosten französische Besatzungen behalten!

Drittes Kapitel.

Die Lage Europas nach dem Frieden von Tilsit bis zum Congreß von Erfurt.

(28. September bis 14. Oktober 1808.)

Wie viel Preußen durch den Frieden von Tilsit verlor, haben wir am Schluß des letzten Kapitels ersehen. Noch schlimmer kamen der Kurfürst von Hessen-Kassel, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Nassau-Oranien weg, denn da diese in dem letzten Kriege nicht im Augenblicke, wie die Rheinbundsfürsten, gemeinschaftliche Sache mit Frankreich gemacht hatten, so erklärte sie Napoleon ohne weiteres ihrer Länder für

verlustig und schuf aus diesen wie aus den von Preußen abgetrennten Provinzen zwei rein französische Vasallenstaaten, das Königreich Sachsen und das Königreich Westphalen. Ersteres wurde gebildet aus dem seitherigen Kurfürstenthum Sachsen und zum andern aus Preußisch-Polen, welches unter dem Titel eines „Herzogthums Warschau" mit Sachsen vereinigt wurde. Danzig jedoch kam nicht dazu, sondern sollte fortan einen kleinen Freistaat vorstellen und erhielt zum Schutz seiner „Freiheit und Unabhängigkeit" eine französische Besatzung mit einem französischen Oberbefehlshaber. Der zweite Vasallenstaat, das Königreich Westphalen, welches Napoleon seinem jüngsten Bruder Hieronymus verlieh, war eine ganz neue Schöpfung und bestand aus Hannover, Westphalen, Braunschweig, Paderborn, Fulda und Hessenkassel mit der Hauptstadt gleichen Namens. Natürlich aber mußte es, wie auch Sachsen, sofort dem Rheinbunde beitreten und beide Staaten hatten ihre Armeen jeden Augenblick zur Verfügung des großen Rheinbund-Protectors parat zu halten.

So war die Landkarte von Europa abermals zu Gunsten Frankreichs neu gestaltet worden und dessen Beherrscher stand nun durch die zwei gegen Preußen und Oesterreich neu errichteten Vorpostenkönigreiche Westphalen und Sachsen noch viel mächtiger da, als zuvor. Doch einen weit größeren Werth, als diese Territorialveränderungen, hatte für ihn ein anderes Resultat, das er durch den Tilsiterfrieden endlich erlangte, ich meine die Einführung des sogenannten „Continentalsystems" oder auch der „Continentalsperre", wie man sich gewöhnlich auszudrücken pflegte, denn durch diese Sperre hoffte er den Handel Englands zu vernichten und so endlich auch diesen Staat, den einzigen, der bis jetzt seiner Uebermacht mit Erfolg getrotzt hatte, zu bezwingen. Gleich nach dem Sieg von Jena nehmlich, am 21. Novbr. 1806 erließ er von Berlin aus jenes berüchtigte Decret, durch welches er die sämmtlichen Häfen Großbritanniens in Blocadezustand erklärte und den Franzosen so wie den Verbündeten Frankreichs allen Verkehr mit England untersagte. Jedes Eigenthum eines Engländers so wie alle aus England oder dessen Colonieen stammenden Waaren sollten überall auf dem Continente, wo sie sich fänden, confiscirt werden und überdieß war jeder Engländer sowie Jeder, der es mit England hielt, zu verhaften und als Kriegsgefangener zu behandeln. Ja nicht einmal einen Briefwechsel sollte man mehr mit einem englischen Unterthan führen dürfen, sondern er wollte, daß jedwede Berührung mit Albion aufhöre, gerade als wäre dieses Land mit allen seinen Bewohnern von der Pest angesteckt! Also gebot sein allmächtiger Willen, und die sämmtlichen an's Meer gränzenden Staaten Europas zwang er oder wollte er doch zwingen, dieses strengste aller strengen Prohibitivsysteme anzunehmen. Auch gehorchten ihm hierin bis zum Schluß des Jahres 1807 schon die meisten Staaten: Frankreich, Holland, Deutschland mit Preußen und Oesterreich, Dänemark, Rußland, Italien und Spanien, und von allen diesen Ländern sahen sich die brittischen Waaren ausgeschlossen. In Folge dessen gab es im englischen Handel furchtbare Stockungen und die Fabrikanten und Rheder Englands geriethen zum großen Theil an den Rand des Abgrunds. Umgekehrt aber stiegen im übrigen Europa die Colonialwaaren (Kaffee, Zucker, Thee u. s. w. u. s. w.), an die man sich längst, wie an unumgänglich nothwendige

Lebensmittel gewöhnt hatte, auf einen bis jetzt unerhörten Preis, und dieß rief an den Küsten einen Schmuggelhandel, so wie den französischen Mauthbeamten gegenüber einen Bestechungshandel in's Leben, welche beide ganz erbärmlich demoralisirend wirkten. Kurz, die Nachtheile der Continentalsperre übertrafen auf dem europäischen Festlande die Vortheile um ein Bedeutendes, allein Napoleon hielt sie deßwegen doch mit einer eisernen Consequenz fest und brachte sie durch spätere Decrete (von Mailand 17. December 1807, von Trianon 5. August 1811 und von Fontainebleau 4. October 1811) sogar erst auf den Culminationspunkt.

Wenn nun aber der französische Kaiser in Verfolgung seiner Zwecke ganz ohne Rücksicht und Schonung verfuhr, so noch viel mehr die englische Regierung, wie sich jetzt sogleich nach dem Frieden von Tilsit an dem Auftreten gegen das kleine Dänemark manifestirte. Hier regierte noch immer im Namen des geisteskranken Christian VII. der Kronprinz Friedrich und derselbe hatte sich, als der Krieg zwischen Frankreich und dem mit Rußland verbundenen Preußen ausbrach, für neutral erklärt, ja sogar, um diese Neutralität aufrecht zu erhalten, ein Kriegsheer an der Gränze von Holstein aufgestellt. Nun stand aber zu vermuthen, daß Napoleon nach geschlossenem Frieden von Tilsit diese Neutralität nicht mehr dulden, sondern kurzweg von Dänemark verlangen würde, es solle ebenfalls dem großen Continentalsperre-Bündnisse gegen England beitreten. Noch mehr — es deutete Manches darauf hin, daß der französische Kaiser im Sinne habe oder daß es ihm wenigstens in den Sinn kommen könnte, Holstein mit Schleswig und Jütland militärisch zu besetzen und die schöne dänische Flotte zum Gebrauch gegen England mit Beschlag zu belegen. Darum rüsteten sofort die Engländer, um solchen möglichen Maßnahmen Napoleons zuvorzukommen, in aller Eile und mit großer Geheimthuerei eine Flotte und ein Landungsheer zugleich aus und erschienen damit, erstere unter Admiral Gambier, letzteres unter General Cathcart, im August 1807 plötzlich vor Kopenhagen. Ihre kategorische Forderung lautete: „engstes Bündniß mit England und Uebergabe der dänischen Flotte an dieses"; wo nicht, so drohten sie, Kopenhagen in Trümmer zu schießen und die Flotte nebst allem sonstigen Kriegsmaterial mit Gewalt zu nehmen. Es war ein völlig räuberisches, allem Völkerrechte Hohn sprechendes Verfahren und die Dänen geriethen darob auch in eine ungeheure Entrüstung. Alles griff zu den Waffen und man beschloß sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Allein als nun die Engländer ihre Drohung wahr machten und vom 2. September an die Stadt so furchtbar mit Congreve'schen Raketen bombardirten, daß innerhalb weniger Tage fünfundzwanzig Straßen mit über vierhundert Häusern in Asche lagen, da hielt es der dänische Commandant, General Peymann — der Kronprinz befand sich beim Heere in Holstein — für seine Pflicht, sich den Forderungen Englands zu fügen. Es kam also am 7. Sept. 1807 eine Capitulation mit Admiral Gambier zu Stande, kraft welcher die ganze Seemacht Dänemarks, 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs nebst 25 Kanonenbooten, den Engländern überlassen wurde, und somit war durch diese Räuberthat die eben ausgesprochene Drohung zur Wahrheit geworden. Zu einem Freundschaftstractate aber konnten die Sieger die dänische Regierung doch nicht bewegen, sondern der empörte Kronprinz

warf sich nunmehr Frankreich ganz rücksichtslos in die Arme und schloß den 31. Oct. 1807 zu Fontainebleau ein Schutz- und Trutzbündniß mit Napoleon ab.

Fast auf die gleiche Weise, wie England gegen Dänemark, verfuhr in derselben Zeit Rußlands Kaiser gegen den tollen König von Schweden; doch konnte man seinem Verfahren die Berechtigung nicht ganz absprechen. Gustav IV. nämlich ließ von seinem Napoleonshaß nicht einen Augenblick lang nach und war, als Preußen und Rußland der Gewalt weichend in Tilsit Frieden mit Frankreich schlossen, unter keinen Umständen dazu zu bewegen, diesem Frieden beizutreten. Im Gegentheil zeigte er eine ganz unsinnige Freude über die von den Engländern an den Dänen begangene Räuberthat und bewirthete nicht nur die Anführer dieses Raubs am 21. und 22. Oct. äußerst festlich zu Helsingborg, sondern schloß auch sofort am 8. Febr. 1808 ein noch engeres Bündniß mit England, worin er sich verpflichtete, gegen monatliche 100,000 Pfund Subsidien den Krieg gegen Frankreich und dessen Alliirte für sich allein fortzusetzen. Vergebens forderte ihn Kaiser Alexander, der noch dazuhin sein Schwager war, mehrmals dringend auf, von solch' unsinnigem Gebahren abzustehen und der allgemeinen Coalition gegen England beizutreten; Gustav IV. gieng von seinem tollen Starrsinn nicht ab und so blieb denn dem russischen Czaren nichts übrig, als seine Armeen in Finnland einrücken zu lassen. Nach wenigen Monaten war das ganze Land erobert und selbst das ungemein feste Sweaborg mit der aus 94 Fahrzeugen bestehenden Scheerenflotte übergab sich schon nach wenigen Kanonenschüssen. Daraufhin erklärte Czar Alexander Finnland zu einer russischen Provinz, die er nie mehr herausgeben werde, und dabei blieb es auch bis auf den heutigen Tag, da weder Gustav IV. noch seine Nachfolger Mannes genug waren, ihr rechtmäßiges Eigenthum zurückzuerobern. Wer wird es nun aber unter sothanen Umständen den Schweden übel deuten können, wenn sie anfingen der Meinung zu werden, daß ihr Monarch ganz unfähig sei, das Land zu regieren, und wenn in Folge dessen verschiedene Offiziere und Adelige, wie General Adlerkreuz, Feldmarschall Klinspor, Oberst Silbersparre, Oberstlieutenant Adlersparre und Andere, zusammentraten, um den Verrückten des Thrones zu entsetzen? Dieses ihr Vorhaben führten sie auch am 13. März ohne viele Mühe und namentlich ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen worden wäre, aus; das heißt, sie bemächtigten sich an diesem Tage der Person des Monarchen im Schlosse zu Stockholm mit Gewalt, brachten ihn sofort nach Drottingholm, später nach Gripsholm, und zwangen ihn dort am 29. Merz eine Urkunde zu unterschreiben, in welcher er für sich und seine Nachkommen der Regierung für immer entsagte. Statt seiner ward sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, von den schnellstens versammelten Reichsständen auf den Thron berufen und auch bereits am 29. Juni als Karl XIII. gekrönt. Weil er aber keine Kinder hatte und bei seinem hohen Alter auch wohl keine mehr bekommen konnte, wählte man den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zu seinem Thronnachfolger und substituirte dann diesem, nach dessen schnellem Tode (28. Mai 1810), den Marschall Bernadotte, welcher eine Schwester der Gemahlin von König Joseph Bonaparte, dem Bruder Napoleons, zur Frau hatte. Schließlich

bemerke ich noch, daß der abgesetzte Monarch, der sich von jetzt an Obrist Gustavsohn nannte, alsbald nach seiner Entsetzung Schweden verließ und sich bis zum Jahr 1837, wo er starb, theils in der Schweiz, theils in Süddeutschland so zu sagen vagabundirend herumtrieb; sein einziger Sohn dagegen nahmden Titel eines Prinzen „Wasa" an und siedelte nach Oesterreich über, wo seine Nachkommen jetzt noch leben.

Ich habe bis jetzt in meinen historischen Uebersichten aller Staaten Europas gedacht, nur allein die Türkei und die Pyrenäische Halbinsel ausgenommen. Auf die letztere komme ich gleich nachher (im vierten Kapitel) weitläufiger zu sprechen; die Verhältnisse der Türkei aber werde ich dem

Ferdinand VII.

Leser mit einigen wenigen Pinselstrichen klar machen können. Dieses Reich nämlich war nach und nach durch die elende Wirthschaft erbärmlicher Sultane so alterschwach geworden, daß man es sprüchwörtlich nur den „kranken Mann" nannte, und es bestrebten sich daher nicht nur die verschiedenen dabei interessirten europäischen Großmächte, sich ihren Erbtheil schon bei Lebzeiten des „Kranken" zu sichern, sondern es gingen auch diese und jene Provinzen des Reichs damit um, sich geradezu loszureißen und für unabhängig zu erklären. So herrschten zu der Zeit, als Napoleon den Krieg mit Preußen und Rußland begann, Ali Paschah in Albanien, Djezzar Paschah in Syrien und Paswan Oglu in Widdin gerade so unbeschränkt,

als wären sie ganz unabhängig vom Sultan in Konstantinopel, und in Egypten war Paschah Mehemed Ali eben daran, nach Besiegung der Mameluken dasselbe Verfahren einzuschlagen; die slavisch-griechische Bevölkerung des Reichs aber betrachtete sich ohnehin als unter dem Schutz des russischen Czaren, „ihres Glaubensbruders", befindlich und in Serbien so wie in der Moldau und Wallachei war es deßhalb so weit gekommen, daß eingeborne Fürsten, dort Czerny Georg, hier Ypsilanti und Morusi als Hospodare an die Spitze der Regierung gestellt wurden. Die Ohnmacht der constantinopolitanischen Regierung trat also von Tag zu Tag mehr hervor und Sultan Selim III., der seit 1789 die Osmanen beherrschte, hatte sich hievon längst selbst überzeugt. Demgemäß machte er den Versuch, seinem alten morschen Reiche durch Reformen wieder aufzuhelfen, und unter diese Reformen gehörte namentlich die Schaffung einer regulären Armee nach europäischem Muster. Dadurch aber rief er den Haß der Janitscharen, jener bekannten türkischen Prätorianer-Miliz, welche schon seit Jahrhunderten durch die ihnen gewährten Privilegien alle Militärmacht an sich gerissen hatten, hervor und da sich mit ihnen die altorthodoxen Ulemas oder Geistlichen — in der Türkei sind die Geistlichen zugleich Richter oder Kadis, weil der Koran das einzige gültige Gesetzbuch ist — als geschworne Feinde aller Neuerungen verbündeten, so nahmen die Wirren im Innern des türkischen Reichs immer größere Dimensionen an, oft so große, daß Selim III. sich kaum zu helfen wußte. Diese inneren Wirren waren übrigens fast noch eine Kleinigkeit gegen die äußeren, denn die Engländer, Russen und Franzosen, welche wie schon gesagt sich als Haupterben des kranken Mannes betrachteten, suchten einander bei Selim den Rang abzulaufen und drängten ihn bald zu dieser, bald zu jener Maßregel, im Verweigerungsfalle mit Krieg drohend. Eine Zeitlang nun galten in Folge der französischen Expedition „gegen Egypten" die Russen und Engländer Alles und Selim verbündete sich sogar während des zweiten Coalitionskriegs förmlich mit ihnen. Nachher jedoch, im Jahr 1806, löste sich dieses Bündniß wieder, weil Selim einsehen lernte, daß sein Nachbar Rußland ihm am gefährlichsten sei, und der französische Einfluß stieg sofort durch die Bemühungen des gewandten Sebastiani, den Napoleon als Gesandten nach Constantinopel sandte, so hoch, daß Selim am 30. Decbr. 1806 dem Kaiser von Rußland den Krieg erklärte. Während dessen kams am 28. Mai 1807 zu einem Janitscharenaufstande, der erst mit Selim's III. Absetzung endigte, allein wenn nun die Russen meinten, bei Selim's Nachfolger, Mustapha IV., den früheren Einfluß wieder zu gewinenn, so täuschten sie sich, denn Mustapha schaffte zwar alsbald alle Neuerungen ab, wie er den Janitscharen und Ulemas versprochen hatte, den Krieg mit Rußland aber setzte er deßwegen doch fort. Lange dauerte übrigens die Herrschaft dieses neuen Sultans nicht. Vielmehr rückte der kühne Paschah von Rustschuk, Mustapha Bairactar, schon im Juli mit seinen Truppen gegen Constantinopel vor, nahm diese Stadt nach kurzem Kampfe ein und setzte nun am 28. Juli den Bruder Mustapha's, Mahmud II., auf den Thron. Jetzt kamen auf eine Zeitlang die Reformfreunde wieder an's Ruder, aber nur bis zum 16. Novbr. 1808, wo die Janitscharen abermals losschlugen. Von da an herrschten die Ulemas und Janitscharen mit verdoppelter Allgewalt und

man meinte nun in Europa allgemein, die letzte Stunde des kranken Mannes sei gekommen, da sich sofort Rußland und Frankreich einigten, um ihm zur Leiche zu gehen. Doch Mahmud II. erwies sich viel energischer und zäher, als man von ihm geglaubt hatte, und zudem arbeiteten Oesterreich und England den Russen und Franzosen mit vielem Glück entgegen. So fristete Mahmud sein und seines Reiches Leben, und als endlich am 28. Mai 1812 der Frieden mit Rußland zu Stande gekommen war, konnte er sogar daran denken, ob nicht etwa die contracten Glieder seines Kaiserthums sich durch eine ordentliche Cur wieder etwas verjüngen ließen.

Doch ich bin in der Zeit etwas vorausgeeilt und kehre nun wieder zum Jahr 1808 zurück, in welchem sich Kaiser Alexander, wie wir wissen, Finnlands bemächtigte. Ich kehre aber nur deßhalb dahin zurück, um dem Leser zu berichten, daß im Spätherbst jenes Jahres Europa ein Schauspiel erlebte, wie es früher noch nicht leicht eines erlebt hatte, das Schauspiel eines Congresses nämlich, auf welchem nicht weniger als zwei Kaiser, die von Rußland und Frankreich, vier Könige, die von Baiern, Sachsen, Württemberg und Westphalen, und vierunddreißig weitere gekrönte Häupter, lauter Großherzoge, Herzoge und Fürsten persönlich anwesend waren. In Erfurt fand dieser Congreß statt und zwar vom 28. Sept. bis 14. Oct. 1808; der Festlichkeiten und Prunkschaustellungen aber gab es dabei so viele, daß ich, wenn ich erst anheben wollte davon zu erzählen, gar nicht zu Ende kommen könnte, weßhalb ich mich lieber ganz in Stillschweigen hülle. Nur das darf ich nicht verhehlen, daß die Majestäten und Hoheiten sämmtlich auf Napoleons Einladung in Erfurt erschienen und daß der Hauptzweck dieser Einladung der war, sich in vertraulichen Gesprächen zu einem noch engeren Bündnisse zu einigen. Die Welt sollte sehen, daß Napoleon und Alexander von Rußland Hand in Hand gingen; sie sollte dieß sehen und daraus den Schluß ziehen, daß sie sich dem Willen dieser beiden Giganten willenlos und ohne ein Wort des Widerspruchs zu unterwerfen habe.

Viertes Kapitel.

Der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel.

(1807 bis 1814.)

Ich habe früher schon mehrmals Spaniens erwähnen müssen, ohne daß ich jedoch Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, näher auf dessen Verhältnisse einzugehen. Jetzt muß ich dieß thun, weil der nächste große Krieg, welchen Napoleon unternahm, nichts anderes bezweckte, als die Eroberung der ganzen Pyrenäischen Halbinsel, also Portugals und Spaniens zusammen.

In Spanien hatte seit 1788 Karl IV. den Königsthron inne; allein nicht er herrschte, sondern statt seiner seine Gemahlin Marie Luise von Parma oder vielmehr deren Günstling und Buhle, Emanuel Godoy, der unter dem Namen „Friedensfürst" — Principe de la Paz — in der Weltgeschichte einen Namen erhalten hat. Ja so gränzenlos beschränkt und bornirt war der Monarch, daß er diesen Godoy, ursprünglich einen armen Schlucker von Leibgardisten, welcher sich der wollüstigen Königin durch seine schöne kräftige Gestalt zu empfehlen gewußt hatte, mit Gunstbezeugungen förmlich überhäufte, und ihn gleichsam im Fluge zuerst zum

Soult.

Generallieutenant, dann zum Herzog von Alcudia, weiter zum Großadmiral von Spanien und Indien, endlich zum Granden erster Klasse mit dem Titel „Friedensfürst", so wie zum ersten Minister mit unumschränkter Gewalt über die ganze Monarchie avanciren ließ. Kurz, Godoy besaß wohl den längsten Titel und vielleicht auch die meisten Ordenssterne unter allen Decorirten in Europa; allein umgekehrt kam Spanien unter seiner Verwaltung so sehr herab, daß darob — so wie auch über die Schmach der Günstlingswirthschaft überhaupt — eine allgemeine Unzufriedenheit entstand. Der Friedensfürst suchte sich also dadurch einen Halt zu geben, daß

er sich so enge als möglich an Frankreich anschloß. Der große Napoleon sollte sein Schutz und Hort sein und deßwegen stellte er ihm auch schon anno 1803 die spanischen Streitkräfte, so wie besonders die spanische Flotte zur Verfügung, um sie mit der französischen gegen die englische zu vereinigen.

Verschiedene Jahre schon hatte dieses Einverständniß Spaniens mit Frankreich gewährt, ohne daß es je ernstlich, selbst nicht einmal durch die verlorene Schlacht von Trafalgar, welche die spanische Flotte vernichtete, gestört worden wäre, und im Jahre 1807 sollte es sogar durch den Vertrag von Fontainebleau (27. October) dem Anscheine nach ein noch weit innigeres werden. Im genannten Jahre nämlich hatte Kaiser Napoleon den Prinzen Johann, Regenten von Portugal (er regierte für seine wahnsinnige Mutter, die Königin Maria), ganz kategorisch aufgefordert, endlich der allgemeinen Verbindung des europäischen Festlandes gegen England beizutreten, und die portugiesische Flotte zu einem gemeinsamen Unternehmen an Frankreich zu überlassen; der Prinz aber war hierauf nicht eingegangen, weil ihm die altgewohnte Verbindung mit England besser convenirte. Somit schloß Napoleon in aller Heimlichkeit zu Fontainebleau einen Vertrag mit dem Friedensfürsten ab, worin abgemacht wurde, daß Portugal zwischen Spanien und Frankreich getheilt werden sollte, und gleich darauf rückte eine starke französische Armee unter Junot in Spanien ein, um sich in Gemeinschaft mit den Spaniern Portugals zu bemächtigen. Am 23. Novbr. stand Junot bereits in Abrantes, nur zwanzig Stunden von Lissabon entfernt, und der Prinz Johann mit all' den Seinigen schien verloren; aber er schiffte sich jetzt schnellstens auf der im Hafen von Lissabon liegenden englischen Flotte nach Brasilien ein und machte dessen Hauptstadt Rio de Janeiro von jetzt an auf viele Jahre zu seiner Residenz. Der vollständigen Occupirung Portugals von Seiten der Franzosen und Spanier stand nun nichts mehr im Wege, und gleich nachdem Junot (am 30. Novbr.) in Lissabon selbst eingerückt war, wurde er von seinem Kaiser zum Generalgouverneur des ganzen Landes ernannt.

Das Haus Braganza hatte also, wie ein Decret Napoleons lautete, factisch aufgehört zu regieren, wenigstens in Europa, und damit schien das ganze Unternehmen zu Ende zu sein; allein es schien nur so, denn in Wahrheit war es dem französischen Kaiser um etwas ganz anderes zu thun, als bloß um die Eroberung des kleinen Portugal. Seine Absicht ging vielmehr dahin, die ganze pyrenäische Halbinsel, also auch Spanien sich unterthänig zu machen und es wie Holland und Italien in einen französischen Vasallenstaat zu verwandeln. Auch glaubte er, es könne ihm dies nicht schwer fallen, da Spanien gegenüber der französischen nur eine geringfügige Kriegsmacht besaß und überdieß die bestehende Regierung mit sammt der regierenden Familie in allen ihren Mitgliedern — der König, die Königin und ihr Zuhälter Godoy bildeten ein Terzett der Gemeinheit, das wirklich unübertroffen dastand; der Kronprinz Ferdinand aber, um den sich alle Feinde des königlichen Günstlings schaarten, hatte alle Fehler und Laster seiner Eltern geerbt — den Haß und die Verachtung sämmtlicher Gebildeten im ganzen Königreich auf sich geladen haben mußte. Zur Ausführung dieses seines Projectes ließ er nun nach einander in den Monaten

December, Januar und Februar vier weitere Armeecorps unter Dupont, Moncey, Duhesme und Bessières in Spanien einrücken und zu Anfang März wurde Murat befehligt, den Oberbefehl über sämmtliche eingerückte Truppen, zusammen über 100,000 Mann, zu übernehmen. Ohne irgend Widerstand zu finden rückten die französischen Corps bis über den Ebro vor, indem sie überall in den festen Plätzen Besatzungen hinterließen, und nachdem dieß geschehen, verlangte Napoleon von der spanischen Regierung, daß sie ihm die zunächst an Frankreich gränzenden Provinzen Catalonien, Arragonien und Navarra abtrete, wofür sie Portugal erhalten sollte. Jetzt merkte der Friedensfürst endlich, um was es dem französischen Kaiser eigentlich zu thun sei, und er überredete sofort den König und die Königin, weil die Franzosen im Anmarsch auf Madrid seien, schnellstens nach Sevilla zu entfliehen, um sich von da nach Mexico einzuschiffen, gerade wie Prinz Johann nach Brasilien entflohen war. Sowie jedoch das Volk von Madrid von dieser beabsichtigten Entführung erfuhr, gerieth es, gehetzt von den Anhängern des Kronprinzen Ferdinand, am 18. März 1808 in Aufruhr, drang wutherfüllt in den Königlichen Palast von Aranjuez, wo sich der Hof befand, ein und gab sich erst zufrieden, als der verhaßte Godoy im Gefängniß saß und der arme Karl IV. (am 19.) seine Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand niedergelegt hatte. Am 20. übernahm sofort der Kronprinz als Ferdinand VII. die Regierung, und am 24. zog er in Madrid ein. Allein hier war inzwischen (am 23.) der Generalissimus Murat mit einem starken Truppencorps angekommen und auf seine Hülfe bauend erklärte Karl IV. seine Thronentsagung für eine erzwungene, die aller Gültigkeit entbehre. Es gab also jetzt zwei spanische Könige oder wenigstens zwei, die auf diese Würde Anspruch machten, und beide wandten sich auf Murats und Savary's, des Herzogs von Rovigo, Rath (letzteren hatte Napoleon eigens deßhalb nach Madrid gesendet, um die Sache so weit zu bringen) an den Kaiser von Frankreich, damit er zwischen ihnen entscheide. Ja noch mehr, als sie erfuhren, daß Napoleon in Bayonne, an der spanischen Gränze, angekommen sei, reisten sie ihm beide, Ferdinand schon am 10. April, nachdem er vorher noch vorsichtigerweise eine provisorische Regierungsbehörde oder „Junta" eingesetzt hatte, Karl IV. mit seiner Gemahlin ein paar Tage später, dahin entgegen, und Murat sandte ihnen auch noch den gefangenen Friedensfürsten nebst den andern Mitgliedern der Königlichen Familie nach. So befand sich denn vom 30. April 1808 an die ganze spanische „Bourbonensippschaft", wie sich Savary ausdrückte, vor dem hohen Richterstuhle Napoleons in Bayonne und die beiden Thronconcurrenten thaten nun alles, um den großmächtigen Kaiser für sich zu gewinnen. Namentlich aber überboten sich der feige treulose Prinz Ferdinand und seine gemeine, rachsüchtige, nur für ihren Buhlen besorgte Mutter in so verächtlichen und verabscheuungswürdigen gegenseitigen Vorwürfen, Herabsetzungen, Verläumdungen und Schmähungen, daß der Scandal alle Begriffe überstieg und kein Mensch darüber im Zweifel sein konnte, daß dieses Königsgeschlecht allzu verdorben sei, um künftig noch auf einem Throne zu sitzen. Was war nun aber das Ende dieses schmachvollen Schauspiels? Einfach das, daß der Kaiser Napoleon den Kronprinzen Ferdinand, ihn wie einen Gefangenen behandelnd, zwang, zu Gunsten

seines Vaters am 10. Mai die Krone wieder niederzulegen, wogegen Karl IV. sich leicht bewegen ließ, alle seine Rechte auf den spanischen Thron an den Kaiser abzutreten. Dafür gewährte aber auch letzterer dem abgesetzten König eine Apanage von 30 Millionen Realen und wies ihm das schöne Schloß Compiegne an, damit er es mit seiner Gemahlin und deren Freund Godoy bewohne; der Kronprinz Ferdinand dagegen erhielt nur 400,000 Franks des Jahres und die unentgeltliche Benützung von Schloß Valencay.

Unmittelbar nach diesen Ergebnissen erließ Napoleon eine Proclamation, worin er feierlichst vom spanischen Reiche Besitz nahm, und zugleich wußte Murat die ersten Behörden von Madrid dahin zu gewinnen, daß sie sich vom französischen Kaiser dessen Bruder, Joseph Bonaparte, den derzeitigen König von Neapel zum Regenten erbaten. Napoleon willfahrte, citirte seinen Bruder Joseph nach Bayonne, und ließ ihn da auf Neapel verzichten, das jetzt den Reitergeneral Murat zum Könige erhielt. Um jedoch seinem Verfahren einen noch mehr gesetzlichen Anstrich zu geben, wurde nun auch eine sogenannte Generaljunta, d. i. eine Art Notabelnversammlung, die aus 150 Mitgliedern bestehen sollte — es kamen aber nur etliche neunzig — nach Bayonne berufen, um über eine neue Verfassung Spaniens zu berathen, und als diese Verfassung am 7. Juli fertig geworden war, beschworen sie sowohl König Joseph als auch die sämmtlichen Mitglieder der Junta. Zwei Tage darauf, am 9. Juli, reiste Joseph nach Madrid ab, um von seinem neuen Throne Besitz zu nehmen, und nun glaubte Napoleon, es sei alles so gut wie abgemacht. Allein es war nicht abgemacht, sondern was bis jetzt geschehen bildete gleichsam nur das Vorspiel zu der großen Tragödie, die sofort beginnen sollte. Ich meine die große Tragödie des spanischen Aufstandes, der längst schon überall aufloderte, ehe Joseph am 20. Juli in Madrid einzog, und der nicht früher endigte, als bis auch nicht ein einziger Franzose mehr auf Spaniens Grund und Boden stand.

Der Grund, warum in ganz Spanien drei Viertheile der Bevölkerung einmüthig den Kampf gegen die Franzosen aufnahmen, war ein gedoppelter. Einmal nämlich empörte sich der gebildete und zugleich patriotische Theil der Nation darüber, daß man sich von dem Dictator Frankreichs Gesetze vorschreiben lassen solle, und diese Partei, die Partei der bürgerlichen Freiheit, fand ihre Spitze in den Cortez, d. i. in dem altgesetzlichen Abgeordnetentag der spanischen Provinzen. Zum andern empörte sich das Landvolk oder die Bauernschaft, denn arm, unwissend und in der Bildung zurückgeblieben, zudem bigott und weil von Mönchen beherrscht — ganz Spanien war mit Klöstern bedeckt — abergläubisch und fanatisch bis zum höchsten Grad, sahen die „Labradores" in dem französischen Kaiser nach der Belehrung ihrer Priester nichts anderes als den Teufel selbst, der ihnen ihre Religion nehmen wolle, und sie glaubten daher durch nichts sicherer das Paradies zu erobern, als wenn sie diese der Hölle entstiegenen Ketzer von Franzosen mit Dolch und Schwert und Gift und Brand von der Erde vertilgten. Gewiß konnte es nun keinen größeren Gegensatz geben, als den, der zwischen den beiden soeben von mir geschilderten Parteien, der Partei der bürgerlichen Freiheit und der Partei der pfäffischen Bornirtheit herrschte, aber da sie den nämlichen Zweck „Vernichtung der fran-

zösischen Occupation" verfolgten, so verbündeten sie sich selbverständlich mit einander — wenigstens auf so lange, bis der Zweck erreicht war — und in Folge dessen bildeten sich im ganzen Lande Junta's oder Regierungsausschüsse, um einen bewaffneten Widerstand gegen die französischen Usurpatoren zu organisiren. Auf diese Art begann der große Aufstand, von dem ich oben gesprochen, und weil es ein Volksaufstand war, so begann er natürlich nicht an einem einzelnen Ort oder in einer einzigen bestimmten Stadt, sondern er begann an dutzend Stellen zumal und brach, wenn man ihn hier unterdrückt hatte, an andern dutzend Punkten von neuem aus.

Es kann nun übrigens natürlich nicht meine Absicht sein, den ganzen sechs Jahre andauernden Kampf in allen seinen Einzelnheiten zu schildern, da dieß mich viel zu weit führen würde; vielmehr begnüge ich mich mit der Aufzählung der Hauptfacta sowie mit der Hinweisung darauf, warum der Krieg so und nicht anders endigen mußte. Im ersten Jahr, im Jahre 1808, kam es zu nichts besonders Entscheidendem; doch muß ich constatiren, daß die Franzosen weit mehr Nachtheile erlitten, als sie Vortheile erfochten, trotzdem es auf der Hand lag, daß die besten spanischen Anführer und Generale Blake, La-Romana, Graf Belvedere, Castagnos, Morla und Palafox einem Victor, Bessieres, Moncey, Lefebvre, Martin, Ney, Gouvion St. Cyr, Junot, Lannes und Soult nicht gewachsen waren. Allein die Spanier kämpften mit gedoppelter Tapferkeit, weil sie für's Vaterland kämpften, und dann kannten sie das Terrain, auf dem sie standen, ganz genau, während die Franzosen von den sie hassenden Einwohnern stets irre geführt wurden. Ueberdem ergriffen die Engländer, an deren Regierung die Junta von Asturien sich schon gleich im Anfang gewandt hatte, die portugiesisch-spanische Sache mit dem größten Eifer, und es wurden den verschiedenen Junta's nicht blos Waffen und Geld geliefert, sondern es landete auch schon Ende Juli 1808 ein bedeutendes englisches Hülfsheer in Portugal, das unter dem Commando der Generale Hew Dalrymple, Henry Burrard, John Moore und Arthur Wellesley (des nachherigen Lord Wellington) dazu bestimmt war, den Kern einer großen inländischen regulären Armee zu bilden. Kurz die Angelegenheiten der Aufständischen stellten sich in den ersten paar Monaten gar nicht schlecht, wie besonders auch einestheils die Flucht König Josephs aus Madrid, anderntheils die beiden Capitulationen von Baylen am 22. Juli 1808 (das ganze Corps Dupont's mußte sich 20,000 Mann stark an Castagnos ergeben) und von Cintra am 30. August 1808 (Junot räumte Lissabon nebst ganz Portugal, wurde aber dafür auf englischen Schiffen mit allen seinen Leuten und Waffen nach Frankreich übergesetzt) beweisen; allein jetzt gegen das Ende des Jahres erschien Napoleon selbst auf dem Kriegsschauplatz, und siehe da, nun bekam Alles wie mit einem einzigen Schlag ein anderes Ansehen.

Am 3. November traf der Kaiser, nach Beendigung des Congresses zu Erfurt, in Bayonne ein und am 8. desselben Monats stand er schon in Vittoria. Er hatte ein Heer von 300,000 Mann, worunter wenigstens die Hälfte altbewährte Krieger, um sich vereinigt und unmittelbar nach seiner Ankunft in Vittoria schritt er zum Angriff. Es ging aber Alles nach einem großartigen umfassenden Plane und mit Staunen sah nun

die Welt, wie ein Sieg auf den andern folgte. Am 10. November wurde das spanische Centrumsheer unter Belvedere bei Gamonal unweit Bourgos von Soult geschlagen, und fast gleichzeitig, am 11. November, das Galizische unter Blake und La-Romana von Victor und Lefebvre. Zwölf Tage später, am 23. November, erlitt das arragonische Heer unter Castagnos und Palafox bei Tudela durch Lannes eine totale Niederlage und so war in wenigen Tagen das ganze nördliche Spanien unterworfen. Napoleon selbst marschirte auf Madrid zu, wo nach Josephs Flucht die Oberregierung

Stein.

der Spanier, die sogenannte Centraljunta tagte, forcirte den höchsten Paß des unwegsamen Guadaremma Gebirges, die sogenannte Somma Sierra, trotzdem dort mächtige Batterien gegen ihn errichtet waren, im Sturme und stand am 2. December vor Madrid, das sich ihm — die Centraljunta floh nach Toledo, später nach Sevilla — am 4. durch Capitulation ergab. Vergebens hatte Moore mit dem englischen Heere es versucht dieser Stadt zu Hülfe zu kommen; er mußte sich in Folge der spanischen Niederlagen auf's eiligste nach Portugal zurückziehen und durfte von Glück sagen, daß er von den ihn verfolgenden Franzosen nicht vernichtet wurde. Endlich

in der Mitte des Januar 1809 erreichte er den Hafen von Corugna und seine Truppen — er selbst fiel zuletzt noch im Kampfe gegen Soult — retteten sich am 18. Januar 1809 auf den dort für sie bereit gehaltenen Schiffen nach England. Gleich nachher am 21. Februar 1809 erlag auch das feste Saragossa, nachdem es von Palafox auf's heldenmüthigste vertheidigt worden war, und nun schien es nur eine Kleinigkeit zu sein, auch noch den letzten Rest von Spanien und Portugal zu erobern. So schien es sich nach menschlichem Ermessen zu verhalten und so würde es auch wohl gekommen sein, wenn nicht eben jetzt, am 2. Januar 1809, der Kaiser Napoleon, als er an der Spitze des Vortrabs hitzig hinter den Engländern her war, die Kurier-Nachricht aus Paris erhalten hätte, daß Oesterreich im Begriff stehe, einen neuen Krieg mit ihm zu beginnen. Auf diese Nachricht hin aber überließ er die weitere Verfolgung der Engländer den Marschällen Ney und Soult und eilte, nachdem er noch schnellstens in Valladolid alle Anordnungen getroffen, welche die Vollendung der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel sichern sollten, bereits am 17. nach Frankreich zurück.

Von nun an nahm Alles wieder eine andere Wendung, zwar nicht auf einmal, sondern nur langsam, erst im Verlauf von mehreren Jahren; allein rückwärts ging's doch und so stetig rückwärts, daß im Mai 1814 kein einziger französischer Soldat mehr auf Spaniens und Portugal's Grund und Boden stand. Warum das so kam? Die Geschichte lehrt uns, daß hauptsächlich — kleinere und untergeordnete Ursachen lasse ich dahin gestellt — vier Gründe maßgebend waren. Vor Allem fehlte es nach des Kaisers Abgang an einer befehlshaberischen Kraft, welcher sich die commandirenden Generale ohne Eifersucht und Widerspruch untergeordnet hätten, denn der von Napoleon wieder nach Madrid geführte König Joseph war ein schwacher, nachgiebiger Charakter und die ihm zur Seite gesetzten Oberbefehlshaber, zuerst Jourdan, dann Soult, dann Masséna, dann Marmont, dann wieder Jourdan, und endlich abermals Soult, konnten sich von ihren, ihnen an Rang gleichstehenden Collegen eben so wenig den zur Durchführung kriegerischer Unternehmungen so überaus nothwendigen Gehorsam verschaffen. Ein zweiter Hauptgrund, warum die Franzosen in Spanien schließlich unterliegen mußten, lag darin, daß die Engländer ein neues sehr bedeutendes Heer unter Wellesley's oder besser gesagt des Herzogs von Wellington Oberbefehl nach der pyrenäischen Halbinsel sandten, und daß dann die Portugiesen und Spanier so klug waren, auch ihre Armeen unter das Obercommando dieses großen militärischen Genies zu stellen. Als dritten Grund mache ich den Umstand geltend, daß die von der Centraljunta nach Cadiz berufenen Reichsstände oder Cortes eine Einheit sowohl in die Staatsverwaltung als auch insbesondere in den Aufstand gegen die französische Usurpation brachten und außer der regulären Armee eine ganze zusammenhängende Kette von Guerillasbanden in's Leben riefen, welche den Franzosen fast mehr schadeten, als eine verlorene offene Feldschlacht. Der vierte Grund endlich war schließlich noch der entscheidendste, denn er ist darin zu suchen, daß Napoleon nach dem gräßlichen Unglück in Rußland, zu Anfang des Jahres 1813, sich genöthigt sah, die meisten alten Soldaten, Unterofficiere, Officiere und Generale aus Spanien abzu-

berufen, um aus ihnen den Kern für ein neues, den Verbündeten entgegenzustellendes Heer zu bilden. So kam es denn, daß schon nach dem großen Siege Wellingtons bei Vittoria (21. Juli 1813) die Franzosen in ganz Spanien nur noch Barcelona, Pampeluna und San Sebastian besaßen, und als dann am 31. August und 31. October auch die beiden letzteren festen Städte gefallen waren, konnte Soult den ihm bei weitem überlegenen Herzog von Wellington nicht mehr verhindern, im Winter und Frühjahr 1814 in Frankreich selbst einzudringen. Am längsten hielt sich noch Barcelona, denn die dortige Besatzung capitulirte erst im Mai 1814, als die Verbündeten bereits in Paris eingezogen waren.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg gegen Oesterreich im Jahr 1809.

Es läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Rheinbundstaaten, also nach der Demüthigung Preußens der bei weitem größere Theil von Deutschland, dem Kaiser Napoleon in matecieller Beziehung sehr viel zu verdanken hatten, denn man führte dort ganz ähnliche Zustände ein, wie in Frankreich, und es fielen also gleichsam mit einem einzigen Streiche — auf dem gewöhnlichen und hergebrachten Wege hätte man Jahrhunderte zu solch durchgreifenden Reformen gebraucht — alle die bisherigen jämmerlichen Fesseln des Feudalwesens und der Leibeigenschaft, sowie auch in Verbindung damit ein ganzes Heer von veralteten Mißbräuchen, welche in der Bureaukratie, der Hierarchie und dem Adelsunwesen ihren Sitz hatten. Allein man konnte dieser Errungenschaften doch nicht recht froh werden, indem die nunmehr unabhängig gewordenen Könige, Großherzoge und Herzoge ganz absolut selbstherrisch regierten und überdem das französische Oberjoch sich jeden Augenblick durch irgend eine Gewaltthat fühlbar machte. Weit schwerer übrigens als auf den Rheinbundstaaten lastete dieses Joch auf Preußen und schon die blutsaugerische Art, mit der die französischen Occupationstruppen auch nach dem Frieden von Tilsit dort hausten, mußte die größte Erbitterung hervorrufen. Bei der Erbitterung allein aber blieb es nicht und eben so wenig bei dem großen gemeinsamen Jammer über die Schmach der Fremdherrschaft, sondern man fühlte ein Drängen in sich, diese Fremdherrschaft abzuschütteln, und wurde sich's zugleich bewußt, daß dies nur möglich sei, wenn der ganze Staat von oben bis unten von einem neuen Geiste beseelt werde. In diesem Sinne schrieb Fichte seine berühmten Reden an die deutsche Nation und ganz in demselben Sinne wirkten Arndt und viele Andere. Ja es traten sogar jetzt verschiedene patriotisch denkende Männer, meist Offiziere und Beamte, zusammen und gründeten einen Verein, den sogenannten „Tugendbund", dessen Bestreben

kein anderes war, als unter allen Klassen des Volks, besonders aber in der Jugend, den nationalen Enthusiasmus zu wecken, um mittelst desselben die Franzosen sowie alle aus Frankreich herübergekommenen revolutionären Uebel zum Lande hinauszuwerfen.

Selbst im König Friedrich Wilhelm, der doch sonst sehr wenig Energie besaß, kam dieses Tugendbunds-Bewußtsein zum Durchbruch, und in der Einsicht, daß auf die bisherige Weise nicht fortregiert werden dürfe, wenn nicht Alles zu Grunde gehen solle, berief er den Freiherrn von Stein an die Spitze der Geschäfte. Dieser aber, ein deutscher Patriot wie Wenige, und zugleich ein Mann von äußerster Rechtlichkeit, Geschäftskenntniß und Energie — freilich hatte er auch seine Fehler und insbesondere warf man

Scharnhorst.

ihm Barschheit, aristokratisches Wesen und orthodoxen Eigensinn, der sich bis zur Despotie steigerte, vor —, umgab sich mit Männern wie Scharnhorst, Gneisenau, Schladen und Grollmann, und machte sich sofort mit diesen daran, ein neues Preußen zu schaffen. Es war ein Riesenunternehmen, dessen Durchführung Tausende und Abertausende für eine Unmöglichkeit hielten; doch Stein zeigte sich ihm gewachsen und nach einem Jahre schon stand wirklich ein neues Preußen da. Und was für ein Preußen! Vor Allem wurde die Erbunterthänigkeit mit der Leibeigenschaft für's ganze Land abgeschafft und darauf folgte die Beseitigung der Frohnden, sowie der meisten übrigen feudalen Abgaben. Auch den Zunftzwang warf Stein über Bord nebst allem Andern, was den freien Verkehr hemmte, und zugleich kräftigte er das Gemeindeleben durch eine neue

Städteordnung, welche den Bürger erst eigentlich mündig machte. Ja noch mehr, er sprach es offen aus, daß der bisher so sehr bevorrechtete Adel durchaus reformirt werden müsse, und traf sogar Anstalten, um eine allgemeine Nationalrepräsentation einzuführen. Doch nicht blos auf die Umgestaltung der Civilverwaltung war sein Augenmerk gerichtet, sondern fast noch mehr lag ihm die Reform des Heeres am Herzen und hierin gingen ihm besonders Scharnhorst und Gneisenau an die Hand. Man schaffte also das altgewohnte Werbsystem ab, um dafür die allgemeine Wehrpflicht aller Dienstfähigen einzuführen. Auch entzog man dem Adel sein bisheriges ausschließliches Vorrecht auf die höheren Offiziersstellen und be-

Gneisenau.

seitigte die schimpflichen Strafen, mit welchen bis dahin die militärischen Vergehen belegt worden waren. Was aber die Hauptsache war, man wußte die Stärke des Heeres, das nach dem Dictat Napoleons im Tilsiter Frieden auf nicht höher als 42,000 Mann gebracht werden durfte, dadurch zu verdreifachen, daß man alle ausgehobenen Soldaten, sobald sie gehörig eingeschult waren, sofort wieder entließ, um sie mit neuen Rekruten zu ersetzen. Kurz, das preußische Heer sowie überhaupt der preußische Staat wurden von Stein und seinen Freunden vollständig reorganisirt und ihnen also, ihnen, den jetzigen Rathgebern des Königs Friedrich Wilhelm III., gebührt der unsterbliche Ruhm, die Grundlage geschaffen zu

haben, auf welche das Königreich Preußen den Bau seiner nachherigen Größe stellte.

Auch in Oesterreich schien man neue Zustände herbeiführen zu wollen und Kaiser Franz wandte sich auf den Antrieb seines ersten Ministers, des Grafen Stadion und vieler andern hochadeligen Herren, zu Anfang des Jahres 1808 in einer Proklamation an seine Völker, worin er ihnen alle Freiheiten versprach, deren eine Nation zu ihrer geistigen und materiellen Entwicklung bedarf. Ganz von demselben Geiste beseelt waren auch die Flugschriften, Zeitungsartikel und Pamphlete, welche von der Wiener Presse in die Welt hinausgeschleudert wurden, und man hätte damals glauben können, der österreichische Patriotismus sei noch viel enthusiastischer, als der preußische. Allein wer schrieb jene begeisterte Pamphlete und Proklamationen? Ein Gentz, ein Friedrich Schlegel und wie diese im Sold der Regierung stehenden Federn alle hießen, und schon hieraus konnte man den Schluß ziehen, wie merkwürdig ernst es der kaiserlichen Regierung mit den versprochenen Freiheiten sein werde. Noch mehr daraus, daß der ganze papierne Freiheitsschwindel nirgends anders seinen Heerd hatte, als in der hohen Aristokratie, sowie in der höheren katholischen Geistlichkeit. Der eben genannte Graf Stadion, der Fürst Metternich, der Erzherzog Johann, der hannöverische Graf Münster, der russische Fürst Rasumowsky, der Corse Pozzo di Borgo, der englische Gesandte Sir Robert Adair — das waren die Apostel jener völkerbeglückenden Grundsätze, durch welche man die österreichischen Nationalitäten zur höchsten patriotischen Begeisterung hinreißen wollte, und als nicht minder eifrige Schürer zeigten sich hiebei der päbstliche Legat in Wien, sowie der dortige Erzbischof und die fürstlichen Damen Lichnowsky, Bagration, Kaunitz nebst der Erzherzogin Beatrix. Gewiß eine recht hübsche Verbindung, diese Verbindung der höchsten Aristokratie mit dem ultramontansten Pfaffenthum, deren beiderseitiges Interesse das Bornirtbleiben des Volks und Bürgerthums verlangt! Deßwegen kam's aber auch weder in der Verwaltung, noch im Erziehungswesen, noch in der Gesetzgebung zu irgend einer wirklichen Reform, sondern es blieb in ganz Oesterreich Alles, wie es vorher gewesen war, und wer da wollte, der konnte sich sofort überzeugen, daß die Worte Freiheit, Recht, Patriotismus von jenen hohen Herren blos deßhalb im Munde geführt wurden, um des Volkes Kraft zu ihrem eigenen Vortheil zu mißbrauchen.

In einem einzigen Felde übrigens, um die volle Wahrheit zu sagen, geschah doch etwas, im militärischen Felde nämlich; denn dieses wurde dem Erzherzog Karl überlassen und Karl meinte es ehrlich mit Oesterreich und Deutschland. So gestaltete man denn — das betreffende Patent erschien am 12. Mai 1808 — das Heerwesen auf ganz ähnliche Art um, wie in Preußen, das heißt, man führte ebenfalls die allgemeine Aushebung ein und brachte dadurch das Linienheer auf 400,000, die Landwehren und Reserven aber auf zusammen 360,000 Mann. Das waren Streitkräfte, über die man vorher nie zu gebieten gehabt hatte, und darum begann man nun auch in gewissen maßgebenden Kreisen sich wieder als Großstaat zu fühlen. Ja man sprach sogar offen davon, die großen Verluste, von welchen der Staat anno 1805 und früher heimgesucht worden war, durch einen neuen Kampf mit Frankreich wieder einzubringen, und diese Idee

setzte sich besonders in dem Grafen Stadion, dem ersten Minister, fest, trotzdem der Erzherzog Karl, welcher wußte, wie sehr Frankreich in Beziehung auf Umfang der Macht, Stärke der Regierung und Einheit des Willens gegen Oesterreich im Vortheil sei, auf's eindringlichste von derselben abrieth.

Das Einzige also, was Oesterreich in der Zeit, in welcher Preußen sich total regenerirte, that, war, daß es sich von Neuem zu einem Krieg mit Frankreich rüstete und gegen das Ende des Jahres 1808 konnte kein Mensch mehr daran zweifeln, daß es zu dem besagten Kriege kommen werde. Auch hofften die österreichischen Staatslenker diesmal mit um so größerer Gewißheit auf einen vollkommenen Sieg, als sie (die österreichischen Kriegseiferer, die oben genannten aristokratischen „Patrioten", hatten mit den Unzufriedenen in den verschiedenen deutschen Ländern, besonders mit den Führern des Tugendbundes, die genauesten Verbindungen angeknüpft und auf die Minister Stein und Scharnhorst meinten sie sich ohnehin verlassen zu dürfen) darauf rechneten, es werde in ganz Deutschland zu einer großartigen Erhebung gegen den gemeinsamen Feind kommen und Preußens König sich an die Spitze derselben stellen. Ueberdem sagte man sich, der spanische Krieg absorbire die besten Streitkräfte Frankreichs, so daß Napoleon den Oesterreichern wohl schwerlich eine übermäßig große Armee würde entgegenstellen können, und dann war es nicht eine Thatsache, daß in Frankreich selbst theils wegen der immerwährenden starken Aushebungen, theils wegen der grausamen Strenge, mit der man gegen alle die, welche sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten, verfuhr, eine große Mißstimmung gegen den Kaiser Napoleon herrschte? Endlich wollte man noch wissen, daß Kaiser Alexander von Rußland trotz seines zu Tilsit mit Napoleon geschlossenen Bündnisses doch ganz antifranzösisch gesinnt sei, und um der Siegeshoffnung die Krone aufzusetzen, so erklärten sich die Engländer, als Graf Stadion deßhalb beim Minister Castlereagh anklopfte, auf der Stelle bereit, ein Hülfsheer an der nordischen Küste Deutschlands landen zu lassen. Wie konnte also bei solch' günstigen Auspicien der Kaiser Franz länger im Zweifel sein, was er zu thun habe? Am 27. März 1809 erklärte er an Frankreich den Krieg, indem er zugleich ein Manifest an seine Völker erließ, worin er zu beweisen suchte, daß die fortgesetzten Anmaßungen des Kaisers Napoleon diesen Kampf unausbleiblich gemacht hätten.

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Kaiser von Frankreich über die Absichten Oesterreichs nicht lange im Dunkeln bleiben konnte, da es unter den Deutschen nur zu viele Spione und Verräther gab, und er forderte daher schon im April 1808 den österreichischen Gesandten in Paris, den Fürsten Metternich in ziemlich herber Weise auf, ihm über die Rüstungen des Kaisers Franz Auskunft zu geben. Metternichs Erwiederung lautete sehr demüthig und so ging der Sturm damals noch vorüber. Später, im Anfang des Jahres 1809, wurden die Anzeichen des kommenden Krieges zur völligen Gewißheit und nun befahl Napoleon noch während seines Aufenthalts in Valladolid den Rheinbundfürsten, ihre Contingente unverzüglich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Gleich darauf, am 17. Januar 1809, kehrte er selbst eiligst nach Paris zurück und unmittel-

bar nach seiner Ankunft, am 23. Januar, wurde Befehl gegeben, die Garnisonen von Paris und andern Städten auf den Kriegsfuß zu stellen. Alles ging Schlag auf Schlag und schon Ende März marschirte die „Armee von Deutschland" nach des Reiches Grenze ab, um sich mit den Heeren der deutschen Bundesgenossen zu vereinen. Nicht minder bedeutende Corps wurden in Italien, in Dalmatien und im Herzogthum Warschau aufgestellt und zu Commandanten derselben der Vicekönig Eugen, der Marschall Marmont und der Fürst Joseph Poniatowsky ernannt. Napoleon selbst übernahm den Oberbefehl über die Armee von Deutschland, wohin er am 12. April mit Courierpferden abreiste, und des Sieges war er so gewiß, daß er jetzt schon den Grafen Daru, der in Preußen in der letzten Zeit sein blutsaugerisches Verwaltungstalent bewiesen hatte, zum Oberintendanten für die zu erobernden Länder ernannte.

Wie ganz anders dagegen in Oesterreich! Zwar allerdings an Soldaten — dazuhin noch an sehr tapferen Soldaten fehlte es nicht, und man konnte eine Armee unter General Chasteler nach Tyrol (dieses war, wie wir wissen, damals bayerisch), eine andere unter Erzherzog Johann nach Italien, und eine dritte unter Erzherzog Ferdinand nach Polen beordern, ohne deßhalb der Hauptarmee, welche unter dem Generalissimus Erzherzog Karl in Deutschland operiren sollte, irgend Eintrag zu thun; aber darin, in der Herbeiziehung großer Streitkräfte bestand auch die ganze Neuorganisation der Armee, von der man so viel Wesens machte, und „sonst" hatte sich noch nichts gebessert. Namentlich waren noch immer die Vorrechte der Geburt maßgebend und es befanden sich somit sämmtliche höhere Officiersstellen in den Händen von Prinzen, Fürsten und Grafen, von denen jeder, wenn er auch ganz unwissend und talentlos war, commandiren aber nicht gehorchen wollte. Eben so schlecht stand es um die Verwaltung der Armee, denn wie der Befehl zum Ausmarsch gegeben wurde, entdeckte man, daß von den großen Vorräthen an Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenständen das meiste nur auf dem Papier stand, weil der Oberlieferant von Faßbender sich in Compagnie mit seinen Untergebenen seit Jahren der großartigsten Unterschleife schuldig gemacht hatte, und man mußte also mit dem Beginn des Kriegs zuwarten, bis neue Vorräthe angeschafft waren. Da konnte denn natürlich in der Armee keine frohe Siegeszuversicht Platz greifen und namentlich sah Erzherzog Karl der Zukunft nur mit trübem Auge entgegen. Daß aber die Unglücksschläge sich so rasch und entscheidend folgen würden, wie sie sich nun folgten, das hätte doch kein Mensch für möglich gehalten und selbst die enragirtesten Bewunderer Napoleons standen dießmal völlig verblüfft da.

Am 18. April langte Napoleon in Ingolstadt an und sogleich einsehend, daß der Generalissimus-Erzherzog den Fehler begangen hatte, die beiden Flügel seiner Armee zu weit auseinander zu halten, warf er sich zuerst mit den bayerischen und württembergischen Truppen auf den linken österreichischen Flügel, welchen Erzherzog Ludwig unter der Mentorschaft des Feldmarschall Hiller commandirte, drängte denselben am 19. bei Thann und Pfaffenhofen zurück und schlug ihn am folgenden Tage, am 20., bei Abensberg vollständig in die Flucht. Mittlerweile hatte Davoust den Kampf mit dem österreichischen linken Flügel unter dem Erzherzog Karl

aufgenommen und sich fünf Tage lang, doch ohne einen Entscheid, vortrefflich gegen ihn gehalten. Nun aber eilte ihm Napoleon zu Hülfe und die Folge war der blutige Sieg bei Eckmühl am 22., welcher den Erzherzog zum eiligsten Rückzug nöthigte. Den folgenden Tag ergab sich, nach abermaligem heftigem Kampfe, die Stadt Regensburg und jetzt sah sich der Erzherzog genöthigt, auf die linke Seite der Donau zu retiriren, um in Böhmen neue Kräfte an sich zu ziehen. Die große Heerstraße nach Wien auf dem rechten Donauufer stand also den Franzosen offen und sie rückten auf derselben so schnell vorwärts, daß sie schon am 10. Mai Oesterreichs Hauptstadt erreicht hatten. Drei Tage später zogen sie siegreich in derselben ein, denn Erzherzog Maximilian, ihr Commandant, wagte keinen ernsthaften Widerstand, sondern zog sich auf's linke Donauufer hinüber, indem er zugleich die Brücken hinter sich verbrannte. Inzwischen war Erzherzog Karl, nachdem er sein Heer so schnell wie möglich neu gesammelt, ganz in die Nähe von Wien in die große Ebene links der Donau vorgerückt, und beide Armeen lagen sich also nur durch den Strom getrennt gegenüber. Wenn also eine Entscheidungsschlacht geliefert werden sollte, so mußte die Donau von der Einen oder der Andern der Armeen überschritten werden, und sofort ließ Napoleon drei Brücken über den Strom schlagen, die erste bei Nußdorf oberhalb Wiens, die zweite bei Spitz, die dritte bei Ebersdorf unterhalb Wiens. Die letztere war die wichtigste, denn sie führte über die Insel Lobau gerade auf die Dörfer Aspern und Eßling zu, welche Erzherzog Karl mit seiner Hauptmacht besetzt hielt. Auf dieser Brücke nun begann Napoleon am 20. Mai seine Truppen überzusetzen, aber ehe noch das ganze Heer übergesetzt war, entspann sich bereits in der Früh am 21. der Kampf und es wurde den ganzen Tag mit gleich großer Tapferkeit und Ausdauer gestritten. Dennoch wurde keine Entscheidung herbeigeführt und man bereitete sich in der Nacht von beiden Seiten auf die Erneuerung der Schlacht vor. Mit dem Tagesgrauen fingen die Kanonen abermals zu donnern an, und wiederum leisteten Truppen wie Heerführer was nur irgend Kühnheit, Todesverachtung und Einsicht leisten kann. Trotzdem nochmals keine Entscheidung, dagegen aber ungeheure Verluste, zusammen mehr als 30,000 Mann von Todten und Verwundeten, darunter die drei berühmten französischen Generale Lannes, St. Hilaire und d'Espagne. Da am Spätnachmittag des 22. meldete man dem französischen Kaiser, daß die Ebersdorf-Lobaubrücke durch dicke Baumstämme, welche die Donau herabschwämmen — Erzherzog Karl hatte dieß so angeordnet —, zerstört zu werden drohe, und weil daraus die größte Gefahr entsprang, von den Reserven und Geschützvorräthen abgeschnitten zu werden, befahl der bis jetzt nie besiegte Imperator den Rückzug. Er gelang mit genauer Noth, zuerst auf die Insel Lobau und dann einige Tage später, nachdem die Brücke mit unsäglicher Anstrengung wiederhergestellt war, auf Ebersdorf und Wien auf dem rechten Ufer der Donau.

Eine förmliche Niederlage wars nicht, die Napoleon damals in jenen zwei blutigen Tagen erlitt; aber er hatte nicht nur nicht gesiegt, sondern sich sogar zurückziehen müssen und dieß konnte als ein Ereigniß gelten, das zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. Um nun aber des Erfolgs

in der künftigen Entscheidungsschlacht Sieger zu sein, befahl Erzherzog Karl seinem Bruder dem Erzherzog Johann, welcher in Italien gegen den Vicekönig Eugen stand und über diesen schon verschiedene Vortheile erlangt hatte, mit seinem Heere über Ungarn zu ihm zu stoßen, und dieser setzte sich sofort in Marsch, doch nicht ohne von Eugen gefolgt und hart bedrängt zu werden. Außerdem zog der österreichische Generalissimus noch andere Verstärkungen an sich und es gelang ihm im Verlauf der nächsten sechs Wochen, während deren er vom Feinde ganz unbehelligt blieb, sein Heer wieder ganz auf dieselbe Stärke zu bringen, die es beim Beginn des Kriegs gehabt hatte. Napoleon übrigens blieb natürlich auch nicht unthätig in Wien liegen, sondern er zog in rascher Eile ebenfalls neue Truppen an sich und benützte die sechs Wochen der Ruhe, die er seinem Heere gönnte, hauptsächlich dazu, um neue, weder durch Eichenstämme, noch durch Brander zerstörbare Brücken über die Donau herzustellen. Auch war es eine gute Vorbedeutung für ihn, daß Erzherzog Johann auf seinem Zug durch Ungarn am 14. Juni bei Raab, weil ihn die Generale Ignaz Gyulay, Ban von Kroatien, und Erzherzog Joseph, Palatinus von Ungarn, im Stiche ließen, vom Vicekönig Eugen auf's Haupt geschlagen und dadurch verhindert wurde, für jetzt seine Verbindung mit dem Erzherzog Karl herzustellen. Endlich zu Anfang Juli hatte Napoleon alle seine Vorbereitungen beendigt und vom 4. auf den 5. Juli bewerkstelligte er seinen Uebergang über die Donau, ohne daß ihn der Erzherzog Karl — welche unermüdliche Energie der französische Kaiser damals entwickelte, kann man daraus ermessen, daß er in den drei Tagen vom 4. bis zum 6. Juli sechzig Stunden lang zu Pferde saß — daran zu verhindern im Stande gewesen wäre. Am Frühmorgen des 6. Juli standen sich die beiden Heere, zusammen 300,000 Mann mit einem so großen Artilleriepark, wie man vordem nie gesehen, kampfbereit gegenüber, und um vier Uhr begann jene denkwürdige Schlacht, welche ihren Namen von dem Dorfe Wagram erhalten hat. Wiederum geschahen von beiden Seiten, wie vor sechs Wochen bei Aspern und Eßling, Wunder der Tapferkeit, und bis zum Mittag wußte man noch nicht, wer größere Vortheile errungen habe. Da wich der eine französische Flügel, welchen Massena kommandirte, zurück und es schien sich also der Sieg für Oesterreich entscheiden zu wollen, allein durch ein Meisterstück der Taktik gab Napoleon der Aufstellung seines Heeres eine andere Wendung und nach einem furchtbaren Sturme, den die ermüdeten Oesterreicher nicht auszuhalten vermochten, sah sich Erzherzog Karl genöthigt um vier Uhr Mittags den Rückzug nach Znaim anzutreten. Wäre ihm sein Bruder Johann, der seit dem Tage von Raab sicher in der Festung Komorn lag, zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, so würde das Resultat des Tages ohne Zweifel ein anderes gewesen sein; Johann aber, obwohl dringend aufgefordert, zögerte und zögerte, bis es zu spät war, und so ging die Schlacht hauptsächlich durch seine Schuld verloren.

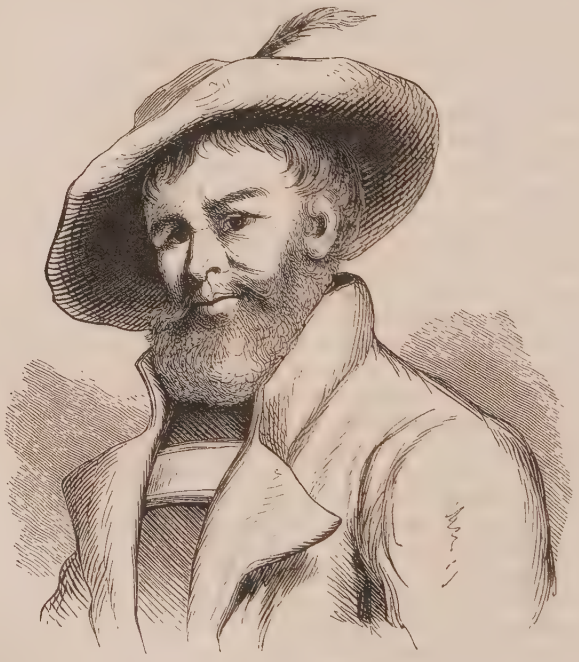
Die Verluste der Oesterreicher, besonders auf dem Rückzug, waren ungeheuer und beliefen sich auf mindestens 23,000 Todte und Verwundete nebst etwa 15,000 Gefangenen. Auch die Sieger hatten viele Leute verloren, aber dennoch lag noch Frische und Kraft genug in ihnen, um den Besiegten auf dem Fuße zu folgen, und schon schien es am 11. Juli bei

Znaim zu einer neuen Schlacht kommen zu wollen, als an diesem Tage der Fürst von Lichtenstein mit einer Waffenstillstandsflagge bei den französischen Vorposten erschien. Nach kurzen Unterhandlungen kam man über die Hauptsachen in's Reine und um Mitternacht wurde der „Waffenstillstand von Znaim", wie man ihn nannte, unterzeichnet. In demselben wurden alle deutschen Provinzen Oesterreichs nebst einem Theil von Galizien, Mähren und Ungarn, also ein ganzes Drittheil des Reiches mit den Städten Wien, Linz, Grätz, Klagenfurth, Laibach, Salzburg, Triest, Brünn, Krakau, Preßburg und Raab den Franzosen zum einstweiligen Besitz überlassen, und überdem mußte der Kaiser Franz die zu seinen Gunsten aufgestandenen Tyroler und Vorarlberger durch Zurückziehung der österreichischen Truppen ihrem Schicksal preisgeben. Gewiß sehr herbe Bedingungen für Kaiser Franz; noch herber aber für die genannten Lande und Städte, denn Napoleon bemächtigte sich natürlich aller Vorräthe und Arsenale, die er vorfand und legte den Bewohnern gleich im Anfang eine Contribution von 237 Millionen Gulden auf, welche der unbarmherzige Daru gar wohl einzutreiben verstand. Endlich, am 14. Oct. 1809 ward zu Schönbrunn der Frieden selbst unterzeichnet und in diesem verlor Oesterreich 2058 Quadratmeilen Landes, welche von 3½ Millionen Seelen bewohnt waren. Ueberdem mußte es dem Continentalsystem beitreten und schon zum voraus alles das gutheißen, was Napoleon etwa später mit Italien, Spanien und Holland vornehmen würde. So schwoll die Macht des französischen Kaisers durch diesen Frieden abermals ungeheuer an, obwohl er nur die Länder Krain, Kärnthen, Istrien, Dalmatien, Ragusa und beide Kroatien unter dem Titel eines Königreichs Illyrien für sich behielt und alles übrige eroberte Land unter seine Bundesgenossen, die Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen, vertheilte; der Kaiser von Oesterreich aber sank jetzt zu einer Großmacht zweiten Ranges herab, denn es blieben ihm nur noch 9500 Quadratmeilen Landes mit etwa 19 Millionen Einwohnern.

Doch ich habe oben darauf hingedeutet, daß Oesterreich bei Beginn des Krieges auf verschiedene anderweitige Unterstützung und Bundesgenossenschaft gerechnet habe, und der Leser wird daher begierig sein zu erfahren, ob denn diese Rechnung ganz, was man sagt, ohne den Wirth gemacht gewesen sei. Die Antwort ist: Ja, oder vielmehr: Zum größten Theil, denn einiges Wenige traf doch ein. Was zuerst die Neutralität oder gar die Beihülfe Rußlands anbelangt, so war davon ganz und gar keine Rede. Vielmehr setzte Kaiser Alexander, um den Bestimmungen seines Bündnisses mit Frankreich nachzukommen, ein Armeekorps gegen Galizien in Marsch und wenn nun auch dieses Corps zum eigentlichen Entscheidungskampf zu spät kam, so zeigte Alexander damit doch wenigstens seinen guten Willen. Auch sah dieß Kaiser Napoleon gar wohl ein, und gab bei der großen Landvertheilung nach dem Frieden von Schönbrunn an Rußland ein Stück von Ostgalizien mit 400,000 Bewohnern ab.

Weit sicherer als auf Rußland hatte Oesterreich auf Preußen gezählt und letzteres hätte wohl auch losgeschlagen, wenn der Minister Stein in Berlin am Ruder geblieben wäre. Dieser aber mußte vom König Friedrich Wilhelm auf Verlangen Napoleons schon am 26. November 1808 schnell-

stens entlassen werden, weil man einige Briefe von ihm aufgefangen hatte, welche sehr starke Ausdrücke gegen den französischen Kaiser enthielten, und damit noch nicht einmal zufrieden, erließ Napoleon am 15. Dec. von Madrid aus sogar eine förmliche Achtserklärung gegen den besagten ehemaligen preußischen Premier. „Le nommé Stein" hieß es verächtlich darin, „sei ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes und man solle daher überall auf ihn fahen, um ihn zur Haft und zur gerechten Strafe zu bringen." Der Geächtete entging jedoch glücklich den Wirkungen dieses



Andreas Hofer.

Bannfluches und fand zuerst in Oesterreich, später in St. Petersburg eine sichere Stätte. Ja hier wußte er sich sogar die Freundschaft der Kaiserin Mutter sowie auch die des Kaisers Alexander selbst in so hohem Grade zu erwerben, daß sein Einfluß anno 1812 maßgebend wurde und so war es denn hauptsächlich er, der den endlichen Sturz Napoleons herbeiführte. Doch um auf Preußen zurückzukommen, so fehlte seit Steins Entfernung der Genius, welcher auf den König Friedrich Wilhelm kräftigend einwirkte und überdieß fühlte sich letzterer durch die Gewaltschritte Napoleons gegen Stein eingeschüchtert. Was aber die Hauptsache war, der Kaiser Alexander

und König Friedrich Wilhelm sprachen sich in jener Zeit zweimal, im Herbst 1808 einmal in Königsberg, das anderemal im Januar 1809 in St. Petersburg, und beidemale rieth Kaiser Alexander seinem Freunde Friedrich Wilhelm dringend ab, mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen, „denn die rechte Zeit sei noch nicht gekommen." Dieß Wort wirkte und die Folge war, daß Preußen vollständig neutral blieb.

Eben so wenig Nutzen als von Preußen, hatte Kaiser Franz von England, obwohl die dortige Regierung ihr Wort, durch eine Expedition an die nordischen Küsten den Oesterreichern zu Hülfe zu kommen, zwar spät, aber doch getreulich hielt. Am 30. Juni nämlich setzte eine furchtbare englische Flotte, welche aus nicht weniger als 34 Linienschiffen und 22 Fregatten nebst einer Menge von Transportfahrzeugen bestand, ein starkes Heer von 60,000 Soldaten und Matrosen auf der zu Holländisch-Seeland gehörigen Insel Walcheren ans Land, um nach Eroberung Vliessingens das mächtige Amsterdam, den Haupt-Seewaffenplatz Napoleons, zu zerstören und dann ganz Holland zu erobern; allein der Oberbefehlshaber der Expedition, der alte energielose Lord Chatam, lag nur allein vor Vliessingen volle sechs Wochen, bis er dieses am 15. August zur Kapitulation zwang, und in dieser langen Zeit hatte der französische Gouverneur von Amsterdam solch treffliche Vertheidigungsanstalten getroffen, daß er jedem Angriff gewachsen war. Dieß einsehend, und zugleich geschreckt dadurch, daß eine Menge seiner Leute von dem auf Walcheren herrschenden Sumpffieber dahingerafft wurden, kehrte Lord Chatam schon Anfangs September mit seiner Armee nach England zurück, ohne etwas weiteres ausgerichtet zu haben, als daß er die Werke Vliessingens sprengte, und so fiel diese äußerst kostbare Unternehmung, von welcher man so ungeheuer viel Lärm gemacht hatte, sozusagen förmlich in's Wasser. Der Zorn des englischen Volkes war daher auch sehr groß und führte selbst zu einer Spaltung im Ministerium; nachdem aber seine beiden Spitzen, Lord Castlereagh und George Canning sich auf Pistolen geschossen und deßhalb ihre Stellung niedergelegt hatten, ließ man die ganze Geschichte ruhen, sie mit dem Mantel der Vergessenheit bedeckend.

Noch größere Hoffnung hatte, wie wir wissen, die österreichische Regierung auf die Volkserhebungen in Deutschland gehabt und es gelang den in Wien maßgebenden mit der Demokratie liebäugelnden Aristokraten auch wirklich, einige derartige Versuche in Scene zu setzen; allein sie fruchteten alle nichts und endeten meist ebenso abenteuerlich, als sie begonnen hatten. So die tolle Unternehmung des Hauptmanns von Katt, der mit einigen wenigen ehemaligen preußischen Soldaten die Festung Magdeburg überrumpeln wollte, und froh sein mußte, sich nach Böhmen retten zu können. So weiter der Aufstand, welchen der Obrist von Dörenberg im Königreich Westphalen zu Gunsten des abgesetzten Kurfürsten von Kassel erregte und der ebenfalls mit der Flucht Dörenbergs nach Böhmen endete. So ferner der Versuch des Major von Schill, eine allgemeine militärische Schilderhebung zu bewerkstelligen, welcher aber keinen andern Erfolg hatte, als daß Schill, nachdem er sich mit seinem für ihn begeisterten Reiterregiment von Berlin bis nach Stralsund durchgekämpft hatte, hier mit dem größten Theil der Seinigen erschlagen wurde. So endlich der kühne Zug des ab-

gesetzten Herzogs von Braunschweig, welcher mit seiner „schwarzen Legion" — so hieß sie, weil er seinen Leuten eine ganz schwarze Uniform mit einem weißen Todtenkopf am Tschako gab — sich durch ganz Norddeutschland hindurchschlug und schließlich so glücklich war, obwohl hart verfolgt, zu Anfang August in Elsfleth bei Bremen sich mit seiner Schaar auf die dort liegenden englischen Schiffe retten zu können. Ganz anders jedoch schien sich der Aufstand gestalten zu wollen, welchen Oesterreich in Tyrol zu erregen wußte, denn derselbe nahm bald große Dimensionen an und machte den Franzosen viel zu schaffen; aber sein Ende war doch ein resultatloses und die armen Tyroler hatten ihr Blut umsonst verspritzt. Das schöne Tyrol, nachdem es so viele Jahrhunderte hindurch zu Haus Oesterreich gehört hatte, wurde, wie wir wissen, in Folge des Friedens von Preßburg zu dem neugeschaffenen Königreich Bayern geschlagen und darob herrschte von Anfang an im ganzen Lande große Unzufriedenheit. Die neue Regierung, von französischem Geiste durchdrungen — Graf Montgelas stand an der Spitze des bayerischen Ministeriums — wollte die bisherigen mittelalterlichen Einrichtungen durch neue Formen und Verhältnisse ersetzen und zugleich die Macht des Pfaffenthums, die nirgends in Oesterreich größer war als hier, gründlich brechen; die Tyroler aber, meist unwissend und bigott aufgewachsen, wollten von der Leichtfertigkeit der modernen Aufklärung nichts wissen, und überdem lebte in ihren Herzen eine große Anhänglichkeit an's österreichische Kaiserhaus, unter dessen sanftem Regiment sie sich frei und glücklich gefühlt hatten. Darum erhoben sie sich auch einmüthig, als sie ihr Landsmann von Hormayr, der nachher berühmt gewordene Schriftsteller, und der österreichische General Chasteler, der ebenfalls ein halber Tyroler war, im Februar 1809 im Namen des guten Kaisers Franz aufforderte, das bayerisch französische Joch abzuschütteln, und bald sammelten sich ihre Scharfschützen unter angesehenen Männern aus dem Volke, wie Speckbacher, Schenk und Mayer, insbesondere aber unter dem Kapuziner Haspinger und dem Sandwirth von Passeyr, Andreas Hofer. Ebenso thaten aus gleichen Gründen die mit den Tyrolern verwandten Vorarlberger unter der Führung des Advokaten Schneider, sowie des Wirths Riedmüller, und als nun am 9. April 1809 der Marquis v. Chasteler mit einem kleinen österreichischen Heer in Tyrol einrückte, brach der Aufstand allgemein los. Im Anfang lächelte den tapferen Mannen das Glück und sie eroberten am 12. April nicht blos Innsbruck, sondern es gelang ihnen auch, die wenigen bayerischen Regimenter, welche dasselbe vertheidigten, und zwei Tage darauf ein französisches Corps unter General Bisson gefangen zu nehmen. Bald waren sie Herren alles Landes, die Festung Kufstein allein ausgenommen, und jetzt schickten sie eine Deputation an Kaiser Franz in Wien, um ihm ihre Huldigung darzubringen; der Kaiser aber nahm die Deputirten mit großer Liebe auf und gabs ihnen schriftlich mit, daß er nie auf einen Frieden eingehen würde, der nicht Tyrol und Vorarlberg wieder an seine Monarchie knüpfe. Doch gleich nachher kam ein Umschwung, denn es rückte unter dem Marschall Lefebvre und dem General Wrede ein großes französisch-bayerisches Heer in's Land und drang nach den in der Mitte des Monats gewonnenen Treffen bei Wörzl und Schwaz überall hin siegreich vor. Am 18. Mai ergab sich sogar Innsbruck und als nun

in Folge dessen — mehr noch aus Angst, er möchte den Franzosen in die Hände fallen, deren Kaiser befohlen hatte, ihn im Betretungsfall wie einen Räuber sogleich erschießen zu lassen — General Chasteler mit den Oesterreichern ganz aus Tyrol abzog, so schien der Aufstand vollständig gedämpft. Er schien es um so mehr, als die Sieger, von dem Grundsatz ausgehend, daß Schrecken das angemessenste Mittel sei, ein Volk für immer zu entmuthigen, mit einer so scheußlichen Barbarei und Grausamkeit in dem eroberten Lande hausten, daß die Feder sich sträubt, solche Unmenschlichkeiten niederzuschreiben. Marschall Lefebvre zog also mit dem größten Theil der Armee ab, um zu Napoleons Heer in Wien zu stoßen, und ließ nur den General Deroy mit 6000 Mann zurück, um das gedemüthigte Land zu überwachen. Allein kaum war dieß geschehen, so griffen die Tyroler wuthentbrannt abermals zu den Waffen und warfen ihre Dränger nach wenigen aber furchtbar blutigen Kämpfen von neuem zum Lande hinaus. Ja selbst als nun nach der Wagramer Schlacht der Marschall Lefebvre zum zweiten Male mit einem Heer von 50,000 Mann nach Tyrol gesandt wurde, um die rebellischen Bauern zu züchtigen, konnte er nicht Herr werden, sondern mußte sich, nachdem unter der Leitung des „Oberkommandanten" Andreas Hofer ganze Abtheilungen seiner Armee durch von den Bergen herabgerollte Felsmassen und noch mehr durch die sicheren Büchsen der im Hinterhalte lauernden Schützen vernichtet worden waren, aus dem „verwünschten Lande", wie er es nannte, zurückziehen. Doch jetzt kam der Frieden von Schönbrunn und in diesem Frieden trat der „gute Kaiser Franz" sein getreues Tyrol, das sich mit Gut und Blut für ihn geopfert hatte, ohne alle Bedingungen, die einer allgemeinen Amnestie ausgenommen, an den Kaiser von Frankreich ab. Die Tyroler fanden es unglaublich, daß ihr Kaiser sie so elendiglich preisgegeben haben solle, aber es war nur zu wahr, und — was wollten sie nun machen, besonders als jetzt unter General Drouots Oberbefehl ganze Massen von bayerischen und französischen Kriegern gegen ihr Land heranzogen? Es blieb ihnen, da jeder fernere Widerstand Wahnsinn gewesen wäre, nichts übrig, als sofort die Waffen niederzulegen, und hierin ging ihnen ihr Oberkommandant Hofer im Anfang November mit gutem Beispiele voran. Doch nur wenige Tage darauf erfuhr Hofer, daß Tyrol nicht blos den Herrn wechseln, sondern auch noch in drei Theile zerrissen und Nordtyrol an Bayern, Südtyrol aber hälftig an Italien und hälftig an Illyrien gegeben werden solle, und hierüber empört forderte er seine Landsleute von neuem auf, die Waffen zu ergreifen. Sie thaten es, aber nicht Alle, und die Folge war, daß sie nach kurzer Zeit trotz der tapfersten Gegenwehr unterliegen mußten. Dieß war aber nicht die einzige Folge, sondern sie wurden nun auch von der Amnestie ausgeschlossen und wie geächtete Straßenräuber behandelt. Ja die eingedrungenen Franzosen und Bayern hausten unter ihnen, wie einst die Spanier in den Niederlanden, und jedes Dorf, in welchem man einen Tyroler mit den Waffen in der Hand fand, wurde eingeäschert. So hörte denn in der Mitte des Dezember jeder weitere Widerstand auf und die Gravirteren unter den Verfolgten verbargen sich in sicheren Zufluchtsstätten. Auch Hofer that so und flüchtete sich in eine Alpenhöhle in Passeyr unter Schnee und Eis, wo er gewiß

sein konnte, von den Verfolgern nicht gefunden zu werden; aber ein Niederträchtiger, der katholische Priester Donay, früher einer seiner vertrautesten Anhänger, verrieth ihn für dreihundert Ducaten an die Franzosen, und nun gelang es letzteren ohne Mühe, seiner am 27. Jan. 1810 habhaft zu werden. Man brachte ihn nach Mantua und setzte ein Kriegsgericht über ihn nieder. Dieses war in seiner Mehrzahl nicht für den Tod; aber nun kam ein Befehl des Vicekönigs Eugen, der hierüber längst seine bestimmten Weisungen von Napoleon hatte, ihn innerhalb vierundzwanzig Stunden zu erschießen, und dieser Befehl wurde sofort am Mor-

Franz II. von Oesterreich.

gen des 20. Februar 1810 vollzogen. Hofer starb wie ein Held, ohne sich die Augen verbinden zu lassen, und Tyrol war jetzt „pacificirt," wie sich die Franzosen ausdrückten.

So endeten die Volkserhebungen von 1809 in Deutschland und so nahm sich Oesterreich derer an, welche zu seiner Vertheidigung aufgestanden waren.

Sechstes Kapitel.

Vom Frieden von Schönbrunn bis zur Kriegserklärung gegen Rußland.

Mit dem Frieden von Schönbrunn hatte sich Napoleon auf den Gipfel seiner Macht gestellt. Wohl kämpften noch die Spanier um ihre

Marie Louise.

Unabhängigkeit und England ließ sich noch immer nicht zum Frieden bewegen; aber wenn der französische Kaiser sich mit all seiner Macht auf die Pyrenäische Halbinsel warf, so mußte sie nothwendig vollends erdrückt werden, und was hatte er von einer Insel, wie England zu fürchten, wenn ihr der ganze Continent seine Häfen verschloß? Das that aber der Continent, denn die sämmtlichen Staaten desselben waren dem französischen Kaiser entweder unterworfen, oder standen sie, wie Rußland, mit ihm im engsten Bündnisse. Noch nie hatte in Europa ein Imperator eine größere Machtstellung erlangt; aber noch nie war auch ein Herrscher vor ihm ein größerer

Meister in der Kriegskunst, ein größerer Liebling des Glücks gewesen, und selbst ein Karl der Große erschien als ein Schattenbild neben ihm. Wie stolz muß da das Herz Napoleons geklopft haben, besonders an jenem berühmten 2. Dezember 1809, wo er zur fünften Jahresfeier seiner Krönung alle seine Königs- und Fürstenvasallen nach Paris berief, und wo sie ihn auch Alle, die Könige von Holland, Sachsen, Westphalen, Württemberg, Neapel und Bayern voran, mit schmeichlerischer Huldigung umringten!

Doch Eines fehlte noch, um sein Glück zu einem absoluten zu machen; er hatte keinen Sohn und Erben und ohne einen solchen war seine Dynastie keine festbegründete. Somit kam nun der Entschluß in ihm zur Reife, sich von seiner unfruchtbaren Gattin, der Kaiserin Josephine, der früheren Wittwe des Generals Beauharnais, einer geborenen Tascher de la Pagerie, zu trennen, und dafür eine jüngere Gemahlin heimzuführen; diese Gemahlin aber sollte eine Kaiserstochter sein — die Tochter eines legitimen alten Kaiserhauses, damit der Nimbus des „Herrscherthums von Gottes Gnaden" durch sie auch auf ihn, den Sohn des Volkes und der Revolution, übergehe. Schon unterm 16. December 1809 ward die Trennung der Ehe mit Josephinen durch ein Senatsdecret, dem Cardinal Fesch seine Sanktion gab, gesetzlich ausgesprochen und sofort bezog die Geschiedene das schöne Schloß Malmaison, welches der Kaiser ihr nebst einer Rente von drei Millionen Francs übermachte und das sie auch nicht mehr verließ bis zu ihrem am 29. Mai 1814 erfolgten Tode. Unmittelbar nach der Scheidung reiste der Graf von Narbonne, ein Höfling aus der alten Schule, nach Wien ab mit dem Auftrage, für Napoleon um die Hand der ältesten Tochter des Kaisers Franz, der Erzherzogin Marie Louise, zu werben, denn den Gedanken sich mit Kaiser Alexanders älterer Schwester, der Großfürstin Anna, zu vermählen, mußte der Herrscher von Frankreich schon deßwegen aufgeben, weil die Kaiserin Mutter von Rußland, seine abgesagte Feindin, diese ihre Tochter jetzt schnell mit dem Prinzen von Oldenburg verlobte. Kaiser Franz wagte keine abschlägige Antwort, und somit erschien am 4. März 1810 der Marschall Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, als französischer Großbotschafter und ceremonieller Werber in Wien. Am 11. März fand die Heirath „per Procura" statt, wobei der Erzherzog Karl, der große Gegner Napoleons bei Aspern und Wagram, den Bräutigam vertrat, und am 13. März reiste Marie Louise nach Paris ab. Wie sie da empfangen wurde und welche Festlichkeiten ihr zu Ehren stattfanden — nun der Leser kann sichs denken; ich aber begnüge mich zu konstatiren, daß die wirkliche Trauung am 2. April durch den Cardinal Fesch in den Tuilerien vorgenommen wurde, und daß, während der Sohn des armen Edelmanns von Ajaccio der Kaisertochter den Ehering an den Finger steckte, nicht weniger als 5 Königinnen Letzterer die Schleppe hielten. Eilf Monate später, am 20. März 1811, erblickte der „König von Rom" — so nannte Napoleon seinen Erstgeborenen — das Licht der Welt und jetzt war der Imperator von Frankreich von dem Glauben, daß Nichts mehr sein Herrscherthum erschüttern könne, bis zur Gewißheit durchdrungen. Diese Gewißheit theilte aber nicht Jedermann, sondern es meinten vielmehr Viele, mit Josephinen, der Gründerin seines Glückes, habe Napoleon seinen guten Genius von sich gestoßen.

Die Wahrheit dieser letzteren Ansicht bethätigte sich auch wirklich schon in der nächsten Zeit vollkommen, denn Napoleon fing nun an, sich ganz wie ein unumschränkter Monarch von Gottes Gnaden zu geriren, und entfaltete, während er bisher wenigstens für seine Person soldatisch einfach geblieben war, einen Prunk um sich, der kaum unter einem Ludwig XIV. großartiger hätte sein können. Namentlich liebte er es, schon seiner neuen Kaiserin zu lieb, den alten Adel an seinen Hof zu ziehen, und je mehr Herzoge, Grafen und Marquis aus der Zeit vor der Revolution ihm ihre tiefe Devotion bezeugten — sie thaten es nur, weil er ihnen ihre alten Vorrechte, sowie auch ihre Güter, so weit es ging, zurückgab, und verließen ihn alsbald wieder, so bald sein Stern zu verbleichen begann —, um so mehr däuchte er sich als Herrscher legitimirt. Am allermeisten übrigens beurkundete er seinen Rückschritt zur alten Bourbonischen „Von-Gottes-Gnaden-Despotie" durch die tyrannische Willkühr, mit der er von jetzt an gegen Einzelne wie gegen ganze Völker und Länder verfuhr, und selbst die ihm Zunächststehenden mußten sich solches von ihm gefallen lassen. So zerfiel er gänzlich mit seinem Bruder Lucian, weil dieser sich nicht von seiner unfürstlichen Gemahlin Alexandrine Laurence, einer gebornen von Blaschamp, trennen wollte, und Lucian schiffte sich daher, um dem Zorn seines brüderlichen Dictators zu entgehen, im August 1810 nach Nordamerika ein, wohin er übrigens nicht kam, da die Engländer das Schiff auffingen und ihn nach England brachten. So behandelte er seinen Schwager Murat, den König von Neapel, auf eine fast mehr als barsche Weise und erklärte ihm mehr als einmal geradezu, er werde ihn sofort absetzen, falls der neugebackene König ihm nicht in allen Stücken unterthänig sei. So drohte er ganz dasselbe auch seinem Bruder Louis, dem Könige von Holland, und machte diese Drohung, als Louis sich nicht demüthig, wie Murat, fügte, sondern lieber in die Verbannung nach Oesterreich ging — dort nannte er sich Herzog von St. Leu —, alsbald zur Wahrheit, indem er durch ein Decret vom 9. Juli 1810 Holland mit Frankreich vereinigte. So schlug er im Dezember 1810 durch einen einzigen Federstrich, mit dem er die Entthronung des Herzogs von Oldenburg und das Aufhören der Hansestädte unterschrieb, die Ems-, Weser- und Elbemündungen nebst den dazwischen liegenden Ländern ebenfalls zu seinem großen Reiche und zu ihrer höchsten Verwunderung sahen sich so die seit Jahrhunderten urdeutschen Bewohner jener Küstenstriche gleichsam über Nacht in Franzosen verwandelt. So widerfuhr um dieselbe Zeit dem kleinen aber strategisch wichtigen Wallis, das seit 1802 eine eigene Republik gebildet hatte, das gleiche Schicksal, denn „der Vortheil Frankreichs gebiete dieß der Simplonstraße wegen". So decretirte endlich Napoleon schon unterm 17. Mai 1809, weil der Pabst Pius VII. fortwährend den französischen Interessen entgegenhandle, von Wien aus die Einverleibung des Kirchenstaates in's Königreich Italien, und ließ gleich nachher am 6. Juli, weil nunmehr Pius VII. den Bann über ihn aussprach, den bis zum Starrsinn unbeugsamen Kirchenfürsten durch General Radets Gensdarmen nach Savona abführen, um ihn dort mehr als drei Jahre lang gefangen zu halten. Kurz der französische Kaiser verfuhr nach dem Frieden von Schönbrunn gegen alle Welt mit rein despotischer Willkühr und wenn er nun auch dadurch Frankreich zu

einer ungeheuern Größe anschwellen machte, so konnte es umgekehrt eben so wenig fehlen, daß ihm im Stillen von Fürsten wie Völkern eine furchtbare Feindschaft geschworen wurde, welche nur auf den günstigen Augenblick zum Losbrechen wartete.

Und eigenthümlich, alle diese Feinde richteten ihr Augenmerk nach Rußland, als den einzigen Staat, der dem französischen Imperator noch mit einiger Hoffnung auf Erfolg widerstehen könne! Noch eigenthümlicher aber, Alle waren in ihrem Innern fest überzeugt, daß es bald zu einem Bruche zwischen Alexander und Napoleon kommen müsse, trotzdem der Frieden zu Tilsit und der Congreß von Erfurt das Bündniß der beiden Herrscher ganz unauflöslich gemacht zu haben schien! Sie hatten übrigens recht mit dieser ihrer Ueberzeugung, sie, die Feinde Napoleons, denn mit dem Jahre 1809 begannen sich die Verhältnisse gewaltig zu ändern und es ergab sich ein Umstand nach dem andern, welcher aus der bisherigen innigen Freundschaft einen recht bittern und todeswürdigen Haß schaffen mußte. Einmal nehmlich konnte sich der Kaiser von Frankreich mit Recht darüber beklagen, daß ihm sein Bundesgenosse Alexander in dem Krieg gegen Oesterreich nur so geringe Hülfe geleistet habe, und umgekehrt mußte es den Kaiser von Rußland, der sein annexirtes Polen immer mit Argusaugen betrachtete, schwer kränken, daß Napoleon nach dem Frieden von Schönbrunn den König von Sachsen, als den Inhaber des Herzogthums Warschau, mit einem neuen Zuwachs von polnischen den Oesterreichern abgenommenen Ländereien bedachte, denn wie leicht konnten da die russischen Polen auf den Gedanken kommen, sich ebenfalls zu dem Herzogthum Warschau zu schlagen und dasselbe zum Mittelpunkt eines neuen Polenreichs zu machen. Zum zweiten beging der französische Kaiser eine schwere persönliche Beleidigung gegen den Kaiser Alexander, als er den Herzog von Oldenburg, dessen Sohn und Erbe die Schwester Alexanders zur Gemahlin hatte, gewaltthätigerweise ohne irgend eine Entschädigung entthronte; in Napoleon aber kochte ein nicht minder großer Zorn, als er erfuhr, daß die Kaiserin-Mutter von Rußland ihre Tochter Anna nur deßwegen so schnell mit dem jungen Oldenburger Fürsten verlobt und vermählt habe, um sie nicht ihm, „dem Parvenu“ und „Unebenbürtigen“ geben zu müssen. Den dritten und hauptsächlichsten Grund übrigens zu Haß und Zwiespalt bildete das von Napoleon ersonnene Continentalsystem, dem im Frieden von Tilsit auch Rußland hatte beitreten müssen, denn der französische Kaiser wollte dasselbe, um die Engländer zu ruiniren, in aller Strenge durchgeführt wissen, während der russische Kaiser, weil er sah, daß seinen Unterthanen daraus großer Schaden erwuchs, von jener Strenge vielfach abwich und im December 1810 sogar decretirte, daß die Einfuhr von Colonialwaaren in seinen Häfen auf neutralen Schiffen von nun an erlaubt sein solle. Darüber kam's nun natürlich zu verschiedenen gegenseitigen Noten, in welchen Napoleon mit großer Hartnäckigkeit verlangte, daß das besagte Decemberdecret zurückgenommen werde; umgekehrt aber verweigerte dieß Alexander ebenso hartnäckig und drang außerdem in nicht eben milder Form darauf, daß der entfernte Herzog von Oldenburg in sein Land wieder eingesetzt werde. Auf diese Art entstand ein Riß in die Freundschaft der beiden Kaiser und dieser Riß klaffte immer weiter aus einander, je mehr

zwischen den beiden Kabineten hin und her geschrieben wurde; doch wahrte man den Schein des Friedens äußerlich noch anderthalb Jahre lang und die Rüstungen, die man beiderseitig machte, gingen, wenigstens was den Kaiser Alexander betraf, ganz im Stillen und fast unmerklich vor sich.

Hiezu aber hatte der russische Czar seine guten Gründe, denn der dreifache Krieg mit der Türkei, mit England und mit Schweden, von dem ich weiter oben schon berichtet habe, hatte damals sein Ende noch immer nicht erreicht und da die übrigen Mächte Europa's, wie namentlich Oesterreich und Preußen, sei's freiwillig, sei's nothgedrungen zu Frankreich hielten, so wäre Rußland ganz isolirt da gestanden. Nach und nach übrigens machte

Bernadotte.

sich das ganz anders. Zwar allerdings der österreichische Kaiser konnte das Bündniß mit Napoleon vorderhand nicht aufgeben. Einmal nehmlich war letzterer sein Schwiegersohn geworden und zum andern durfte er bei der Erschöpfung seiner Staaten und bei der Bloßstellung von deren Gränzen unmöglich etwas wagen, was des großen Imperators Zorn hätte reizen können. In Preußen dagegen, wo nach Steins Entfernung der Graf von Hardenberg (er wurde erst nach den Befreiungskriegen in den Fürstenstand erhoben) unter dem Titel eines Staatskanzlers der Alles leitende Minister geworden war und als solcher trotz dem Geschrei der Altadeligen und Feudalen fortfuhr die Stein'schen Reformpläne in's Leben zu rufen — in Preußen, sage

ich, gab's damals eine starke Parthei, welche darauf drang, daß man sich im Fall eines Conflictes zwischen Rußland und Frankreich an ersteren Staat anschließen solle, und Hardenberg selbst war in seinem Innern mit dieser Partei ganz einverstanden. Man überlegte es daher im geheimen Rathe des Königs oft und viel, was geschehen solle; allein zuletzt überzeugte man sich doch, daß es „für jetzt" — Napoleon hätte Preußen vernichten können, ehe Alexanders Truppen an die Gränzen gerückt waren — noch zu gefährlich sei, gegen Frankreich aufzutreten, und so zog man es vor, am 24. Februar das Bündniß mit dem französischen Kaiser zu erneuern. Doch wußte Alexander ganz genau, welches die wahren Gesinnungen Friedrich Wilhelms seien, und er konnte sich's also zum voraus sagen, daß Preußen zu ihm stehen werde, sobald es ihm die Verhältnisse nur irgend erlaubten. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse Rußlands zu den Staaten, mit denen es bisher im Kriege begriffen gewesen war, nehmlich mit England, Schweden und der Türkei. In England waren nach Cannings und Castlereaghs Abgang die Vollblutaristokraten Perceval und Wellesley an's Ruder gekommen und diese knüpften sogleich mit der franzosenfeindlichen Partei am russischen Hofe, an deren Spitze die Mutter des Kaisers stand, geheime Verbindungen an. Als Folge hievon ist jenes Decemberdecret des Kaisers Alexander, durch welches die Continentalsperre sehr modificirt wurde, zu betrachten und nun natürlich hörte nicht nur England auf die russischen Häfen zu bloquiren, sondern die beiden Staaten traten sich näher und näher und aus dem bisherigen Kriegs- schien ein Friedens- und Freundschaftsverhältniß werden zu wollen. Ja das englische Ministerium versprach dem Kaiser Alexander sogar, einen ehrenvollen Frieden mit Schweden und der Türkei vermitteln zu wollen, und hielt dieses Versprechen in allen seinen Theilen. Von Schweden nehmlich verlangte Napoleon so gut wie von Rußland die strengste Einhaltung des Continentalsystems, und glaubte dort um so mehr auf Gehorsam rechnen zu dürfen, als der zum Thronnachfolger erwählte Marschall Bernadotte, sein Verwandter, für den altersschwachen Karl XIII. das Regiment führte; allein Schweden konnte diesem Gebot unmöglich nachkommen, ohne seinen Handel völlig zu ruiniren, und machte daher Gegenvorstellungen. Im Zorne hierüber ließ Napoleon im Januar 1812 Schwedisch-Pommern durch seine Truppen besetzen und drohte mit noch härteren Maßregeln, wenn nicht Bernadotte sofort nachgebe. Es kam jedoch gerade umgekehrt, als der französische Kaiser gehofft hatte, denn die schwedische Regierung warf sich sofort ohne Säumniß England in die Arme und diese vermittelte dann in aller Stille ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Schweden gegen Frankreich. Am 24. März 1812 wurde dasselbe abgeschlossen und die Grundbedingungen desselben waren, daß Schweden das von Rußland eroberte Finnland definitiv abtreten, dafür aber Norwegen erhalten sollte. Nicht lange hernach gelang es dem englischen Ministerium auch, einen Friedensschluß zwischen Rußland und der Türkei — den sogenannten Frieden von Bukarest vom 28. Mai 1812 — zu Stande zu bringen und in Folge dieser beiden Tractate konnte Kaiser Alexander die Truppen, die er in Finnland und an der Donau stehen gehabt hatte, zum Kampfe gegen Frankreich verwenden.

Man sieht, wie vieles vorangehen mußte, ehe sich der Kaiser Alexander entschließen konnte, dem Kaiser Napoleon mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten, und vielleicht wäre es auch jetzt noch nicht so weit gekommen, wenn nicht um diese Zeit Stein, der frühere preußische Premier, nach St. Petersburg gekommen wäre und in Verbindung mit der Kaiserin Mutter den biegsamen Alexander vollkommen zu gewinnen gewußt hätte. So stellte denn Letzterer die Forderung: „Napoleon habe Preußen vollständig von französischen Truppen zu räumen", urplötzlich und ganz unerwartet als sein Ultimatum auf; der französische Imperator aber erachtete dieß einer Kriegserklärung gleich und reiste am 9. Mai 1812 von St. Cloud zur Armee ab. Die Waffen sollten entscheiden, wer künftig Herr von Europa sein würde: Er oder der Czar von Rußland.

Fünftes Buch.

Vom Ausbruch des russischen Kriegs

bis

zum Umsturz des französischen Kaiserthums.

(1812—1815.)

Erstes Kapitel.

Der Krieg vom Jahr 1812.

Schon am 24. März 1811 hatte sich der Kaiser Napoleon gegenüber einer Deputation, welche ihm die Glückwünsche des französischen Handelsstandes zu der Geburt des Königs von Rom darbrachte, ganz offen über sein Verhältniß zu Rußland ausgesprochen und geradezu mit einem Marsche nach Moskau und St. Petersburg gedroht, falls der Kaiser Alexander nicht in andere Bahnen einlenke. Schon damals stand also bei dem französischen Imperator der Plan zum russischen Kriege fest, und von einem Mann, wie er einer war, läßt sich nun natürlich nichts anderes voraussetzen, als daß er die gehörigen Vorbereitungen zu diesem neuen und wichtigsten seiner Feldzüge getroffen haben werde. Und in der That, sie waren riesenhafter, kolossaler Natur, diese Vorbereitungen, und alle Staaten, welche mit Frankreich verbündet oder ihm mehr oder weniger unterworfen waren, also insbesondere Italien, Illyrien, Holland, Warschau-Polen, der Rheinbund, Preußen und Oesterreich, mußten ihr entsprechendes Contingent liefern. Aus Frankreich selbst wurden ebenfalls alle verwendbaren Kräfte aufgeboten, und so kam eine Armee von mehr als 600,000 Mann mit nicht weniger als 187,000 Pferden — genau gerechnet 491,953 Mann Fußvolk, 96,579 Reiter mit 164,446 Officiers-, Soldaten- und Zugpferden, endlich 1372 Stücke groß und klein Geschütz mit 21,526 Mann Artillerie und 18,265 Pferden — zusammen. Gewiß eine furchtbare, eine als unüberwindlich erscheinende Macht, besonders wenn man bedenkt, daß dieselbe fast ohne Ausnahme nur aus wohlgeschulten und längst bewährten tapferen Kriegern bestand, daß ferner die Officiere, welche sie führten, die niedereren wie die höheren, in Beziehung auf Kenntnisse, Muth und Ausdauer von keinen anderen in der Welt übertroffen wurden, und daß endlich an der Spitze des Ganzen ein Feldherr stand, der den Namen „Napoleon Bonaparte“ führte!

Wenn nun aber der Kaiser von Frankreich solch großartige Rüstungen machte, so war man dagegen in Rußland selbst ebenfalls nicht müßig liegen geblieben. Im Gegentheil rief man zu den Waffen, was nur die Waffen tragen konnte, und wenn auch nicht in Abrede gezogen werden kann, daß die vielen Hunderttausende, mit denen man in den Armeeberichten um sich zu werfen pflegte, mehr nur auf dem Papier standen, als in Wirklichkeit vorhanden waren, so betrug der Effektivbestand der beiden Hauptarmeekorps, welche gegen die polnischen Grenzen hin vorgeschickt wurden, doch jedenfalls über 300,000 Mann. Ueberdem versprach sich Kaiser Alexander auch nicht wenig von dem englischen Bündnisse, denn das britische Ministerium — Perceval und Wellesley waren seit dem 17. Mai 1812 durch Liverpool und Castlereagh ersetzt worden — hatte die Beschützung aller Küsten des russischen Reichs übernommen und überdem große Subsidien nebst Lieferung von Kriegsmaterial zugesagt. Auch hielt dasselbe sein Wort so ziemlich; besonders werkthätig konnte es aber doch nicht eingreifen, weil es damals (17. Juni 1812) seiner Anmaßungen zur See wegen in einen Krieg mit Nordamerika verwickelt wurde, welcher natürlich seine Hauptseemacht in Anspruch nahm. Doch um wieder auf Rußland zurückzukommen, so glaubten die obersten Lenker der russischen Geschicke ihre beste Stütze gegen die eindringenden Franzosen nicht sowohl in der Armee, oder in der englischen Beihülfe, als vielmehr in der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit Rußlands zu finden, und man hoffte mit großer Zuversicht, daß die vielen Sümpfe, die ungeheuren Wälder, die geringe Zahl der bewohnten Orte, der Mangel an guten Landstraßen, das Nichtvorhandensein schiffbarer Flüsse, sowie insbesondere der spärliche Anbau des Landes nicht nur die Bewegungen des Feindes erschweren, sondern auch zum Behufe ihrer Ernährung die Auflösung des französischen Heeres in einzelne von einander getrennte Corps, die dann an gewissen, schon zum voraus mit Sorgfalt ausgewählten Punkten leicht zu schlagen seien, unumgänglich nothig machen würden. Von diesem Gedanken ausgehend entwarf dann der preußische General Pfuel, der mit Stein nach St. Petersburg geflohen war, einen Kriegsplan, dahin gehend, daß die russische Armee sich blos auf den Vertheidigungskrieg beschränken und wo möglich keine entscheidende Schlacht liefern, vielmehr langsam zurückweichen, Alles weit und breit verwüsten und so die Franzosen zu ihrem Verderben immer weiter in's Innere des Reichs locken solle; Kaiser Alexander aber, von Stein und dem schwedischen Baron Armfeld, der ebenfalls großen Einfluß auf ihn ausübte, gewonnen, genehmigte sofort diesen Plan, und betraute seinen Kriegsminister, den Liefländer Barclay de Tolly, einen seiner fähigsten Generale, mit dessen Ausführung.

Am 9. Mai 1812 verließ Napoleon, wie ich schon am Schlusse des letzten Kapitels sagte, seine Hauptstadt Paris, um sich zur Armee zu begeben und am 16. traf er in Dresden ein, wohin ihm den andern Tag auch seine Gemahlin Marie Louise nachfolgte. Hier versammelten sich die meisten seiner Verbündeten und Vasallen um ihn, der Kaiser Franz von Oesterreich mit seiner Gemahlin, der König Friedrich Wilhelm von Preußen mit seinem Kronprinzen, der König und die Königin von Sachsen, die Fürsten des Rheinbundes nebst einer Menge von andern gekrönten und nicht

gekrönten hohen Herren, und inmitten dieser hehren Versammlung glänzte er als der Heros des Jahrhunderts, ja als der Gebieter der Welt, welcher die Huldigung seiner Untergebenen entgegennahm. Zwölf volle Tage lang sonnte er sich in dieser Herrlichkeit und entwickelte dabei einen Pomp und eine Pracht, wie man sie in Dresden bis jetzt noch nicht gesehen. Zugleich ertheilte er aber auch von hier aus jedem seiner vorausgeeilten Armeecorps die nöthigen Marschweisungen und am dreizehnten Tage, am 29. Mai, reiste er selbst ab, um sofort den Feldzug zu eröffnen. Er hatte zu diesem Behufe sein Heer in drei große Haufen aufgerollt, in die Armee des Centrums, so wie in einen linken und rechten Flügel. Der letztere, bestehend aus dem österreichischen Hülfscorps unter Fürst Schwarzenberg und einem aus Sachsen und Franzosen gemischten Corps unter Reynier, erhielt die Richtung nach dem unteren Bug und hatte die Aufgabe, nach Besiegung der russischen Südarmee sich mit der Centrumsarmee zu vereinigen. Der linke Flügel, commandirt von Macdonald und aus Preußen, Polen und Franzosen zusammengesetzt, sollte Stellung gegen die Schweden nehmen und war zugleich mit der Eroberung von Kurland und Liefland beauftragt. Die Centrums- oder Hauptarmee endlich stand unter dem Oberbefehl von Napoleon selbst und mit ihr wollte er geradezu auf Moskau, die alte Hauptstadt des russischen Reichs, losmarschiren, um dort dem Czaren den Frieden zu diktiren.

In wenigen Tagen hatte Napoleon, über Posen und Königsberg reisend, die Armee des Centrums an den Gränzen Litthauens erreicht und nun erließ er am 22. Juni aus seinem Hauptquartier Wilkowiszki einen sogenannten Armeebefehl, worin er der Welt den Ausbruch des Kriegs verkündete. Zwei Tage darauf überschritt er mit dem ganzen Heere den Niemen und schon am 28. Juni zog er, ohne irgend Widerstand gefunden zu haben, in Wilna, der Hauptstadt Litthauens, ein. Der Kaiser Alexander nämlich war den Franzosen bis hieher entgegengerückt und hatte erst Tags zuvor mit seiner ganzen hohen Generalität einen Kriegsrath gehalten, um nochmals zu erwägen, ob man sich in den festen Städten gegen Napoleon halten oder aber nach Pfuels und Barclay des Tolly's Plan in das Innere des Reiches zurückweichen solle. Die Mehrheit entschied sich für Barclay de Tolly, obgleich die Altrussen stark gegen ihn, als einen Ausländer und Halbdeutschen, opponirten, und so wurde Wilna in aller Eile geräumt. Ja, so eilig, daß man die Magazine und sonstigen Vorräthe nicht mehr alle fortschaffen konnte, sondern sie, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen, durch Feuer zerstören mußte! Wenn nun übrigens dieß ein großer Fehler der Russen war, so erglänzte umgekehrt auf Napoleonischer Seite auch nicht Alles im rosigsten Lichte, denn schon auf dem kurzen Marsche bis nach Wilna hatte man gefunden, welche Schwierigkeiten in Rußland dem Vorwärtsdringen eines Heeres entgegenstehen. Durch furchtbare Regengüsse nämlich waren die ohnehin schlechten Wege vollends unwegsam geworden, so daß man mit schwerem Fuhrwerk gar nicht durchkommen konnte, und in Folge dessen trat vielfach Mangel an Fourage und Lebensmitteln ein. Dadurch entstanden aber Seuchen unter Menschen wie Thieren und man hatte bald nicht nur den Verlust von mehr als zehntausend Pferden zu beklagen, sondern es häuften sich

auch die Kranken mit reißender Schnelligkeit in den Spitälern und nun wurde die Handhabung der Disziplin mit jedem Tag schwieriger. Doch Napoleon bot allen diesen Hindernissen Trotz und nachdem er in Wilna eine eigene Verwaltungsbehörde für Litthauen eingesetzt hatte, welche die Hülfsmittel dieses Landes zu seinem Vortheil ausbeuten sollte, brach er mit der Armee am 16. Juli von Neuem auf, in der Hoffnung, den Feind nun recht bald zu erreichen.

Letztere Hoffnung wollte sich übrigens nicht verwirklichen, denn der russische Oberbefehlshaber Barclay de Tolly — Kaiser Alexander war nach St. Petersburg geeilt, um von da aus immer größere Vertheidigungsmaßregeln ins Leben zu rufen — zog sich, indem er überall Alles hinter sich verbrannte oder anderweitig vernichtete, immer langsam vor Napoleon zurück und hielt ihm nicht einmal in Witepsk Stand. Im Gegentheil überließ er auch diese Stadt ohne Schwertstreich dem Feinde und wandte sich nun nach Smolensk auf der Straße nach Moskau, um sich mit der südlich heranrückenden Armee unter Bragation zu vereinigen. Nun aber, nachdem dieß geschehen, ließ er sich doch von Bragation bewegen, den nachrückenden Franzosen den Uebergang über den Dniepr streitig zu machen und so kam es am 17. August zu der blutigen Schlacht bei Smolensk, welches die Russen besetzt hatten. Vom Morgen bis zum Abend wüthete der Kampf und schon waren von beiden Seiten mehr als zwanzigtausend Streiter gefallen, ohne daß der eine oder der andere Theil sich des Siegs hätte rühmen können. Da gelang es am Abend den Franzosen, die Stadt in Brand zu stecken, und nun sahen sich die Russen genöthigt, sich aus derselben zurückzuziehen. Wie aber die Franzosen den andern Morgen einrückten, fanden sie nichts als einen Haufen von Trümmern und Leichen und so hatten sie keinen besondern Vortheil von dem Besitze. Umgekehrt war Barclay de Tolly durch den harten Kampf in keinen besonderen Schaden — die geopferten Menschenleben abgerechnet — gekommen und setzte seinen Rückzug auf der Straße nach Moskau in der besten Ordnung fort, ohne daß ihn der Marschall Ney, der ihm schnellstens nachrückte und ihn zwei Tage später auch wirklich bei Walutina Gora erreichte, irgend auf seinem Wege hätte aufhalten können.

In Smolensk schwankte Napoleon eine Zeit lang, ob er hier überwintern oder seinen Marsch nach Moskau fortsetzen solle. Uneingedenk aber Karls XII., des Königs von Schweden, welcher ihm hätte zum warnenden Beispiel dienen sollen, entschied er sich für das Weiterziehen, indem er der sicheren Ueberzeugung lebte, daß er, sobald er nur Moskau, die große Hauptstadt des Reichs, in Händen habe, den Kaiser Alexander zur Annahme von jedweder Friedensbedingung werde bewegen können. Am 24. August brach er also mit dem Hauptheere von Neuem auf, indem er es, um besser marschiren zu können, in drei Colonnen theilte, und in weniger als drei Wochen hoffte er am Ziele seiner Wünsche zu sein. Auch schien es im Anfang in der That, als ob ihn das Glück besonders begünstigen wolle, denn eben jetzt ging bei dem russischen Heere eine Veränderung vor, welche ihm nothwendig den größten Vortheil bringen mußte. Das fortwährende Zurückziehen des russischen Oberfeldherrn nämlich hatte längst sowohl auf das Heer als auch auf die ganze russische Nation äußerst nie-

derschlagend gewirkt, und der beleidigte Stolz der Patrioten beschuldigte denselben laut der Feigheit oder, was noch schlimmer, des Verraths. Dieses Geschrei ward aber nicht blos vom Pöbel erhoben, sondern die Kaiserin-Mutter, die Kaiserin selbst und besonders der Großfürst Constantin führten ganz dieselbe Sprache und drangen so lange in den Kaiser Alexander, eine Aenderung im Obercommando vorzunehmen, bis dieser sich endlich dazu herbeiließ, am 29. August dem fünfundsiebzigjährigen Kutusow, einem ächten Altrussen, in welchem das Volk einen zweiten Suwarow witterte, Barclay's Stelle zu übertragen. Der neue Feldherr, welchem sich ohne Murren unterzuordnen Barclay patriotisch genug dachte, entschloß sich alsobald, die so lange begehrte Entscheidungsschlacht zu liefern und nahm sofort seine Stellung bei Borodino an der Moskwa zwischen Moshaisk und Gshat, ungefähr sieben und zwanzig Stunden von Moskau. Am 6. Sept. waren die Franzosen herangerückt und am 7. in der Früh begann der Kampf, der schrecklichste, der seit Erfindung des Schießpulvers gekämpft worden ist. Von beiden Seiten spielten über 500 Kanonen, auf beiden Seiten schlugen sich 150,000 bis 160,000 Krieger, alle bis zum Enthusiasmus todesmuthig, und am Abend lagen zusammen mehr als 75,000 Mann erschlagen oder schwerverwundet auf dem Schlachtfeld. Russischerseits hatte Bagration, der gleich darauf seinen Wunden erlag, sich vor allen andern ausgezeichnet; französischerseits der Marschall Ney, von jetzt an „Fürst von der Moskwa" und, was mehr werth war: „der Tapferste der Tapfern". Eine Entscheidung ward aber trotz alledem durch diese Mordschlacht nicht herbeigeführt, denn wenn auch Kutusow in der Nacht das Schlachtfeld räumte, so zog er sich doch in bester Ordnung, ohne Auflösung seiner Reihen, zurück und erreichte Moskau mehrere Tage früher, als Napoleon ihm folgen konnte. Nach Rücksprache jedoch mit dem Grafen Rostopschin, dem Gouverneur von Moskau, marschirte er, den Gedanken, Moskau zu vertheidigen, aufgebend, nach kurzem wieder weiter und nahm südwärts davon an der Oka auf der Straße nach Kaluga eine feste Stellung.

Am 14. Sept. langte der Vortrab der französischen Armee unter Murat vor Moskau an und ihm auf dem Fuße folgte Napoleon selbst mit der Hauptarmee. Aber merkwürdig, es zeigte sich keine Besatzung, die zu bekämpfen gewesen wäre, und noch weniger erschien, wie früher in Berlin und Wien, eine Deputation der Einwohnerschaft, um die Gnade des siegreichen Eroberers anzuflehen. Man schickte Reiter in die Stadt; ein dumpfes Schweigen empfing sie und alle Straßen waren öde, wie ausgestorben. Ueberdem — die Hausthüren fest verrammelt, die Fenster durch Läden dicht geschlossen, die Buden und Gewölbe gesperrt und verriegelt! Was sollte das sein? Das geheimnißvolle Räthsel löste sich nur zu bald, denn man fand, daß die gesammte Einwohnerschaft die Stadt — sie zählte mehr als 400,000 Seelen — verlassen hatte, mit Ausnahme von etwa zwölf bis fünfzehn Tausenden, welche meist der untersten Volksklasse oder gar dem Abschaum der Menschheit angehörten. Ein eigenthümliches Gefühl durchzitterte die Glieder der Franzosen, als sie sich von diesem Ergebniß überzeugten, und bei den Offizieren wie bei den Gemeinen machte sich alsbald eine große Niedergeschlagenheit geltend. Sie hatten gehofft und

ihr Kaiser hatte es ihnen versprochen, daß sie hier, in Moskau, der eben so großen als reichen Hauptstadt des Czarenreichs für ihre seitherigen furchtbaren Entbehrungen Ersatz, für den kommenden nordischen Winter ein ruhiges, behäbiges Quartier finden würden, und nun diese gräßliche Oede, dieser Mangel an allem Nöthigen, da das Beste und Werthvollste von den Einwohnern natürlich mitgenommen oder vor der Flucht in guten Verstecken geborgen worden war! Doch der Soldat weiß sich in Alles zu schicken und so tröstete er sich bald damit, daß es ihm wenigstens nicht an einem warmen Obdach fehle. Ja bei Vielen verwandelte sich die Niedergeschlagenheit sogar in Freude, da sie nun die Erlaubniß erhielten, in alle verlassenen Häuser mit Gewalt einzudringen und daselbst sich anzueignen, was sie aneignungswerth fänden. Allein es kam nur zu bald anders, und zwar so furchtbar anders, daß Alle von der tiefsten Verzweiflung ergriffen wurden. Schon in der ersten Nacht nämlich, welche die Franzosen in Moskau zubrachten, entstand an den verschiedensten Orten der Stadt, in Süd, West, Nord und Ost, zu gleicher Zeit Feuer, und am andern Tag, am 15., wurde der Brand allgemein. Man glaubte im Anfang, es sei Zufall, vielleicht auch Nachlässigkeit einzelner Plünderer, und suchte der Flammen Meister zu werden. Doch siehe da, jetzt zeigte es sich, daß keine einzige Spritze vorhanden war, und man erfuhr von den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern, daß alle Löschgeräthschaften auf Befehl des Gouverneurs Rostopschin aus der Stadt geschafft worden seien. Noch mehr, man ertappte verschiedene Brandstifter auf frischer That und — wer waren diese? Notorische Diebe und Räuber, wie sie selbst bekannten, denn Rostopschin hatte vor seinem Abzug aus Moskau alle Gefängnisse geöffnet, damit deren Insassen die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelten. Man durfte also nicht mehr daran zweifeln, daß der Brand kein Werk des Zufalls sei, sondern daß ihn Rostopschin auf höheren Befehl angeordnet habe, um durch die Aufopferung der Hauptstadt den eingedrungenen Eroberern die Winterquartiere zu vernichten. Eine gräßlich-barbarische, aber doch auch wieder eine großartig-heroische That! Zugleich eine solche, welche ihren Zweck vollständig erreichte. Immer allgemeiner nämlich schlug die Lohe auf, obwohl man alle auf der That ertappten Brandstifter sofort aufhängte, und schon am 16. bildete die ganze Stadt nur noch ein einziges ungeheures Flammenmeer. Selbst im Kreml, jenem alten großartigen Palast der Czaren, der gleichsam eine Stadt in der Stadt bildete, konnte man es nun vor Hitze nicht mehr aushalten, und Napoleon, der darin seine Wohnung aufgeschlagen hatte, mußte über Hals und Kopf in ein außerhalb der Stadt gelegenes Lustschloß flüchten. Endlich am 20. erlöschte der Brand in sich selbst, zum Theil auch in Folge von Regengüssen, allein welch' gräßliche Zerstörung! Neun Zehntheile der Häuser lagen in Trümmern und der Boden war überall mit Asche, Schutt und den Leichnamen von halb verbrannten Menschen und Thieren bedeckt.

Nunmehr stand das französische Heer verlassen gleichsam inmitten einer Wüste da und den ehernen Imperator, dessen stolzes Herz bisher noch nie gebeugt worden war, traf dieser Schlag so sehr, daß er sofort den General Lauriston mit Friedensvorschlägen in das Lager des russischen Oberfeldherrn sandte. Dieser, ein so listiger Russe, wie nur einer, ver-

sprach, den Antrag an seinen Kaiser zu befördern und machte Hoffnung auf dessen Annahme; allein es war ihm, wie sich nachher klar genug herausstellte, nur darum zu thun, den französischen Kaiser hinzuhalten, um seine Armee nachher desto gewisser vernichten zu können. Kutusow wußte nämlich ganz genau, wie die Kraft des französischen Heeres, das schon auf dem Zug nach Moskau in Folge der Schlachtenverluste, der Marschanstrengungen und der Entbehrungen furchtbar gelitten hatte, mit jedem Tag längeren Aufenthalts mehr gebrochen wurde und wie besonders auch der Abgang an Pferden, für welche man selbst die schlechteste Nahrung kaum auftreiben konnte, ein ungeheurer war; umgekehrt aber schwoll sein eigenes Heer theils durch die Herbeiziehung regulärer Truppen, theils durch den Zustrom der Kosaken, welche zum Verfolgen so gut zu gebrauchen waren, immer mehr an und er durfte mit Sicherheit darauf rechnen, in wenigen Wochen seinem großen Gegner bedeutend überlegen zu sein. Ueberdieß kam nicht der Winter mit jeder Stunde näher — der kalte russische Winter, dem wohl er mit seinen eingebornen Truppen, nicht aber Napoleon mit seinen Franzosen, Deutschen und Italienern Trotz zu bieten vermochte? Das waren die Gründe, weßhalb Kutusow dem Kaiser der Franzosen stets von Neuem Hoffnung machte, sein Czar werde auf den angebotenen Frieden eingehen, während dieser selbst, besonders auf das Anrathen Steins, gleich von Anfang an die Scheide für weggeworfen erklärte, und die etwas grobe List glückte ihm richtig. Endlich aber, freilich viel zu spät, erkannte Napoleon, daß man ihn täusche, und verließ, nachdem er noch vorher befohlen hatte, den Kreml in die Luft zu sprengen, am 18. Oct. Moskau, um mit seiner schon schwer decimirten Armee über Kaluga nach Smolensk zurückzukehren.

Diesen Rückzug — wer hätte noch nicht von ihm gelesen? — diesen Rückzug mit all' seinem Jammer und Elend im Einzelnen zu beschreiben, wäre wohl für meinen Zweck eine allzutraurige Aufgabe und ich beschränke mich daher darauf, die Gründe anzudeuten, warum die französische Armee nothwendig zu Grunde gehen mußte. Als ersten Grund führe ich an die tief gesunkene moralische Kraft, denn eine Armee, die sich zurückziehen muß, ist immer schon an sich tief entmuthigt und die französische Armee war es doppelt, weil sie sah, daß sie alle Opfer vergeblich gebracht habe. Ueberdem hatten sich nur zu viele Soldaten während des Aufenthalts in Moskau dem Marodiren ergeben und wer wüßte nicht, daß durch solch' schlimme Sitten die so nöthige Disziplin total untergraben wird. Der zweite Grund war der Mangel an gehöriger Nahrung und Verpflegung, ein Mangel, der sich am Ende bei Vielen geradezu bis zum Verhungern steigerte. Die ganze Gegend nämlich, durch welche der Rückzug gieng, lag öde und wüste da, weil die sämmtlichen Einwohner sich nach links und rechts flüchteten, und von Polen und Deutschland her trafen, der unterbrochenen Verbindungswege halber, ebenfalls keine Nahrungsmittel ein. Somit sahen sich die meisten Soldaten mit sammt ihren Offizieren auf nichts als Pferdefleisch angewiesen und selbst dieses war selten in genügender Menge vorhanden. Ueberdem, wenn man bedenkt, daß fast jede Nacht ohne Obdach auf freiem Felde auf entweder nassem oder gefrornem Boden, im Anfang oft im tiefsten Koth und später im Eis und Schnee, zugebracht werden mußte, so

wird man sich nicht mehr darüber verwundern, daß die armen Retirirenden haufenweise den Entbehrungen erlagen und wegen der vielen kranken Nachzügler bald fast jede Ordnung im Heere aufhörte. Ein dritter Grund ist in dem ungeheuern, hauptsächlich aus Dienerschaft und Weibern, zugleich aber auch aus Handwerkern (Schneidern, Schustern, Bäckern, Waffenschmieden) bestehenden Troß, der sich bei der Armee befand, zu suchen, so wie vielleicht noch mehr in der schweren Beute, welche Offiziere wie Gemeine zusammengeraubt hatten und nun natürlich mit sich zu schleppen suchten, denn dadurch wurden die Bewegungen der Armee ungemein erschwert und oft entstanden solche Hemmungen, daß man Stunden- oder gar Tageweise aufgehalten wurde. Freilich sah man das Thörichte dieses Beutefortschleppens schon bald genug ein und warf am 4. Nov. den ganzen Plunder nebst einer Menge von Wägen, Gepäck und selbst Geschütz in einen See; allein man that es nicht aus Klugheit oder Selbstverläugnung, sondern nur, weil inzwischen der größte Theil der Zugthiere gefallen war und also das Weiterschleppen von selbst aufhörte. Der vierte Grund lag in der mit dem Ende des Oktobers sich einstellenden furchtbaren Kälte, welche am 7. Nov. bereits auf achtzehn, einige Tage später sogar bis auf acht und zwanzig Grade stieg und für Menschen wie Pferde gleich verderblich wurde. Zu Tausenden stürzten die letzteren, weil sie nicht geschärft waren, nieder und die wenigsten nur hatten die Kraft, wieder aufzustehen. Die armen, ausgehungerten, von Krankheiten aller Art geplagten und bis zur Verzweiflung gebrachten Soldaten aber erstarrten schon fast im Gehen und wenn sie sich dann vor Ermattung niederlegten, so fielen sie dem Tod zur sicheren Beute. Den fünften Grund endlich wird der Leser von selbst errathen, wenn ich ihn darauf aufmerksam mache, daß die Franzosen durch ein feindliches Land marschiren mußten, dessen ganze Bevölkerung durch die Aufrufe ihres Czaren und die Ermahnungen ihrer Priester zu dem furchtbarsten Rachekrieg sich entflammte. Ueberdem richteten die Kosaken auf ihren schnellen Pferden in den Reihen des französischen Heeres — wenn man diesem noch einen solchen Namen geben mag — tagtäglich unendlichen Schaden an und Kutusow selbst mit der Hauptarmee hätte dasselbe durch einen allgemeinen Angriff gänzlich vernichten können, wenn ihm, dem Greise, ein größeres Maaß von Energie beschieden gewesen wäre. Hiebei darf ich aber nicht vergessen, zu constatiren, daß von den altgedienten Soldaten der Napoleonischen Armee, besonders von den Garden, nicht Wenige selbst im größten Elend und Jammer der Muthesmuth nicht verloren und sich, wenn angegriffen, mit derselben Bravour schlugen, wie früher bei Jena, Austerlitz und Wagram. So namentlich in dem Treffen bei Malo-Jeroslawetz vom 24. October, wo Vicekönig Eugen mit seinem Corps der Gesammtarmee Kutusows eine Zeitlang ganz allein Stand hielt und sie schließlich, als ihm Napoleon den Marschall Ney zu Hülfe sandte, sogar zum Rückzug zwang.

Am 9. Nov. erreichte das Heer Smolensk; es zählte aber jetzt kaum noch 40,000 Mann kampffähige Leute und von der gesammten Reiterei waren nur noch 3000 übrig; alle andern hatte der Tod hinweggerafft oder auch kamen sie langsam als Nachzügler hinterdrein, unfähig zu jeder nur irgend größeren Anstrengung. Am 13. Nov. trat man, nachdem

man auch die Nachzügler gesammelt, den traurigen Marsch von Neuem an und am 18. kam man über den Dniepr nach Orsza. Hier fand man zum Glück so viel Lebensmittel, daß sich das Heer etwas erholen konnte; aber die Kampffähigen hatten sich abermals um 10,000 verringert, während die Zahl der Wehrlosen und Maroden, die sich nachschleppten, vielleicht 60,000 betragen mochte. Doch allzulange durfte man nicht zögern, denn der gefährlichste Theil des Wegs, der Uebergang über die Beresina, kam erst, und man wußte, daß zwei russische Corps unter den Generalen Wittgenstein und Tschitschagoff vom Süden und Westen Rußlands herbeieilten, um durch Besetzung der Beresinabrücke den Franzosen den Marsch nach Wilna abzuschneiden. In der That gelang es auch dem General Tschitschagoff, die Beresina vor den Franzosen zu erreichen und die dortige Brücke zu zerstören; allein zum Glück rückte jetzt Marschall Oudinot mit einem kleinen Corps neuer Truppen in Eilmärschen von Polen her zum Succurs herbei und es gelang ihm nach heißem Kampfe am 23. Nov. die Russen zurückzuwerfen. Nun befahl Napoleon, bei Studianka unterhalb dem Städtchen Borissow zwei Brücken, die eine für die Fußgänger, die andere für Pferde und Wagen zu schlagen und so bald sie unter unsäglichen Mühen fertig geworden waren, begann am 26. Nov. der Uebergang. Marschall Oudinot deckte denselben auf dem rechten, Marschall Victor auf dem linken Ufer und so ward im Anfang gute Ordnung eingehalten. Den andern Tag jedoch schon, am 27., brach die eine der Brücken, weil sich zu viele Menschen auf ihr andrängten, zusammen und um das Maaß des Elends voll zu machen, machte jetzt auch der General Tschitschagoff, nachdem er sich mit dem inzwischen herbeigeeilten Wittgenstein vereinigt hatte, einen neuen Angriff auf die Franzosen. Doch so gering an Anzahl und so ermattet und ausgehungert diese auch waren, so zeigte sich doch auch jetzt noch ihre alte Ueberlegenheit im Waffenhandwerk und die beiden russischen Corps wurden zurückgeworfen. Freilich, auf lange nicht, weil die Russen eine furchtbare Uebermacht hatten und die Franzosen bei der furchtbaren Kälte, die eben eintrat, unendlich nothlitten. Zugleich hörte schon am 28. jede Ordnung auf und das Gedränge auf der noch einzig vorhandenen Brücke wurde so groß, daß Tausende zertreten oder ins Wasser hinuntergestoßen wurden. Den allerhöchsten Stand aber erreichte das Elend am 29., als in der Nacht zuvor Marschall Victor mit dem Rest der Truppen die Brücken überschritten hatte, denn nunmehr stürmten die Russen auf die zurückgebliebenen Nachzügler ein, zugleich mit Kanonen auf sie feuernd, und in Folge dessen drängten sich diese in solcher Masse auf der Brücke zusammen, daß nur Wenige mit heiler Haut das andere Ufer erreichten. Es war ein unsäglicher Jammer und der Name Beresina ist dadurch für ewige Zeiten zu einem Namen des Schauderns und Entsetzens geworden!

Von der Beresina an wurde die Verfolgung der Russen immer schwächer, denn auch sie hatten in der letzten Zeit große Verluste erlitten und überdieß konnten sie die Beresina nicht sogleich überschreiten, weil Marschall Ney, welchem die Nachhut der so furchtbar zusammengeschmolzenen französischen Armee anvertraut war, die Brücke über den Fluß vor seinem Abzug in die Luft sprengte. Dessenungeachtet verminderte sich das Elend der sich

Zurückziehenden nicht im geringsten, da Kälte, Hunger und andere Entbehrungen ihnen immer noch gleich sehr zusetzten, und erst in Wilna, wo große Vorräthe aufgehäuft lagen, wurde es etwas besser. Doch wie Viele waren ihrer noch? Von all' den Hunderttausenden nicht einmal mehr der fünfzehnte Theil und selbst diese Wenigen in einem geistig wie körperlich gänzlich verwahrlosten Zustande. Gemildert wurden übrigens diese gränzenlosen Verluste dadurch, daß die beiden Flügel der großen Armee, der linke unter Macdonald, der rechte unter Fürst Schwarzenberg, sich fast ganz unversehrt erhalten hatten — von ihren Thaten während dieses Feldzugs ist dagegen aber auch nichts Wichtiges zu berichten, als die Be-

Eugen Beauharnais.

lagerung einiger Festungen — und daß also immer noch eine Armee, wenn auch eine sehr verminderte, da war. Ueberdem machten die Besatzungstruppen, welche Napoleon in Polen, Preußen und in den Ostseeländern zurückgelassen hatte, ein beträchtliches Corps aus und davon war ohnehin nicht die Rede, daß sich nicht durch Aushebungen in Frankreich, Italien und dem Rheinbund neue Hunderttausende mit Leichtigkeit auf die Beine bringen ließen. Noch höher durfte man den Umstand anschlagen, daß Napoleon selbst mit allen seinen Marschällen dem Untergang entrann, und daß also dem neu zu bildenden Armeecorps die bewährten Heerführer nicht fehlten.

In Molodeczno, in der Mitte zwischen Borissow und Wilna, dictirte Napoleon am 3. December jenes berühmte Bülletin, worin er den Zustand der Armee mit furchtbarer Wahrheit schilderte, und zugleich traf er dort die nöthigen Anordnungen, um in Warschau-Polen eine neue Armee zu schaffen. Zwei Tage darauf, am 5. Dezember verließ er in Smorgony die Trümmer des Heeres, indem er den Oberbefehl an seinen Schwager Murat übertrug und reiste blos von Couleincourt, Duroc und Mouton begleitet über Wilna, Warschau und Dresden nach Paris. Am 19. December traf er daselbst ein und alsobald entwickelte er eine rastlose Thätigkeit, um so bald als möglich mit neuen Streitkräften auf dem Schlachtfelde erscheinen zu können.

Zweites Kapitel.

Der Freiheitskrieg vom Jahr 1813.

Es war eine furchtbare Katastrophe gewesen, jene Katastrophe vom Jahr 1812, aber Rußland, das sowohl durch den Krieg als durch die Schrecknisse der Jahreszeit ebenfalls große Verluste erlitten hatte, würde für sich allein nicht fähig gewesen sein, den Krieg über seine Gränzen hinaus zu tragen oder gar vollends jene Katastrophe richtig auszubeuten und den französischen Imperator gänzlich zu stürzen, wenn nicht jetzt die große Erhebung erfolgt wäre, welche von Preußen ausgehend, bald auch Oesterreich mit sich riß und endlich ganz Deutschland in einen einzigen Waffenplatz verwandelte.

In Preußen, das von Napoleon so hart gedemüthigt und dazuhin so grausam ausgesogen worden war, gab es sicherlich zu der Zeit des russischen Kriegs keinen einzigen ehrlichen Mann, der von ganzem Herzen zu den Franzosen gestanden wäre, sondern allgemein sehnte man sich nach einem Umschwung, welcher dem geknechteten Deutschland wieder Luft verschaffen könnte, und diesen Gefühlen gab man, so bald man sich unter Freunden sicher vor Spionen wußte, stets den gehörigen Ausdruck. Freilich der König selbst, Friedrich Wilhelm III., schien nicht so zu denken, denn er hatte ja ein Bündniß mit Frankreich geschlossen und seine Armee war unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald in Liefland nnd Curland eingerückt, um zusammen mit den übrigen Verbündeten gegen Rußland zu operiren. Ueberdem versicherte er nicht fast täglich den Gesandten Napoleons in Berlin, den Herrn von Saint-Marsan, sowie den dort commandirenden französischen General, den Marschall Augerau, seiner tiefsten Ergebenheit gegen den Imperator von Frankreich, so daß diese Beiden auch nicht einen Augenblick an seiner Aufrichtigkeit zweifelten und namentlich auch den Fürsten Hardenberg, den ersten Rathgeber des Königs, für den treuesten Anhänger des französisch-preußischen Bündnisses hielten? Aber umgekehrt mußte man sich wieder sagen, daß der König nur so handle, weil er sich in das Un-

abänderliche füge, weil er gar nicht anders handeln könne, ohne auch noch den letzten Rest des ihm schon mehr als zur Hälfte genommenen Königreichs auf's Spiel zu setzen, und hierauf bauend hoffte man, daß Friedrich Wilhelm die erste sich darbietende Gelegenheit benützen werde, um sich des verhaßten, ihm mit Gewalt aufgezwungenen Bundes mit Napoleon zu entledigen.

Bald sollte sich's zeigen, ob der König von Preußen wirklich so denke, oder nicht. So wie nehmlich der Marschall Macdonald genaue Kenntniß von der Vernichtung der Centrumsarmee unter Napoleon erhielt, sah er sich gezwungen, um nicht von den Russen abgeschnitten zu werden, die Belagerung von Tilsit, die er begonnen, aufzugeben, und sein Corps in Eilmärschen nach Ostpreußen zurückzuführen. Einen Haupttheil dieses Corps aber bildeten die verbündeten Preußen unter der Führung des Generals York, und diesem befahl er gegen die in überlegener Anzahl nachrückenden Russen den Rückzug zu decken. York sollte sich also mit seinen Preußen opfern, damit Macdonald mit den Franzosen Tilsit in Sicherheit erreichen könne; allein hiezu fühlte sich der preußische General ganz und gar nicht berufen und er that daher jetzt einen Schritt, der dazu bestimmt war, eine weltgeschichtliche Bedeutung zu bekommen. Ueberzeugt nehmlich, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, die französischen Fesseln zu brechen, und zugleich wohl wissend, daß sein König Friedrich Wilhelm wegen der ihm innewohnenden Zaghaftigkeit und Unschlüssigkeit nur durch einen Gewaltsact zu energischem Auftreten gebracht werden könne, wandte er sich sofort an seinen Landsmann, den General Clausewitz, der mit einigen andern preußischen Stabsoffizieren bei den Russen Dienste genommen hatte, und dieser vermittelte dann eine geheime Unterhandlung mit dem General Diebitsch. Das Resultat dieser Unterhandlung aber war ein am 30. Dezember in der Mühle zu Poscherung bei Tauroggen abgeschlossener Vertrag, kraft dessen das preußische Corps für neutral erklärt wurde und in einem Landstrich Ostpreußens zwischen Memel und Tilsit stehen bleiben sollte, um sich da beliebig zu rekrutiren und neu zu organisiren. Man sieht, es war ein offener Abfall von den französischen Fahnen und so nahm man den Schritt Yorks auch allseitig auf; damit aber gar kein Zweifel darüber aufkommen könne, kündigte York dem Marschall Macdonald schon den Tag darauf, am 31. December, geradezu den Gehorsam auf, und schrieb zugleich einen Brief an seinen König, worinnen er diesen aufforderte, gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser Alexander zu machen.

Man kann sich denken, welchen Zorn dieser „niederträchtige Verrath Yorks" — so titulirten die Franzosen die York'sche That — in Kaiser Napoleon erregte und wenn der Imperator ihn zu fassen vermocht hätte, so würde er gar schlimm mit ihm verfahren sein. Ganz eben so schien auch König Friedrich Wilhelm die Sache aufzunehmen, denn er, der in seiner Residenz Berlin noch immer von französischen Truppen umgeben war, erklärte den General York sofort für abgesetzt und befahl, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Dieser Befehl aber kam nicht zur Vollziehung, weil die Russen, welche inzwischen die ganze Provinz Preußen besetzt hatten, den Ueberbringer desselben nicht durchließen, und York blieb also nicht nur Commandant seines Corps, sondern fuhr auch ganz ungestört fort, es durch

Werbungen und Freiwillige zu verstärken. Ueberdem organisirte er mit Hilfe des Freiherrn von Stein, welchem Kaiser Alexander jetzt die Verwaltung der Provinz Preußen übertrug, eine aus 30,000 Mann bestehende Landwehr, welche dem stehenden Heere als Reserve dienen sollte, und so wurde so zu sagen gegen den Willen des preußischen Monarchen, wenigstens gegen den offen ausgesprochenen, eine tüchtige Kriegsmacht geschaffen, mit der man hoffen durfte, als Bundesgenosse der Russen den Kampf gegen Napoleon aufnehmen zu können.

Einen ganzen Monat lang nach dem Abfall Yorks gab sich Friedrich Wilhelm noch den Anschein, als ob er der treueste Verbündete Napoleons wäre; da aber, als die russischen Heere bereits an der Oder standen, drängte Hardenberg, der inzwischen geheime Unterhandlungen mit den Vertrauten Kaiser Alexanders gepflogen hatte, seinen König zu einem raschen Entschluß und am 22. Januar 1813 reiste Friedrich Wilhelm urplötzlich und ganz unerwartet von Berlin nach Breslau ab, wo er schon am 25. anlangte. Es geschah dieß aus keinem andern Grunde, als um außer den Bereich der französischen Waffen zu kommen — in Berlin hätte der König jeden Augenblick von den Franzosen können gefangen genommen werden — und von diesem Augenblicke an zog in alle preußischen Herzen die Hoffnung ein, daß der Abkömmling Friedrichs des Großen Willens sei, das eiserne Joch des fremdländischen Tyrannen zu brechen. Diese Hoffnung aber steigerte sich zur sichern Gewißheit, als jetzt schnellstens die Generale Blücher, Gneisenau und Scharnhorst in die nächste Umgebung des Königs berufen wurden, und am 3. Februar eine Verordnung erschien, welche alle Preußen vom siebzehnten bis zum vier- und zwanzigsten Jahre, ohne irgend eine Loskaufung zu gestatten, zu den Waffen rief. Nicht lange hernach, am 27. Februar, verbündeten sich Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander förmlich dahin, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis die durch Napoleon so gewaltsam gestörten Grundlagen der europäischen Staatenfamilie wieder hergestellt seien, und am 15. März kam Kaiser Alexander aus seinem Hauptquartier Kalisch in Person nach Breslau, um seinen Bruder Friedrich Wilhelm zu umarmen. Zwei Tage darauf, am 17. März, erließ letzterer zwei Aufrufe an sein Volk und an sein Heer, beide beschwörend, mit ihm zu siegen oder zu fallen, und endlich am 27. März 1813 übergab Krusemark, der preußische Gesandte in Paris, dem Herzog von Bassano, Napoleons Minister des Auswärtigen, die Kriegserklärung seines Königs Friedrich Wilhelm.

Während dieß in Preußen vorging, war Napoleon in Frankreich, wie ich schon am Schlusse des letzten Kapitels berührte, auch nicht einen Augenblick lang müssig geblieben, sondern gerade diese Zeit ist es, wo wir seinem staatsmännischen wie kriegerischen Genie unsere tiefste Bewunderung nicht versagen können. Er wußte, daß er durch die Behandlung des Pabstes, den er, wie wir wissen, als Gefangenen nach Savona hatte schleppen lassen, den Haß der gesammten katholischen Priesterschaft herausgefordert habe, und nicht minder war ihm bekannt, daß nur zu viele Geistliche es ungescheut wagten, sowohl auf der Kanzel als in Kalendern, Gebetbüchern und Flugschriften auf den Zorn Gottes hinzudeuten, der sich in dem Ausgange des russischen Feldzugs manifestirt habe. Dieß mußte an-

ders werden, denn die Lage Frankreichs war ohnehin schon eine bedenkliche, und wenn die Priester, was ihnen bei ihrem großen Einfluß auf die Massen nur zu leicht gelingen konnte, das Volk aufwiegelten, so mußte das Kaiserreich selbst in Gefahr kommen. Napoleon beschloß also, den Pabst und durch ihn den französischen Clerus zu versöhnen, und befahl den alten Mann nach Fontainebleau zu bringen, woselbst er ihm die ehrenvollste Behandlung zu Theil werden ließ. Weil aber die Unterhandlungen, die sofort mit dem Kirchenfürsten angeknüpft wurden, nicht augenblicklich zu einem gedeihlichen Ende führten, begab sich der Kaiser am 20. Januar persönlich nach Fontainebleau, stattete sofort seinem hohen geistlichen Gaste seinen Besuch ab, und brachte ihn in einer zweistündigen Unterredung durch die Kraft seiner Worte und Vorstellungen wirklich so weit, daß derselbe auf die ihm proponirten Vorschläge einging. Alsbald wurde nun das mündlich Abgemachte zu Papier gebracht, mit andern Worten es kam eine förmliche Versöhnung, genannt Concordat, zu Stande und in diesem Concordate erhielt Pius VII. neben zwei Millionen jährlicher Apanage Avignon zur Residenz, wogegen er sich verpflichtete, die vom Kaiser ernannten Bischöfe innerhalb sechs Monaten zu bestätigen. Allgemein war die Freude über die zwischen Kirche und Staat hergestellte Freundschaft; allein sie sollte nicht allzulange währen, denn schon am 24. März 1813 erklärte der Pabst in einer an die Christgläubigen gerichteten Allocution — öffentlichen Manifeste — daß er nur aus Uebereilung und menschlicher Gebrechlichkeit dem Concordate seine Unterschrift ertheilt habe und daß er daher alles Geschehene widerrufe. Dasselbe schrieb Pius VII. auch dem Kaiser; doch dieser nahm nur in so fern Notiz davon, als er den Bischöfen und Domcapiteln schon unter dem 25. März eine scharfe Weisung zusandte, den Inhalt des abgeschlossenen Friedensdocuments auf's Genaueste einzuhalten. Im Uebrigen benahm er sich, als lebte er mit dem Pabste wie mit der Kirche im tiefsten Frieden und auch die gesammte Geistlichkeit that äußerlich so; in ihrem Herzen jedoch dachte sie ganz anders und bereitete sich daher im Geheimen zum heftigsten Widerstande vor.

Gerade dasselbe außerordentliche Interesse, wie für den Frieden im Innern seines Reichs, hatte der Kaiser Napoleon für den Krieg gegen Außen und mit der unermüdlichsten Energie ging er daher an die Schaffung eines neuen Heeres. Weil er aber nur zu gut einsah, daß unter sehr Vielen seiner Unterthanen in Folge der vermehrten Auflagen, so wie noch mehr wegen der ewigen Conscriptionen eine nicht geringe Unbehaglichkeit, wenn nicht gar Unzufriedenheit herrschte, hielt er es für besser, nicht mit bloßen Gewaltsmaßregeln vorzugehen, sondern er legte vielmehr die Anforderungen, die er an den Staat machte, dem auf den 14. Februar eigens deßwegen einberufenen gesetzgebenden Körper so wie dem Senate vor und verstand es, diese beiden Institute so für sich zu stimmen, daß sie ihm Alles bewilligten, was er verlangte. Ueberdem wirkte der Schrecken einer neuen Coalition gegen Frankreich gar mächtig auf das französische Volk ein und die ganze Nation war einstimmig in dem Gedanken, daß nur der Kaiser als der erste Feldherr des Jahrhunderts fähig sei, das Vaterland vor einer Invasion der verbündeten Russen und Preußen zu bewahren. So wurde denn eine riesige Conscription aus den Altersklassen von achtzehn bis

zwanzig Jahren angeordnet und bald konnte sich Napoleon sagen, daß er den Alliirten wenigstens an Fußvolk überlegen sei, und zwar an einem Fußvolk, das durch seine wirklich außerordentliche Vorsorge so gut einexercirt war, daß es trotz seines Rekrutenthums den früheren Veteranen-Regimentern wenig nachstand. Nicht minder vortrefflich machte sich die Artillerie, denn in den Arsenalen lagen seit Jahren unendliche Vorräthe aufgehäuft und die Marinesoldaten, die man jetzt zu Tausenden dem Landheer einverleibte, gaben vortreffliche Geschützmeister. Nur an Reiterei war anfänglich großer Mangel und es stand also zu befürchten — eine Furcht,

York.

die sich auch später bestätigte — daß man nicht im Stande sein werde, einen gewonnenen Sieg gehörig auszubeuten. Späterhin jedoch, im Laufe des Sommers, wußte Napoleon selbst diesem Uebelstande so ziemlich abzuhelfen, indem es ihm gelang, den Effectivstand der Cavallerie wenigstens auf 40,000 Mann zu erhöhen. Uebrigens nicht blos in Frankreich schuf sich der große Imperator eine neue Armee, sondern auch wie schon oben gesagt in Polen, so wie in Italien und besonders in dem mit ihm verbündeten Deutschland. Es hatte nehmlich die Aufforderung des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm an die übrigen Beherrscher

Deutschlands, sich ihnen mit ihrer ganzen Macht anzuschließen, durchaus keine weitere Folge, als daß die beiden kleinen Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und von Dessau den Rheinbund verließen und zu ihnen übertraten. Die übrigen Rheinbundsfürsten alle, selbst den König von Sachsen, dessen Land doch von den Alliirten am meisten bedroht war, nicht ausgenommen, blieben, weil sie die tiefste Ueberzeugung hegten, daß Napoleon aus dem beginnenden Kampfe ganz gewiß als Sieger hervorgehen werde, dem Bündnisse mit Frankreich treu und hoben schnellstens Truppen aus, um ihrem großen Protektor ein neues Heer — statt dem in Rußland zu Grunde gegangenen — zuführen zu können. Der Kaiser von Oesterreich aber — nun dieser meinte, es werde das Beste für ihn sein, wenn er neutral bleibe und hievon ausgehend erklärte er, er wünsche friedenstiftend, im Wege bewaffneter Vermittlung, zwischen die kriegführenden Parteien zu treten.

So großartig nun aber die Kriegsrüstungen Napoleons und seiner Verbündeten waren, und so sehr sie sich beeilten, damit zu Stande zu kommen, so vergingen doch natürlich verschiedene Monate darüber und diese Zwischenzeit benützten die unter dem Oberbefehl Wittgensteins — Kutusow war im Anfang des Jahres 1813 gestorben — vereinigten Russen und Preußen, um ganz Norddeutschland oder besser gesagt, um alle die Städte und Festungen, in denen noch französische Besatzungen lagen, vom Feinde zu befreien. So räumten die Franzosen die Stadt Berlin schon Ende März, um sich über die Elbe zurückzuziehen, und gleich nachher verließ der General St. Cyr die Stadt Hamburg, so bald die Kosaken unter Tettenborn anrückten. Dasselbe geschah mit Dresden, ohne daß Davoust einen ernstlichen Widerstand gewagt hätte; General Morand dagegen ward am 2. April von den Russen unter Eschernitschew bei Lüneburg überfallen und gezwungen, mit seinem ganzen Corps zu capituliren. Kurz die preußisch-russischen Waffen machten in wenigen Wochen der bisherigen französischen Machtstellung in Norddeutschland ein Ende, denn wenn auch einzelne Plätze, wie besonders Thorn und Danzig — hier commandirte der tapfere Rapp — mit großer Bravour vertheidigt wurden, so hatte dieß auf die Sache selbst keinen weiteren Einfluß, als daß man vor solchen Orten ein starkes Belagerungsheer zurücklassen mußte. Umgekehrt aber stand allerwärts, wo die Franzosen zum Abzug gezwungen wurden, die ganze Bevölkerung auf und Alt und Jung, Verheirathet und Unverheirathet, ließ sich vom Begeisterungssturm hingerissen in die Reihen der preußischen Krieger einreihen. Es galt ja der Fremdherrschaft für immer ein Ende zu machen und dafür ein einiges freies Deutschland zu gründen, so wie dieß König Friedrich Wilhelm in seinen Proclamationen an das Volk feierlichst versprochen hatte!

Endlich glaubte Napoleon sich stark genug, den Feind, wie früher immer, zu schlagen, und am 15. April verließ er Paris, um sich an die Spitze seiner Armee, die sich bereits mit den Heeren der Verbündeten in Deutschland vereinigt hatte, zu stellen. Acht Tage verweilte er in Mainz, wo die italienischen und illyrischen Regimenter zu ihm stießen, und dann zog er den unter Wittgenstein vereinigten Russen und Preußen, deren Hauptmacht jetzt im Sächsischen stand, entgegen. Am 2. Mai kam's bei dem Dorfe Groß-Görschen, ganz in der Nähe von Lützen, zur Schlacht

und von beiden Seiten wurde mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer gestritten. Auch hatten beide Theile ungefähr gleich große Verluste — die Franzosen verloren 15,000 Mann und den Marschall Bessières, die Verbündeten 12,000 Mann und den General Scharnhorst nebst dem Prinzen Leopold von Hessen-Homburg; — allein weil es den Verbündeten an Munition fehlte, konnten sie am folgenden Tag die Schlacht nicht erneuern, sondern sahen sich genöthigt, sich über die Elbe zurückzuziehen. Napoleon schrieb sich daher den Sieg zu und sandte einen pomphaften Bericht darüber in die Welt hinaus. Von einer Verfolgung des Feindes aber, wie doch sonst nach einem Siege, war nicht die Rede, und überdieß mußte sich's der französische Kaiser zu seiner großen Bestürzung zugestehen, daß die Russen und Preußen, besonders die letzteren, ganz andere geworden waren, als die von 1805 und 1806.

Am 8. Mai zog Napoleon in Dresden ein und vier Tage darauf ließ Friedrich August, Sachsens König, der es bisher versucht hatte, mit Oesterreich neutral zu bleiben, sein Heer ebenfalls zur französischen Armee stoßen, gerade wie die übrigen Rheinbundfürsten längst gethan hatten. Uebrigens auch die Russen und Preußen hatten Verstärkungen an sich gezogen und es kam nun am 20. Mai in der Nähe von Bautzen zu einer abermaligen Schlacht, welche bis zum Mittag des 21. andauerte. Um diese Zeit aber brachen die Verbündeten, einsehend, daß sie sonst unterliegen müßten, den Kampf ab und zogen sich in bester Ordnung und ohne allzugroße Verluste zurück. Der Sieg, dessen sich Napoleon rühmte, war also jedenfalls kein entscheidender, und überdem fehlte es sogar an allen Siegeszeichen, indem weder Gefangene gemacht, noch Kanonen und Fahnen erobert worden waren. Freilich den Vortheil brachte die Schlacht den Franzosen, daß sie am 27. Mai in Liegnitz und am 1. Juni in Breslau einziehen konnten; allein wie gering war dieser Vortheil anzuschlagen, da ihrerseits die Verbündeten eine feste Stellung bei Schweidnitz einnahmen und dort ganz ungebeugten Muthes dem Feinde die Stirne boten. Der französische Imperator, der so etwas noch nie erlebt — sonst zerstreut sich ein zweimal geschlagenes Heer und hat jedenfalls allen Muth zu weiterer Gegenwehr verloren — ging daher auch mit großer Hast auf den Vorschlag Oesterreichs ein, einen Waffenstillstand zu vermitteln, und da auch der Kaiser von Rußland und der König von Preußen damit einverstanden waren, so kam man am 5. Juni in dem Dorfe Pleischwitz bei Jauer über die vorläufigen Friedensbedingungen ins Reine. Der wirkliche Frieden aber sollte zu Prag abgeschlossen werden und deßhalb dort unter der Aegide Oesterreichs ein Congreß der sämmtlichen größeren europäischen Mächte stattfinden.

Waffenstillstand — Frieden! Mit dem letzteren war es keiner der kriegführenden Parteien, am wenigsten den Preußen und Russen, wirklicher Ernst, da der Zweck, wegen dessen der Krieg begonnen worden war, das ist die Demüthigung Napoleons und die Verkleinerung der französischen Macht, durch denselben doch nicht erreicht werden konnte, und überdem schürten die englischen Bevollmächtigten, Lord Cathcart bei dem russischen Kaiser, so wie Charles Stewart, später Lord Londonderry genannt, bei dem preußischen Könige auf alle Weise, um eine definitive Einigung zu hinter-

treiben. Den Waffenstillstand aber, der später bis zum 1. August verlängert wurde, hatten sämmtliche Betheiligte nur zu dem Zwecke abgeschlossen, damit sie denselben zu ihrem Privatvortheil ausnützen und, was die Hauptsache, ihre Kriegsrüstungen auf eine noch höhere Stufe der Vollendung bringen könnten. Eigenthümlich übrigens, Napoleon war der Sieger und doch zogen die Russen und Preußen den Hauptvortheil von dem genannten Stillstand, denn die zwei einzigen nennenswerthen Gewinnste des französischen Imperators bestanden darin, daß er die durch seine Siege wieder eroberten nördlichen Provinzen Deutschlands züchtigen konnte und daß der kleine König von Dänemark sein Bundesgenosse wurde; die Preußen und Russen dagegen verdoppelten ihre Macht beinahe durch den Beitritt Oesterreichs und Schwedens zu ihrem Bunde und überdieß wuchs der Begeisterungssturm der deutschen Nation für Erkämpfung von Freiheit und Unabhängigkeit immer mehr an. Die zwei ersteren Punkte anbelangend, so verhielt es sich damit folgendermaßen. Rußlands Kaiser hatte, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, dem König von Schweden schon vor zwei Jahren zur Entschädigung für Finnland insgeheim den Besitz Norwegens zugesagt und dieß war dem König Friedrich VI. von Dänemark, dem Norwegen schon seit Jahrhunderten gehörte, nicht verborgen geblieben. Darum als nun vor dem Ausbruch des jetzigen Kriegs Preußen und Rußland von dem Dänenkönige verlangten, er solle sich mit ihnen alliiren, erklärte letzterer, er wolle dieß thun, aber nur unter der Bedingung, daß man ihm Norwegen lasse, und darüber kam's nun zu langen Unterhandlungen. Schließlich jedoch gingen die Verbündeten auf Friedrichs VI. Verlangen nicht ein und in Folge dessen warf sich letzterer schon im Mai 1813 dem Kaiser Napoleon in die Arme, der ihm den Besitz Norwegens zusicherte. Die dänische Armee operirte also von jetzt an mit den Franzosen zusammen und wenn auch dieß an sich wenig besagen wollte, so war es doch deßwegen von großer Wichtigkeit, weil die Dänen sich nun alsobald der Städte Hamburg (31. Mai) und Lübeck (3. Juni) bemächtigten, um sie sofort ihrem Alliirten, dem Kaiser von Frankreich, zu überliefern. Wie grausam aber dieser durch Davoust, den Fürsten von Eckmühl, mit jenen Städten verfahren ließ und welche furchtbare Contributionen er ihnen auferlegte, dieß Alles im Detail zu beschreiben möge mir der Leser erlassen und es sich lieber in Gedanken selbst ausmalen. Doch was wollten alle diese Vortheile, welche Napoleon während des Waffenstillstandes erreichte, gegen diejenigen besagen, die den Verbündeten zuwuchsen und zwar ohne daß sie sich deßhalb besondere Mühe zu geben gehabt hätten! Oesterreichs Beherrscher nehmlich, welchen damals schon Graf Metternich vollständig leitete, erkannte endlich, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt gekommen sei, sich der vielen verlorenen Lande wieder zu bemächtigen, und schloß deßhalb schon am 27. Juni einen Vertrag mit Preußen ab, worin festgesetzt wurde, welche Bedingungen man dem französischen Kaiser auf dem Friedenscongreß von Prag stellen wolle. Sollte aber — ward weiter stipulirt — Napoleon auf diese Bedingungen nicht eingehen, so müsse Oesterreich demselben den Krieg erklären, und es habe also schon jetzt sich auf diesen Fall mit aller Macht zu rüsten. Und nun, welches waren die bewußten Bedingungen? Kurz gesagt: das französische Kaiserreich solle auf das linke

Rheinufer, auf die Alpen und die Maasgränze beschränkt werden oder mit andern Worten: Napoleon habe Italien, Spanien, die Niederlande nebst dem vielen deutschen Lande jenseits des Rheins herauszugeben und müsse noch überdieß auf den Rheinbund verzichten. Daß aber darauf der französische Imperator nicht eingehen werde, dessen war man natürlich schon zum Voraus sicher und somit konnte jener Vertrag vom 27. Juni als nichts anderes gelten, denn als eine Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich. In der That kam es auch so und nachdem der Congreß von Prag am 10. August unverrichteter Dinge aus einander gegangen war, trat Oesterreich dem Bündniß Preußens mit Rußland am 12. August öffentlich bei. Dasselbe hatte schon früher Bernadotte, der Regent von Schweden, gegen das nochmalige Versprechen, daß er Norwegen erhalten solle, gethan, und Ende Mai war er mit seiner Armee nach Pommern übergesetzt, um sich sofort mit den Russen und Preußen zu verbinden. England endlich bildete den Schlußstein der neuen Coalition, indem es mit jeder der verbündeten Regierungen einzeln Subsidienverträge abschloß und Millionen über Millionen aufwandte, um die Ausrüstung großer Armeen möglich zu machen.

Als nach dem 10. August die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden, war der Kriegsschauplatz ein dreifacher: in Böhmen, in Schlesien und in der Mark Brandenburg. Hier, in der Mark, stand Bernadotte mit 100,000 Mann, bestehend aus Schweden, Preußen und Russen; das schlesische Heer, lauter Preußen und Russen, zusammen 90,000 Mann, commandirte Blücher; das Hauptheer endlich, nicht weniger als 240,000 Oesterreicher, Russen und Preußen, hatte den Fürsten von Schwarzenberg, der zugleich als Generalissimus aller drei Armeen fungirte und in dessen Hauptquartier der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen selbst anwesend waren, zum Anführer. Gegen Bernadotte schickte Napoleon den Marschall Oudinot mit 80,000 Mann und derselbe rückte schnell gegen die Ebene von Berlin vor, woselbst Bernadotte seine Streitkräfte gesammelt hatte. Wie nun aber das Centrum von Oudinots Heer, welches er selbst commandirte, mit einem Corps der Bernadotte'schen Armee — lauter preußische Landwehr unter dem Oberbefehl des Generals Bülow — am 23. August bei Großbeeren zusammenstieß, wurde Oudinot total geschlagen und verlor nicht nur sechs- und zwanzig Kanonen, sondern auch sein meistes Gepäck und fünfzehnhundert Gefangene. Das war der erste Sieg, welchen die Verbündeten in diesem glorreichen Feldzug errangen, und man kann sich daher den Jubel derselben, besonders der Preußen, denken. Bei diesem ersten Siege blieb es jedoch nicht, sondern nur wenige drei Tage später, am 26. August, bestand Blücher mit dem ihm entgegengeschickten Marschall Macdonald an der Katzbach einen noch weit schwereren Kampf und dieser gestaltete sich am Abend zu einem solch entscheidenden Sieg, daß die Franzosen nicht weniger als hundert und drei Kanonen nebst achtzehntausend Gefangenen und überdem eine Menge von Wägen und sonstigem Kriegsgeräth verloren. Auch war der Verlust des Feindes an Todten und Verwundeten ein ungeheurer, denn die Preußen, welche auch dießmal wieder den Ausschlag gaben, kämpften in ihrer Wuth blos mit Bajonett und Kolben und wer einmal einen Stoß oder Schlag erhalten

hatte, stand sicherlich nicht wieder auf. Leider aber wurden alle diese errungenen Vortheile schon einen Tag darauf wieder vollkommen in Frage gestellt, indem die Hauptarmee der Alliirten, welche unter Schwarzenberg von Böhmen her ins Sächsische einrückte, um Dresden zu erobern, am 27. August nach einem harten Kampfe von Napoleon in die Flucht getrieben und mit Zurücklassung von fast achtzehntausend Gefangenen genöthigt wurde, über Hals und Kopf sich nach Böhmen zurückzuziehen. Zur Steuer der Wahrheit darf ich übrigens nicht verschweigen, daß die alliirten Truppen, und zwar die Oesterreicher so gut wie die ihnen zugesellten Russen und Preußen, sich mit der größten Tapferkeit schlugen und daß also nur das überlegene Feldherrngenie des französischen Imperators es war, welches abermals den Sieg an seine Fahne kettete. Dieß bewährte sich unmittelbar nachher auf eine wirklich glänzende Weise, denn da Napoleon durch ein nach der Schlacht eingetretenes Unwohlsein verhindert wurde, den fliehenden Feind selbst zu verfolgen, so beauftragte er hiemit den Marschall Vandamme und dieser, der sich zu weit vorwagte, wurde nicht nur am 30. August bei Culm von dem russischen General Ostermann geschlagen, sondern sogar, als jetzt auch noch der General Kleist mit einem preußischen Corps in seinem Rücken erschien, mit den meisten seiner Leute bei Nollendorf gefangen genommen. So verwandelte sich die Niederlage der Alliirten vor Dresden zuletzt noch in einen Sieg und um den Becher der Freude voll zu machen ward sechs Tage später, am 6. September, der Marschall Ney, welchem von Napoleon der Oberbefehl über Oudinots Heer übertragen worden war, bei Dennewitz von Bernadotte — die von den Generalen Bülow, Tauenzien und Borstel geführten Preußen thaten auch hier wieder das Beste — auf's Haupt geschlagen.

Die Sache der Alliirten nahm also dießmal augenscheinlich eine weit günstigere Wendung als in den früheren Feldzügen und die Namen eines Blücher, eines Bülow, eines Kleist waren Bürgen dafür, daß der Krieg mit gleicher Raschheit und Energie werde fortgeführt werden. Je mehr Erfolge aber erzielt wurden, um so höher stieg die Begeisterung und Opferbereitwilligkeit des deutschen Volkes und wenn auch die Rheinbundfürsten noch immer zu Napoleon hielten, so ließen sich dagegen ihre Unterthanen nicht abhalten, gegen den Unterdrücker Deutschlands die Waffen zu ergreifen. Ja selbst die von ihnen gestellten Truppen, die doch an die strengste Subordination gewöhnt waren, wurden mit jedem Tage schwieriger und nicht selten gingen ganze Schwadronen und Compagnieen zu den Alliirten über. Schon hiedurch verschlimmerte sich die Stellung Napoleons in Deutschland sehr bedeutend. Noch mehr dadurch, daß die Rheinbundfürsten selbst ebenfalls wankend zu werden anfingen; am allermeisten aber dadurch, daß ganz zu Anfang des Oktober der König Maximilian I. von Bayern dem laut ausgesprochenen Willen seines Volkes nachgebend offen und ohne Rückhalt zu den Alliirten übertrat. Hiedurch nehmlich wurden nicht nur dem französischen Heere bedeutende Streitkräfte entzogen, sondern je mehr sich dasselbe verringerte, um so mehr schwoll das Heer der Verbündeten an und am Ende — dieß ließ sich voraussehen — erhielt es eine solche Uebermacht, daß das französische unmöglich mehr gegen dasselbe aufkommen konnte. Alles dieß erwog Napoleon in seinem Innern und beschloß sofort, ehe noch

andere Rheinbundfürsten das Beispiel Bayerns nachahmten, einen großen Schlag zu führen, der mit Einem Male der Sache der Alliirten den Todesstoß versetzen sollte. Dieser Schlag aber war kein anderer als die berühmte Schlacht bei Leipzig, auch die „Völkerschlacht" geheißen, deren Ausgang jedoch ein ganz anderer wurde, als Napoleon gedacht hatte, indem durch sie allein es so weit kam, daß die Völker Europa's das eiserne Scepter des großen Corsen abschütteln konnten.

Schon gegen Ende des September hatte sich das Hauptheer der Alliirten von Böhmen her gegen Leipzig zu in Bewegung gesetzt und ebendahin drang auch Blücher von Schlesien her vor, um in den Rücken Napoleons zu kommen. Dieser verließ daher jetzt nothgedrungen Dresden, das er so lange behauptet hatte und concentrirte seine Truppen in Leipzig, noch ehe die Verbündeten dort ankamen. Doch ließen dieselben nicht lange auf sich warten und am 15. Oktober bereitete man sich von beiden Seiten zur Schlacht vor, die am 16. Morgens begann. Zweimalhundertfünfzigtausend Mann betrug die Zahl der Verbündeten, zweimalhunderttausend die des französischen Heeres und ebenso war auch das Verhältniß der Artillerie. Dennoch, trotz dieser ziemlichen Uebermacht der Alliirten, endete der erste Schlachttag nicht ungünstig für die französischen Waffen und es wurde sogar ein ganzes österreichisches Corps unter General Meerfeld theils vernichtet, theils gefangen genommen. Am andern Tag jedoch, am 17., an welchem von beiden Seiten die Waffen ruhten, konnte man schon mit ziemlicher Gewißheit voraussagen, daß die Verbündeten bei Erneuerung des Kampfes den Sieg erringen müßten, denn es trafen nun auch Blücher und Bernadotte mit ihren Heeren auf dem Schlachtfelde ein und überdieß rückte die russische Reserve unter Bennigsen, so wie die österreichische unter Colloredo heran. Gegen eine solche Uebermacht konnte selbst Napoleons Genie und Tapferkeit nicht aufkommen und derselbe dachte daher schon mit dem Beginn des zweiten Hauptschlachttages am 18. auf einen gesicherten Rückzug. Mehr Schaden übrigens noch, als die feindliche Uebermacht, brachte den Franzosen der Abfall der Verbündeten — der Sachsen unter General Ryssel und der Württemberger unter Normann — während des Kampfes selbst, indem „dieser Verrath der Freunde" — so drückten sich die Franzosen aus — nothwendig tief erschütternd auf die übrigen Soldaten wirken mußte. Trotzdem behauptete Napoleon, dessen Feldherrngröße nie glänzender hervortrat, als an diesem Tage, bis zum Abend an allen wichtigen Punkten seine Stellung und es wäre eine förmliche Fälschung, zu sagen, daß er geschlagen worden sei. Dagegen mußte er sich jetzt, weil er zu befürchten hatte, daß ihm die einzige Rückzugslinie, die er besaß — die von Leipzig nach Lützen und Erfurt führende Straße — abgeschnitten werden würde, dazu entschließen, sofort den Rückzug anzutreten und es geschah dies auch im Anfang in größter Ordnung. Weil aber von den zwei Brücken über die Elster nach kurzem die eine zusammenbrach und weil zugleich die Generale Macdonald, Lauriston, Reynier und Poniatowsky, welche von Napoleon befehligt waren, die Alliirten so lange aufzuhalten, bis Alles über die Eine Brücke hinüber wäre, dieser Aufgabe unmöglich vollständig Genüge leisten konnten, so gab es bald ein furchtbares Gedränge und endlich trat sogar die Gefahr heran, der Feind könnte sich der Brücke bemächtigen.

Somit wurde, lange bevor das ganze Heer hinüber marschirt war, Befehl gegeben, die Brücke zu sprengen und dadurch sahen sich Tausende abgeschnitten. Von diesen Tausenden aber, die sich sämmtlich in's Wasser stürzten, um hinüberzuschwimmen, ertranken die Meisten, worunter auch Fürst Poniatowsky, und nur Wenige wie Marschall Macdonald retteten sich ans andere Ufer. Man kann sich also denken, wie furchtbar groß die Verluste der Franzosen gewesen sein werden, und diese Verluste steigerten sich noch durch die Flucht, in welche der Rückzug großentheils ausartete. Uebrigens auch die Verbündeten hatten ihren Sieg theuer genug bezahlt, denn von ihren Truppen waren nicht weniger als ein- und zwanzig

Schwarzenberg.

Generale und achtzehnhundert Offiziere nebst fünfundvierzigtausend Gemeinen getödtet worden, und somit sah man sich außer Stande, die fliehenden Franzosen so zu verfolgen, wie es zu thun vortheilhaft gewesen wäre.

Der Rückzug der französischen Armee von Leipzig hatte in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit dem Rückzug von Moskau, denn die noch meist sehr jungen Soldaten, denen eben ihrer Jugend wegen die Ausdauer und Energie der Veteranen fehlte, warfen fliehend zu Tausenden ihre Waffen weg und eben so viele stürzten vor Hunger und Ermattung nieder. So war denn der Weg von Leipzig nach Erfurt und noch mehr der von Erfurt nach Hanau mit Leichen von Menschen und Pferden so wie mit Waffen

aller Art gleichsam übersäet und zuletzt, bei Hanau, hatte Napoleon kaum noch sechzigtausend Mann in Reih und Glied beisammen. Da glaubte nun Feldmarschall Wrede, der Oberanführer der bayrischen Armee, welcher gleich nach dem Uebertritt seines Königs zu den Alliirten mit seiner ganzen Macht dem Rhein zugezogen war, und auch noch ein Corps Oesterreicher von 20,000 Mann an sich gezogen hatte, der Augenblick sei gekommen, die Franzosen vollends zu vernichten, und stellte sich sofort am 31. Oktober dem Kaiser Napoleon bei Hanau in den Weg, um ihm den weiteren Rückzug abzuschneiden. Allein er sollte finden, daß ein Löwe, selbst wenn er abgejagt und todesmatt ist, doch immer noch ein Löwe bleibt, und nach einem kurzen Kampf schon waren seine Schaaren vollständig durchbrochen und gesprengt. Doch verloren auch die Franzosen eine Menge von Leuten wie von Geschützen und als Napoleon am 2. November bei Mainz über den Rhein setzte, bestand seine ganze Armee nur noch aus einem Trümmerhaufen. Außerordentlich leicht wäre es jetzt gewesen, die Macht des französischen Kaiserthums vollends zu brechen, und Feldmarschall Blücher, den seine Truppen gewöhnlich nur den „Marschall Vorwärts" hießen, eilte daher mit seinem Corps so schnell als möglich an den Rhein, um diesen bei Coblenz zu überschreiten. Doch das Herrscherwort der verbündeten Monarchen, welche in den ersten Tagen des November in Frankfurt eingezogen waren, rief ihm ein gebieterisches Halt zu und er mußte am rechten Ufer des Mittelrheins Winterquartiere beziehen. Derselbe Befehl zur Unthätigkeit kam auch den übrigen Truppen zu und Schwarzenberg mit dem Hauptheere hatte sich am Main und Neckar zu lagern, während Bülow und Winzingerode nach Holland und Bernadotte mit Woronzow nach Holstein dirigirt wurden.

Warum das die alliirten Monarchen thaten? Nun sie ließen sich damals schon von diplomatischen Rückschrittsmännern wie Metternich, Castlereagh, Aberdeen, Pozzo di Borgo und Capo d'Istria, umgarnen und Stein, Hardenberg nebst ihren nach Vorwärts strebenden Gesinnungsgenossen wurden immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Man dachte damals noch keineswegs daran, dem französischen Kaiserthum selbst — Napoleon war ja der Tochtermann des Kaisers Franz — ein Ende zu machen, sondern es sollte blos geschmälert und auf seine alten Grenzen, die Alpen, die Pyrenäen und den Rhein zurückgeführt werden. In Spanien, Italien, Holland und Deutschland aber wollte man die alten Dynastien wieder einsetzen und insbesondere auch die alten Zustände wo möglich in ganz ungeänderter Form wiederherstellen. So that man denn auch allüberall, wo die französischen Adler nicht mehr aufgepflanzt waren und schon im November 1813 ward Wilhelm VI. zum Beherrscher Hollands berufen. Zur selben Zeit nahmen, nachdem Hieronymus, der König von Westphalen, eiligst die Flucht ergriffen hatte, die früheren Beherrscher von Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Hessen und wie sie sonst alle hießen, Besitz von ihrem dereinstigen Eigenthum und mit ihrem Einzug in ihre Hauptstädte zog auch alles Alte wieder ein, besonders der Adel mit seinen Vorrechten. Die Regenten von Württemberg, Baden und Hessendarmstadt dagegen beeilten sich nach dem Beispiele Bayerns, sich durch besondere Verträge mit Oesterreich in ihrem neu erworbenen Besitzthum sicher zu stellen, und nur der König von Sachsen,

welcher dem französischen Kaiser sogar bis über die Schlacht von Leipzig hinaus treu geblieben war, konnte solcher Gnade nicht theilhaftig werden, sondern verlor vorderhand seine Lande und mußte als halber Gefangener in Berlin seinen Aufenthalt nehmen.

So gestalteten sich die Verhältnisse nach dem glorreichen Feldzuge von 1813, welchen man gewöhnlich den ersten der Befreiungskriege nennt, und es ließ sich jetzt schon voraussehen, daß von all' dem vielen Guten, das die alliirten Könige und Kaiser den Völkern für ihre Erhebung versprochen hatten, nur sehr wenig, vielleicht auch gar nichts gehalten werden würde. Wozu denn Neuerungen! Sie waren nichts als ein von den Franzosen herübergekommener revolutionärer Schwindel und mit diesem mußte gründlich aufgeräumt werden.

Drittes Kapitel.

Der Einmarsch in Frankreich und der erste Frieden von Paris.

Die Schlacht bei Leipzig kostete den Kaiser Napoleon viel mehr, als man im ersten Augenblicke nur ahnen konnte, denn sie war das Zeichen zum Zerfall seiner ganzen Macht, und er hätte daher, da seine Lage damals schon eine sehr hoffnungslose genannt werden mußte, sehr klug gehandelt, wenn er die ihm von den Alliirten angenommenen Friedensbedingungen angenommen haben würde.

Von all' den vielen Vasallenstaaten nehmlich, welche vom französischen Imperator rings um Frankreich herum geschaffen worden waren, brach einer nach dem andern — das Schicksal des Rheinbunds kennt der Leser schon — wie ein Kartenhaus zusammen oder aber fielen deren Beherrscher ganz rücksichtslos von ihm ab. Das traurigste Beispiel der letzteren Art gab Joachim Mürat, der eigene Schwager Napoleons, und durch dessen Gnade zum König von Neapel erhoben, denn gleich nach der Schlacht von Leipzig trennte er sich am 24. October in Erfurt von demselben, um nach Neapel zu eilen, und kaum hier angekommen trat er durch den Grafen Mier mit dem Kaiser von Oesterreich wegen seines Beitritts zu den Alliirten in Unterhandlung. Kaiser Franz ging auch richtig auf den Antrag ein und am 11. Januar 1814 kam ein Vertrag zwischen ihnen Beiden zu Stande, in welchem — freilich mit sehr zweideutigen Worten — dem Könige Joachim der Besitz seiner Staaten auf dem Festlande Italiens gewährleistet wurde. Dagegen aber mußte sich der König zur Theilnahme am Krieg gegen Napoleon — die wirkliche Kriegserklärung erfolgte aber erst am 15. Februar 1814 — verpflichten und sich dazu hergeben, in Gemeinschaft mit den Oesterreichern unter Bellegarde gegen den Vicekönig Eugen in Oberitalien zu operiren. Hiebei kam es nun zwar allerdings nicht zu vielen Heldenthaten, indem Mürat den Krieg nur sehr lässig führte, so

lässig und zweideutig sogar, daß er seinem neuen Bundesgenossen gerechtes Mißtrauen einflößte; allein die Bewegungen des Vicekönigs Eugen wurden doch dadurch äußerst gehemmt und derselbe verlor indessen gegen Bellegarde eine Position nach der andern. Ja — um dieß jetzt schon zu sagen — schließlich mußte der Vicekönig den Kampf ganz aufgeben und ging dann, nachdem er am 16. April mit Bellegarde über die Räumung Italiens die nöthigen Verabredungen getroffen, zu seinem Schwiegervater nach München.

Wie Italien, so war auch Spanien gegen das Ende des Jahres 1813 als gänzlich für Frankreich verloren anzusehen und Wellington, der berühmte Oberbefehlshaber der gesammten spanisch-englischen Streitmacht stand sogar schon im Begriff, die Pyrenäen zu überschreiten, um den Krieg nach Frankreich selbst zu tragen. Dieß geschah auch wirklich im Januar 1814, trotzdem Marschall Soult sein Möglichstes that, die Gränzen zu vertheidigen, und nun half es nichts mehr, daß Napoleon durch Freilassung des bisher in Valençay gefangen gehaltenen Ferdinands VII. mit Spanien Frieden schließen wollte. Die Spanier gingen nicht darauf ein und Wellington rückte mit seiner Armee weiter und weiter, am Ende sogar bis nach Toulouse vor.

Weder von Spanien und Italien, noch, wie wir schon früher gesehen haben, von Deutschland und den Niederlanden hatte Napoleon nach dem Jahr 1813 irgend einen Nutzen mehr und eben so wenig brachte es ihm Vortheil, daß er bisher unter dem Titel eines Mediateurs die helvetische Republik beherrscht hatte. Zwar allerdings beschloß die Tagsatzung im November 1813 die Neutralität aufrecht zu erhalten und zu diesem Behufe sogar ein Bundesheer aufzustellen; allein die Intriguen des Grafen von Senft-Pilsach und des Barons von Lebzeltern, welche Oesterreich als Unterhändler nach Bern sandte, brachten es durch ihren Einfluß auf die schweizerischen Aristokraten mit Leichtigkeit dahin, daß der Beschluß von wegen des Bundesheeres — Beschluß blieb und als daher am 20. December ein österreichisches Heer bei Basel über den Rhein ging, um nach Genf zu marschiren — es sollte von dort aus in Frankreich einfallen — so stieß dasselbe nirgends auf irgend einen Widerstand. Im Gegentheil benützten die früheren Privilegirten, das ist die aristokratisch-patrizischen Familien, welche durch die Verfassung, die Napoleon der Schweiz seiner Zeit gab, ihre Privilegien verloren hatten, die Anwesenheit der fremden Truppen dazu, um das alte Cantönlis-Regiment wieder herzustellen, und wohl oder übel mußte das gesammte Volk beistimmen, trotzdem es in seiner großen Mehrzahl keineswegs damit einverstanden war.

So stand es am Schlusse des Jahres 1813 in den Staaten, welche Napoleon seinem eisernen Scepter unterworfen gehabt hatte und der große Imperator sah sich also in den Vertheidigungsmitteln gegen das alliirte Europa rein auf Frankreich selbst beschränkt. Allein wie stand es in diesem Frankreich? Man kann es mit wenigen Worten sagen: die Franzosen waren des ewigen Krieges müde und von einer nationalen Begeisterung zur Vertheidigung des Vaterlandes, wie in den ersten Zeiten der Republik, fand sich daher nirgends eine Spur. Daß dem aber so sei, darüber konnte sich Napoleon unmöglich täuschen, denn der gesetzgebende Körper, den er

sofort nach seiner Rückkehr nach Paris — er kam dort am 9. November 1813 an — einberief, um ihn zu einer neuen und letzten Anstrengung aufzufordern, gab der Stimmung des Landes Ausdruck, indem er in einer an den Kaiser gerichteten Adresse mit ungeheurer Mehrheit Einstellung des Eroberungskriegs und Wiederherstellung der unterdrückten Freiheit verlangte. Ueberdem wollte es mit der neuen Conscription von 300,000 Mann, welche endlich der Senat decretirte und die Napoleon selbst mit gewohnter Energie betrieb, nicht recht vorwärts gehen, eben weil keine Begeisterung im Volke lag, und endlich fehlte es auch noch am Nöthigsten, am Gelde nehmlich, so wie an Waffen und Kanonen. Hatte ich also nicht recht, wenn ich eben sagte: Napoleon hätte sehr klug daran gethan, wenn er die ihm von den Alliirten von Frankfurt aus am 11. November angebotenen Friedensbedingungen angenommen haben würde? Allein der uralte Satz, daß Despoten noch immer für die Unterdrückung der Nationen büßen mußten, sollte sich auch an ihm bewahrheiten und so ließ er in seinem Stolze am 26. November trotz der besseren Rathschläge Coulaincourts den Alliirten durch den Herzog von Bassano eine ganz unbestimmt lautende Antwort ertheilen. Nunmehr jedoch hatte es mit der Geduld der Alliirten ein Ende und es wurde sofort nicht blos der Entschluß gefaßt, den Krieg bis auf's Aeußerste fortzusetzen, sondern es drang auch im Rathe der Herrscher die Ansicht derer durch, welche wollten, daß die alte Dynastie der Bourbonen wieder auf den französischen Thron zu setzen sei, „denn so lange ein Napoleon auf jenem Throne sitze, könne doch", diese Ueberzeugung theilten Alle, „von einem dauernden Frieden in Europa nicht die Rede sein." In diesem Sinne erließen die verbündeten Monarchen sofort schon am 7. Dezember ein Manifest, in welchem sie die Sache Napoleons von der Sache Frankreichs trennten und erklärten, daß sie nur mit dem Ersteren, keineswegs aber mit den Franzosen Krieg führten. „Sie, die Alliirten, hätten," so hieß es in jenem merkwürdigen Aktenstücke, „nimmermehr die Absicht, Frankreichs Macht zu schmälern oder gar der französischen Nation ihren Kriegsruhm zu rauben; vielmehr wollten sie Frankreich größer machen, als es vor der Revolution gewesen sei, nur müsse es seinen Beherrscher wechseln, weil mit diesem unmöglich auszukommen sei."

Nach diesem Manifeste hätte man glauben sollen, es müsse nothwendig die fröhlichste Einigkeit unter den Alliirten geherrscht haben und sie werden sofort mit aller Macht an die Wiedereröffnung des Kriegs gegangen sein. Dem war aber durchaus nicht so, sondern die verschiedenen Interessen der verbündeten Monarchen kreuzten sich vielmehr so sehr, daß sie und ihre Minister oft nahe daran waren, in offenen Conflict mit einander zu gerathen. Es stand ja eine große Länderbeute in Aussicht und da sich von dieser Beute Jeder den Löwenantheil sichern wollte, so erging es den Monarchen wie jenen Jägern, welche sich über des Bären Fell stritten, noch ehe der Bär erlegt war! Kurz es sah in dem Hauptquartier der Alliirten, das sie, wie wir wissen, in Frankfurt aufgeschlagen hatten, keineswegs sehr trostreich aus und es kam sogar so weit, daß auf Metternichs und Coulaincourts Andringen Anfangs Februar, als der Krieg schon wieder begonnen hatte, in Chatillon ein neuer Friedenscongreß eröffnet wurde, um dem französischen Kaiser nochmals die Hand zur Aussöhnung zu bieten.

Zum Glück übrigens für die Völker Europas stieß Napoleon diese Hand abermals zurück, in der Hoffnung, günstigere Bedingungen zu bekommen, als ihm geboten waren, und so ging der Congreß nach wenigen Wochen unverrichteter Dinge auseinander.

Wie aber über die Vertheilung der zu machenden Beute Uneinigkeit unter den Verbündeten herrschte, so auch über den Feldzugsplan. Blücher hatte, wie ich weiter oben schon berichtet habe, unmittelbar nach der Schlacht von Leipzig den Rhein überschreiten wollen, war aber daran verhindert worden und mußte, wie auch die übrigen Heere der Alliirten, Cantonni-

Mürat.

rungen beziehen. So gingen gar viele kostbare Wochen verloren, welche Napoleon natürlich dazu benützte, um neue Kräfte ins Feld zu stellen, und es gewann nun fast den Anschein, als ob die verbündeten Monarchen eine Scheu davor hätten, nach Frankreich einzudringen. Ganz unbenützt übrigens ging diese Zeit des Stillliegens doch nicht vorüber, sondern man zog von allen Seiten Verstärkungen herbei, und es ist berechnet worden, daß die ganze Masse der auf die Beine gebrachten Truppen, also Russen, Preußen, Oesterreicher, Engländer, Spanier, Schweden, Holländer, Baiern, Württemberger, Sachsen, Hannoveraner und sonstige Deutsche zusammen-

genommen, mit sammt den Reserven nicht weniger als 880,000 Streiter betrug. Die eigentlich mobile Macht jedoch betrug nur etwas über 400,000 Mann, nehmlich die Hauptarmee unter Schwarzenberg 150,000, das schlesische Heer unter Blücher 140,000 und die Nordarmee unter Bernadotte und Bülow 120,000 Mann; allein selbst angenommen, daß nur 300,000 Mann mobil gewesen wären, so hätte schon diese Zahl hingereicht, das französische Heer, das Napoleon trotz der unglaublichsten Anstrengungen nicht über 100,000 Krieger, und zwar meist ganz junge Rekruten, bringen konnte, geradezu zu erdrücken. Solches sah man endlich doch auch im hohen Rathe der Verbündeten ein und da nun der Generalissimus Schwarzenberg, den man gewiß eher einen Zauderer als einen Stürmer nennen durfte, sich schließlich mit den Blücher'schen Anschauungen einverstanden erklärte, so kam im December mit Gottes Hülfe der Beschluß zu Stande, den Krieg ohne weitere Zögerung in das Herz des Feindes zu tragen. Auch sollte, während Bernadotte die Dänen, Napoleons Verbündete, bekämpfte, der Angriff von vier Seiten zugleich geschehen, von Schwarzenberg durch die Schweiz, die Franche-Comté und Lothringen, von Blücher über die Mosel und Maas, von Bülow über Belgien und von Wellington über die Pyrenäen.

Es kann nun übrigens nicht meine Absicht sein, diesen Feldzug des Weitläuftigen zu beschreiben, sondern ich muß dieß militärischen Schriftstellern überlassen; die beiden Thatsachen aber dürfen nicht unerwähnt bleiben, einmal daß ohne die wirklich außerordentliche Bravour und Energie, welche der alte aber mit Jünglingsfeuer begabte Marschall Vorwärts entwickelte, der Feldzug sicherlich weder so schnell noch so glücklich beendigt worden wäre, zum andern, daß noch nie in irgend einem Kriege das bewundernswerthe militärische Genie Napoleons sich in kühneren, durchdachteren Combinationen erschöpfte, als dießmal, und daß er sicherlich den Sieg abermals an seine Fahnen geheftet haben würde, wenn nicht seinen hunderttausend Mann ihrer dreimalhunderttausend entgegengestanden wären. Bei Basel, Laufenburg und Schaffhausen ging Schwarzenberg in der Nacht vom 20. auf den 21. December 1813 über den Rhein, Blücher bei Mannheim, Caub und Coblenz in der Nacht auf den 31. December und Beide verfolgten ihre Route ohne sich lange bei den Grenzfestungen aufzuhalten. Sie wußten ja, daß in denselben nur geringe Besatzungen, dazuhin noch lauter Rekruten, lagen, und somit hielten sie es für genügend, vor deren Wälle je ein entsprechendes Beobachtungscorps zu legen. So kam es denn, daß schon dreißig Tage nach dem Rheinübergang Schwarzenberg auf den Höhen von Langres, Blücher im Thale der Maas stand, denn nirgends hatten sie einen ernstlichen Widerstand gefunden und namentlich war von dem gefürchteten Volksaufstand in Masse auch nicht an einem einzigen Punkte etwas zu sehen oder zu spüren gewesen. Allein nun näherten sie sich dem Flusse Aube, hinter welchem Napoleon sein Heer aufgestellt hatte, und sie beeilten sich also, ihre beiderseitigen Armeen mit einander zu vereinigen. Ehe ihnen jedoch dieß gelang, stürzte sich der französische Imperator auf Blücher und lieferte ihm am 29. Januar bei Brienne eine Schlacht, welche vom Morgen bis zum Abend andauerte. Blücher, der beinahe gefangen genommen worden wäre, mußte sich zurück-

ziehen, kehrte aber, nachdem ihm Schwarzenberg die beiden Corps des Kronprinzen von Württemberg und des Grafen Giulay nebst den russischen Grenadierreserven zu Hülfe gesandt hatte, sogleich wieder um und griff nun seinerseits den französischen Kaiser bei La-Rothière, bis wohin dieser vorgerückt war, mit überlegenen Streitkräften an. Vergebens bot Napoleon all' sein Talent und all' seine Erfahrung auf; vergebens flog er von einem Punkte der Schlacht zum andern und setzte sich dabei der größten Gefahr aus; vergebens kämpften die französischen Linien, obwohl fast nur aus bartlosen Jünglingen bestehend, mit einer Todesverachtung, die eines bessern Ausgangs würdig gewesen wäre. Vergebens das Alles, denn noch unwiderstehlicher drangen die Preußen und Süddeutschen vor und am Abend war der Sieg Blüchers ein entschiedener. Die Franzosen hatten 5000 Todte und Verwundete, 9000 Gefangene nebst 70 Stücken Geschütz verloren und Napoleon mußte sich bis nach Nogent, nur fünf- und zwanzig Stunden von Paris, zurückziehen. Jetzt schien Frankreich verloren, aber noch einmal sollte seinem Kaiser der Glücksstern lächeln.

Nach der gewonnenen Schlacht von La-Rothière stand der Vereinigung von Schwarzenbergs und Blüchers Heeren nichts mehr im Wege und man hätte nun glauben sollen, daß sie diese Vereinigung alsbald bewerkstelligen und sofort gegen Paris marschiren würden. Allein die Preußen und Oesterreicher vertrugen sich nicht gut mit einander und überdem hielt man es für unmöglich, den Proviant für eine so große Armee auf einer einzigen Straße herbeizuschaffen. Darum wurde in dem großen Kriegsrath, den die verbündeten Monarchen am 2. Februar in dem Schlosse zu Brienne mit ihren Generalen und Ministern hielten, beschlossen, daß die beiden Armeen wie bisher getrennt bleiben sollten, und zwar habe Blücher in dem Thale der Marne über Chalons und Meaux, Schwarzenberg aber an der Seine her über Troyes und Nogent vorzurücken. Solches war ein großer Fehler und Napoleon wußte ihn trefflich zu seinem Vortheil zu benützen. Er hatte nehmlich damals von der spanischen Armee an sich gezogen, was Soult nur immer entbehren konnte, und nun warf er sich, indem er 36,000 Mann unter den Marschällen Victor und Oudinot zurückließ, um Schwarzenberg den Uebergang über die Seine und Yonne zu wehren, mit seiner Hauptmacht abermals auf Blücher, welcher, damit er desto schneller vorrücken könne, sein Heer allzusehr ausgebreitet hatte. Nun kams vom 10. bis zum 17. Februar tagtäglich zu Gefechten und alle endeten siegreich für den französischen Kaiser, da er mit Blitzesschnelle ein vereinzeltes Corps nach dem andern angriff. So vernichtete er am 10. Februar bei Champaubert 8000 Russen unter Olsufiew; so zersprengte er am 11. bei Montmirail die beiden Corps von Sacken und York; so schlug er am 14. Blücher selbst bei Vauxchamp und nöthigte ihn, eilends bis nach Chalons zu retiriren. Kurz jeder Tag brachte ihm neue Lorbeeren und nur die äußerste Anstrengung und Tapferkeit bewahrte die schlesische Armee vor gänzlichem Untergang. Unterdessen waren Victor und Oudinot von Schwarzenberg an der Seine immer weiter zurückgedrängt worden und hiedurch kam Paris selbst in Gefahr. Alsbald ließ also Napoleon von der Verfolgung Blüchers ab, um mit gewohnter Adlersgeschwindigkeit über die verschiedenen Corps der Hauptarmee herzufallen, und es gelang ihm auch wirklich, am

18. dem Corps des Kronprinzen von Württemberg bei Montereau einen empfindlichen Schlag beizubringen. In Folge dessen mußte Schwarzenberg nicht blos über Troyes hinaus zurückweichen, sondern er hielt es einige Tage später sogar für gerathener, sein Hauptquartier wieder nach Langres zurückzuverlegen.

Welche furchtbare Umwandlung in wenigen Tagen! Am 2. Februar waren die Armeen der Verbündeten von Brienne abmarschirt, mit der sichern Aussicht, nach wenigen Wochen in Paris zu sein, und jetzt am 23. Februar befanden sie sich auf fluchtähnlichem Rückzug und ihre Reihen waren durch Kämpfe, Märsche und Entbehrungen aller Art furchtbar gelichtet worden. Doch so schlimm, als es auf den ersten Anblick schien, stands keineswegs um sie, denn auch die französische Armee hatte furchtbare Verluste erlitten und was noch schlimmer war, diese Verluste konnten nicht ersetzt werden; die Verbündeten aber konnten sich mit Leichtigkeit vom Rhein her wieder ergänzen und namentlich gelang dieß dem Feldmarschall Blücher durch Herbeiziehung der beiden Corps der Nordarmee unter Bülow und Winzingerode. Abermals rückte also Blücher vorwärts in der Richtung nach Paris, um dem Schwarzenberg'schen Heer Luft zu machen, und die Marschälle Marmont und Mortier, die Napoleon ihm entgegenstellte, konnten ihn mit ihren schwachen Streitkräften nicht aufhalten. Somit überließ der französische Kaiser die Verfolgung Schwarzenbergs den Marschällen Oudinot und Macdonald und warf sich zum dritten Male dem Marschall Vorwärts entgegen. Allein der Angriff, den er am 9. März bei Laon auf ihn machte, mißlang gänzlich und er mußte sich mit einem äußerst schweren Verlust bis nach Soissons zurückziehen. Inzwischen hatte Schwarzenberg, nachdem er Verstärkungen an sich gezogen, ebenfalls wieder die Offensive ergriffen und am 27. Februar nicht nur die Marschälle Oudinot und Macdonald bei Bar an der Aube auf's Haupt geschlagen, sondern auch am 4. März die Stadt Troyes erstürmt und somit befand sich die gesammte Armee der Verbündeten wieder auf dem Vormarsch nach Paris. Sie nahm sich jedoch hiezu Zeit, um den Truppen nicht allzuviel Entbehrungen aufzulegen, und so erreichte Schwarzenberg erst am 20. doch ohne irgend einen Verlust Arcis an der Aube. Hier aber stellte sich ihm Napoleon mit seinem bereits auf 40,000 Mann herabgeschmolzenen Heere nochmals entgegen und es entspann sich um Mittag des 20. eine Schlacht, die bis über Mitternacht fortgesetzt wurde. Auch dießmal bot wieder Napoleon all sein Talent, seine Erfahrung und seine Tapferkeit auf; allein gegen die Uebermacht konnte er nicht aufkommen, und am Ende mußte er froh sein, sich ohne allzugroße Verluste über die Aube zurückziehen zu können.

Nunmehr sah der französische Kaiser ein, daß er den Verbündeten den Weg nach Paris unmöglich mehr versperren könne, und in dieser traurigen Gewißheit hätte wohl jeder Andere auf allen ferneren Kampf verzichtet. Nicht so aber Napoleon, sondern sein furchtbares Genie ersann sofort einen neuen Plan, der, wenn er gelang, ihn doch noch retten konnte. Er wollte nehmlich mit seiner kleinen Armee sich nach Lothringen und Elsaß wenden, die dortige Bevölkerung, die ihm ganz ergeben war, zu einem Landsturm organisiren, dann die Besatzungen der verschiedenen Grenzfestungen an sich

ziehen und so verstärkt die Verbündeten im Rücken angreifen, und ihnen den Rückzug nach Deutschland abschneiden. Gewiß ein eben so großartiger, als kühner, nicht minder aber abenteuerlicher Gedanke! Derselbe leuchtete auch dem Kaiser Napoleon so sehr ein, daß er alsbald schon am 21. März von der Aube nach der Marne aufbrach, diese bei Vitry überschritt und dann stromaufwärts nach St. Dizier marschirte. Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen und der Plan wurde nicht zur Ausführung gebracht. Wenn nehmlich auch im ersten Augenblick, als man von der neuen Schwenkung Napoleons sichere Kunde erhielt, im Hauptquartier Schwarzenbergs, woselbst sich die verbündeten Monarchen befanden, die größte Bestürzung obherrschte und man ernstlich daran dachte, dem französischen Kaiser nachzueilen, um sich die bedrohte Verbindung mit Deutschland und der Schweiz nicht abschneiden zu lassen, so sah man bei kühlerer Ueberlegung doch ein, daß Napoleon bei seinen geringen Streitkräften nichts Wesentliches ausrichten könne, und beschloß deßwegen vor Allem die Hauptaufgabe, die Eroberung von Paris, zu lösen. Somit schickte man dem französischen Herrscher nur ein Reitercorps nach, um seine Bewegungen zu beobachten, Schwarzenberg selbst aber brach am 24. März mit der Hauptarmee über Sezanne gegen Paris auf, um zu gleicher Zeit mit Blücher, der sich über Vertüs dahin in Bewegung setzte, vor jener Stadt zu erscheinen.

Große Schwierigkeiten gabs nun nicht mehr zu überwinden, denn die zwei zum Theil aus Nationalgarde bestehenden Corps, welche unter Marmonts und Mortiers Oberbefehl Paris decken sollten, wurden am 25. März bei Fère Champenoise auf's Haupt geschlagen und nur noch wenige Trümmer konnten sich nach Paris retten. Wie sie aber dort ankamen und das nächst bevorstehende Erscheinen der Alliirten meldeten, da gerieth die ganze Einwohnerschaft in Aufruhr und Vieler bemächtigte sich der Schrecken so sehr, daß sie über Hals und Kopf davon flohen. Auch die Kaiserin Marie Louise mit ihrem vierjährigen Sohn, dem König von Rom, folgte am 29. März diesem Beispiel und begab sich, begleitet von den Ministern und Großwürdeträgern nach Blois. Andere dagegen, weniger entmuthigt, dachten daran, die Stadt zu vertheidigen und die Marschälle Marmont und Mortier übernahmen den Oberbefehl über sie, indem sie schnellstens die Nationalgarde unter die Trümmer ihrer Corps einreihten. So kam denn wirklich ein Vertheidigungsheer von etwa 24,000 Mann zusammen und dasselbe besetzte den Montmartre nebst den Höhen des Dorfes Belleville. Allein was konnte eine so kleine Zahl ausrichten, wenn sie auch vom besten Geiste beseelt war? Darum als nun am 30. März Blücher und Schwarzenberg mit ihren Heeren vor Paris ankamen und die genannten Höhen zu stürmen begannen, wurde zwar die Vertheidigung versucht und zwar mit wirklich bewundernswerther Tapferkeit; um vier Uhr Mittags jedoch sah man die Nutzlosigkeit ferneren Blutvergießens ein und sofort trat Marmont, welchem Exkönig Joseph, der Bruder Napoleons, in dessen Namen Vollmacht dazu gab, mit Schwarzenberg und Blücher wegen der Uebergabe von Paris in Unterhandlung. Bald war man über die Bedingungen — Schutz des Eigenthums, Erhaltung der Museen und Denkmale, Beibehaltung der bürgerlichen Einrichtungen, freier Abzug der Trümmer des Heeres, mit

Wehr und Waffen — einig und um ein Uhr Nachts wurde die Kapitulation abgeschlossen.

Am Morgen des 31. März begannen die verbündeten Heere Paris zu besetzen und um die Mittagsstunde hielten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm — Kaiser Franz traf erst ein paar Tage später ein — ihren feierlichen Einzug in die französische Hauptstadt. Um dieselbe Zeit kam Napoleon, der auf die Schreckensnachricht hin, daß Paris von den Verbündeten berannt werde, schnell umgekehrt war, um die Vertheidigung selbst zu übernehmen, aber um einen halben Tag zu spät eintraf, in Fontainebleau an, und zog da den Rest seiner Macht zusammen. Jetzt aber sollte er an sich selbst erfahren, wie wenig ein Despot sich treue und wahre Anhänger zu schaffen im Stande ist und wie in der Stunde der Gefahr selbst diejenigen ihn schnöde verlassen, welche er mit Wohlthaten und Freundschaftsbeweisen überhäufte. Kaum nehmlich waren die Alliirten eingezogen und kaum hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihnen Ernst sei mit der Wiedereinsetzung der Bourbonen, so sprachen sich sofort nicht blos die in Paris anwesenden Aristokraten, die zwar unter Napoleon Dienste genommen hatten, aber ihn in ihrem Innern doch stets als einen Parvenü betrachteten, sondern auch eine ziemliche Menge von solchen, die unter dem Kaiserreich emporgestiegen waren, den eben so schlauen als charakterlosen Talleyrand, Fürsten von Benevent an der Spitze, ebenfalls laut für die Bourbonen aus. Freilich eine Mehrzahl bildeten diese Bourbonenfreunde vor der Hand noch nicht, nicht einmal in den vornehmen Kreisen, und das Volk, das sich ganz apathisch und gleichgiltig verhielt, stand ohnehin nicht zu ihnen. Aber sie hatten deßwegen doch ein Uebergewicht, weil fast sämmtliche einflußreiche Personen, insbesondere die Geldmänner, sowie die, welche in den letzten Decennien es zu Etwas gebracht hatten und dieses Etwas in Ruhe genießen wollten, wenigstens so weit gingen, daß sie die Absetzung Napoleons, dieses ewigen Störenfrieds, verlangten. Ja selbst die Marschälle und Obergenerale wollten das letztere, weil sie Alles erworben hatten, was sie nur irgend erwerben konnten, Ruhm, Reichthum und Macht, und daß die katholische Priesterschaft, so wie der Rest der Republikaner, der noch übrig war, aus Haß gegen Napoleon — erstere wegen dessen Vorgehen gegen den Pabst, letzterer weil der Kaiser der Republik den Todesstoß gegeben — nichts sehnlicher wünschte, als den Untergang des Hauses Bonaparte, versteht sich ohnehin von selbst. So gab's damals, als die Verbündeten in Paris eingezogen waren, dort gar Niemanden, der im Rathe der Großen für Napoleon und seine Dynastie thätig gewesen wäre; wohl aber entwickelten seine Feinde, unter denen die russischen Diplomaten Nesselrode und Pozzo di Borgo nebst dem englischen Minister Castlereagh hervorragten, eine ganz unermüdliche Thätigkeit und von ihnen wurden namentlich die französischen Senatoren so bearbeitet, daß sie, fünfundsechzig an der Zahl, in einer am 2. April abgehaltenen Sitzung, auf die Aufforderung des Kaisers Alexander hin, die Absetzung Napoleons aussprachen. Sie thaten es, um sich ihre hohen Posten auch für die Zukunft zu sichern, und Kaiser Alexander verlangte es von ihnen, weil er sich den Anschein geben wollte, als ob er bei Beseitigung Napoleons den Willen der französischen Nation befragt habe.

Letzterer war, wie oben gesagt, am 31. März in Fontainebleau angekommen und bemühte sich dort auf's eifrigste, den Rest der französischen Armee an sich zu ziehen. Er brachte jedoch nicht mehr zusammen als 40,000 Mann und auch von den Obergeneralen und Marschällen hatten sich nur Bertrand, Ney, Macdonald, Lefebvre, Moncey, Oudinot und Berthier, von den Ministern nur Maret und Caulincourt eingefunden. Am 3. April erfuhr Napoleon von Caulincourt, den er nach Paris gesandt hatte, daß Kaiser Alexander unbedingt auf seiner Absetzung bestehe, und in der ersten Aufregung wollte er sofort gegen Paris ziehen. Dem widersetzten sich die Marschälle, weil sie wohl sahen, daß Alles verloren sei; zugleich weil sie fürchteten, daß sie durch ein solch' gewagtes Spiel bei den Bourbonen ihrer Stellung verlustig gehen könnten. Wie aber Napoleon trotzdem auf seinem Willen beharrte, begaben sie sich am 4. zu ihm und erklärten ihm ohne weitere Umschweife, daß er sich in das Unvermeidliche, die Abdankung nehmlich, fügen müsse. Nach langem Kampfe mit sich selbst entschloß sich Napoleon endlich dazu und ließ am selben Tage noch die betreffende Akte ausfertigen, in welcher er jedoch nicht unbedingt, sondern nur bedingt zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom, abdankte. Mit diesem Actenstück reisten Ney, Macdonald und Caulincourt sogleich nach Paris ab und wurden noch in der Mitternachtsstunde von Kaiser Alexander zur Audienz zugelassen. Er nahm sie freundlich auf, wie um sie zu gewinnen, allein davon war er nicht abzubringen, daß Napoleon ganz unbedingt abdanken müsse, und dasselbe erklärte er in einer zweiten Audienz, welche er denselben am Morgen des 5. gewährte. „Uebrigens," setzte der russische Czar noch weiter hinzu, „solle für Napoleon bestens gesorgt werden und die Verbündeten seien, falls er sich sofort füge, gesonnen, ihm die Insel Elba abzutreten." Mit diesem Bescheid kehrten Ney, Macdonald und Caulincourt nach Fontainebleau zurück und nun drangen sie mit den Andern, die ich genannt, so heftig in den Kaiser, daß er sich endlich, obwohl erst nach dem furchtbarsten Seelenkampfe, am 6. auch zu diesem letzten Schritte bringen ließ. Wie konnte er auch anders, da ihm ja jede Stunde neue Beweise brachte, wie alle seine bisherigen Anhänger, mit nur wenigen ehrenvollen Ausnahmen, sich beeilten, ihm, ihrem Wohlthäter, den sie noch vor wenigen Monaten wie einen Halbgott gepriesen, den Rücken zu kehren und sich den jetzigen Gewalten mit den servilsten Bücklingen zu empfehlen! Ja sogar seine eigene Gemahlin, Marie Louise, reiste am 8. April mit ihrem Sohne, ohne ihn noch einmal haben sehen zu wollen, von Blois nach Wien ab, und vergaß ihn, so wie ihre eigene Würde, bald so sehr, daß sie sich einem andern Manne in die Arme warf, einem Grafen Neipperg, mit dem sie sich nach dem Tode Napoleons auf die linke Hand trauen ließ!

Doch ich will kurz sein. Gleich nach der unterschriebenen unbedingten Abdankung ward zwischen den Bevollmächtigten Napoleons und den Ministern der Verbündeten ein Tractat — man nennt ihn den Vertrag von Fontainebleau — abgeschlossen, welcher die Verhältnisse des Kaisers und seiner Familie für alle Zukunft ordnen und sichern sollte und man kann nicht anders sagen, als daß sich die Verbündeten wirklich großmüthig erwiesen. Er, Napoleon selbst, erhielt die Insel Elba nebst zwei Millionen

Franken jährlicher Einkünfte; seiner Gemahlin Marie Louise aber und ihrem Sohne ward Parma, Piacenza und Guastalla als erbliches Besitzthum nebst einer Million Rente zugesagt. Auch die geschiedene Josephine bekam eine Million und die übrige Familie deren zwei und eine halbe nebst dem zugesicherten Besitz all' der Güter, die sie sich in ihren Glückstagen erworben hatten. Ueberdem durfte der entsetzte Kaiser von seinen Getreuen die, welche ihm freiwillig folgen wollten, nebst 400 Mann Garde auf seine Insel mitnehmen und die Corvette, die ihn dahin brachte, sollte sein Eigenthum bleiben. Das war der Hauptinhalt des Vertrags von Fontainebleau und am 20. April 1814 reiste Napoleon in Begleitung von Commissären der Alliirten nach Elba ab, woselbst er am 4. Mai an's Land stieg.

Viertes Kapitel.

Die hundert Tage und das Ende des französischen Kaiserthums.

Mit der Abdankung Napoleons, oder eigentlich schon mit der Einnahme von Paris hatte der Krieg in Frankreich faktisch ein Ende, und auch in Italien, in Belgien, so wie an der Grenze Spaniens konnte das Weiterkämpfen keinen Sinn mehr haben. Damit war aber noch nicht zugleich der Frieden da — der Frieden mit allen seinen näheren Bestimmungen, sondern um diesen fertig bringen zu können, mußte man vorher statt des abgesetzten Napoleon einen neuen Beherrscher Frankreichs auf den Thron berufen haben, welcher das Recht besaß, den bewußten Traktat zu unterzeichnen.

Für die allererste Zeit ward von den Alliirten eine provisorische Regierung mit Talleyrand, dem Verräther Napoleons, an der Spitze eingesetzt; schon am 12. April jedoch langte der Graf von Artois, der jüngste Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI., in Paris an und ergriff unter dem Titel eines Generalstatthalters des Reichs im Namen seines älteren Bruders, des früheren Grafen von Provence (der Leser wird sich seiner wohl noch erinnern), welcher sich aber schon seit dem Tode von Ludwigs XVI. einzigem Sohne, Ludwig XVIII. nennen ließ, die Zügel des Regiments. Jetzt jubelten die Legitimisten, wie man die nie abgefallenen Anhänger der Bourbonen nannte; keineswegs aber das Volk und die Armee, denn eine der ersten Regierungshandlungen des Reichsstatthalters war, daß er am 13. April die republikanische Trikolore abschaffte, um dafür die Lilien der Bourbonen wieder einzuführen. Noch böseres Blut machte eine andere Maßregel, zu der er sich am 23. April herbeiließ, ich meine die Militärconvention, welche er mit den Verbündeten einging. Kraft derselben

nämlich sollten, sobald die Truppen der Verbündeten sich zum Abzug aus Frankreich anschickten, alle die festen Plätze und Städte, im Ganzen ihrer dreiundfünfzig, welche die Franzosen in Belgien (Antwerpen u. s. w.), in Deutschland (Hamburg u. s. w.) und anderswo außerhalb der Grenzen von 1792 noch inne hatten, sofort geräumt und zwar so geräumt werden, daß die abziehenden Soldaten weder die Artillerie, noch die Munition, noch auch nur die vorhandenen Pläne, Karten, Modelle und sonstigen Vorräthe mitnehmen durften. Das war ein böser Passus, denn der Werth dessen, was zurückgelassen werden mußte, betrug nach mäßiger Berechnung 1500 Millionen Franken, und die Schande und Schmach, die in einem

Ludwig XVIII.

solchen demüthigenden Abzug lag, wollten Viele noch höher anschlagen. Fiel nun auch das erste Debut des Reichsstatthalters schlimm genug aus, so noch mehr das des Königs selbst, welcher, nachdem er am 24. April in Calais gelandet, am 3. Mai 1814 unter großem Zuströmen des Volks seinen Einzug in Paris hielt. Seine Majestät Ludwig XVIII. von Gottes Gnaden kam nämlich in der Begleitung von lauter unverbesserlichen Emigranten, wie z. B. dem Grafen von Blacas, seinem Liebling, und diese Herren hatten sämmtlich keinen andern Gedanken, als daß die Zeit von 1789 bis jetzt, so wie das, was in dieser Zeit geschehen, nichts gewesen sei, als ein schlimmer wüster Traum, den man so schnell als möglich

wieder vergessen müsse. Hieraus konnte man schon vorweg den Schluß ziehen, wie volksthümlich die Regierung Ludwigs XVIII. ausfallen werde, und dieser Schluß fand sofort bereits in der ersten Minute seine Bestätigung in der Verfassungsfrage. Unter Napoleon hatte nur eine Scheinverfassung bestanden, da eine Natur seiner Art nur als Despot regieren konnte; diese Unterdrückung der Freiheit aber hatte er damit ausgeglichen, daß er der Nation Ruhm und Größe gab. Trotzdem verlangte der gesetzgebende Körper im Jahr 1813 mit Ungestüm nach der Wiederherstellung der genommenen Freiheiten, und dieses Verlangen fand in ganz Frankreich ein Echo. Somit überzeugten sich die Alliirten, besonders der Kaiser Alexander, daß die Bourbonen, welche von keinem Napoleonischen Nimbus umstrahlt waren, ohne Concessionen an die liberalen Ideen, von denen das Volk bewegt wurde, sich keinen Augenblick würden halten können, und beauftragten den Senat, eine neue Verfassung auszuarbeiten. Diesem Auftrag kam jene Behörde natürlich nach, aber die von ihr entworfene Verfassung erschien dem Könige viel zu wenig monarchisch, und er verwarf sie daher unbedingt schon vor seinem Einzuge in Paris. Die eindringlichen, auch wohl etwas kategorischen Vorstellungen des Kaisers Alexander brachten ihn jedoch auf eine andere Gesinnung und wohl oder übel mußte er die Erklärung abgeben, daß er dem Senat und gesetzgebenden Körper einen andern bessern Verfassungsentwurf vorlegen werde. Auch ließ Kaiser Alexander nicht nach, als bis dieser Entwurf vorgelegt und durchberathen wurde, und schließlich erklärte er aufs bestimmteste, daß er Paris und Frankreich vor der Promulgation der Verfassung in keinem Fall verlassen werde. Unter solchem Drucke kam die „Charte von Frankreich" zu Stande und am 4. Juni fand ihre öffentliche Verkündigung statt. Ihrem Inhalte nach aber war sie so ziemlich dieselbe, wie die der meisten konstitutionellen Staaten — Repräsentativsystem mit Pairs- und Deputirtenkammer, Steuerbewilligungsrecht, Preßfreiheit mit Maß und Ziel, persönliche Freiheit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Religionsfreiheit, Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter, Gleichberechtigung aller Franzosen zu den öffentlichen Aemtern u. s. w. u. s. w. — und die Franzosen hätten also ganz zufrieden mit ihr sein können, wenn man sie ihnen nur gehalten, oder auch nur zu halten im Sinne gehabt hätte. Daß dieß jedoch nicht der Fall war, nun das mußte Jeder, auch der Einfältigste begreifen, wenn er bedachte, daß Menschen, welche nicht die geringste Einsicht in das Bedürfniß der Zeit hatten, dazuhin bigotte und abergläubische Menschen, wie die Herzogin von Angoulême, Ludwigs XVI. Tochter, und der obgenannte Graf von Blacas den meisten Einfluß auf den alten gichtgelähmten Monarchen hatten, und daß der Bruder desselben, der Graf von Artois, nebst seinen beiden Söhnen an nichts dachte, als an die Wiederherstellung alles Alten, selbst wenn es der größte Mißbrauch gewesen war.

Am 30. Mai, also schon vor der Promulgation der Verfassung, wurde der Frieden zwischen den Alliirten und Frankreich unterzeichnet, und derselbe lautete in der That für Frankreich günstig genug. Es trat nämlich in die Grenzen zurück, die es vor der Revolution gehabt hatte, behielt aber die früheren päpstlichen Grafschaften Avignon und Venaissin, so

wie die Grafschaft Savoyen und mehrere andere zur Abrundung unentbehrliche Plätze in Deutschland und den Niederlanden. Ueberdem setzte man es wieder in den Besitz seiner an England verlorenen außereuropäischen Colonien, die drei Inseln Tabago, St. Lucie und Isle de France allein ausgenommen, und machte dafür keinerlei Gegenforderung, nicht einmal die einer Contribution. Bei der Berathung und Beschlußfassung über die Vertheilung der ihm abgenommenen Eroberungen dagegen sollte es nicht nur keine Stimme haben — denn darüber wollten die Alliirten auf einem in Wien abzuhaltenden Congresse allein entscheiden — sondern man legte ihm auch auf, diese Vertheilung, sie mochte ausfallen, wie sie wollte, schon zum Voraus gut zu heißen, und eine provisorische Vertheilung wurde sogleich vorgenommen. Oesterreich nämlich setzte sich sogleich in den Besitz von der Lombardei, und in Piemont, oder besser gesagt Sardinien, sowie auch in Toskana, Modena und dem Kirchenstaat zogen die alten Herrscher wieder ein. Dasselbe war auch in Spanien der Fall, dessen Thron Ferdinand VII. unter dem Jubel der Bevölkerung ohne irgend ein Hinderniß bestieg, und der Prinz von Oranien, der Günstling der Verbündeten, erhielt sogar nicht blos sein Stammland, Holland, zurück, sondern man gab ihm auch noch Belgien und er hieß fortan Wilhelm I., König der Niederlande. Ebenso gnädig erwiesen sich die Monarchen gegen Schweden, denn dessen Thronerbe Bernadotte (nachher König Karl XIV. Johann) hatte sich als Mitkämpfer im Kriege gegen Frankreich Verdienste erworben und so war es nicht mehr als billig, ihm zu gestatten, daß er das längst versprochene Norwegen annektirte. Ein anderer Mitkämpfer aber, der König Joachim Mürat von Neapel, ward mit keiner Landvergrößerung bedacht; doch war schon das eine große Begünstigung, daß man ihn unbehelligt auf seinem Thron ließ, während in Paris und Madrid die Bourbonen wieder eingezogen waren und man sonst überall zu den alten Zuständen zurückkehrte.

Solches alles setzte der Pariser Friede, der „erste", wie man ihn gewöhnlich nennt, fest und man glaubte damit dem künftigen Congreß, auf dem die definitive Regulirung der neuen Weltkarte von Europa vorgenommen werden sollte, bedeutend vorgearbeitet zu haben. Ja man gab sich sogar der Hoffnung hin, daß der Rest der Geschäfte ganz in Frieden und Eintracht werde abgemacht werden können, so wie, daß man in wenigen Wochen zu Ende sein würde; allein als nun der besagte Congreß statt im Juli, wie man in Paris ausgemacht hatte, endlich zu Ende Oktober in Wien zusammentrat und am 1. November feierlichst eröffnet wurde, da sollte sich doch alles ganz anders gestalten. Zwar allerdings ganz im Anfang herrschte nichts als Wonnetaumel nebst Seligkeitsaustausch und die persönlich anwesenden Kaiser und Könige (Alexander I. von Rußland, Franz I. von Oesterreich, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Maximilian I. Bayern, Friedrich I. von Württemberg, Friedrich VI. von Dänemark nebst einer Menge von kleineren regierenden Fürsten), so wie deren Minister und Gesandte (ich nenne nur Nesselrode, Rasumowsky, Hardenberg, W. von Humboldt, Metternich, Castlereagh, Wellington, Talleyrand, Dalberg und den Fürsten von Ligne) schwelgten fast jeden Tag in Lustbarkeiten und Festen von so außerordentlichem Gepränge, daß

deren Kosten sich auf viele Millionen beliefen. Endlich aber mußte man doch auch zum Ernst übergehen, und da zeigte sich's gleich auf den ersten Blick, daß ein großer Zankapfel der geträumten Einigkeit im Wege stehe. Rußlands Kaiser nämlich beanspruchte von der Beute das sogenannte Herzogthum Warschau, das ist den Theil des Königreichs Polen, welchen Napoleon unter sächsischer Oberhoheit wieder hergestellt hatte, und Preußens König bestand unbedingt darauf, daß das Königreich Sachsen seinem Lande einverleibt werde. Beide Regierungen schlossen also ein Separatbündniß, um ihre beiderseitigen Interessen durchzusetzen; allein ihnen trat Oesterreich entschieden entgegen, weil es sich durch die preußisch-russischen Forderungen unendlich benachtheiligt fühlte, und England sagte ihm hiebei seinen Beistand durch Dick und Dünn zu. Nach kurzem schlug sich auch Frankreich auf die englisch-österreichische Seite, und am 3. Januar 1815 schlossen Talleyrand, Metternich und Castlereagh ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß gegen das vereinigte Preußen und Rußland. Auf dieses hin zog Kaiser Alexander ein Heer von 300,000 Mann in Polen zusammen, und da nun auch die übrigen Großmächte rüsteten, so schien zu Anfang des Monat März ein neuer Krieg, ein Krieg zwischen den bisher Verbündeten unvermeidlich. Auch wäre es sicherlich so weit gekommen, wenn nicht eben jetzt, am 6. März, ein englischer Courier dem Congresse eine Nachricht überbracht hätte, welche so furchtbar ins Gewicht fiel, daß schnell die alte Einigkeit unter den Monarchen wiederhergestellt wurde — ich meine die Nachricht, Napoleon habe sich auf Elba nach Frankreich eingeschifft.

Während nämlich der Congreß in Wien tagte, war die neue Regierung in Frankreich auf eine Weise vorgegangen, durch welche sie den Unwillen der ganzen französischen Nation hervorrufen mußte. Ich sage: der ganzen französischen Nation, denn alle Stände ohne Ausnahme wurden von ihr vor den Kopf gestoßen, und nur die Altadeligen, die mit den Bourbonen aus der Verbannung zurückgekehrt waren, so wie die ultra-katholischen Priester triumphirten. So nahm der König zum Beispiel in die Pairskammer siebenundfünfzig der früheren Senatoren nicht auf, um desto mehr alte Erbherzöge, Grafen und Vicomtes darin placiren zu können. So besetzte man alle höheren Hofstellen mit ganz neuen oder vielmehr ganz alten Namen, und die Frauen der Marschälle wurden verhöhnt, wenn sie zur königlichen Aufwartung sich einstellten. So kam eine strenge Verordnung in Betreff der Sonntagsfeier und des Besuches der Messe heraus; die Preßfreiheit aber ward faktisch dadurch aufgehoben, daß man alle Zeitschriften und Bücher unter dreißig Bogen einer strengen Censur unterwarf. So decretirte man die Zurückgabe der noch nicht verkauften Emigrantengüter an ihre früheren Besitzer, und erregte dadurch unter den neun- oder zehnmal Hunderttausenden, welche sich am Kauf oder Verkauf von Nationalgütern betheiligt hatten, die nur allzu begründete Besorgniß, daß man es auch auf ihr Eigenthum abgesehen habe. So verfolgte man die ehemaligen Conventsmitglieder auf alle Weise und schloß sie nicht nur von allen Aemtern, sondern sogar von den Academieen aus. So erklärte der Minister Ferrand laut und ohne Scheu, daß man unter dem Beamtenstand nicht minder als unter dem Richterstande eine Säuberung vornehmen müsse, und so that man mit einem Worte alles, was

die Ueberzeugung hervorrufen mußte, man gehe am Hofe damit um, die Zeiten eines Ludwig XV. wiederherzustellen. Am allerschwersten jedoch beleidigte man die Armee, ich meine die alten Napoleonischen Soldaten und Offiziere, deren wohl an die hunderttausend aus der Gefangenschaft und den dreiundfünfzig übergebenen Festungen zurückgekehrt waren, denn man schickte von den Gemeinen und Unteroffizieren die Meisten, selbst wenn sie halbe Krüppel waren, ohne irgend eine Belohnung nach Hause, und die Offiziere, sogar die mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirten, setzte man auf halben Sold. Ja noch mehr, man verlegte die kaiserliche Garde, den Stolz der französischen Nation, in entfernte Grenzgarnisonsstädte, damit man die früheren „Gardes du Corps" nebst den „Königlichen Musquetiren" schlimmen Angedenkens wieder einführen konnte, und wenn irgend eine höhere Offiziersstelle aufging, so gab man sie sicherlich einem jungen bartlosen, altadeligen Fant, ohne dem Verdienst irgend Rechnung zu tragen. Kurz die neuen Machthaber thaten, was sie nur thun konnten, um den größten Theil der Nation zum Haß gegen die Bourbonenwirthschaft zu entflammen, und — — wie viel Tausende und Abertausende überkam nun nicht eine herzinnige Sehnsucht nach dem Kaiser Napoleon, den man nach Elba verbannt hatte! Auch fehlte es natürlich nicht an Solchen, welche den Verbannten über die Stimmung des französischen Volks aufs genaueste unterrichteten, und Maret, der Herzog von Bassano, reichte demselben sogar eine Denkschrift in officieller Form hierüber ein, gerade wie wenn er noch immer Staatssekretär und Napoleon der regierende Kaiser wäre. Ist es nun unter solchen Umständen zu verwundern, wenn in dem großen Verbannten der Gedanke erwachte, die verhaßten Bourboneu von Neuem vom Throne zu stoßen und dafür das französische Kaiserthum wieder aufzurichten? Ist es zu verwundern, wenn er durch seine geheimen Agenten in Wien darüber ins Klare gesetzt, daß die bisherigen Alliirten über die sächsische und polnische Frage gänzlich unter einander zerfallen seien, der Hoffnung sich hingab, daß das übrige Europa seine abermalige Thronbesteigung ganz ruhig hingehen lassen werde? Genug, am 26. Februar 1815, als der englische Commodore Camphel, welchem die Bewachung der Insel Elba von der See aus übertragen war, eben eine Lustfahrt nach Livorno machte, schiffte er sich mit seinen vierhundert Garden und seiner ganzen Umgebung auf der Corvette, die ihm gehörte, ein und landete, nachdem unterwegs noch eine Schaar Freiwilliger aus Corsica auf einigen kleinen Fahrzeugen zu ihm gestoßen war, am 1. März in derselben Bucht von Frejus in der Provence, in welcher er auch bei seiner Rückkehr aus Egypten gelandet war.

Jetzt sollte sich's zeigen, welchen Haltpunkt die Bourbonen in der französischen Nation hatten und besonders wie stark ihre Regierung sei; aber vor dem einzigen Namen: „Napoleon" brach ihre Macht zusammen wie ein Kartenhaus, und von allen Franzosen hatte kein Einziger das Herz für sie zu kämpfen. Von Frejus aus zog Napoleon in raschen Tagmärschen durch die Provence in der Richtung nach Grenoble vorwärts und in allen Dörfern, durch die er kam, schlossen sich die abgedankten Veteranen seinem kleinen Corps an. Auch verfehlte er nicht, überall Proclamationen an das Volk und an das Heer auszustreuen, in welchen

er sich als den Befreier Frankreichs vom Joche der Bourbonen ankündigte, und die Bevölkerung nahm ihn auch meistens mit frohem Jubel auf. So stellte sich seinem Marsche sechs Tage lang kein eigentlich nennenswerthes Hinderniß in den Weg, bis er am 7. März bei Grenoble auf ein von dem Obersten Grafen von Labédoyère geführtes Truppenkorps stieß, das ihm den Weg versperren sollte. Doch eine kurze Anrede Napoleons, und das ganze Corps, den Obristen an der Spitze, trat zu ihm über. Noch an demselben Abend öffnete ihm die Stadt Grenoble die Thore, und dasselbe that am 10. Lyon, dessen Bürgerschaft und Garnison sich so sehr für Napoleon begeisterte, daß der Graf von Artois und der Marschall Macdonald, die expreß von Paris dahin geeilt waren, um die Stadt dem Könige treu zu erhalten, sich kaum noch durch die schleunigste Flucht vor der Gefangennahme retten konnten. Von allen Seiten strömten jetzt einzelne Soldaten, wie ganze Abtheilungen herbei, um sich ihrem geliebten Heerführer anzuschließen, und am 17. März ging bei Auxerre sogar der Marschall Ney mit seinem ganzen Corps zu ihm über, trotzdem derselbe nur wenige Tage zuvor geschworen hatte, den „Exkaiser" gefangen vor den König Ludwig XVIII. zu bringen. Jetzt stand dem Weitermarsch Napoleons nach Paris gar nichts mehr entgegen und am Abend des 20. März zogen „Seine kaiserliche Majestät unter dem unaussprechlichsten Jubel der Bevölkerung im Schlosse der Tuilerien ein." Was that nun aber während dieser ganzen Zeit der König Ludwig XVIII. mit seinem Bruder dem Grafen Artois und all den andern Bourbonen und Bourbonenfreunden? Wenn er ein König und Herrscher im wahren Sinne des Worts gewesen wäre, so hätte er sich an die Spitze seiner Truppen, wenn auch nur seiner Haustruppen und Gardes du Corps gestellt und würde dem Usurpator entgegengezogen sein. So jedoch, weil er Ludwig XVIII. hieß, begnügte er sich, den gelandeten „Wütherich, Räuber und Hochverräther" für „vogelfrei" zu erklären, und dann zu warten, ob Dieser oder Jener den „Rebellen" ihm „in Fesseln und Banden" vor die Füße lege. Kein Franzose jedoch vergriff sich an Napoleon und nicht einmal ein einziger Schuß ward abgefeuert, um die Bourbonen auf dem Thron zu erhalten. Was blieb also dem armen Ludwig XVIII. übrig, als die Flucht? Am 19. März entwich er, begleitet von seinem Bruder und verschiedenen Andern, worunter auch die Marschälle Marmont und Victor, nach Lille, und da auch hier die Besatzung sich für Napoleon erklärte, ging's den andern Tag unaufhaltsam nach Gent, um dort unter der Obhut des Königs der Niederlande das Weitere zu erwarten.

Sobald Napoleon sich wieder in den Tuilerien festgesetzt hatte, ergriff er die Zügel der Regierung mit der alten Kraft und annullirte sofort Alles, was unter den Bourbonen geschehen war. Allein bei seinem klaren Blicke konnte es ihm natürlich schon nach Verfluß von nur wenigen Wochen nicht entgehen, daß er sich in einer sehr schlimmen Lage befinde, und zwar sowohl gegen Außen als gegen Innen. Gegen Außen — weil er trotz aller geheimen und offenen Botschaften, welche er den verschiedenen Herrschern Europas sandte, keinen einzigen derselben für sich gewinnen konnte, den König Joachim von Neapel allein ausgenommen. Gegen Innen — weil von den sämmtlichen einflußreicheren Personen nur sehr

Wenige, um sich nicht in den Augen der Bourbonen, die man zurückerwartete, zu kompromittiren, es wagten, sich ernstlich an ihn anzuschließen. Freilich das niederere Volk hing mit voller Begeisterung an ihm, denn es sah in ihm die Verkörperung der französischen Ehre und Größe; doch diesem Volke sich rückhaltslos in die Arme zu werfen, dazu hatte der Imperator das Zeug nicht in sich, und schon die wenigen Concessionen, die er ihm machte: „Wiederherstellung der Nationalgarde, Bewaffnung der Pariser Vorstädte, eine neue Constitution unter dem Titel einer Zusatzurkunde zu der früheren Verfassung des Kaiserreichs, endlich Berufung einer großen Volksversammlung unter dem Titel eines Mayfelds zur Genehmigung dieser Verfassung", waren ihm in der Seele zuwider. Ueberdem stellte sich ihm die Deputirtenkammer, die er einberief, gleich von Anfang an feindselig gegenüber, und statt dem Kaiser in Ergreifung energischer Maßregeln zur Vertheidigung des Vaterlandes beizustehen, drehten sich alle ihre Reden und Beschlußnahmen um Gewährleistung der Rechte und Freiheiten der Nation. So blieb dem Imperator nichts übrig, als die Armee, auf die er sich von jeher ganz allein verlassen hatte, und auf seinen Aufruf blieb auch kein einziger seiner früheren Krieger zu Hause. Wohl fehlte es an Geld und noch mehr an Kriegsmaterial; aber schon oft hatte er dieses alles aus der Erde gestampft, warum sollte er es dießmal nicht wieder können? Und so beschloß er denn mit den Waffen in der Hand Europa noch einmal Trotz zu bieten.

Ich habe oben gesagt, daß die in Wien anwesenden Herrscher auf die Nachricht von Napoleons Rückkehr nach Frankreich der gemeinsamen Gefahr wegen sich schnellstens wieder einigten, und die Folge dieser Einigung war eine förmliche Achtserklärung gegen Napoleon, als den „Feind und Störer der Ruhe des Erdballs". Zugleich wurden die Armeen gegen Frankreich in Bewegung gesetzt und Oesterreich allein stellte außer der Armee, welche unter Bianchi das Mailändische besetzt hielt, nicht weniger als 344,000 Mann, welche unter Schwarzenberg vom Rhein her in Frankreich einfallen sollten. Die Preußen sammelten sich 150,000 Mann stark unter Blücher an der belgischen Grenze und mit diesen zusammen hatte Wellington zu operiren, welcher 70,000 Mann Engländer, Niederländer und Hannoveraner befehligte. Die Russen endlich eilten in der Stärke von 300,000 Mann von Polen her dem Rheine zu und standen Anfangs Juni nur noch wenige Tagemärsche von der französischen Grenze. Dieser furchtbaren Uebermacht konnte Napoleon nicht mehr als 170,000 Mann entgegenstellen, denn die neuerrichteten Nationalgarden ließen sich zu nichts brauchen, als zu dem Dienst im Innern, oder höchstens paßten sie als Vertheidigungstruppen. So ließ sich also der schnelle Fall Napoleons mit Sicherheit voraussehen, allein so schnell auch dieser Fall kam, so sollte ihm doch noch der Untergang Mürats, des einzigen Verbündeten des französischen Kaisers, vorangehen.

Mürat nämlich sah recht wohl ein, daß ihm die legitimen Herrscher Europas den Thron von Neapel in die Länge nicht lassen würden, und bereits war auch auf dem Congresse zu Wien der Antrag gestellt worden, die Bourbonen in Unteritalien so gut wieder einzusetzen, als man es in Frankreich und Spanien gethan hatte. So bald er daher die sichere Kunde er-

hielt, daß Napoleon das französische Kaiserreich wieder aufgerichtet habe, setzte er sich mit ihm in Verbindung und erklärte dann Ende März den Oesterreichern den Krieg. Zugleich mit der Kriegserklärung aber erließ er am 30. März einen Aufruf an die italienischen Völker, unter seiner Fahne um die Unabhängigkeit und Einheit Italiens zu kämpfen, und in der Hoffnung, daß dieser Aufruf allüberall zünden werde, brach er mit seiner Armee gegen Oberitalien auf. Im Anfang erlangte er auch wirklich einige Vortheile; doch nur so lange, bis der österreichische Oberbefehlshaber Bianchi die nöthigen Verstärkungen an sich gezogen hatte. Dann mußte er, weil das Volk sich nirgends für ihn erhob, schnellstens wieder zurückweichen, und endlich, am 3. und 4. Mai, kams bei Tolentino im Kirchenstaate zu einer zweitägigen Schlacht mit Bianchi, in welcher König Joachim trotz seines persönlich bewiesenen Muthes so total geschlagen wurde, daß sein Heer nach allen vier Weltgegenden zerstiebte. Verzweiflungsvoll gab er jetzt gleich alles verloren und entfloh auf einem Handelsschiffe nach Frankreich; die Oesterreicher aber übergaben das so schnell gewonnene Neapel dem früheren Könige Ferdinand IV., welcher inzwischen unter dem Schutz der Engländer über die neun Jahre in Sicilien gelebt und gethront hatte.

Der Untergang Mürats war das Vorspiel zum Untergang von Napoleon selbst; doch sollte dieser noch vorher seinen alten Kriegsruhm bewähren. Wohl wissend nämlich, daß er den drei Kriegsheeren der Verbündeten auch nicht entfernt gewachsen sei, beschloß er, so lange Schwarzenberg mit dem Hauptheere den Rhein noch nicht überschritten hatte und die Russen noch weiter entfernt standen, sich nach einander auf die beiden Armeen Blüchers und Wellingtons zu werfen, dieselben in zwei Schlägen zu vernichten und dann den Oesterreichern entgegenzueilen. Am 12. Juni verließ er Paris, und zwei Tage darauf überschritt er mit 130,000 Mann, dem Kern seiner Truppen, die Sambre. Am 16. Juni stellte sich ihm Blücher bei Ligny entgegen, und alsbald entbrannte die Schlacht. Der preußische Feldmarschall hatte mit Sicherheit auf die Beihülfe Wellingtons, der mit seinem Heer nur einen Tagmarsch entfernt stand, gerechnet; allein durch ein böses Ungefähr zu spät benachrichtigt erschien Wellington nicht, und so ging die Schlacht für die Preußen verloren. Doch ruhmlos war der blutige Kampf keineswegs für dieselben gewesen, denn beide Heere verloren gleich viel Leute — je 15,000 Mann — und Blücher, der beinahe in Gefangenschaft gerathen wäre, zog sich in so guter Ordnung zurück, daß er seine Schaaren schon den andern Tag, nur wenige Meilen hinter dem Schlachtfelde, bei dem Dorfe Wavre, wieder sammeln konnte. Letzteres übrigens blieb dem französischen Imperator verborgen und wähnend, daß der Feind halb vernichtet sei, übertrug er dem General Grouchy mit 35,000 Mann die Verfolgung desselben. Er selbst wandte sich schleunigst mit der Hauptmacht gegen Wellington, um nun auch diesen zu schlagen, und traf ihn am 17. Abends in einer festen Stellung auf den Höhen von Mont St. Jean, ganz in der Nähe des Städtchens Braine-le-Leud. Sofort ordnete Napoleon alles an, um gleich in der Früh des andern Tages den Kampf beginnen zu können, und ganz dasselbe that Wellington, indem er zugleich Boten über Boten an Blücher sandte, ihn mit seinem

BLÜCHER

VELLINGTON

Heere zu unterstützen. Den andern Tag — freilich nicht in der Früh, sondern eines furchtbar heftigen Regens wegen erst um zwölf Uhr Mittags — entbrannte auch wirklich die Schlacht, die furchtbarste, welche in den Napoleonischen Kriegen je geschlagen worden ist, und diese Schlacht, welche die Franzosen nach der Höhe von Mont St. Jean, die Engländer nach dem Dorfe Waterloo, die Preußen nach dem Pachthof La-Belle-Alliance benannten, war es, durch die das Schicksal des französischen Imperators für immer entschieden wurde. Doch soll ich nun eine weitläufige Beschreibung derselben geben, und beginnend von der Stärke der beiderseitigen Heere — Wellington hatte 64,000 Mann mit 150 Kanonen, Napoleon 69,000 mit 242 Geschützen unter sich — auf deren Aufstellung, so wie dann auf den Kampf selbst übergehen? Es genüge, zwei Thatsachen zu constatiren, einmal, daß Blücher das Schicksal des Tages entschied, indem er mit fast seiner ganzen Macht — das Corps des Generals Grouchy beschäftigte er durch ein gleich starkes Corps unter General Thielemann — am Abend auf dem Schlachtfelde erschien und so dem furchtbar decimirten Heere Wellingtons wieder Luft machte; zum andern, daß nie zum Schluß einer Schlacht eine größere Verwirrung bei einem Heere eingetreten ist, als jetzt hier bei den Franzosen nach dem Eintreffen der 80,000 Preußen, denn Cavallerie, Infanterie, Geschütz und Gepäck mischten sich zu einem einzigen unentwirrbaren Haufen, aus dem Jeder auf eigene Faust zu entrinnen suchte. Kein Wunder also, daß man den andern Morgen nicht weniger als 35,000 todte Franzosen — von den Gefangenen und Verwundeten gar nicht zu reden — zählte und daß also die ganze französische Armee, das Grouchy'sche Corps allein ausgenommen, als vernichtet angesehen werden konnte! Uebrigens auch die Verluste der Preußen und Engländer waren enorm, und es beliefen sich die der ersteren auf 6000, die der letzteren aber auf 20,000 Todte.

Am zweiten Tage nach der verlorenen Schlacht kehrte Napoleon, den man mit Gewalt aus dem Gewühl des Kampfes hatte reißen müssen, nach Paris zurück; zum dritten Male als Flüchtling und ohne Heer, dießmal aber auch noch geistig wie körperlich zermalmt. Die Nachricht der gräßlichen Niederlage war ihm übrigens vorangeeilt, und in Paris herrschte deßhalb die grenzenloseste Bestürzung, die furchtbarste Angst vor der Zukunft. Was sollte man beginnen, um den Zorn der Alliirten zu besänftigen, um sie dahin zu bringen, daß sie nicht ganz Frankreich den Untergang bereiteten? Die Deputirtenkammer, dem Kaiser Napoleon ohnehin feindselig gesinnt, fand aus, daß es nur ein einziges Rettungsmittel gebe, die Abdankung des Kaisers, und drang daher durch eine eigene Commission in diesen, das Scepter freiwillig niederzulegen. Gedrückt, wie er war, und zugleich erbittert über den Abfall auch der letzten Freunde, wie besonders des verrätherischen Polizeiministers Fouché, unterschrieb er am 22. Juni, also beinahe gerade hundert Tage nach seiner Rückkehr die verlangte Entsagungsurkunde, und begab sich sofort nach Schloß Malmaison. Dieses verließ er dann am 28., um sich von Rochefort aus nach Amerika einzuschiffen; allein weil kein Schiff durchkommen konnte, ohne in die Hände der englischen Kreuzer zu fallen, so beschloß er, sich lieber der englischen Großmuth anzuvertrauen und begab sich sofort am 15. Juli auf

das englische Kriegsschiff Bellerophon. Dort nahm man ihn achtungsvollst auf; seinem Verlangen dagegen, nach England, wo er fortan als Privatmann leben wolle, hinüber gebracht zu werden, entsprach man keineswegs, sondern man behandelte ihn vielmehr als gemeinschaftlichen Gefangenen der Verbündeten Mächte und brachte ihn als solchen nach der Insel St. Helena.

Gleich nach der Abdankung Napoleons traten die Pairs- und Deputirtenkammer zusammen, um eine provisorische Regierung zu ernennen, und diese beschäftigte sich sofort mit den zur Vertheidigung von Frankreich und dessen Hauptstadt nöthigen Maaßregeln. Als aber schon am 29. Juni Blücher und Wellington vor Paris erschienen und schnell die Umgebungen besetzten, fand man es gerathener zu capituliren und am 3. Juli die Hauptstadt den Verbündeten zu übergeben. Am 7. Juli fand dann der feierliche Einzug der Preußen und Engländer statt und den andern Tag setzte sich Ludwig XVIII., von Gent herbeieilend, wieder in den Tuilerien fest. Er meinte, der Zweck des kurzen Feldzugs sei nun erfüllt, und die Sieger sollten ohne Weiteres sogleich wieder abziehen. Allein diese etwas naive Ansicht theilten die Letzteren nicht, sondern sie glaubten vielmehr mit dem ganzen übrigen Europa, daß den Franzosen, welche sich so entgegenkommend dem von Elba entflohenen Napoleon in die Arme geworfen hatten, eine Strafe gebühre, und so legte sich denn der eiserne Arm des Kriegs, der so lange Jahre hindurch das übrige Europa erdrückt hatte, mit seiner ganzen Schwere jetzt auch über Frankreich. Nicht blos nämlich vertheilte man die ganze Invasionsarmee, mehr als eine halbe Million Krieger, über alle Provinzen des eroberten Landes, das sie vollständig ernähren und bezahlen mußte, sondern es wurden auch in dem zweiten Pariser Frieden, den die Verbündeten dictirten und welcher am 20. November seinen Abschluß fand, außer anderem Geringfügigerem folgende vier Punkte festgesetzt: Erstens, es müssen alle die vielen Kunstschätze, welche die Franzosen seit 1796 in Italien, in Deutschland, in Spanien und sonstwo zusammengeraubt, sämmtlich unverkürzt zurückgegeben werden. Zweitens, Frankreich erhält die Grenzen von 1790, statt der von 1792, und hat also namentlich die Festungen Philippeville, Marienburg, Hüningen und Landau, sowie auch das Herzogthum Savoyen zurückzugeben. Drittens, Frankreich zahlt als Kriegskostenentschädigung die Summe von 700 Millionen Franken an die Alliirten, und unterhält fünf Jahre lang ein Heer der verbündeten Truppen von 150,000 Mann. Viertens, die ganze Familie Bonaparte bleibt auf ewige Zeiten bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, und dasselbe Schicksal trifft auch diejenigen Mitglieder des ehemaligen Convents, welche für die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt haben. — Also diktirten die Alliirten und erst als alle diese Punkte ratificirt waren, zogen sie, die 150,000 Mann Straf-Truppen zurücklassend, mit ihren Armeen in ihre Heimath zurück. Die Folge aber war, daß nun die neue französische Regierung sich berechtigt glaubte, jede Spur der Revolution vollends zu vertilgen, und so mußten nicht blos viele ihrer Unterthanen und darunter auch hervorragende Persönlichkeiten, wie Carnot, Fouché und Sieyes ins Ausland wandern, sondern man ließ auch den Oberst Labédoyère nebst dem berühmten Marschall Ney wegen ihres Abfalls

nach der Landung Napoleons erschießen und sah es nicht ungern, daß in den Städten Toulouse, Nimes, Poitiers, Avignon und anderswo der Pöbel eine Menge rechtlicher Bürger, besonders Protestanten, als Anhänger der Revolution auf die schmählichste Weise ermordete.

Schließlich noch ein Wort über den Mann, dessen Namen vierzehn Jahre lang die Welt erfüllt hatte. In St. Helena, jener ebenso einsamen als ungesunden Felseninsel des atlantischen Oceans, mit einigen wenigen Getreuen, die sich nicht von ihm trennen wollten, am 16. Oct. angelangt, wies man ihm ein ärmliches Haus als Wohnung an, und dieses Haus hielten seine Wächter, die Engländer, Tag und Nacht umstellt. Bald griff das Klima seine Gesundheit an, und noch leidender wurde er, als die britische Regierung ihm in dem Sir Hudson Lowe den härtesten, boshaftesten und grausamsten Gefangenenwärter gab, den sie nur finden konnte. Er aber, den nach solch beispiellosem Glück ein solch beispielloses Elend traf, setzte all' den Lowe'schen Quälereien eine solch würdige Ruhe und Fassung entgegen, daß dadurch auch seine ärgsten Feinde entwaffnet, seine Freunde dagegen zur größten Bewunderung und Verehrung hingerissen wurden. Am 5. Mai 1821, als eben ein heftiger Sturm die Insel durchtobte, starb er früh um halb sechs Uhr, und sein letztes Wort, das er im Fieber ausstieß, war: Tête d'armée. Man begrub ihn auf der Insel neben einer kleinen Quelle, die er liebte; am 18. Oktober 1840 aber holte der Prinz von Joinville, als Abgesandter der französischen Regierung, mit Bewilligung Englands den todten Körper aus dem Grabe hervor, um ihn nach Frankreich zu führen, und wenige Wochen darauf erfolgte seine feierliche Beisetzung im Dome der Invaliden zu Paris.

Fünftes Kapitel.

Der Wiener Congreß.

Den Schluß der großen Kriegstragödie, welche ich im Vorhergehenden geschildert habe, bildete der Congreß von Wien. Schon im Jahr 1814 war er begonnen, aber durch die Rückkehr Napoleons von Elba gewaltsam gestört worden, und jetzt nach dem zweiten Frieden von Paris nahm man ihn von neuem auf, denn es mußte doch nothwendiger Weise über die Länder und Gebietstheile, welche vor kurzem noch zu dem französischen Kaiserreich gehört hatten, definitiv entschieden werden. Von einigen dieser Länder habe ich bereits berichtet, nämlich von Holland, zu dem auch Belgien geschlagen wurde, dann von Spanien, welches Ferdinand VII., zurückerhielt, weiter von Schweden, zu dem Bernadotte Norwegen schlagen durfte, und endlich von Italien, dessen oberer Theil in Oesterreichs Händen blieb, während man die andern Provinzen ihren früheren legitimen Herrschern wieder übergab. Die übrigen territorialen Veränderungen waren

kurz folgende: Oesterreich erhielt von Polen Ostgalizien mit den Bergwerken von Wieliczka — Krakau machte man zu einem Freistaate —, von Bayern, statt Würzburg, Aschaffenburg und der überrheinischen Pfalz, die Grafschaft Tyrol nebst Salzburg, und für das abgetretene Belgien von Italien das venetianische Königreich. Nicht so ganz freigebig ward Preußen bedacht, trotzdem es im letzten Krieg unbedingt das meiste geleistet hatte, denn wenn man ihm auch von Polen ein gutes Stück nebst Danzig und Thorn überließ, und wenn dazu noch ein bedeutendes Gebiet an beiden Ufern des Rheins kam, so mußte es sich dagegen mit nur der Hälfte von Sachsen, wozu auch die Elbfestungen Torgau und Wittenberg gehörten, begnügen, und die andere Hälfte behielt der König Friedrich August. Im übrigen Deutschland blieb es bei den bereits längst vollzogenen Mediatisirungen und Secularisationen und weder Bayern, noch Württemberg, noch Baden, noch Darmstadt durften von ihrem Erwerb etwas herausgeben. Dagegen erlangten Frankfurt a. M., Hamburg, Lübeck und Bremen ihre Unabhängigkeit wieder, und aus dem zertrümmerten Königreich Westphalen gingen das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen-Cassel und die Großherzogthümer Oldenburg und Braunschweig mit ihren alten Herrschern hervor. Am besten kam übrigens Rußland weg, denn der ganze Rest von Polen wurde unter seine Obhut gestellt, obwohl freilich nur gegen das Versprechen, aus demselben einen besonderen Staat mit eigener Verfassung und Verwaltung unter dem Titel „Königreich Polen" zu bilden. Endlich muß ich noch anführen, daß auch England keineswegs leer ausging, denn einmal war sein König zugleich König von Hannover und es konnte somit schon die Rekonstituirung Hannovers als eine Entschädigung gelten. Ueberdem aber durften die Britten einen nicht geringen Theil der eroberten Kolonien (Cap der guten Hoffnung, Ceylon und die früher schon genannten Inseln St. Lucie, Tabago und Isle de France) behalten, und was noch mehr Werth für sie hatte, man gab ihnen außer dem Protektorat über die jonischen Inseln, die man zum Freistaat machte, Malta und Gibraltar, was so viel bedeutete, als die Herrschaft über das Mittelmeer.

So ungefähr revidirte man auf dem Congreß zu Wien anno 1815 und 1816 die Karte von Europa und es läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß man dabei meist nach den Grundsätzen der Legitimität verfuhr. Was die Revolution und die Eroberung zerrissen und aufgehoben hatte, das sollte nach dem Rechte wiederhergestellt und seinen rechtmäßigen Herrn zurückgegeben werden. Ganz consequent aber verfuhr man dabei doch nicht, denn sonst hätte man alle die untergegangenen Reichsstädte, sowie die früheren reichsunmittelbaren Sitze, die secularisirten und mediatisirten Bischöfe, Grafen und Fürsten, wieder ins Leben rufen müssen. Noch weniger trug man den gerechten Forderungen der Völker Rechnung, und am allerwenigsten berücksichtigte man die Nationalitäten und natürlichen Grenzen, was später zu vielen Verwicklungen und selbst zu Revolutionen Anlaß gab. Man denke nur an Belgien, welches man mit Holland zusammenwarf, obgleich die Bevölkerungen beider Länder ganz verschiedene Gewohnheiten, Sitten, Sprache und Religion hatten! Man denke an Oberitalien, das unter der Oberherrschaft Oesterreichs nie aus dem Gedanken herauskommen konnte, als eine eroberte Provinz behandelt zu werden! Man denke an Polen und

seine dreifache Theilung zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland, während es doch durch seine tausendjährige Geschichte ein Recht zur eigenen Existenz hatte und seine Bewohner unmöglich je Oesterreicher, Preußen oder gar Russen werden konnten!

Es läßt sich also durchaus nicht in Abrede ziehen, daß bei der neuen Eintheilung Europas durchaus nicht immer das wirkliche Recht oder auch nur die wahre Staatsweisheit zu Rathe gezogen wurde, sondern es war vielmehr nur zu oft ein Handel um Seelen, den man trieb, und zwar so schamlos trieb, daß jeder Unparteiische die größte Indignation darüber empfinden mußte. Allein wie konnte dieß auch anders sein, da auf einem Congresse stets Diplomaten die erste Violine spielen; Diplomaten und also Menschen, denen die Mittel fast immer recht sind, wenn nur der Zweck erreicht wird, und welche sich also auch mit Flickwerk und Uebertünchung begnügen, sobald sie sich damit über eine Verlegenheit hinweghelfen können. Bei den Herrschern selbst dagegen, besonders bei jenen Dreien, die den Congreß zusammenberufen hatten, ich meine die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, ließ sich nichts anderes voraussetzen, als daß sie das Rechte und Wahre wollten, denn von ihnen war ja schon in Paris am 26. Sept. 1815 ein Bund geschlossen worden, welcher sich, ganz im Gegensatz gegen die bisherigen politischen Bündnisse, rein auf das Christenthum stützte, und dem deßwegen auch mit Recht der Name des „heiligen Bundes" oder auch der „heiligen Allianz" beigelegt worden ist. In der hierüber aufgenommenen Acte erklärten die genannten drei Monarchen Angesichts der Welt ihren unabänderlichen Entschluß: „künftighin zur einzigen Richtschnur ihres Verfahrens sowohl in der Regierung ihrer eigenen Völker als in ihren Verhältnissen mit fremden Staaten die Lehre des Christenthums zu nehmen, indem diese Lehre der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, weit entfernt blos auf das Privatleben anwendbar zu sein, unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten haben und alle ihre Schritte leiten müßten." Hiernach gelobten sie, „in Befolgung des an alle Menschen ergangenen Gebotes brüderlicher Liebe, durch die Bande einer wahren und unauflösbaren Verbrüderung vereinigt zu bleiben, sich einander bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte, als wären sie Landsleute, Beistand, Hülfe und Unterstützung zu leisten, sich gegen ihre Unterthanen und Heere als Familienväter zu erweisen und endlich dieselben dahin anzuleiten, daß sie sich alle nur als Glieder eines und desselben christlichen Volkes ansehen möchten, wie sie selbst sich nur als Abgeordnete der Vorsehung betrachteten, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regiren, nämlich Oesterreich, Preußen und Rußland." Schließlich sprachen sie sich noch dahin aus: „daß sie bereit seien, diejenigen Mächte, welche sich zu den Grundsätzen dieses Bundes bekennen würden, in denselben aufzunehmen, indem das gesammte christliche Volk eigentlich keinen andern Beherrscher als Denjenigen habe, dem allein die Kraft und die Herrlichkeit zukomme, weil in ihm allein sich finden die Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit." Also sprachen sich die Beherrscher von Rußland, Oesterreich und Preußen aus und wer hätte nun bei solchen erhabenen, in dem Munde von Königen und Kaisern ganz ungewohnten Worten nicht die vollste Ueberzeugung gewinnen müssen, daß es den ge-

nannten Majestäten von jetzt ab um nichts anders zu thun sein könne, als nur allein um die Gründung des Reiches Gottes auf Erden? Uebrigens auch die andern Fürsten und Regenten Europas mußten ähnliche Gesinnungen hegen, denn sie traten alle ohne Unterschied der heiligen Allianz bei, nur allein den König von England, den Pabst und den Sultan der Türkei ausgenommen. Der König von England trat nicht bei, weil ihm die Verfassung seines Landes verbot, eine Staatsacte ohne die Unterzeichnung eines verantwortlichen Ministers zu vollziehen; der Pabst nicht, weil er behauptete, es bedürfe neben der Kirche keines andern heiligen Bundes; endlich der Sultan nicht, weil er sich nicht zum Christenthum bekannte.

Die Neugestaltung der europäischen Staaten war, wie wir wissen, die Aufgabe des Wiener Congresses und bei manchem dieser Staaten kostete es viel Kopfzerbrechens, bis man mit ihm in's Reine kam. Am meisten jedoch machte dem Congreß das sogenannte „deutsche Reich" zu schaffen, denn dasselbe hatte sich bekanntlich anno 1806 vollständig aufgelöst und doch fühlten die einzelnen Glieder, daß sie zusammengehörten und daß ein „neues deutsches Reich" erstehen müsse. Ein neues deutsches Reich — eine Einigung der deutschen Volksstämme — ein Band, das sie Alle, Klein und Groß, umschlänge — ein Hut, in den die Köpfe der sämmtlichen deutschen Fürsten paßten — wie konnte dieß zu Stande gebracht werden? Verschiedene meinten, es brauche hiezu nichts, als daß der Kaiser von Oesterreich den abgelegten Titel eines Kaisers von Deutschland wieder annehme; allein von diesem Gedanken mußte man sogleich wieder absehen, da es notorisch war, daß das deutsche Kaiserthum sich längst selbst aufgelöst hatte, ehe es anno 1806 nominell aufgelöst wurde. Das Haus Habsburg hatte ja seit Jahrhunderten nur seinen eigenen Vortheil verfolgt und Deutschland dieses Vortheils wegen stets preisgegeben; die deutschen Reichsfürsten aber waren seit Jahrhunderten daran gewöhnt, sich um den deutschen Kaiser, ihren Oberherrn, nichts zu bekümmern und demselben sogar mit den Waffen in der Hand Opposition zu machen, sobald sie glaubten, dadurch etwas für sich und ihre Kleinstaaten gewinnen zu können. Mit dem erneuerten „deutschen Kaiserthum" kam man also nicht ans gewünschte Ziel der Einigung, sondern es mußte hiefür eine neue Form ersonnen werden. Nun hatte der Freiherr von Stein, jener gewaltige Regenerator Preußens, allerdings einen guten Gedanken, nämlich den, die sämmtlichen Rheinbundsfürsten abzusetzen und aus den ihnen abgenommenen Ländern einen Einheitsstaat zu bilden; allein wäre das nicht allzu gewaltthätig gewesen, besonders da die Regenten von Bayern, Württemberg, Baden und Darmstadt schon anno 1813 die Vorsicht gehabt hatten, sich ihren neu erworbenen Besitzstand durch besondere Verträge mit Oesterreich zu sichern? Man mußte also auch hievon absehen, und wenn man nun die Sache recht überlegte, so blieb nichts übrig, als entweder der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich, oder aber eine bundesstaatliche Conföderation der sämmtlichen einzelnen Staaten. Eine zeitlang dachte man wirklich ernstlich an den Dualismus, das heißt, man wollte den nördlichen Theil Deutschlands unter die Führung Preußens, den südlichen Theil unter die Aegide Oesterreichs stellen. Doch — so fragte man sich dann — wurde denn dadurch eine Einigung erzielt? Nein gewiß nicht, sondern vielmehr eine

Spaltung für immer und vielleicht sogar mit der Zeit der Bürgerkrieg, da in jedem der beiden Großstaaten die Lust, den andern zu verschlingen, schon längst im Stillen vorhanden war. Schließlich also gab es gar kein anderes Einigungsmittel, als die bundesstaatliche Conföderation der sämmtlichen deutschen Staaten, oder besser gesagt ein völkerrechtliches Bündniß der einzelnen Fürsten unter einander, und dazu gaben endlich die Regenten von Bayern, Württemberg und Baden, welche ihre neuerworbene Souveränetät durchaus gewahrt haben wollten, ihre Einwilligung. Man entwarf also sofort die Bundesacte, sorgte aber mit großem Bedacht dafür, daß keine Form gewählt wurde, durch welche ein Regent sich allzusehr beengt und abhängig fühlen könnte. Noch mehr dafür, daß den „Unterthanen" keine gemeinsamen Rechte garantirt würden, denn das wäre ja eine Schmälerung der fürstlichen Obergewalt und ein Eingriff in das souveräne „Von-Gottes-Gnadenthum" gewesen. Es kam also keineswegs ein Bundesstaat, sondern nur ein laxer Fürstenbund — die betreffende Urkunde ward am 8. Juni 1815 von den einzelnen Regenten, neununddreißig an der Zahl, unterzeichnet — zu Stande, durch welchen an den bisherigen deutschen Verhältnissen nur wenig oder gar nichts verändert wurde. Vielmehr blieb die alte Zerrissenheit, die alte Absperrung der einzelnen Länder von einander und an eine Freiheit von Handel und Wandel, an eine Einheit von Münze, Maaß und Gewicht, oder gar an eine gemeinschaftliche Gesetzgebung nebst einem Bundesgerichtshof dachte Niemand. Um jedoch die vielen Versprechungen, welche man den Völkern während der letzten Kämpfe gemacht hatte, nicht ganz zu Wasser werden zu lassen, ward abermals etwas, ja sogar zweierlei versprochen, nämlich erstens Freiheit der Presse und zweitens eine landständische Verfassung für jedes kleinere oder größere „engere Vaterland", und mit diesen zwei „Versprechungen" glaubte man mehr als genug gethan zu haben.

Sechstes Buch.

Von der Stiftung der heiligen Allianz

bis

zur großen Revolution von anno 1848.

Erstes Kapitel.

Das Auftreten der heiligen Allianz oder die Reaktion in ganz Europa, besonders in Deutschland und Frankreich von 1815 bis 1820.

Die letzten Kriege gegen Napoleon hieß man die „deutschen Freiheitskriege", und sie waren es in der That, denn sie hätten unmöglich geführt werden können, wenn nicht das deutsche Volk, besonders das preußische, in Masse sich erhoben haben würde, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Damals war die Stimmung eine begeisterte und Alles einigte sich in dem Rufe: „Ein großes, freies einiges Deutschland!" Doch nein, nicht „Alles", sondern es gab eine starke Partei, welche die begeisterte Stimmung der Völker nur dazu benützen wollte, um „das Alte", das heißt die alten Zustände, welche vor der französischen Revolution gegolten hatten, wieder herzustellen, und an der Spitze dieser Partei standen nicht sowohl, oder wenigstens nicht blos die Fürsten, sondern noch mehr der Adel und die Geistlichkeit, denen die französische Revolution alle ihre Vorrechte geraubt hatte. Ihnen, den Adeligen und Geistlichen, nebst allen denen, welchen ihr Vortheil gebot, solche Bestrebungen zu fördern, war die genannte Revolution ein Gräuel und sie wiesen daher immer und immer mit Entsetzen im Blicke auf die Ausartungen hin, welche sich im Gefolge der Revolution eingestellt hatten. Woher kamen aber jene Ausartungen und Verbrechen? Nach der Meinung dieser Leute nur daher, daß man das göttliche Recht der Könige mit Füßen trat — und daher, daß das Volk es wagte, selbst den Souverain spielen zu wollen und die ganze bisherige Staatsform über den Haufen zu werfen. In Einem hatte während der Freiheitskriege eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen den beiden Parteien, das ist zwischen der Partei des Volks und der Volksfreunde und der Partei des Adels, der Geistlichkeit und der Fürsten, geherrscht, nämlich im Haß gegen die Fremdherrschaft; allein die eine wollte die Fremdherrschaft abschütteln, um den mittelalterlichen Feudalstaat mit Adel und Hierarchie wiederherzustellen, die Andere, um ein herrliches neues Reich aufzubauen, in welchem

Humanität, Aufklärung, Toleranz, Bildung und Freiheit eine Stätte finden sollten.

Es herrschte also ein vollkommen schroffer Gegensatz zwischen den beiden Parteien, und wenn nun auch dieser Gegensatz während des Kampfes selbst schwieg, so mußte er doch nothwendig zu Tage treten, so bald der Kampf beendigt und der Zweck desselben, die Abschüttelung der Fremdherrschaft erreicht war. Er trat auch sofort zu Tage und zwar wie billig und recht, zuerst im Kirchenstaate. Dorthin kehrte, wie wir wissen, der Pabst Pius VII. mit dem Fall Napoleons zurück und mit ihm kam auch sein Freund, der Cardinal Consalvi, der „Ultramontanste der Ultramontanen." Was war aber das erste, das der Kirchenstaat unternahm? Nun natürlich das, daß er alle napoleonischen Gesetze als die eines Räubers, Ketzers und Verdammten aufhob und dafür die glorreichen Institutionen, die vor 1793 gegolten hatten, wieder einführte. Welche Lust und Herrlichkeit nun, als man sich an dem alten Kirchengepränge wieder erbauen durfte und die Heiligen wieder Wunder thaten! Aber freilich, mit den Wundern und dem Gepränge fanden sich auch die frühere Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Justiz, die frühere erbärmliche Polizei, die früheren Straßenräubereien, die frühere geistige und leibliche Verkommenheit wieder ein, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, so stellte seine Heiligkeit nicht blos sofort die heilige Inquisition mit den Ketzergerichten wieder her, sondern rief auch den Jesuitenorden, den sein Vorgänger Clemens XIV. mit so schwerem Bann belegt hatte, wieder ins Leben, und restaurirte sämmtliche aufgehoben gewesene Klöster. Das war der Anfang der Reaction, und ich wiederhole es: o welches Glück, im Kirchenstaate zu leben!

Allzulange übrigens stand es nicht an, so sollte auch andern Staaten dasselbe Glück zu Theil werden, und selbst diejenigen, welche den heiligen Freiheitskampf mitgekämpft hatten, machten hievon keine Ausnahme. Allen voran leuchtete hierin Rußland, denn es war ja dieß, wie allbekannt, schon schon seit Jahrhunderten das absoluteste regierte Reich der Welt und wenn je irgendwo der Grundsatz der Stabilität und Legitimität zur Geltung kam, so geschah es in diesem großen Staate, dessen sämmtliche Einwohnerschaft dem Czaren und seinen Kniäsen, Grafen und Fürsten, als sklavisches Eigenthum angehörte. Wohl hatte Kaiser Alexander bei Gründung der heiligen Allianz allen Völkern Frieden, Glück, Gerechtigkeit und Freiheit versprochen, allein darunter verstand er nichts anderes als „Bewahrung der Völker vor revolutionären Ideen" und darum machte er sichs vom zweiten Pariser Frieden an zur Hauptaufgabe seines Lebens, die revolutionären Ideen, in welchem Theile der Welt sie auch auftauchen mochten, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nicht viel anders dachte auch Kaiser Franz von Oesterreich, sowie insbesondere sein erster Minister und Rathgeber, der nunmehr zum Fürsten avancirte Graf Metternich, und auch hier, wie in Rußland, hoffte man durch strenge Censur und Grenzsperre die schlimmen Ideen der Neuzeit fernzuhalten. Darum bestand auch die ganze Regierung fast in nichts als in der Handhabung der Polizei, und überdieß in einer geheimen Spionage, deren sich selbst die nächsten Verwandten des Kaisers nicht entziehen konnten. Eben aber weil das Land so prächtig regiert war, konnte darin die Deutschthümelei nebst ihren „unvernünftigen" Träumen von

einem einigen freien Vaterland nicht aufkommen, und die Reaktion, hauptsächlich bestehend aus Adel und Geistlichkeit, hatte daher schon von Anfang an gewonnen Spiel. Ganz anders stand es dagegen im übrigen Deutschland, in den kleinen Staaten, die früher den Rheinbund gebildet hatten, und insbesondere in Preußen, dem Hauptfaktor in dem nunmehr beendigten Freiheitskriege. Hier in Preußen war ja schon von 1808 an der ganze Staat nach volksthümlichen Grundsätzen umgestaltet worden und auch jetzt, nach hergestelltem Frieden, saßen immer noch Männer in des

Metternich.

Königs Rath, welche den Monarchen nach vorwärts drängten. Ueberdem wurde das ganze preußische Volk von einem starken nationalen Bewußtsein getragen und es baute fest darauf, daß sein König das Wort, das er gegeben, das Wort, dem Verlangen seiner Unterthanen nach einer freisinnigen Verfassung gerecht zu werden, einlösen werde. Dasselbe Ziel verfolgten auch die Insassen der kleineren Staaten, und man darf wohl sagen, daß in denselben die Bürger wie die Beamten, die Kaufleute wie die Offiziere darin einig waren, jetzt oder nie müsse Deutschland neugeboren werden.

Vor diesen Vielen aber verschwanden die wenigen Aristokraten und Bureaukraten fast gänzlich, und die Hierarchie konnte sich ohnehin nicht recht regen, weil ihr durch den Protestantismus die Flügel beschnitten waren. Somit hätte man glauben sollen, daß die Reaktion in Preußen, sowie in den kleineren deutschen Staaten kaum Boden finden werde; allein sie fand ihn dennoch, und zwar durch die Bemühungen Oesterreichs und Rußlands in einer fast unglaublich kurzen Zeit.

Erster Grundsatz Oesterreichs war es nämlich schon seit lange her, nie zu dulden, daß Preußen aufkomme und erstarke, und wie konnte also Fürst Metternich es dulden, daß Preußen sich an die Spitze des Fortschritts stelle? Dadurch hätte ja der preußische Einfluß auf das übrige Deutschland eine überaus große Ausdehnung gewinnen müssen und dieß wäre so viel gewesen, als eine Schwächung der eigenen Macht. Eben so wenig konnte Rußlands Kaiser es dulden, daß in einem Lande, das hart an sein Reich grenzte, dem politischen Fortschritt gehuldigt werde, denn wie leicht war es da möglich, daß auch seine Unterthanen angesteckt wurden, besonders diejenigen in Polen, welche so leicht entzündbar waren? Die russische Diplomatie, die beste, die es in Europa gibt, ward daher angewiesen, bei dem preußischen Monarchen sowohl als bei den Regenten der kleinen deutschen Staaten die Bestrebungen nach einem einigen freien Deutschland ohne Weiteres als „Jakobinerthum" zu bezeichnen und ihnen damit bange zu machen, daß sie Jeden, der als ein deutscher Patriot galt, als einen „revolutionären Kopf" denuncirten. Ja nicht genug damit — ganz Preußen und Deutschland ward jetzt mit geheimen russischen wie auch österreichischen Agenten überschwemmt, deren einzige Aufgabe war, „Demagogen zu wittern" und überallhin, in alle Kreise der Gesellschaft, sich einzudrängen, ob dort nicht staats-umstürzende Plane gehegt würden. Auch fanden diese Agenten bald, was sie suchten, denn sie verstanden es, aus nichts ein Etwas zu machen und dieses „Etwas" dann, so winzig es vielleicht an sich sein mochte, bis zu einem riesigen Popanz aufzublasen.

Damals existirte in Preußen eine Verbindung von Patrioten, genannt der Tugendbund. Dieser Bund war, wie der Leser sich aus dem früher Erzählten erinnern wird, zur Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands entstanden, und hatte nicht wenig zur Wiedergeburt Preußens, sowie besonders zur Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen beigetragen. Auch gehörten ihm notorisch die edelsten Männer an, und er bildete jetzt, nach hergestelltem Frieden, den Punkt, in dem sich die gutdeutsch- und nationalgesinnte Partei concentrirte. Ebendeßwegen aber war er den Kabinetten von Wien und St. Petersburg aufs tiefste verhaßt, und somit mußte einer ihrer Agenten, der Geheimerath Schmalz in Berlin schon im Herbst 1815 eine Broschüre in die Welt hinausschleudern, in welcher er die Mitglieder des Tugendbundes „geheimer Umtriebe" bezüchtigte und ihnen die Absicht unterlegte, daß sie „vermittelst Mords, Plünderung und Nothzucht auf gewaltsamen Umsturz des Bestehenden" hinarbeiteten. Ueberdem ward in jener Broschüre die Behauptung aufgestellt, daß man die Befreiung Deutschlands „keineswegs der Begeisterung des Volkes verdanke, sondern einzig und allein dem Befehl des Königs von Preußen, welcher die Nation zu den Waffen gerufen habe, und somit — das war des Pudels Kern — sei es

lächerlich, von einem besondern Verdienste des Volks, dem der König Dankbarkeit schuldig sei, zu sprechen." Also schrieb Schmalz und jedes Wort, das er schrieb, war eine Lüge. Auch bewiesen ihm dieß die so hart angegriffenen Tugendbündler klar und deutlich in einer offenen Gegenschrift, und dazuhin verschwiegen sie auch nicht, daß Schmalz ein serviler, käuflicher und knechtisch gesinnter Mann sei. Dessenungeachtet erntete die Reaktion doch einen Vortheil ein, denn in dem ohnehin zum Mißtrauen geneigten Friedrich Wilhelm III. ward durch die Broschüre der Glauben beigebracht, daß an den Schmalz'schen Anschuldigungen wenigstens etwas Wahres sein dürfte, und somit erhielt Schmalz statt eines Fußtrittes, der ihm gebührt hätte, den — rothen Adlerorden.

Damit war der Anfang der Reaktion auch in Preußen gemacht und es gelang nun leicht, den guten Monarchen zu überzeugen, daß er sich durch fernere Unterstützung der freisinnig-nationalen Richtung in sehr widerwärtige — doppelt widerwärtig, weil der Großfürst Nicolaus sich mit des preußischen Königs Tochter verlobt hatte — Dissonanzen mit den Beherrschern von Rußland und Oesterreich setzen würde. Stand aber diese Ueberzeugung einmal fest, ei dann gings schnell abwärts auf der schiefen Ebene und fast jede von nun an aus dem preußischen Cabinet kommende Ordre gab davon Zeugniß. So die Aufhebung des Tugendbunds im Januar 1816; so gleich darauf das Verbot des Rheinischen Mercurs als des Organs der Patrioten; so endlich die Zurücknahme des Dekrets vom 22. Mai 1815, kraft welches im nächsten Jahr eine Commission zu Ausarbeitung einer Verfassung für das Königreich Preußen hätte eingesetzt werden sollen. Kurz Friedrich Wilhelm III. ging seit der Schmalz'schen Broschüre mit den Kaisern Franz und Alexander als seinen geschworenen Brüdern Hand in Hand, und nie mehr in den nächstfolgenden Jahren wich Preußen von dieser Richtung ab, so gerechte Ursache es auch oft und viel gehabt hätte, mißtrauisch, eifersüchtig, oder gar feindselig gegen seine Brüder, besonders gegen Oesterreich aufzutreten.

Damit übrigens, daß Preußen gewonnen und dadurch die Gefahr beseitigt war, es möchte sich dasselbe an die Spitze eines einheitlichen und auf freiester Basis aufgebauten Deutschlands stellen, hatte die Reaktion noch keinen vollkommenen Sieg erfochten, sondern dieses Resultat wurde nur dann erzielt, wenn der freie Geist, die freie politische Entwicklung auch in den sämmtlichen kleineren deutschen Staaten den Todesstreich erhielt, wenn auch in diesen das Prinzip der Stabilität und Legitimität dem Adel und der Geistlichkeit die altgewohnte Oberherrschaft wieder zuführte. Eigenthümlicherweise nämlich athmeten mehrere der kleinen Fürsten Deutschlands keineswegs denselben Geist, der an den Hofen von Wien und St. Petersburg wehte, und erklärten frischweg, sie würden, ihrem gegebenen Worte gemäß, ihren Unterthanen die versprochenen Freiheiten gewähren. Ja noch mehr, ihrer Erklärung folgte die That auf dem Fuße, und sie gaben ihren Ländchen Verfassungen von wirklich konstitutionellem Inhalt. So der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar schon im Herbst 1816; so die Herzoge von Nassau und Hildburghausen im Januar und März 1818; so gleich darauf König Max von Bayern und ebenso auch der Großherzog von Baden. Noch weiter ging Württemberg, denn dessen anerkannt frei-

sinniger Regent, König Wilhelm I., führte gleich nach seiner Thronbesteigung anno 1816 die Preßfreiheit in seinem Lande gesetzlich ein und regierte schon constitutionell, ehe er sich noch — was anno 1819 geschah — mit seinem Volke über eine Verfassung vereinbart hatte. Was nun übrigens diese Verfassungen selbst betrifft, so basirten sie alle auf dem Grundsatz der wirklichen Volksvertretung; das heißt, sie gewährten den Ständen das Recht, die Steuern zu verwilligen und zu verweigern; ferner das Recht, die Minister in Anklagestand zu versetzen und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen; endlich vollkommene Religionsfreiheit und Gleichheit Aller vor dem Gesetze. Der Weg zur freien Entwicklung Deutschlands war also wenigstens in den Kleinstaaten angebahnt und man konnte mit Leichtigkeit voraussehen, daß die Rückwirkung auf die Großstaaten nicht ausbleiben werde. Ja diese Rückwirkung fing sogar an, sich da und dort recht unangenehm bemerklich zu machen, wie denn z. B. die Bewohner der preußischen Rheinprovinzen sich nicht einmal „durch den allerhöchst ausgesprochenen Unwillen über ihre energische Bittschrift um eine wahre Verfassung sowie um Preßfreiheit und Geschworenengerichte" abschrecken ließen, diese Bittschrift zu erneuern und zum zweiten Male den König an sein in der Zeit der Noth gegebenes Wort zu mahnen. Das war doch wahrhaftig eine ganz unerhörte Frechheit, eine Frechheit, die nur in dem immer mehr um sich greifenden liberalen Geist ihren Grund haben konnte, und darum durfte man — so sagten die Staatsmänner Oesterreichs und Rußlands — keinen Augenblick länger zögern, durchgreifende Maßregeln gegen diesen schrecklichen Geist zu ergreifen. Aber nicht zügeln wollte man ihn, sondern tödten, und zwar so gründlich tödten, daß er unmöglich je wieder aufwachen konnte.

Die Gelegenheit hiezu bot sich bald. Unter der Studentenschaft der verschiedenen Hochschulen war nämlich durch die Bemühungen der ausgezeichnetsten Lehrer seit den Freiheitskriegen ein ganz neues Streben eingezogen und an die Stelle der früheren Duelle, Raufereien und Trinkgelage traten jetzt neben ernstem Studium und sittlicher Haltung gymnastische Uebungen, um den Körper zu stärken, sowie insbesondere Kundgebungen von ächt-deutsch-patriotischer Gesinnung in Wort, Lied und Gesang. So entstand die große Verbindung der „Burschenschaft", welche am 18. Oktober 1817, also am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und zugleich anknüpfend an die dreihundertjährige Feier der Reformation, ihre erste große Versammlung — es fanden sich über sechshundert Jünglinge aus allen Gauen Deutschlands, sowie auch viele Professoren aus Jena und anderswoher ein — auf der Wartburg hielt. Hiegegen konnte ein vernünftig Denkender gewiß nichts einwenden und ebenso wenig gegen die Art und Weise, wie man das Fest feierte, denn die Reden und Verhandlungen trugen alle ein ernstes, würdiges Gepräge und auch in den Gesängen kam nichts Anstößiges vor. Gegen Abend jedoch fiel es einigen, die sich etwas mehr aufgeregt hatten, ein, jene Handlung Luthers, wie er die päpstliche Bulle dem Feuer überantwortete, nachzuahmen, und schnell war ein kleiner Scheiterhaufen errichtet, in welchen man die verhaßtesten reaktionären Schriften eines Schmalz, Kotzebue, Haller, Kamptz und anderer österreichisch-russischer Lohnschreiber hineinwarf. Dazu fügte man noch einen „öster-

reichischen Corporalstock", einen „hessischen Zopf", so wie einen „preußischen Gardeschnürleib", und das Ganze war also nichts als ein unschuldiges politisches Autodafé, durch welches kein Mensch irgend einen Schaden erlitt. So wie man aber die Sache in Wien erfuhr, so erhob sich daselbst unter den Regierungspolitikern ein großes Geschrei und der österreichische Beobachter denuncirte den lustigen Schwank als das Machwerk einer revolutionären Rotte von jacobinischen Verschwörern. Noch mehr, es entstand hierauf ein heftiger Notenwechsel zwischen Berlin, Wien und Weimar, und der Großherzog des letzteren Ländchens, zu welchem die Wartburg gehörte, mußte sich zu verschiedenen harten Maßregeln, wie z. B. Zusage einer genauen Untersuchung, Aufhebung der Preßfreiheit und des Versammlungsrechts u. s. w. verstehen, um den Zorn der Gewaltigen von sich abzulenken.

Damit begnügte man sich für den Augenblick; allein nicht lange hernach ward von einem Burschenschäftler eine That begangen, aus welcher die furchtbar gefährliche Tendenz der Burschenschaft ganz unzweifelhaft hervorzugehen schien, und nun beschloß die Reaktion sämmtlicher deutscher Kabinette gemeinsame Maßregeln zur Vernichtung des neu erwachten deutschen Jakobinerthums. Gleich nach dem Wartburg-Feste nämlich hatte die russische Regierung den Staatsrath August von Kotzebue, einen Deutschen, der aber schon längst in ihren Diensten stand, als Spion nach Weimar gesandt, um sowohl den Großherzog und seine Umgebung, als auch insbesondere die Universität Jena mit ihrer Studentenschaft zu überwachen, und da Kotzebue aus dieser seiner Spionage gar kein Hehl machte, so wurde er bald ein Gegenstand der tiefsten Erbitterung. Insbesondere haßten ihn die patriotisch Gesinnten unter den Studenten, und endlich im Frühjahr 1819 entschloß sich Karl Sand, gebürtig aus Wunsiedel in Bayern, diesen Verräther: „damit die deutsche Freiheit einen Feind weniger habe", durch Mord aus dem Wege zu räumen. Kaum aber hatte er diesen Entschluß gefaßt, so reiste er sofort nach Mannheim, wohin Kotzebue Heidelbergs wegen gerade übergesiedelt war, ließ sich da am 23. März, dem Tag seiner Ankunft, bei dem staatsräthlichen Spione melden und stieß demselben den Dolch so tief in die Brust, daß der Tod fast augenblicklich erfolgte. Die Minute darauf zückte Sand den Dolch auch gegen sich selbst, traf sich aber schlecht und wurde nun in's Gefängniß geschleppt, von dem aus er vierzehn Monate später, am 20. Mai 1820, zur Sühnung seines Verbrechens das Schaffott bestieg.

Es lag hier zweifellos ein politischer Mord vor; allein eben so zweifellos stellte es sich in der langen Untersuchung heraus, daß Sand keine Mitschuldigen hatte und daß also jene That weder im Complott verübt, noch von einer Partei oder Gesellschaft angezettelt worden war. Dessenungeachtet nahm man dieß an und da kurze Zeit darauf ein anderer Student, Namens Löning, der übrigens notorisch verrückt war, ein ähnliches, obwohl mißglücktes Attentat auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell, dem Charakter nach einem Zwillingsbruder Kotzebues, machte, so ging man noch um einen Schritt weiter. „Die Burschenschaft und die Turner" — so hieß es jetzt — „hätten sich gegen die bestehende Ordnung verschworen und wollten der Revolution durch den Mord der

Fürsten und ihrer treuesten Diener den Weg bahnen; ganz in dieselbe Kategorie aber gehörten auch die sämmtlichen sogenannten Patrioten und Deutschthümler, und es stehe überhaupt so gefährlich, daß nur die umfassendsten Gegenmaßregeln Deutschland vor Anarchie und Jakobinerthum retten können." Also perorirte die Metternich'sche Reaktionspartei und Friedrich Wilhelm III., durch solche Reden erschreckt, ließ nicht nur sofort alle Turnplätze schließen, sondern befahl auch allüberall in seinen Landen Haussuchungen und Verhaftungen vorzunehmen, um dem Demagogenthum auf die Spur zu kommen. Auf ganz dieselben Maßregeln drang Metternich auch in den kleineren deutschen Staaten, und wenn nun gleich nicht viel dabei herauskam — die meisten Verhafteten, worunter Männer wie Arndt, Welker, Jahn, Dr. Follenius u. s. w. mußte man nach kurzem wieder entlassen, weil ihnen auch nicht das Geringste zur Last fiel — so gewann man wenigstens das damit, daß die Gemüther der großen Masse mit Bildern voll Angst und Schrecken erfüllt wurden. Die Hauptsache war übrigens, daß sofort, Anfangs August, auf Oesterreichs und Preußens Antrag, in Karlsbad ein Kongreß zusammentrat, auf dem außer genannten beiden Staaten auch noch Bayern, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Nassau und die beiden Mecklenburg vertreten waren, und daß dann auf diesem Congresse „zur Rettung Deutschlands" jene vielberüchtigten Beschlüsse gefaßt wurden, welche der Sache der Freiheit auf lange Jahre hinaus den Todesstoß versetzten.

Beschlossen wurde nämlich auf Metternichs Antrag mit großer Stimmenmehrheit — eigentlich widersprach von allen anwesenden Diplomaten nur ein einziger, der württembergische Minister Graf Winzingerode — erstens: Abschaffung der Preßfreiheit und Einführung der Censur, dieweil die Presse in ganz Deutschland im Dienste einer die Ordnung untergrabenden Partei sei, welche, wenn man sie machen ließe, den ganzen deutschen Bund vergiften würde. Zweitens: Aufstellung von Regierungscommissären auf den sämmtlichen deutschen Universitäten, um sowohl Lehrer als Studenten zu überwachen; zugleich auch mit der Befugniß, alle demagogischen Verbindungen aufzulösen und vom Freiheitsschwindel angesteckte Professoren abzusetzen. Drittens: Niedersetzung einer Centraluntersuchungscommission über die bisherigen demagogischen Umtriebe, bestehend aus sieben Mitgliedern und mit dem Sitze in Mainz. Viertens endlich: Revision des Artikels XIII. der Bundesakte, das ist desjenigen Artikels, in welchem den deutschen Völkern landständische Verfassungen versprochen wurden. „Diesen Artikel nämlich," erklärten Metternich und Gentz den übrigen Congreßmitgliedern, „habe man ganz falsch verstanden, so falsch sogar, daß manche Fürsten ihren Ländern parlamentarische Constitutionen fast nach englischem Muster gegeben hätten. Zwischen einer Constitution letzterer Art, welche man gewöhnlich Repräsentativ-Verfassung nenne, und einer landständischen Verfassung sei aber ein unendlich großer Unterschied, denn bei der letzteren gebe es nur Abgeordnete der Corporationen und Stände, keineswegs aber aus unmittelbaren Wahlen des Volks hervorgegangene Deputirte, und überdieß hätten jene Abgeordnete kein weiteres Recht, als das den Souverain zu berathen, bei der Repräsentativ-Verfassung aber theile man die Gewalt zwischen Fürst und Volk — ein Grundsatz, der

immer zur Anarchie führe — und mache dadurch das Volk zum Mitsouverain. Repräsentativ-Verfassungen seien also im Gebiete des deutschen Bundes ganz unzulässig, weil dieser aus lauter souverainen Fürsten bestehe, und somit müsse aus den Constitutionen, welche in den einzelnen deutschen Staaten eingeführt worden seien, alles das herausgenommen werden, was irgend die Souverainetät des Regenten schmälern könnte." Also jesuitisch-spitzfindig legte der Fürst Metternich den Artikel XIII. der Bundesakte aus und es war ihm offenbar dabei um nichts anderes zu thun, als um die bestehenden wirklichen Verfassungen in in leere „Scheinconstitutionen" zu verwandeln, respektive um den ganzen liberalen Constitutionalismus, welcher der Reaktion ein so großer Dorn im Auge war, auszurotten. Dessenungeachtet stimmten Preußen, Hannover, Nassau und die beiden Mecklenburg dem österreichischen Premier unbedingt bei und was half also nun der Widerspruch Württembergs, Bayerns und Badens, da sie die Mehrheit gegen sich hatten?

Das waren die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, welche, nachdem sie durch einen Bundestagsbeschluß vom 20. Sept. 1819 ihre Bestätigung erhalten, in ganz Deutschland zur Geltung kamen. Wohl wagte es einer der Rathgeber Friedrich Wilhelms III. Wilhelm von Humboldt, dieselben im Ministerrathe selbst „schändlich, unnational, eines denkenden Volkes unwürdig" zu nennen; aber dafür wurde er auch entlassen und durch einen Bessergesinnten ersetzt. Wohl ging der König Wilhelm von Württemberg noch weiter und bot jenen unseligen Beschlüssen mehrere Jahre lang förmlich Trotz. Doch siehe da, am 3. Januar 1823 beriefen Oesterreich, Preußen und Rußland ihre Gesandten von Stuttgart ab und nun mußte der freisinnige König nachgeben, da er natürlich nicht in der Lage war, einen Krieg mit den drei Großmächten führen zu können. Der Absolutismus und die Reaktion hatten also einen vollständigen Sieg errungen, und dadurch, sowie nachher durch die sogenannte „Wiener Schlußacte" vom 16. Mai 1820, in welcher man die Karlsbader Beschlüsse vollends ausführte, wurde in Deutschland jeder politische Aufschwung auf lange, lange Jahre hinaus total todtgeschlagen.

Nicht viel besser, vielleicht noch schlimmer ward der Sache des Volks und der Freiheit in Frankreich mitgespielt, und nach dem, was ich dem Leser über die Bourbonenwirthschaft gleich nach der ersten Rückkehr Ludwigs XVIII. aus dem Exil erzählte, wird es wohl auch Niemand anders erwartet haben. Zwar allerdings mit dem Könige selbst wäre noch zur Noth auszukommen gewesen, denn obwohl ohne Geist und Energie, besaß er doch eine gewisse Leutseligkeit, die Niemanden mit Absicht kränken wollte, und überdem hatten ihn die trüben Erfahrungen, die er in der langen Verbannung machte, gelehrt, daß man das Volk nicht ganz und gar vor den Kopf stoßen dürfe. Sein Bruder und muthmaßlicher Nachfolger dagegen — Ludwig XVIII. hatte keine Kinder — der Graf Karl von Artois, ein von Natur verschrobener, mit sehr geringen Geistesgaben ausgestatteter und in der Erziehung durchaus vernachlässigter Prinz, war der vollkommene Repräsentant des „alten Regiments" und dachte nur daran, dieses wieder in's Leben zu rufen. Er verstand es, galant gegen die Damen zu sein und graziös den unblutigen Degen zu schwenken; auch saß

er nett zu Pferde und liebte den Wein und das Spiel. Das war aber auch alles, was er gelernt hatte, und im Uebrigen beschränkte er sich darauf, die Revolution und alles, was durch sie ins Leben getreten war, recht gründlich zu hassen. Einem solchen Manne nun konnte natürlich das Bürgerthum nur als Canaille gelten, so wie er auch den Arbeiterstand kaum zum Menschengeschlechte rechnete; damit aber die Franzosen vollends einen Abscheu vor ihm bekämen, gab er seinen beiden Söhnen, dem Herzog von Angoulême und dem Herzoge von Berry, den Grafen

König Wilhelm von Württemberg.

von Sorrent, den tollsten der Royalisten, zum Erzieher und ruhte nicht, als bis diese beiden Prinzen ihn in seinen volksfeindlichen Gesinnungen noch übertrafen. Nun hätte das alles vielleicht nicht viel zu sagen gehabt, wenn der Graf von Artois mit seiner Familie im Ausland gelebt hätte; allein er residirte in Paris im Pavillon Marsan und übte besonders auch durch seine Schwiegertochter Maria Theresia, die Gattin des Herzogs von Angoulême, welche als Tochter des hingerichteten Ludwig XVI. die bittersten Gefühle gegen das „Volk" hegen mußte, den größten Einfluß

auf den König aus. Man darf sogar mit Recht sagen, daß es damals zwei Regierungen in Frankreich gab, die des Königs und des Herzogs von Richelieu, seines auf den Rath Kaiser Alexanders angenommenen ersten Ministers, welcher durch kluge Mäßigung Versöhnung der Parteien anstrebte, und die des Grafen von Artois, welcher mit dem ganzen hohen aus dem Exil wiedergekehrten Altadel, der sich um ihn schaarte, nichts als Rache gegen die Revolution schnaubte. Nur selten aber gelang es der ersteren Regierung, ihre Plane durchzusetzen, und es siegte vielmehr fast immer die zweite, deren Maßregeln solche waren, daß man hätte glauben können, die Zeiten Ludwigs XIV. seien zurückgekehrt.

Im Anfang lachten die Pariser, wenn sie sich den neuen Hof betrachteten, und es war auch wirklich lächerlich, zu sehen, wie dort alles Alte — die alte Etiquette, die alten Titel, die alten Orden, die alten Stellen, die alten Familien, die alten Uniformen, die alten Priester und sogar die alten Prozessionen mit den Wachskerzen in der Hand — wiederkehrte, gerade wie wenn die Jahre von 1789 bis 1815 gar nicht existirt hätten. Das Lachen sollte ihnen aber bald vergehen — ihnen sowohl als allen ihren Mitbürgern im großen französischen Reiche, als sie sich sofort überzeugen mußten, daß die ultraroyalistische Adels- und Pfaffenpartei sich nicht blos mit der Einführung lächerlicher alter Hoffitten begnügte, sondern in Wirklichkeit mit der Ausführung ihrer Racheplane begann, und zwar mit der Ausführung auf gesetzlichem Wege vermittelst der neu eingeführten gesetzlichen Faktoren. Mit der Thronbesteigung Ludwigs XVIII. nämlich hatte Frankreich wie wir wissen eine Verfassung erhalten, weil die Alliirten wohl einsahen, daß bei der Stimmung des französischen Volkes die Bourbonen sich unmöglich halten könnten, wenn dem Volke nicht wenigstens der Schein der Freiheit gewährt würde. Diese Verfassung beruhte auf dem Zweikammersystem, und es war ganz natürlich, daß die erste oder Pairskammer, welche der König aus dem früheren Großadel zusammensetzte, sich zu vollkommen royalistischen Gesinnungen bekannte. Allein auch die zweite oder Deputirtenkammer hatte wenig von einer eigentlichen Volksvertretung an sich, denn nicht das Gesammtvolk durfte wählen, sondern nur der Besitzende und Reiche, das heißt der, welcher zum mindesten dreihundert Franken direkte Steuern bezahlte. Mit Hülfe dieses Wahlsystems nun, so wie auch unter dem Druck der fremden Bajonette, welche 150,000 Mann stark im Lande standen, kam im Oktober 1815 eine Deputirtenkammer zusammen, welche noch royalistischer dachte, als selbst der König und seine Pairskammer, und die man deßwegen die „unfindbare" nannte, weil man es nicht für möglich gehalten hätte, eine solche Kammer zusammen finden zu können. So bald aber diese Kammer beisammen war, begann die ultraroyalistische Partei mit ihrem Rachewerk und es mußten sofort dem gesetzgebenden Körper drei Gesetze vorgelegt werden, welche — die Kammern zögerten nicht, sie anzunehmen — nothwendig in ganz Frankreich den furchtbarsten Schrecken verbreiten mußten. Die betreffenden Gesetze nämlich waren „Ausnahmegesetze" und zwar verfügte das erste derselben die „Aufhebung der persönlichen Freiheit" in der Weise, daß Jeder, der eines Vergehens gegen den König und seine Familie oder gegen die Sicherheit des Staats „bezüchtigt", nicht überwiesen,

war, ohne weiteres verhaftet und bis zur Abschaffung dieses Gesetzes in der Haft behalten werden durfte. Das zweite Gesetz richtete sich gegen den „Aufruhr" und verhängte die Strafe der Deportation über alle die, welche aufrührerische Schriften verbreiteten, oder aufrührerische Rufe ertönen ließen, oder ein Drohwort gegen die Bourbonen ausstießen, oder eine andere als die weiße Bourbonenfahne im Besitze hatten, oder sich mit einer dreifarbigen Kokarde schmückten oder auch nur durch ihre Kleiderfarben an die Trikolore erinnerten. Ja noch mehr, schon die Nennung des Namens „Napoleon" wurde zum Verbrechen gestempelt, und wer sich dessen schuldig machte, mußte es mit fünf Jahren Gefängniß büßen. Das dritte Gesetz endlich bestimmte, daß in ganz Frankreich, mit Umgehung der Schwurgerichtshöfe, außerordentliche Gerichtshöfe — sogenannte „Prevôtalhöfe" — errichtet werden sollten, welche über die obgenanten Missethaten abzuurtheilen hätten, und was die Zusammensetzung dieser Ausnahmgerichte betrifft, so ernannte der König den „Prevôt" oder Vorsteher derselben, die vier Beirichter aber wählte der Prevôt nach Willkühr und entließ sie eben so willkührlich, wenn sie ihm nicht gefielen. Auch war das Urtheil dieser Gerichtshöfe ein unumstößliches, denn es durfte von ihnen nicht apellirt werden und den Gnadenweg konnte man eben so wenig betreten, da jede Sentenz innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden vollzogen werden mußte.

Das war das große Präsent, welches zu Anfang des Jahres 1816 die „unfindbare" Deputirtenkammer der ultraroyalistischen Partei machte, und was nun folgte, wird sich der Leser denken können, ohne daß ich es weiter ausmale. Tausende und Abertausende mußten in die Gefängnisse wandern, blos weil sie noch immer die Zeiten nicht vergessen konnten, in denen Frankreich der erste Staat der Welt gewesen war, und ebenso viele Tausende wurden deportirt, ohne daß sie je den wahren Grund ihrer Strafe erfuhren. „Rache! Rache!" war das Feldgeschrei der zurückgekehrten Emigranten und da stets nur eingefleischte Royalisten, dazuhin meist altadelige zu Prevôts ernannt wurden, so war der schauderhaftesten Willkühr Thor und Thüre geöffnet. Freilich kams darob da und dort zu Aufständen, aber im Allgemeinen war die französische Nation von den langen Kriegen her allzu ermattet und gedrückt, als daß sie sich einmüthig gegen solche Gewaltthaten hätte erheben können, und so fügte man sich denn, obwohl knirschend ins Unvermeidliche. Ueberdem hoffte man, daß der Zorn der Ultras sich mit der Zeit legen, so wie auch daß der König, sich ermannend, künftighin die Rathschläge seiner Minister Richelieu und Decazes mehr beherzigen würde, als die seines Bruders Artois, und in der That schien dieses Ziel zu Ende des Jahres 1819 erreicht zu sein, als ein furchtbarer Schlag den Ultraroyalisten das Heft von Neuem und zwar mit verdoppelter Macht in die Hände gab.

Abends am 13. Februar 1820 nämlich stieß ein Mensch Namens Jean Pierre Louvel dem Herzoge von Berry, als derselbe aus dem Opernhause tretend in den Wagen steigen wollte, ein zweischneidiges Messer so tief in die Brust, daß der Herzog noch in der Nacht seiner Wunde erlag. Louvel beging die That, weil er die Bourbonen gründlich haßte, und er erwählte den Herzog von Berry zu seinem Opfer, weil dieser allein unter

allen bourbonischen Prinzen von seiner Gemahlin, einer feurigen sicilianischen Prinzessin, Hoffnung auch Nachkommenschaft hatte. Gelang es nun, den Herzog aus dem Wege zu räumen, ehe jene Hoffnung sich realisirte, so mußte die bourbonische Linie aussterben und dann konnte Frankreich wieder neu aufathmen. So calculirte er, allein seine Calculation war falsch, denn die Herzogin von Berry gebar am 10. September 1820 einen Sohn, den nachmaligen Herzog von Bordeaux, und so bekam das Haus Bourbon doch wieder einen Stammhalter. Doch lassen wir das und kommen wir auf den Mord zurück. Dieser war kaum begangen, so ward die allerstrengste Untersuchung angestellt, ob und wen Louvel zu Mitschuldigen habe, allein es stellte sich bis zur Evidenz klar heraus, daß er ganz für sich allein und nur aus eigenem Antrieb die Frevelthat beging. Dessenungeachtet erhoben die Royalisten ein furchtbares Geschrei, wodurch sie halb Frankreich der Mitschuld bezüchtigten, indem alle früheren Bonapartisten wenn nicht offene, so doch heimliche Verschwörer gegen die Bourbonen seien, und die Gefahr — so schrieen sie wo möglich noch lauter — die Gefahr der Wiederholung von derlei Mordscenen könne nur dadurch beseitigt werden, daß die Regierung weit strenger auftrete, als sie seither gethan. Was wollte nun der schwachherzige Ludwig XVIII. machen? Um nur Ruhe zu bekommen, ernannte er den Grafen von Villäle, einen heftigen Royalisten, zum ersten Minister und dieser setzte bei den Kammern neue Ausnahmegesetze durch, welche natürlich die schon früher dekretirten an Schärfe noch weit übertrafen. Ueberdem ward die Censur eingeführt, gerade wie in Deutschland, und um der Sache die Krone aufzusetzen, erfand man ein neues Wahlgesetz, welches so antiliberal ausfiel, daß vier Fünftheil der französischen Nation der Ehre wählbar zu sein und wählen zu dürfen von nun an verlustig gingen. Der Metternich'sche Absolutismus hatte nunmehr also auch in Frankreich obgesiegt, und in vollster Blüthe stand jetzt die Reaktion!

Doch siehe da, kaum war dieses Resultat erreicht, so trat ein neues Ereigniß ein, welches halb Europa und namentlich auch Frankreich in Flammen zu setzen drohte, denn — — Spanien revoltirte.

Zweites Kapitel.

Die Revolutionen in Spanien, Portugal und Italien und ihre gewaltsame Unterdrückung.

In Spanien hatten die Reichsstände, Cortes genannt, während des Kampfes gegen die französische Invasion eine sehr freisinnige Verfassung, die sogenannte Constitution von 1812, entworfen, und diese galt dort, so lange Ferdinand VII. sich außer Lands in Napoleonischer Gefangenschaft befand. So bald aber Ferdinand, ein Mann von so viel

Tücke, Bosheit, Verstellungskunst, Bigotterie und Aberglauben, als sonst nicht leicht Einer, anno 1814 wieder in Madrid eingezogen war, ließ er es sein erstes Geschäft sein, diese Verfassung, die ihm, wie überhaupt alle liberalen Ideen, bis aufs innerste Mark zuwider war, aufzuheben und dagegen das absoluteste Regiment das es gibt, einzuführen. Zu ihm stand der ganze Adel, dessen Vorrechte durch jene Verfassung gebrochen worden waren, und noch mehr der ganze katholische Clerus mit all' den vielen tausend Mönchen, deren Herrschaft sonst ein Ende hätte nehmen müssen. So theilte sich das ganze Land in zwei große Parteien, in die liberale der Cortes und in die pfäffisch-absolutistische des Königs; allein weil die letztere für den Augenblick die mächtigere war, so begann nun eine Schreckensherrschaft, gegen welche die Zustände in Deutschland und in Frankreich ganz rosenfarben erscheinen mußten. Jeder, den Irgendwer als politisch oder kirchlich verdächtig denuncirte, wurde ohne Weiteres eingekerkert, und bald füllten sich die Gefängnisse so sehr, daß man gar nicht mehr wußte, wo man die Ketzer und Revolutionäre nur unterbringen sollte. Nur allein im Jahr 1817 zählte man über 72,000 Gefangene, wobei die in den Klöstern Eingesperrten, so wie die von der wieder ins Leben gerufenen Inquisition Festgehaltenen noch nicht einmal gerechnet waren, und — mit einem Wort — im allerdespotischsten Reiche der Welt konnte es nicht grausamer, rechtsloser und gewaltthätiger zugehen. Natürlich aber sank der Staat unter solchen Umständen immer tiefer und tiefer herab. Der Ackerbau wurde vernachlässigt, der Handel ging zu Grunde, die Finanzquellen hörten auf zu fließen und der Bankerott stand vor der Thüre. Ueberdem nirgends Ordnung, nirgends Schutz des Eigenthums! In den Provinzen zogen Räuberbanden herum und plünderten oder brandschatzten die Städte; die Regierung aber konnte und wollte nicht helfen, denn sie verbrauchte alle ihre verfügbare Macht, um die des Liberalismus Verdächtigen zu verfolgen. So wuchs der Unwille, die Verachtung und der Haß der Unterdrückten furchtbar an, und bemächtigte sich endlich auch der Armee, weil man dieselbe nur zu oft Mangel leiden ließ, um dafür die Mönche und sonstigen Cleriker desto mehr mästen zu können. Demgemäß verbanden sich verschiedene Offiziere, wie der Obrist Rafael Stirzo und die Generale Mina und O'Donnel mit den hervorragendsten unter den früheren Cortes, um dem gräßlichen Zustande des Vaterlandes ein Ende zu machen, und am 1. Januar des Jahres 1820 brach die Bewegung in einem kleinen Garnisonsstädtchen bei Cadix aus. Im Anfang war es nur eine Handvoll Menschen, welche sich bei dem Aufstand betheiligten und mit einigen wenigen getreuen Regimentern hätte der König denselben unterdrücken können. Allein dazu hätte Muth und ein gutes Gewissen gehört, von welchen beiden Dingen Ferdinand VII. nichts besaß. So verbreitete sich denn die Empörung mit Riesenschnelligkeit über alle Provinzen des Reichs, und nachdem am Abend des 6. März die Bevölkerung von Madrid selbst aufgestanden war, proklamirte der König am 7. März 1820 Nachts zehn Uhr, von Todesangst getrieben, die Constitution von 1812, die freisinnigste, welche es je in einem monarchischen Staate gegeben hat. Auch wurde sofort, wie sich eigentlich von selbst versteht, die Inquisition aufgehoben, die Preßfreiheit hergestellt, den politischen

Gefangenen die Freiheit gegeben und ein liberales Ministerium eingesetzt. Schließlich traten die Cortes zusammen und Ferdinand VII. beschwur die proclamirte Verfassung mit einem feierlichen Eide.

Während also in Preußen, Oesterreich und Frankreich die Reaction das Ruder führte, errang sich die Freiheit im Westen Europas einen leichten Sieg. Sie blieb aber nicht bei Spanien stehen, sondern zog schnell weiter nach Westen, wie nach Süden, überall zündend, weil überall Zündstoff genug vorhanden war. So besonders in Portugal und Italien.

Ferdinand IV. von Neapel.

Johann VI., Portugals König, war anno 1807, wie der Leser weiß, vor den französischen Waffen nach Brasilien entflohen, und dort blieb er auch nach dem Sturze Napoleons, indem er die Verwaltung Portugals einer Regentschaft übertrug. An der Spitze der letzteren stand dem Namen nach der Patriarch von Lissabon, in Wahrheit aber regierte Lord Beresford, der frühere Kriegsgefährte Wellingtons, und ihm, einem Engländer von Geburt und Charakter, war es natürlich um nichts weiter zu thun, als das Land im Interesse des englischen Handels auszubeuten. Um alles Andere bekümmerte er sich nichts, sondern ließ die übrigen Glieder

der Regentschaft, besonders den geistlichen Theil derselben, machen, was sie nur irgend wollten. Die Folge hievon war, daß die Zustände Portugals bald eine große Aehnlichkeit mit denen Spaniens bekamen, wie das auch gar nicht anders sein konnte, da das Königreich bei drei Millionen Einwohnern nicht weniger als 520 Klöster und über 230,000 Mönche und Priester besaß. Allüberall beim niederen Volke herrschte die grasseste Unwissenheit; allüberall in Dorf und Stadt lag Handel und Wandel darnieder; allüberall bei den Bauern war Verarmung und Schlendrian. Ja man unterdrückte den Aufschwung des Landes sogar absichtlich und systematisch, indem man zum Beispiel den Tabaksbau bei Todesstrafe verbot, um dem brasilianischen Tabak Absatz zu verschaffen, und was dergleichen Wahnsinn mehr ist! Dadurch sank aber natürlich nicht blos der Wohlstand der Einzelnen, sondern auch der des Staates immer tiefer herab, und während z. B. der Patriarch von Lissabon ein jährliches Einkommen von dreimalhundert und sechzigtausend Gulden bezog, sahen sich die öffentlichen Kassen nur zu oft außer Stande, auch nur den Sold des Militärs zu bezahlen. Des Militärs sage ich, dessen man doch so nothwendig bedurft hätte, denn es wimmelte im ganzen Lande von Bettlern, Dieben und Räubern, so daß selbst in der Hauptstadt Lissabon am hellen Tage ganz ungescheut gestohlen, gemordet und geplündert wurde. Solchen jammerwürdigen Zuständen abzuhelfen hatte schon im Juni 1817 der General Freyre d'Antrade die Fahne des Aufruhrs erheben wollen; allein die von ihm eingeleitete Verschwörung wurde noch vor ihrem Ausbruch entdeckt und Beresford ließ ihn mit zehn Andern, lauter vornehmen Portugiesen, auf mehr als barbarische Weise hinrichten. Das Land sollte dadurch vor ähnlichen Versuchen abgeschreckt werden, und dies gelang auch, wenigstens für den Augenblick; in den Gemüthern der Edleren und Gebildeteren aber gährte es fürchterlich, und sie warteten nur auf den rechten Augenblick, um ihrer Erbitterung Luft zu machen. Dieß konnte sich Beresford nicht verbergen, denn er erhielt fast tagtäglich Beweise dafür, und um nun einer Revolution zuvorzukommen, eilte er, so bald der Umschwung in Spanien eintrat, nach Brasilien, damit ihm König Johann Vollmacht gebe, das Land mit einer Verfassung zu beglücken. Die liberale Partei wartete jedoch seine Rückkunft nicht ab, sondern proclamirte schon am 24. August in Oporto, — diese Stadt war als die erste Handelsstadt Portugals dem übrigen Lande in geistiger Beziehung voraus — das Ende der bisherigen Willkürherrschaft und errichtete sofort eine provisorische Regierung oder Junta.

Jubelnd stimmten die andern Städte dem Vorgehen Oportos bei, und wie Beresford im Oktober zurückkam, fand er, daß das ganze Land der provisorischen Regierung sich unterworfen hatte. Er wußte also nichts Besseres zu thun, als sofort nach England zurückzukehren, und dahin folgten ihm alle seine Landsleute, deren er gar viele im Heere und sonstwo placirt gehabt hatte, nach. König Johann VI. aber, von den Vorgängen benachrichtigt, war klug genug, dem Verlangen der liberalen Partei nachzugeben und auf das Jahr 1721 die Cortes von Portugal einzuberufen, damit dieselben eine Constitution nach dem Vorbild der spanischen von 1812 entwürfen.

Und wie in Portugal und Spanien, so ging es auch in Italien,

dessen verschiedene Fürsten alle das Princip der Stabilität und Legitimität obenanstellten. Der Pabst ging ihnen hierin, wie bereits erzählt, mit gutem Beispiele voran, und daß Oesterreich in den ihm zugesprochenen großen Provinzen, ich meine in Venedig und der Lombardei, nicht anders verfuhr, nun darüber wird sich wohl Niemand wundern; die beiden italienischen Könige aber, Victor Emanuel von Piemont und Sardinien, sowie Ferdinand IV. von Neapel und Sicilien hatten ganz das Zeug in sich, es selbst dem absolutesten Herrscher gleich zu thun, und somit kann man sich denken, wie glücklich sich ihre Unterthanen fühlen mußten. Durch die Napoleonische Verwaltung war sowohl in Oberitalien als in Sardinien, sowohl im Kirchenstaate, als in Neapel der Grund zu einem ganz neuen Staatsleben gelegt worden und die geregelten Finanzen, das geordnete Gerichtswesen, die öffentliche Sicherheit, der gehobene Landbau waren das sicherste Zeichen eines gedeihlichen Fortschritts. Nun aber nach der Restauration von all' diesem das gerade Gegentheil! Nun wieder der alte Druck und die alte Vergewaltigung! Nun wieder die alten vermoderten Gesetze und Einrichtungen, und mit ihnen das Räuber- und Mönchswesen, nebst der totalen Vernachläßigung von Agricultur, Handel und Industrie! Da war es denn doch wahrhaftig kein Wunder, wenn bei solch unleidlichen Zuständen tagtäglich die Zahl der Unzufriedenen stieg und wenn diese sich endlich in einem Geheimbund einigten, genannt der Bund der Köhler oder Carbonaris. Er war dem Freimaurerorden nachgebildet, der Bund der Carbonaris, vielleicht sogar aus ihm entstanden, und die Mitglieder, die sich an gewissen Geheimzeichen erkannten, mußten, wenn sie in eine Loge aufgenommen wurden, die tiefste Verschwiegenheit schwören. Trotzdem bekamen die Regierungen Italiens Kenntniß von seiner Existenz, und wandten sofort alle Mittel der Verfolgung an, um ihn zu unterdrücken; allein diese Regierungsbestrebungen hatten gerade den entgegengesetzten Erfolg und statt abzunehmen breitete er sich immer mehr aus. Ja anno 1819 zählte er, wie man mit Gewißheit ermittelt hat, bereits 642,000 Mitglieder, meist aus den gebildeten Ständen, und das Jahr darauf konnte er sich sogar rühmen, daß fast sämmtliche Offiziere der verschiedenen italienischen Armeekorps, insbesondere der Unteritaliens zu seiner Fahne geschworen hatten. Dieses letztere kam hauptsächlich daher, daß der schwache, von der wahren Regierungskunst durchaus nichts verstehende König von Neapel sich dahin bringen ließ, seine verdientesten einheimischen Offiziere, weil sie früher unter Mürat gedient, zurückzusetzen, und dafür junge Adelige aus alten Häusern zu bevorzugen; ja daß er sogar einen Ausländer, den österreichischen General Nugent, mit der Einrichtung des ganzen Heerwesens betraute, und damit die geborenen Neapolitaner alle total vor den Kopf stieß. Wenn nun aber die Offiziere in ihrem Zorn zu der Verschwörung der Carbonaris übertraten, so kann man sich wohl denken, daß sie den gemeinen Mann keineswegs zur Treue gegen den legitimen Herrscher aufmunterten, sondern daß sie vielmehr den Mißmuth der Soldaten über die meist sehr schlechte Verpflegung und Bezahlung auf alle Weise förderten. So stand es mit der neapolitanischen Armee, als die Nachrichten von den gelungenen Aufständen in Spanien und Portugal eintrafen, und nun waren die Häupter der Carbonaris sogleich darüber einig,

auch im Neapolitanischen loszuschlagen. Ebenso schnell verständigte man sich mit den Offizieren über alles Weitere, und am 2. Juli 1820 brach im Lager bei Sessa zwischen Capua und Gaëta der Aufstand los. Ferdinand IV. sandte von Neapel aus eine überlegene Streitmacht gegen die Insurgenten, aber der General Pepe, welcher sie führte, ebenfalls ein Carbonari, ging sogleich zu den Aufständischen über und dasselbe thaten die Generale Carascosa und Nunziante. Damit war die Revolution ohne alles Blutvergießen entschieden, denn der König, sich von allen Vertheidigungsmitteln entblößt sehend, erklärte dem „allgemeinen Wunsche" nachgeben zu wollen und proklamirte sofort am 7. Juli eine der spanischen gleiche Verfassung, die er auch alsbald mit dem Kronprinzen feierlichst beschwur.

Ebenso entschieden wie in Neapel glückte die Bewegung im Königreiche Piemont oder Sardinien. Hier hatte König Victor Emanuel Alles ganz in denselben Stand zu setzen gesucht, wie es vor der ersten Invasion der Franzosen gewesen war, und namentlich wurden alle Schöpfungen der napoleonischen Zeit sozusagen mit einem einzigen Federstriche beseitigt. Ebendeßhalb besaß auch der Carbonaribund nirgends zahlreichere und zugleich angesehenere Mitglieder, als gerade im Piemontesischen, und der Prinz Karl Albert von Carignan, des Königs Neffe und muthmaßlicher Thronerbe, gehörte selbst unter die Eingeweihten. Dieser Umstand gereichte aber der Verschwörung nicht gerade zum Vortheil, denn der Prinz schwankte lange unentschlossen hin und her und versäumte darob die beste Zeit zum Losschlagen. Endlich jedoch, am neunten März 1821 bemächtigten sich einige verschworene Offiziere, weil sie Entdeckung fürchteten, der Festung Alessandria durch Ueberraschung und sogleich schloß sich das übrige Offizierskorps nebst der ganzen Einwohnerschaft von Alessandria der Bewegung an. Diese theilte sich nun auch den übrigen Städten des Königreichs, insbesondere am 12. März der Hauptstadt Turin mit, und in der Angst beeilte sich der schwache Victor Emanuel zu Gunsten seines Bruders Karl Felix abzudanken. Noch in der Nacht vom 12. auf den 13. unterschrieb er das betreffende Dekret, indem er zugleich wegen der Abwesenheit des Prinzen Karl Felix den Prinzen von Carignan zum Regenten ernannte, und nun glaubten die Carbonaris am Ziel aller ihrer Wünsche zu sein. Sie waren es auch, wenigstens auf eine Spanne Zeit lang, denn noch am selben Tage, da er die Regentschaft übernahm, also am 13. März 1821, versprach Karl Albert dem Lande in einer Proclamation eine Verfassung gleich der spanischen, und berief eine Nationalversammlung nach Turin ein.

Also auch in Piemont und Neapel, wie in Spanien und Portugal, flatterte die Fahne der Freiheit hoch, und nicht minder konnte in den übrigen Theilen Italiens, besonders im Kirchenstaat und dem lombardisch-venetianischen Königreiche, eine revolutionäre Umwälzung nur mit überlegener Waffengewalt niedergehalten werden. Allein nun müssen wir billig fragen: was sagte die heilige Allianz zu derlei Vorgängen? Durfte man hoffen, daß sie, die Trägerin des Absolutismus, den Grundsatz der „Nichteinmischung" aufstellen und ganz parteilos-gemüthlich die Völker machen lassen werde, was ihnen gut däuchte? Nein gewiß, das durfte man nicht hoffen,

besonders von Oesterreich nicht, denn dieses war so zu sagen persönlich betheiligt, indem es befürchten mußte, Mailand und Venedig möchten, von dem „constitutionellen Schwindel" Neapels und Piemonts hingerissen, den Versuch, sich von der österreichischen Zwingherrschaft unabhängig zu machen, wagen. So ergriff denn das Wiener Kabinet alsbald die Initiative und berief einen Herrschercongreß nach Troppau in Schlesien, um demselben die Frage vorzulegen: ob die Großmächte das Prinzip der Intervention, oder das der Nichtintervention befolgen wollten. Ende Oktober 1820 kam der Congreß zusammen, und zwar fanden sich die Regenten von Rußland, Oesterreich und Preußen — natürlich von ihren Ministern begleitet — persönlich ein, während die Könige von England und Frankreich sich durch Bevollmächtigte vertreten ließen. Viel Streit gab es übrigens nicht, sondern Oesterreich, Rußland und Preußen einigten sich schon nach kurzem dahin, daß „der Gewalt des Aufruhrs und des Frevels, welcher Europa zu überschwemmen drohe, überall, wo er sich zeige, mit den Waffen in der Hand entgegengetreten werden müsse," und weder England noch Frankreich wagten es, offen und mannhaft zu opponiren, weil sie einen allgemeinen Krieg, oder auch nur einen Bruch mit den genannten drei Großmächten um jeden Preis vermeiden wollten. Doch setzten sie wenigstens das durch, daß zuerst der friedliche Weg versucht werden solle, und somit schrieb die heilige Allianz auf den Januar 1821 einen neuen Congreß nach Laibach aus, auf dem sich einzufinden die Könige von Neapel und Piemont dringend eingeladen wurden, damit man sich mit ihnen ins Reine setzen könne. Die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland erschienen abermals in Person, während die andern Mächte sich durch Gesandte vertreten ließen; zuletzt aber stellte sich auch noch der König Ferdinand von Neapel ein, und gleich aus seiner ersten Unterredung mit ihm überzeugte sich der Fürst Metternich, daß derselbe froh war, sich den Händen der Carbonaris entwunden zu haben. „Seine Majestät hatte ja von jeher dem Vollblut-Absolutismus gehuldigt, und die Proklamation der spanischen Verfassung in seinen Staaten war nur eine Folge des Zwangs gewesen." Unter solchen Umständen wurde es dem Congresse nicht schwer, sich vollständig, und zwar dahin zu einigen, daß, falls die Neapolitaner sich nicht sofort gutwillig fügten, eine österreichische Armee von 100,000 Mann die Sache in die Hand zu nehmen und das Land von der Geisel der Revolution zu befreien hätten. Zugleich aber mit dem Erscheinen dieses Manifestes, welches übrigens nur die Beherrscher von Oesterreich, Rußland und Preußen unterschrieben, während die Vertreter von England und Frankreich es durch ihr Stillschweigen guthießen, setzte sich schon zu Anfang Februar 1821 die Exekutionsarmee unter dem Oberbefehl des Generals Frimont von Padua aus in Bewegung und es ließ sich voraussehen, daß sie ohne viel Mühe zum Ziele gelangen werde. Diese Voraussicht traf auch im vollsten Maße ein, denn obwohl die Behörden, welche während der Abwesenheit des Königs in Neapel die Zügel der Regierung ergriffen hatten, ganz großartige militärische Maßregeln „auf dem Papiere" anordneten, so gelang es, wegen der Kürze der Zeit und weil es an Allem fehlte, doch nicht, den Oesterreichern eine auch nur halbwegs ebenbürtige Streitmacht entgenzustellen. Im Gegentheil löste sich das neapolitanische Heer gleich

bei dem ersten ernstlichen Zusammenstoß in wildester Flucht auf und schon am 24. März 1821 zogen die Oesterreicher in der Stadt Neapel ein. Der Gewaltstreich des Absolutismus hatte also einen vollständigen Sieg errungen und dieser Sieg wurde natürlich in der vollsten Ausdehnung des Worts ausgebeutet. Vor allem übrigens hatte man es darauf abgesehen, mit dem Carbonarismus recht gründlich aufzuräumen, und demgemäß errichtete man im ganzen Lande sogenannte Aufsichtsjunten, welche die des Liberalismus Verdächtigen einzuziehen und zu richten hatten. Tausende und Abertausende wanderten nun ins Gefängniß und nicht minder Viele wurden zu den Galeeren oder zu sonstigen entehrenden Strafen verurtheilt. Ja nicht Wenige, und gerade die Angesehensten führte man zum Tode, oder schleppte man sie außer Lands in ungarische Festungen, und darum wohl dem, dem es gelang, sich den Schergen durch die Flucht nach Frankreich oder England zu entziehen! Schließlich kassirte man fast sämmtliche Offiziere und löste dann das ganze Heer, als ein vom Teufel des Demokratenthums angestecktes, auf. Die schlimme Folge hievon aber war, daß man nun auf eine ganze Reihe von Jahren und mit furchtbaren Unkosten österreichische Besatzungen in die Städte legen mußte, sowie daß sich aus den heimgeschickten Soldaten eine große Menge von Räuberbanden bildeten, welche das ganze Land mordend und plündernd durchzogen.

Noch weit schneller als mit Neapel wurde Oesterreich mit Piemont fertig. Karl Felix nämlich, zu dessen Gunsten Victor Emanuel abgedankt hatte, protestirte von Mantua aus gegen die von Karl Albert gemachten Zugeständnisse und erklärte alle Anhänger der proklamirten Constitution für Rebellen. Zugleich sammelte er ein Heer, das bald auf 6000 Mann anwuchs, und marschirte sofort, nachdem noch 22,000 Mann Oesterreicher unter General Bubna zu ihm gestoßen waren, gegen Turin los. Jetzt also mußte es sich zeigen, ob Karl Albert ein echter Carbonari und freiheitsentflammter Patriot war, denn jetzt galt es die Vertheidigung der Constitution und des liberalen Systems überhaupt; allein je näher Karl Felix rückte, um so mehr entfiel dem Prinzen von Carignan der Muth und schon nach ein paar Tagen entwich er heimlich in das Lager dessen, den er hätte bekämpfen sollen. Dieß war das Zeichen zu einer allgemeinen Flucht derer, die sich compromittirt fühlten, so wie zur Auflösung aller Ordnung, und schon am 10. April zog Karl Felix in Turin ein, um sofort ein ähnliches Regiment wie in Neapel einzurichten. Doch trat die Reaktion etwas weniger gewaltthätig und besonders weniger blutig auf, weil man auf den Prinzen Karl Albert, den Thronerben (Karl Felix hatte eben so wenig Kinder, als sein Bruder Victor Emanuel), der doch auch in die Revolution verwickelt gewesen war, Rücksicht nahm.

Dem Verlangen Oesterreichs war also ein Genüge geschehen: Italien prangte wieder im Gewande des Absolutismus. Nun hätte man sich aber der verdammungswürdigsten Inkonsequenz schuldig gemacht, wenn man Spanien noch länger in seinem verhaßten Constitutionalismus, oder, wie man sich absolutistischer ausdrückte, „in seiner Anarchie" gewähren ließ, und somit wurde nach kurzem schon — im Herbst 1822 — vom Fürsten Metternich ein neuer Congreß nach Verona zusammengerufen, um dort

das Geschick der pyrenäischen Halbinsel zu regeln. Dieser Congreß fiel noch glänzender aus, als die in Laibach und Troppau, denn es waren außer einer Menge von Diplomaten und Ministern nicht weniger als zwei Kaiser, die von Oesterreich und Rußland, zwei Könige, die von Preußen und Neapel, ein Herzog, der von Modena, und eine Erzherzogin, Marie Luise von Parma, einst Napoleons Gattin, anwesend. Ueber den Gang der Verhandlungen selbst schweige ich; nicht übergehen aber darf ich es, daß folgender Satz: „es sei ein revolutionärer Brand überall zu löschen, wo immer ein solcher ausbrechen möge; auch sogar dann, wenn der betreffende Regent die Hülfe der heiligen Allianz nicht in Anspruch nehme oder sich gar dagegen verwahre, denn die genannte Allianz sei von Gott dazu berufen, die Revolution, so wie alle Anstrebungen der Völker nach der sogenannten Freiheit von Europa fern zu halten", als leitende Maxime aufgestellt wurde. Auch huldigten alle Anwesenden dieser Metternich'schen Maxime, und Frankreich, das von dem Marquis von Montmorency, einem Ultraroyalisten, vertreten war, wandte dieselbe sogleich von freien Stücken auf Spanien an. Nur allein England erklärte sich durch den Herzog von Wellington gegen jede Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Staates; allein der Protest war ein so lauer, daß die übrigen Mächte sich nicht veranlaßt fühlen konnten, auf denselben irgend Rücksicht zu nehmen, und über diese Rücksichtslosigkeit verlor dann wieder England keine Sylbe. Ums nun übrigens kurz zu sagen, so nahm man das Anerbieten Frankreichs, durch bewaffnete Intervention im benachbarten Spanien die rechte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, mit größter Freude an, und alsbald thaten dieß die vier Großmächte: Rußland, Oesterreich, Preußen und Frankreich dem spanischen Volke in einem Manifeste kund, indem sie zugleich ihre Gesandten von Madrid abriefen. Der Krieg war also offen erklärt, und um vollends keinen Zweifel übrig zu lassen, forderte Ludwig XVIII. von seinen Kammern einen Kredit von hundert Millionen Francs nebst einer Armee von 100,000 Mann, worauf die Kammern natürlich mit einem unterthänigen „Ja" antworteten. Auch ernannte Seine Majestät den Herzog von Angoulême zum Oberanführer der Invasionsarmee und diese überschritt bereits am 5. April 1823 die Bidassoa, das ist den Grenzfluß zwischen Spanien und Frankreich.

Was der Krieg für einen Ausgang nehmen werde, darüber konnten Vernünftige bei einigem Nachdenken nicht wohl im Zweifel sein, denn in Folge der früheren erbärmlichen Staatsverwaltung stand es in Spanien eben so schlecht um die Finanzen, als um die Armee, und der Widerstand konnte also unmöglich viel Kraft entwickeln. Ueberdem war der König, wie bekannt, so sehr absolutistisch gesinnt, daß er je eher je lieber das ihm verhaßte constitutionelle Joch abgeschüttelt hätte, und ganz die gleiche Gesinnung beseelte den Adel und die Geistlichkeit. Die Franzosen durften also, obwohl Ferdinand VII. nebst seinen Anhängern sich gar wohl zu verstellen wußte, so lange die Constitutionellen die Uebermacht hatten, darauf rechnen, daß gleich nach ihrem Einmarsch eine große Partei sich für sie aussprechen werde, und von einem Volkskriege, wie bei dem früheren Einfall der Franzosen unter Napoleon, konnte dießmal unter keinen Umständen die Rede sein. Im Gegentheil, sowie der Herzog von Angoulême

die Bidassoa überschritten hatte, hetzten Priester und Mönche den Bürger und Bauer gegen die Cortes auf, unterstützten diejenigen, welche den Franzosen in die Hände arbeiteten, und brachten schließlich den Verrath in die Reihen der Constitutionellen. Unter solchen Umständen konnte der Krieg unmöglich lange dauern — um so weniger, als von den vier Führern der in der Eile aufgebrachten spanischen Armee nur Mina Treue und Entschlossenheit zeigte, während umgekehrt Ballesteros sich als total untauglich erwies und Abisbal nebst Morillo offen zum Feinde überging — und schon am 23. Mai rückten die Franzosen in Madrid ein. Allerdings gaben deßwegen die Cortes die Hoffnung noch nicht auf, sondern sie entflohen nach dem festen Cadix, indem sie den König als halben Gefangenen mit sich führten. Doch so fest auch dieses Cadix war, so mußte es sich doch am 1. Oktober der französischen Belagerungsarmee übergeben, und als nun am 2. November auch Mina kapitulirte, hatte der Kampf in ganz Spanien ein Ende. Jetzt ergriff von den Liberalen, wer es nur irgend möglich machen konnte, die Flucht und rettete sich nach England hinüber, denn man ahnte gar wohl, was kommen werde, wenn die Zügel der Regierung sich erst wieder in den Händen des schrecklichen Ferdinand VII. befanden, und in der That — die Gräuel, die nunmehr von den Royalisten verübt wurden, übertrafen Alles, was je zuvor in Spanien erlebt worden war. Nicht blos nämlich nahm man so massenhafte Verhaftungen vor, daß selbst der Herzog von Angoulême davor zurückbebte; nicht blos plünderte der von den Mönchen fanatisirte Pöbel in den Städten die Häuser der Freisinnigen, und verbrannte, was er nicht fortschleppen konnte; nicht blos jagte man eine große Anzahl von sogenannten Verdächtigen in die Verbannung, nachdem man sie vorher auf die scheußlichste Art mißhandelt hatte; nicht bloß dieß alles that man, sondern man scheute sich auch nicht, eine große Anzahl von Mißliebigen ohne Urtheil und Richterspruch zum Tode zu führen, das heißt mit andern Worten zu morden, aus keinem andern Grunde, als weil sie den jetzigen Tonangebern im Staate nicht gefielen. Kurz, die Wuth und Grausamkeit der pfäffisch-absolutistischen Partei kannte keine Grenzen, und bald herrschte in ganz Spanien die schrecklichste in Blut getauchte Anarchie, so daß sogar ein sehr royalistisch gesinnter Franzose nicht umhin konnte, das Land öffentlich „mit einer Mörder- und Räuberhöhle zu vergleichen." Das war das Resultat der Politik des Fürsten von Metternich!

Nunmehr blieb nur noch die Revolution in Portugal zu unterdrücken übrig, allein hier war ein Einschreiten von Seiten der Großmächte nicht nöthig, denn obwohl König Johann VI., der im Herbst 1822 von Brasilien, das er seinem Sohn Don Pedro überließ, nach Portugal zurückkehrte, dem konstitutionellen Staatsleben keineswegs feindselig gesinnt war, so fand dagegen die aus dem Adel und der Geistlichkeit zusammengesetzte absolutistische Partei eine mächtige Stütze in der Königin Carlotta, Ferdinands VII. Schwester, sowie noch mehr in deren Lieblingssohne, Don Miguel, einem Prinzen von den schlimmsten Anlagen, und hiedurch — zugleich auch durch die Drohung, daß die Franzosen, welche in Spanien mit den Liberalen aufgeräumt hätten, sofort in Portugal einrücken würden — brachte sie es so weit, daß am 5. Juni 1823 das constitutio-

nelle Regiment in Folge eines unblutigen militärischen Aufstandes über Nacht umgestürzt wurde. Zwei Jahre später bekamen allerdings wieder die Constitutionellen die Oberhand und Don Miguel wurde ins Ausland verwiesen; allein als nicht lange hernach, am 10. März 1826, König Johann VI. starb, übertrug der rechtmäßige Thronerbe Don Pedro, Kaiser von Brasilien, weil er nicht in Brasilien und Portugal zugleich herrschen konnte, das letztere Land seiner unmündigen Tochter Maria da Gloria, indem er zugleich seinen Bruder Don Miguel zum Regenten Portugals bis zur Volljährigkeit der Königin ernannte, und nun war natürlich von einem Regieren „nach der Charte" nicht mehr die Rede. Im Gegentheil bemächtigte sich Don Miguel im Sommer 1828 sogar des Thrones, unter dem Vorwand, daß Don Pedro denselben als Kaiser von Brasilien habe gar nicht erben, folglich auch nicht an seine Tochter habe übertragen können, und von nun an brachte er das pfäffische Dictum, daß der Liberalismus ein Werk des Teufels sei, im vollsten Sinne des Worts zur Geltung. Ja er erlangte sogar den Ruhm, selbst seinen Ohm, Ferdinand VII. von Spanien, an Gewaltthätigkeit, Brutalität, Tyrannei und Grausamkeit noch übertroffen zu haben, und abermals hatte also die Metternich'sche Politik Ursache, ein lautes Tedeum absingen zu lassen.

Drittes Kapitel.

Der Aufstand der Griechen und die Kriege zwischen Rußland und der Türkei.

Seit dem 15. Jahrhundert war Griechenland den Türken unterworfen und der Druck, mit dem dieses einst so blühende Land sowohl in religiöser als politischer und materieller Beziehung darniedergehalten wurde, lastete schwer auf demselben. In Folge dessen artete nach und nach der ganze Charakter des Volkes aus, denn die armen Unterdrückten wußten sich nicht anders zu helfen, als mit Hinterlist, Treulosigkeit, Betrug und Kriecherei, und hiedurch zeichneten sich besonders die Phanarioten aus, das heißt die Griechen in Constantinopel, welche das ihnen dort angewiesene Stadtviertel Phanar bewohnen. Dennoch, merkwürdiger Weise, verlor das griechische Volk nie ganz das Bewußtsein seiner Nationalität und selbst ein gewisser Freiheitssinn bewahrte sich, besonders in den Bergen des alten Hellas, sowie auf den Inseln des ägäischen Meeres. Aber freilich ein ganz eigenthümlicher Freiheitssinn, denn die Klephten, Mainoten und Sulioten, oder wie die Bergstämme alle hießen, constatirten ihn nur dadurch, daß sie als Räuberbanden das Land umher unsicher machten, während andererseits die Inselbewohner dasselbe Handwerk zur See trieben und als kühne Freibeuter ihr ganzes heimisches Meer beherrschten.

Das Nationalitäts- und Freiheitsbewußtsein war also unter den Griechen nie ganz erstorben; einen ganz neuen Aufschwung aber erhielt es durch das Vorwärtsdringen der glaubensverwandten Russen gegen Süden unter der Kaiserin Katharina II. Noch mehr steigerte es sich, als die Großmächte auf dem Congreß zu Wien die Jonischen Inseln in einen Freiheitsstaat unter englischer Oberherrlichkeit umwandelten, und so stifteten denn verschiedene angesehene Griechen, welche sich in Rußland oder Oesterreich niedergelassen hatten, ums Jahr 1814, während der Congreß in Wien tagte, einen Geheimbund, „die Hetäria", dessen eigentlicher Zweck auf nichts anderes hinausging, als das alte griechische Reich wieder herzustellen, mit andern Worten, der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende zu machen. Dieser Geheimbund erlangte bald eine große Ausdehnung, indem ihm sowohl im eigentlichen Griechenland als auch unter den im Auslande lebenden Stammsgenossen die Edelsten und Feurigsten beitraten, und nicht minder konnte er theils durch die Freigebigkeit einzelner Reichen theils durch die regelmäßigen Beitrittsgelder über große Geldmittel verfügen. Ueberdem glaubte er mit Bestimmtheit auf die Beihülfe Rußlands rechnen zu dürfen, denn dessen Bewohner bekannten sich ja auch zur griechischen Religion, und dessen Beherrscher, Kaiser Alexander I., hatte zwei geborene Griechen in seiner nächsten Umgebung, den einen, den Grafen Capo d'Istria, als ersten Minister, den andern, den Fürsten Alexander Ypsilanti, als ersten Adjutanten mit Generalsrang.

So war alles gehörig vorbereitet und als nun im Jahr 1820 aus Spanien, Portugal und Italien so ermuthigende Nachrichten einliefen, beschlossen die Führer der Hetäria bis zum Frühjahr 1821 ebenfalls loszuschlagen, indem sie zugleich den Fürsten Alexander Ypsilanti zu ihrem Generalissimus ernannten. In der Moldau, in der Wallachei, in Serbien, in Macedonien, in Bulgarien, so wie besonders auch im eigentlichen Griechenland sollte zu gleicher Zeit die griechische Fahne erhoben werden, und selbst in Constantinopel, der türkischen Hauptstadt, bestand ein Complott von tapferen Männern, denen es leicht däuchte, durch Aufwieglung der überwiegend griechischen Bevölkerung über den Sultan und seine Leibwächter Herr zu werden. Es war ein großartiger Revolutionsplan, allein er schlug gänzlich fehl, wie denn Verschwörungen noch selten glückliche Revolutionen zu Stande gebracht haben. Zum ersten nehmlich unterrichtete ein Verräther die türkische Regierung von dem Complotte in Constantinopel und der gehoffte siegreiche Aufstand verwandelte sich dort am Ostersonntag in ein furchtbares Blutbad unter den Griechen, wobei der Patriarch in vollem Ornat unter dem Portal der Hauptkirche aufgehängt wurde. Fürs zweite erhoben sich weder die Bulgaren noch die Macedonier, weil sie abwarten wollten, welchen Verlauf der Aufstand anderswo nehme, und auch die Wallachen und Serben zeigten zum großen Theile Antipathie. Fürs dritte erwies sich Ypsilanti keineswegs als das staatsmännische Herrschertalent, das man in ihm gesucht hatte, und namentlich fehlte ihm die für einen Insurgentengeneral so überaus nothwendige Energie und Entschiedenheit. Fürs vierte fanden sich um türkisches Geld unter den Griechen selbst bald Verräther in Menge und fürs fünfte endlich blieb die mit so viel Zuversicht erwartete russische Hülfe ganz aus, denn Kaiser Alexander war ja

ein geschworner Feind alles Revolutionirens und selbstverständlich konnte es ihm auch nicht darum zu thun sein, daß aus den bisherigen türkisch-griechischen Provinzen ein unabhängiges griechisches Reich erstehe, sondern darum, diese Provinzen zu seinem eigenen Reiche zu schlagen und sie darin aufgehen zu lassen. Ueberdieß verstanden es die Aufständischen nicht einmal, sich tapfer zu schlagen, und das zehntausend Mann starke Heer, das Ypsilanti in der Moldau und Wallachei zusammengebracht hatte, zerstreute sich beim ersten Anrücken der Türken in alle Weltgegenden, während Ypsilanti selbst nach Siebenbürgen entfloh, wo er sogleich verhaftet und auf die Festung Munkatsch gebracht wurde. Nur Georg der Olympier, wie man ihn nannte, der Anführer der „heiligen Schaar" — lauter begeisterte Jünglinge und Mitglieder der Hetäria — hielt mit bewundernswerther Kühnheit aus und sprengte sich zuletzt im Kloster Sekku mit seinen Tapfern in die Luft, um nicht den Türken in die Hände zu fallen. Auf diese Art gelang es den Osmannen schon nach ganz kurzer Zeit, während der sie aber unter den Griechen durch Köpfen, Hängen und Spießen mit fast wahnsinniger Grausamkeit hausten, wieder Herren ihrer revolutionirten Provinzen zu werden, ohne daß der Sultan nöthig gehabt hätte, mit großen Kosten eine große Macht gegen sie aufzubieten.

Doch eine Ausnahme, eine einzige, aber hochwichtige, fand statt: in Altgriechenland wurde der Aufstand nicht unterdrückt, denn dort lebte die Erinnerung an die Heldenthaten der alten Hellenen und dort kämpfte man den Kampf der Rache und Verzweiflung. In Patras hatte mit dem Beginn des Jahres 1821 der Aufstand begonnen und mit Blitzesschnelle flog er in wenigen Wochen über den ganzen Peloponnes. Allüberall griffen die Bauern zu den Waffen und wo sich ein Türke blicken ließ, da war er ein Kind des Todes. Pietro Mauromichalis stieg mit seinen tapferen Mainotten von den spartanischen Gebirgen herab, und der muthige Kolokotroni führte seine Klephten ins Feld, um von nun an statt türkischen Eigenthums sich türkischer Köpfe zu bemächtigen. Ein drittes Corps bildet Marco Bozzaris aus seinen Sulioten und eine vierte und fünfte Schaar commandirten der muthige Nikitas so wie der kluge Odysseus. Alle fünf Heerführer aber wetteiferten mit einander an Tapferkeit und es geschahen Thaten, welche würdig gewesen wären, von einem Homer besungen zu werden. Dazu kam noch, daß die dem Festlande zunächst liegenden Inseln, besonders Hydra, Spezzia, Pfara und andere, sich alsobald dem Aufstande anschlossen, und mit wunderbarer Schnelligkeit aus ihren kleinen Handels- und Seeräuberfahrzeugen eine Kriegsflotte schufen, mit der sie nicht blos eine Menge türkischer Handelsschiffe wegcaperten, sondern sogar den stolzen Linienschiffen der Osmanlis die empfindlichsten Schläge beibrachten. Trotzdem zog sich der Kampf ziemlich in die Länge, denn die griechischen Banden, so tapfer sie auch fochten, konnten doch nicht das leisten, was einer disciplinirten Armee leicht möglich ist, und, was noch mehr in die Wagschale gelegt werden mußte, die einzelnen Führer, allzu eifersüchtig, als daß sich einer dem andern hätte unterordnen wollen, vermochten es nicht über sich, sich zu einem einträchtigen und planmäßigen Handeln zu vereinen. Allein auch dieß sollte anders werden. Zu Anfang nehmlich des Jahres 1822 kamen Abgeordnete aus den sämmtlichen

für jetzt vom türkischen Joche befreiten Provinzen in Piada — früher Epidauros — zusammen, und entwarfen nicht nur eine republikanische Verfassung, sondern setzten auch eine Regierung von fünf Mitgliedern unter dem Vorsitz von Alexander Maurokordatos ein. Jetzt war also ein Oberbefehl vorhanden und da dieser sich gleich damit, daß er dem tüchtigen Andreas Miaulis das Obercommando über die Flotte übertrug, auf das glücklichste introducirte, so durften die Griechen hoffen, daß die Sache ihrer Freiheit glänzend würde durchgefochten werden.

Mit ihnen hoffte es auch ganz Europa — ich meine die Völker

Ypsilanti.

Europas, nicht deren kleinere oder größere Geschickelenker — denn ganz Europa sympathisirte mit ihnen und überall jauchzte man laut auf, wenn wieder die Kunde einer neuen Heldenthat übers Meer herüberdrang. Auch bestand die Sympathie nicht blos in Worten und schönen Phrasen, sondern in vielen Städten Europas bildeten sich Comités von Griechenfreunden oder Philhellenen, welche Gelder zu Unterstützung des griechischen Freiheitskampfes zusammelten, und nicht Wenige, wie der General Normann und Andere, schifften sich sogar in Person nach Griechenland ein, um der Wiedergeburt des alten Hellas ihren starken Arm zu leihen. Wel-

chen Standpunkt nahmen dagegen die christlichen Regierungen, besonders die der Großmächte, dem armen kleinen Griechenland gegenüber ein? Gewiß war der dortige Kampf keine Revolution und kein Aufruhr im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn die Griechen kämpften ja nicht gegen ihren „legitimen" Oberherrn, sondern gegen einen Herrscher, durch dessen Vorfahren sie gewaltsam und auf höchst „illegitime" Weise ihrer Unabhängigkeit und staatlichen Existenz beraubt worden waren. Allein die europäischen Machthaber sahen die Sache ganz anders an, und in ihren Augen war der griechische Freiheitskampf doch nur eitel Empörung und Rebellion. Darum als die griechische Regierung im Herbst 1822 Gesandte auf den Congreß von Verona schickte, um dort ihre Sache zu vertreten, wurden diese Gesandte officiell gar nicht vorgelassen, und noch härter war die Behandlung, welche sie von den Ministern Oestreichs, Preußens und Frankreichs privatim erfuhren. Selbst von englischer Seite erhielten sie keine bessere Hoffnung, denn England hatte ein Interesse dabei, daß die Türkei in ihrem bisherigen Bestand erhalten blieb, und vom Kaiser Alexander von Rußland, dem Stifter der heiligen Allianz, konnte man ohnehin nicht erwarten, daß er von seinem Grundsatze, die Revolution, wie und in welcher Gestalt sie sich zeigen möge, zu bekämpfen, je abgehen werde. Somit sahen sich die Griechen fast rein auf sich selbst angewiesen und da sie der Gesammtmacht der Türken natürlich nicht gewachsen waren, so durfte die europäische Reaction mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß es schon nach kurzem auch mit dieser „Empörung" ein Ende nehmen müsse. Die Vorsehung aber hatte es doch anders beschlossen.

In Troppau, Laibach, Verona, bei den deutschen, italienischen und spanischen Angelegenheiten war, wie uns bekannt, der Kaiser Alexander von Rußland der Mittelpunkt der großen Legitimitäts- und Stabilitätspolitik gewesen und mit Freuden, wenn nicht gar mit Enthusiasmus, hatte er allüberall in Europa den Metternichschen Ideen Geltung zu verschaffen gewußt. Man wird sich also wohl denken können, daß er in seinem großen Staate ebenfalls denselben Grundsätzen gemäß herrschte, und in der That gab es damals in der ganzen Welt kein absoluter regiertes Reich, als das russische, dessen ganze Bevölkerung, die Adeligen und den Clerus ausgenommen, noch in der Leibeigenschaft schmachtete. So streng nun aber auch jede Zeitung und jedes Buch, überhaupt alles, was dem Absolutismus gefährlich werden konnte, an den Gränzen Rußlands abgewiesen wurde, und mit so vielem Eifer man das Volk in seinem Stumpfsinn festbannte, so hatten doch gar Manche unter den russischen Officieren auf den letzten Feldzügen in Deutschland und Frankreich Ideen aufgefaßt, die nicht mehr aus ihnen weichen wollten. Sie stellten Vergleichungen an zwischen andern Ländern und ihrem eigenen Vaterlande und da sie fanden, daß der Vergleich sehr zum Nachtheile Rußlands ausfalle, so fingen sie an darüber nachzudenken, ob nicht vielleicht Aenderungen am Platze wären, durch welche der Absolutismus des Czarenreichs gestürzt würde. Bald entstanden geheime Gesellschaften, wie „der Bund des Heils", „der Bund der russischen Ritter", „der öffentliche Wohlfahrtsbund", nebst anderen ähnlichen, und deren Mitglieder waren fast lauter Officiere, darunter von vornehmer Familie und hohem Rang, als zum Beispiel der Fürst Tru-

betzkoi, der Graf Alexander Murawiew, die Generale Orlow und Lubetzkoi, die Obersten Burgow und Krabbe, und besonders Paul Postel, der Adjutant des Fürsten Wittgenstein. Der Zweck dieser Geheimbünde aber war natürlich kein anderer, als eine totale Umgestaltung des russischen Regierungssystems, und zum Ziele wollte man kommen durch Ermordung des Kaisers, welche eine allgemeine Revolution gar leicht ermöglichen würde.

Nun starb Kaiser Alexander I., der im Spätherbst 1825 seiner Gesundheit wegen nach Taurien gereist war, um den Winter in diesem milden Klima zuzubringen, plötzlich am 1. Dezember in Taganrog eines mysteriösen Todes — officiell sagte man: am Gallenfieber — und da er keine Söhne hinterließ, so mußte ihm von seinen drei Brüdern Constantin, Nicolaus und Michael nach Recht und Gesetz der älteste, Constantin, auf dem Throne nachfolgen. Was geschah aber jetzt? Constantin, ein wilder, roher, jähzorniger Mann, mit wüsten Sitten und Gewohnheiten, befand sich damals als Statthalter von Russisch-Polen in Warschau, Nicolaus aber, der Zweitälteste, ein Fürst von stattlichem, imponirenden Aeußern, dem der Herrschergeist aus den Augen blitzte, bewohnte mit dem Jüngsten, Michael, seinem Vertrauten, den Kaiserpalast in St. Petersburg, und somit erwartete man in dieser Stadt, so bald der Tod des Kaisers Alexander bekannt wurde, nichts anderes, als daß Nicolaus die Initiative ergreifen werde, seinen Bruder Constantin als Kaiser zu proklamiren. Nicolaus „wollte" es auch, so lautete der Bericht der officiellen russischen Staatszeitung und andere zuverlässigere Nachrichten hat man keine; allein siehe da, in diesem kritischen Momente fand sich im Senatspalaste zum großen Erstaunen der Nichteingeweihten eine Schrift vor, „laut welcher der Großfürst Constantin, der Bitte seines nunmehr verstorbenen Bruders Alexander gemäß, zu Gunsten des jüngern Nicolaus, der besser zum Herrscher tauge, dem Thron entsagte." Sofort machte der Senat Anstalt, dem Großfürsten Nicolaus zu huldigen; doch dieser, „um die Zartheit seines Gewissens ganz zu beruhigen", sandte vorher zu Constantin nach Warschau, anfragend, ob es mit der Thronentsagung seine Richtigkeit habe. Die Antwort lautete „Ja", und nun natürlich konnte Nicolaus nicht mehr umhin, die Krone anzunehmen.

Der 26. Dezember 1825 wurde als der Tag der Huldigung in St. Petersburg festgesetzt; allein er sollte ein blutiger werden. Weil nehmlich nicht Wenige glaubten, Constantin habe keineswegs „freiwillig" dem Thron entsagt, so hielten die verschwornen Häupter der Geheimbünde diesen Tag für besonders geeignet, um ihre Pläne vermittelst einer Palastrevolution durchzusetzen, und ohne Säumen gingen sie ans Werk. Zuerst verweigerte das Regiment Moskau, an dessen Spitze der Fürst Schtscheppin-Rostowsky stand, die Huldigung, zog mit fliegenden Fahnen auf den St. Isaaksplatz und schoß auf die Generäle, die es beschwichtigen wollten, indem es zugleich dem „Kaiser Constantin" und der „Constitution" Hochs ausbrachte. Kaum sahen dieß die Gardegrenadiere, so schlossen sie sich dem revoltirenden Regimente an und ihnen folgte das Marinecorps nebst noch verschiedenen andern Truppentheilen. Auch vom Volke stießen Viele zu ihnen und es schien fast, als ob die große Hauptstadt Petersburg für Nicolaus verloren wäre, denn bereits stürmten die Aufständischen den Senatspalast,

ohne ernstlichen Widerstand zu finden. Doch Eines fehlte ihnen, eine gute Oberleitung, das ist ein eben so umsichtiger, als kühner und rücksichtsloser Führer. Zwar allerdings war hiezu, wie es sich nachher herausstellte, Fürst Trubetzkoi bestimmt und unter ihm sollten Rostowsky, Rylejew, Jacubowitsch, Bestuschew, Obolensky und Kachowsky befehligen; aber wie es zum Fechten kam, versteckte sich der feige Trubetzkoi, und die übrigen folgten entweder seinem Beispiel oder handelten sie doch nicht mit der Umsicht und Einheitlichkeit, welche nöthig gewesen wäre. Ganz anders trat dagegen der Großfürst Nicolaus auf und nie hat er größere Entschlossenheit und Geistesgegenwart bewiesen, als an diesem Tage. Nachdem er sich nemlich an die Spitze der ihm treu gebliebenen Regimenter gestellt hatte, ließ er die Empörer, um das letzte Mittel der Güte zu versuchen, durch den General Miloradowitsch, den Gouverneur von Petersburg, zur Unterwerfung auffordern; als sie aber mit Flintenschüssen antworteten und den Gouverneur neben ihm niederstreckten, begann er sofort den Kampf: Kavallerie gegen Kavallerie, Infanterie gegen Infanterie. Ueber eine Stunde schwankte die Waage und bereits lagen Hunderte von Officieren und Soldaten in ihrem Blute; da führte Großfürst Michael sein Artillerieregiment für Nicolaus ins Gefecht, und nun als das Kartätschenfeuer zu wüthen begann, war bald Alles entschieden. „Rette sich, wer kann", hieß es jetzt und in wilder Flucht stäubten die Aufständischen aus einander. Die Wenigsten aber vermochten sich zu retten, und von den Anführern nicht Einer. Man zog sie vielmehr aus ihren Verstecken hervor und sie erlitten entweder den schmählichen Tod durch den Strang oder man schickte sie in die Bergwerke Sibiriens, um sie dort für immer spurlos verschwinden zu lassen.

So stieg Kaiser Nicolaus auf den Thron von Rußland und bald zeigte es sich, daß die Welt noch nie einen gewaltigeren, aber auch noch nie einen absoluteren Autokraten gesehen hatte als ihn. Mit eiserner Hand führte er das Scepter und so lange er lebte, durfte in seinem weiten Reiche sein Wort allein gelten. Freilich besser wurde es dadurch nicht in Rußland, so sklavisch ihm auch seine Beamten, „die Aufseher seiner Unterthanen", gehorchten; denn der Ackerbau blieb im Argen, weil die Leibeigenschaft blieb; der Handel gedieh nicht, weil die Kaufleute dem Alleinherrn gegenüber keine Garantie ihres Eigenthums hatten; die Cultur hob sich nicht, weil alles, was den Geist wecken konnte, noch strenger als früher verboten und verpönt war. Ebensowenig segensreich erwies sich die Wirksamkeit des Kaisers Nicolaus nach Außen, denn obwohl der Einfluß dieses Gewaltsmannes fast in allen Cabinetten Europas überwiegte, so benützte er ihn doch nur dazu, um überall die starre Ordnung des „Von-Gottes-Gnadenthums" herzustellen, und somit feierte unter seinen schützenden Fittichen die Reaction ihre goldensten Tage. Nur allein die Sache der Griechen gewann unendlich viel durch den in Rußland vorgegangenen Thronwechsel, denn Kaiser Nicolaus glaubte sich dazu berufen, das griechische Kreuz gegen den Halbmond zu schützen, und da hierin alle seine Unterthanen mit ihm unbedingt sympathisirten, so war er schon gleich nach seiner Thronbesteigung nahe daran, den Türken den Krieg zu erklären. Weil nun aber ein solcher Krieg ohne allen Zweifel für den Sultan nachtheilig ausgefallen wäre — Rußland hätte sich ganz gewiß wieder in den

Besitz von einem Theile der europäischen Türkei gesetzt, wie es dieß seit einem Jahrhundert her in jedem Türkenkriege that — und weil jede Schwächung der Türkei zu Gunsten Rußlands das Handelsinteresse Englands benachtheiligte, so beeilte sich die englische Regierung, den Herzog von Wellington nach St. Petersburg zu senden, und dieser schloß sofort im April 1826 eine Uebereinkunft mit Kaiser Nicolaus ab, dahin gehend, die Pforte gemeinschaftlich, aber auf friedlichem Wege zum Nachgeben in der griechischen Sache zu bewegen. Dieser Uebereinkunft schloß sich dann das

Nicolaus I.

Jahr darauf, am 6. Juli 1827, auch noch Frankreich an, und es galt als abgemachte Sache, daß Griechenland in derselben Weise, wie die Moldau, Wallachei und Serbien, von der Pforte freigegeben werden müsse.

Unterdessen hatte in Griechenland der Kampf ganz unausgesetzt fortgedauert, und zwar, wie man sich wohl denken kann, mit abwechselndem Glücke. Im allgemeinen aber stand es um die Sache der Unabhängigkeit der Hellenen gar nicht schlecht, besonders auch weil ihre Freunde in Europa — ich brauche bloß die Namen Eynard, Cochrane, Church und Lord Byron

Die Seeschlacht von Navarin.

zu nennen, so werden sich meine Leser des Näheren sogleich erinnern — ihnen immer werkthätigere Hülfe sandten, und gewiß würden die Freiheitskämpfer doch schließlich zum Ziele gelangt sein, wenn nicht anno 1825 durch das Erscheinen eines neuen Feindes wieder alles in Frage gestellt worden wäre. Der türkische Paschah von Egypten, Mehemed Ali, hatte dort schon im Jahr 1811 die Herrschaft der Mameluken durch treulos-hinterlistige Ermordung ihres Beys gestürzt und dafür im Lande der Pharaonen eine Kriegsmacht und Staatsverwaltung nach europäischem Fuße gebildet. An der Herrschaft über Egypten allein aber genügte es ihm nicht, sondern er trachtete darnach, noch verschiedene andere Länder mit seinem Vicekönigreich, das er aber fast wie ein unabhängiger Herrscher regierte, zu vereinigen, und darum, als ihm der Sultan das Paschalik der griechischen Provinzen anbot, falls er sie von den Griechen zurückerobern könne, zauderte er keinen Augenblick, mit beiden Händen zuzugreifen. Sofort schickte er seinen Sohn Ibrahim, einen ebenso kühnen als kriegsgeübten General, mit 20000 Mann wohlgeschulter Truppen auf der vereinten türkisch-egyptischen Flotte nach Griechenland hinüber, und diese Armee, nachdem sie bei Navarin gelandet, bemächtigte sich, unterstützt durch die Uneinigkeit der Griechen, der meisten Plätze der Halbinsel. Ja, wie einst Hannibal Italien, so durchzog nunmehr Ibrahim Paschah den Peloponnes und Morea, und verübte daselbst an den unglücklichen Griechen, an den Weibern und Kindern wie an den Männern, Gräuel, vor deren näherer Bezeichnung die Feder zurückbebt. Tausende wanderten auf die Sklavenmärkte Egyptens, Tausende wälzten sich in Ketten und todtbringenden Gefängnissen, Tausende wurden elendiglich so lange gemartert, bis sie den Geist aufgaben, und so schien im Jahr 1827 die griechische Sache eine gänzlich verlorene.

So war es aber nicht, denn eben jene Gräuel hatten in dem Kaiser Nicolaus den Entschluß zur Reife gebracht, sich des Kreuzes gegen den Halbmond anzunehmen, und daraus war dann weiter die obgenannte Uebereinkunft mit England und Frankreich vom 6. Juli 1827 entstanden. Nachdem nun übrigens diese Uebereinkunft einmal bestand, schickte jede der drei Mächte eine Flotte ins Mittelmeer, die englische unter Codrington, die französische unter de Rigny, die russische unter Van-der-Heydn, und diese drei Admirale wurden angewiesen, von Ibrahim Paschah die alsbaldige Einstellung aller Feindseligkeiten, sowie die Räumung von Morea zu verlangen. Daraufhin segelten dieselben mit ihren Flotten nach dem Seehafen von Navarin, in welchem die egyptisch-türkische Armada, aus zwei und neunzig Kriegsschiffen bestehend, vor Anker lag, und nahmen daselbst eine drohende Stellung ein. Weil aber der stolze Ibrahim erklärte, nur vom Sultan der Türkei Befehle annehmen zu können und überdieß seinen Verheerungen in Morea keinen Einhalt that, beschlossen die Admirale, die zum Glück keine Diplomaten waren, dem Muselmanne eine tüchtige Lection zu ertheilen, und so begann am 20. October 1827 jene berühmte Seeschlacht von Navarin, welche damit endigte, daß, obwohl erst nach furchtbarem Widerstande, fast die ganze türkisch-egyptische Flotte — 3 Linienschiffe, 23 Fregatten und 24 kleinere Kriegsfahrzeuge — vernichtet wurde. Das war doch endlich einmal eine That und zwar eine so kräftige That, daß man hätte meinen sollen, der Sultan der Türkei werde jetzt schleunigst

auf alle Propositionen der europäischen Großmächte eingegangen sein. In seinem furchtbaren Zorn jedoch that er dieß nicht und somit verließen die Gesandten Englands, Frankreichs und Rußlands zugleich Constantinopel. Dieß sah Jedermann als eine Kriegserklärung an; zum Kriege selbst dagegen kam es nur von Seiten Rußlands, da dieses ganz allein einen Vortheil dabei hatte, wenn die Türkei abermalen tüchtig geschwächt und um einige Provinzen geschmälert wurde.

Der Krieg begann übrigens erst im Mai 1828, weil Rußland längere Zeit brauchte, um seine Armeen mobil zu machen; wie er nun aber begann, da konnte man darüber, wer schließlich als Sieger aus demselben hervorgehen werde, unmöglich lange im Zweifel sein, denn die Russen rückten zu gleicher Zeit auf zwei verschiedenen Seiten — von den Donaufürstenthümern gegen den Balkan und Constantinopel, und von Armenien gegen Kars, Erzerum und Trapezunt — in die Türkei ein, und ihre an Zahl überlegenen Armeen wurden von zwei bis jetzt stets siegreich gewesenen Generalen, die erstere von dem tapferen Diebitsch, die zweite von dem kühnen Paskiewitsch befehligt. Dennoch verlor Sultan Mahmud weder den Kopf noch das Herz und volle anderthalb Jahre lang setzte er den Russen energischen Widerstand entgegen. Da aber, als Diebitsch im Hochsommer 1829 bis nach Adrianopel vorgedrungen war, während Paskiewitsch sich nach der Eroberung von Kars und Erzerum den Weg nach Kleinasien eröffnet hatte; da gab er dem Andrängen Englands und Frankreichs, welchen sich Oestreich und Preußen anschlossen, nach und bat Ende August demüthig um Frieden. Diesen gewährte ihm auch Kaiser Nicolaus schon am 14. September, und zwar wie es den Anschein hatte, in der zuvorkommendsten und uneigennützigsten Weise, denn Rußland verlangte außer einer Kriegsentschädigung von zehn Millionen Ducaten nur eine einzige Provinz von Armenien, nebst allen Donauinseln vom Einflusse des Pruth an abwärts, und gab alle sonstigen Eroberungen heraus. Um so drückender waren dagegen die anderen Bedingungen, die nemlich, daß fortan kein russisches Fahrzeug, das vom schwarzen Meer nach dem mittelländischen oder umgekehrt fuhr, unter irgend welchem Vorwande von den Türken untersucht werden dürfe; zweitens die, daß alle russischen Unterthanen künftighin während ihres Aufenthaltes in der Türkei nur allein unter der Gerichtsbarkeit der russischen Gesandten und Consuln, also nicht mehr unter den türkischen Gesetzen zu stehen hätten; und drittens endlich die, daß die Moldau und Wallachei zwar noch einen kleinen Tribut an den Sultan zahlen, in allem übrigen aber ganz unabhängig sein sollten. Gewiß, ich wiederhole es, drei äußerst drückende Bedingungen, da sich Rußland durch dieselben zu einer fast souverainen Macht innerhalb der Türkei, „zu einem Staat im Staate", erhob, auf dieselbe Weise etwa, wie früher die katholische Kirche in Deutschland und verschiedenen andern Ländern!

Durch den Frieden von Adrianopel wurde auch das Schicksal Griechenlands entschieden, denn der Sultan erkannte in demselben den Vertrag, welchen England, Frankreich und Rußland am 6. Juli 1827 geschlossen hatten, an und stimmte sogar dem sogenannten Londoner Protocoll vom 22. März 1829 zu, in welchem jene drei Großmächte die Gränzen des

neuen Griechenlands festsetzten. Damit trat das letztere in die Reihe der sogenannten unabhängigen europäischen Staaten ein; seine „factische" Unabhängigkeit aber hatte es schon das Jahr zuvor errungen. Nachdem nämlich eine zusammenberufene Nationalversammlung den sehr conservativen Capo-d'Istria zum Präsidenten ihrer Republik ernannt hatte, geschah noch einmal eine Aufforderung an Ibrahim Paschah, Morea zu räumen, und als er auch dieser Aufforderung nicht gehorchte, so sandte Frankreich den General Maison mit 14,000 Mann Franzosen, um ihn gewaltsam zu vertreiben. Nun zog der Egyptische Thronerbe ab und von da an schreibt sich die „factische" Unabhängigkeit Griechenlands von der Türkei. Eine Republik blieb es übrigens nur noch kurze Zeit, denn seine Beschützer, die Großmächte, hatten gar keine Freude an republikanischen Einrichtungen und überdies machten es auch die ewigen Fehden unter den verschiedenen Partheihäuptern des jungen, noch keineswegs consolidirten Staates äußerst wünschenswerth, wenn die kräftige Hand eines „Ausländers" die Zügel der Regierung ergriff. Soweit schuf man Griechenland in ein Königreich um und übertrug dessen Krone schon anno 1829 dem Prinzen Leopold von Coburg. Weil aber dieser sie nicht annahm, so erhielt sie drei Jahre später Prinz Otto, ein Sohn des Königs von Baiern, und nun erst, durch die Energie der von ihm mitgebrachten Staatsmänner und Truppen, kam endlich Ruhe und Ordnung in das bisher so viel geplagte Land.

Viertes Kapitel.

Die Julirevolution in Frankreich vom Jahr 1830.

Betrachten wir uns zuerst die Zustände der verschiedenen Staaten Europas in den Jahren, welche der Juli-Revolution unmittelbar vorhergingen.

Die von Rußland kennen wir aus dem letzten Kapitel; nicht so aber die von England, denn so oft auch schon von diesem Staate die Rede war, so geschah es doch immer nur in Beziehung auf seine auswärtigen Verhältnisse. Doch eine sehr kurze Darstellung schon wird genügen, uns auch das innere Getriebe des Staatslebens jener großen Welt- und Seemacht klar zu machen, welche, obgleich eine Insel, dennoch seit langen Jahren einen so außerordentlichen Einfluß auf den Gang der Ereignisse im übrigen Europa ausgeübt hat und immer noch ausübt. England ist bekanntlich eine Monarchie, aber eine solche, in welcher man dem Monarchen so wenig Vorrechte ließ, daß er als nichts gelten kann, denn als Vollstrecker der Gesetze. Die wirkliche Gewalt dagegen ruht im Parlamente, denn dieses „macht" die Gesetze, welche der Monarch zu vollziehen hat, und kann ihn durch seine verantwortlichen Minister sogar „zwingen", dieselben zu vollziehen. Kurz die Constitution, welche sich England gegeben hat, gehört unter die freisinnigsten der Welt und die Engländer sind daher auch ungeheuer stolz auf diese ihre ausgezeichneten Institutionen. Allein umgekehrt

läßt sich durchaus nicht in Abrede ziehen, daß noch jetzt, in unsern Tagen, so manches Gesetz in England existirt, das einem besseren Platz machen muß, und daß namentlich das Wahlrecht ins Parlament noch keineswegs diejenige demokratische Grundlage erhalten hat, welche ihm längst hätte gegeben werden sollen. An noch weit größern Mängeln litt die englische Gesetzgebung und Verfassung zu der Zeit, von der wir sprechen, und einige dieser Mängel waren so drückender Art, daß man sie nicht anders, denn als förmliche Ungerechtigkeiten bezeichnen konnte. So vor allem die bürgerliche Beschränkung der Katholiken, ihre Ausschließung vom Parlament und von allen höheren Staatsämtern, wodurch die Bewohner Irlands zu förmlichen Parias herabgedrückt wurden. So dann die sogenannte Kornbill, oder das Gesetz, welches die Einführung fremden Getreides nur gegen einen außerordentlichen Zoll erlaubte, eine Maßregel, die nur den Vornehmen und Reichen, in deren Händen sich der gesammte Grundbesitz längst vereinigt hatte, zu Gute kam, während der ganze Arbeiterstand der künstlich vertheuerten Brodpreise wegen furchtbar darunter Noth litt. So endlich die gränzenlos mißbräuchliche Zusammensetzung des Parlaments, in welchem das eigentliche Volk damals gar nicht, sondern nur die Bevorrechteten vertreten waren. Die adeligen Burgflecken nämlich, oft kleine, elende, kaum nennenswerthe Nester mit kaum ein paar hundert Einwohnern, durften noch immer, wie in den alten, längst vergangenen Tagen ihren Abgeordneten ins Unterhaus — das Parlament bestand und besteht noch jetzt, wie der Leser ohne Zweifel weiß, aus einem Hause der Lords und Pairs, dem „Oberhause", und aus einem Hause der Volks-Abgeordneten, dem „Unterhause", — wählen, und daß auf eine solche Wahl der meist hochadelige Grundherr einen entscheidenden Einfluß ausübte, versteht sich von selbst; andere Orte dagegen, welche im Verlaufe der Zeit neu entstanden oder zu mächtigen Städten herangewachsen waren, besaßen im Parlamente entweder gar keine oder doch nur eine unverhältnißmäßig geringfügige Vertretung und, was noch schlimmer war, von der Bevölkerung dieser Städte besaß ein sehr überwiegender Theil, der Fabrikarbeiterstand, nicht einmal das Wahlrecht. All' diese großen Uebelstände nun traten während der langen Kriegszeit mit Napoleon und dem Festlande so ziemlich in den Hintergrund; aber als nun der Frieden kam und die dem Volke aufgelegten Lasten der ungeheuer vermehrten Staatsschuld wegen sich doch nicht minderten, fingen die Gedrückten an nachzudenken und ihre Wortführer verlangten sofort: Abstellung der Mißbräuche und Mängel in der Gesetzgebung. Doch das ist eben das Ausgezeichnete eines constitutionell regierten Staates, daß das Volk in einem solchen nicht nöthig hat, eine Revolution anzufangen, um seinen Willen durchzusetzen, sondern daß es viel sicherer, wenn auch langsamer, auf friedlichem Wege, durch die gewaltigen Hebel der Presse, der Versammlungen und der Wahlen zu seinem Zwecke gelangen kann, und diesen friedlichen Weg betrat nun auch das englische Volk. Bald schied sich in Folge dessen das ganze Land in zwei große Partheien, in die der sogenannten Tories, das ist der Conservativen und Reactionären, zu denen natürlich alle Bevorrechteten, also der ganze hohe Adel und staatskirchliche Clerus, gehörten, und in die der Whigs oder Freisinnigen, welche Parlamentsreform, Katholikenemancipation und Aufhebung oder doch Modi-

fication der Kornbill auf ihre Fahnen schrieben, und sofort begann der große Kampf. Doch wird man mir zumuthen die verschiedenen Phasen und Stadien dieses Kampfes in allen ihren Einzelnheiten zu schildern? Soll ich auseinandersetzen, wie zuerst Lord Castlereagh, „der Freund Metternichs", mit der ganzen Kraft der Toryparthei, deren Haupt er war, dem Willen der Volksparthei entgegentrat, aber nur um damit zu endigen, daß er sich in der Verzweiflung am 12. August 1822 mit einem Federmesser selbst den Hals abschnitt? Soll ich erzählen, wie dann unter Castlereagh's Nachfolger, dem berühmten George Canning, ein vollständiger Wendepunkt in der englischen Politik, in der innern, wie in der äußern, eintrat und wie heldenmüthig er die Whigs gegen die stolze englische Aristokratie ins Feld führte? Soll ich endlich darüber berichten, wie nach Canning's im August 1827 erfolgten Tod zwar allerdings wieder ein reines Toryministerium unter dem Präsidium Lord Wellington's ans Ruder kam, wie aber selbst der „eiserne Herzog" es nicht wagte, der öffentlichen Meinung länger zu trotzen, und selbst ein Gesetz einbrachte, welches die Emancipation der Katholiken Irlands aussprach? Ich glaube, der Leser wird dies nicht verlangen, und somit genüge es an den so eben gegebenen Umrissen; sollte aber der Eine oder der Andere begierig sein, sich mit dem ganzen Gang der englischen Reformbewegung bekannt zu machen, so wird er am besten thun, eine englische Specialgeschichte zur Hand zu nehmen und dort das Nöthige nachzulesen.

Ebenso kurz wie oben über England könnte ich, bei der Frage nach seinen inneren und äußeren Zuständen in den Jahren unmittelbar vor der Juni-Revolution, auch über Deutschland hinweggehen, denn was Oesterreich anbelangt, so handelte es sich unter der Metternich'schen Oberleitung, um nichts als die consequenteste Durchführung der Reactionsgrundsätze, und Preußen, das wegen des Königs Friedrich Wilhelm IV. überaus friedfertiger und vorsichtiger Natur auf jede selbstständige Rolle verzichtet zu haben schien, ging ihm dabei Schritt für Schritt nach. Die kleinen Staaten aber, nun diese mußten sich durch das Organ Metternich's, den Bundestag, ob sie nun wollten oder nicht, die Metternich'schen Grundsätze ebenfalls einimpfen lassen und wenn je einmal in den Ständekammern ein freisinniger Beschluß durchging, so ward er sofort durch den Bund wieder annullirt. Mit einem Worte, man fuhr in Deutschland bis zum Jahre 1830 fort, den Karlsbader Beschlüssen gemäß zu regieren und die einzige nennenswerthe That, die nach etwas Besseren hinstrebte, war die Gründung oder vielmehr „der Anfang" der Gründung des Zollvereins, welchen Württemberg und Baiern durch einen anno 1827 abgeschlossenen Handelsvertrag „anbahnten", der aber erst in den Jahren 1833 bis 1836 mit Preußen an der Spitze wirklich zu Stande kam.

Ganz anders sollten sich die Dinge in Frankreich gestalten. Nachdem nämlich dort am 16. September 1824 Ludwig XVIII. das Zeitliche gesegnet und für ihn sein Bruder, der Graf von Artois, dessen Denk- und Handlungsweise der Leser längst kennt, unter dem Namen Karl X. die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mußte es Jedermann bald klar werden, daß die Regierung auf nichts anderes ausgehe, als die Zustände, wie sie vor dem Jahre 1789 bestanden, wieder aus dem Grabe heraufzubeschwören.

Zu dem Ende mußte Karls X. ältester Sohn, der Herzog von Angoulême, den Titel „Dauphin" annehmen und zu dem Ende ließ Karl X. selbst sich in Rheims zum Könige salben. Zu dem Ende wurde der Jesuitenorden wieder eingeführt, um das geistige Leben der Nation zu überwachen, und zu dem Ende erließ man das Sacrilegiengesetz, welches auf die Entweihung kirchlicher Gegenstände die furchtbarsten Strafen setzte. Zu dem Ende beschäftigte man sich von oben herab mit nichts eifriger, als mit Missionen und Processionen, und zu dem Ende ward die Geistlichkeit instruirt, in allen ihren Predigten gegen die Revolution und Napoleon zu wüthen. Der geistige Druck war also ein ungeheurer; aber nicht zufrieden damit, fügte man einen womöglich noch ungeheureren materiellen hinzu, indem man die Schuldenlast Frankreichs und mit ihr die Besteuerung des Volks ins Großartige vermehrte. Die Ausgaben des Hofs nämlich waren ungeheuer und noch toller trieb man es mit der Verschleuderung der Staatsgelder an die begünstigtsten aristokratischen Familien. Dazu kamen die 700 Millionen Franken, welche man den Verbündeten als Kriegskostenentschädigung hatte zahlen müssen, und um endlich der Sache die Krone aufzusetzen, verwilligte man dem Adel wegen seiner Verluste, die er in der Revolutionszeit erlitten, eine Entschädigung von 1000, sage tausend Millionen Franken. Kurz, es war eine Wirthschaft, wie Frankreich noch nicht leicht eine gesehen hatte, und da die servile Mehrheit der Kammer — in Folge des bereits besprochenen Wahlgesetzes war eine solche Mehrheit mit Leichtigkeit durchzusetzen gewesen — alles bewilligte, was man von ihr haben wollte, so schienen diese bedauernswerthen Zustände für immer andauern zu sollen.

Daß nun übrigens eine solche Regierungsweise die öffentliche Meinung von fast ganz Frankreich gegen sich habe, so wie auch daß die französische Nation den König nebst seinem ganzen Hause anfing recht gründlich zu hassen und zu verachten, darüber hätte sich Karl X. unmöglich täuschen können, wenn es ihm nur beliebt haben würde, die Augen ein ganz klein wenig aufzumachen. Er hätte nur z. B. dem Leichenbegängniß des Generals Foy, der unter den Rednern der liberalen Parthei in der Kammer immer in vorderster Linie stand und dessen Sarg daher über 100,000 Menschen folgten, zusehen dürfen, oder dem Jubelempfang, den man dem alten Nationalgarde-Veteran Lafayette in allen Städten, durch die er anno 1828 bei einer Reise im Süden Frankreichs kam, angedeihen ließ. Aber Karl X. wollte weder sehen noch hören, und selbst als die Pariser Nationalgarde bei einer Heerschau, welche der König über sie hielt, statt in ein lautes: „Vive le roi", in den einstimmigen Ruf: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!" ausbrach, selbst da kam der verblendete Monarch nicht zur Besinnung, sondern er beeilte sich vielmehr das Uebel noch ärger zu machen, indem er sofort die Nationalgarde auflöste.

Die Neuwahlen vom Jahre 1829 hatten verschiedene sehr liberale Abgeordnete in die Deputirtenkammer gebracht und diese erhoben alsbald eine starke Opposition gegen das Ministerium, welche im ganzen Lande freudig wiederhallte. Um nun dieser Opposition die Spitze abzubrechen, wollte der Premierminister Martignac, der ein anerkannt royalistisch denkender Mann war, einige wenige liberale Concessionen machen, und dieser Schritt wäre ein sehr kluger gewesen, weil man dann hoffen durfte,

mit den übrigen Vorschlägen und Anforderungen an die Kammer um so leichter durchzudringen. Allein Karl X., der von Concessionen nichts wissen wollte, entließ sofort am 8. August 1829 das bisherige Ministerium als ein „zu liberales", und berief dagegen lauter ultraroyalistische, die Verfassung für einen Hemmschuh haltende, und darum auch allgemein verhaßte Männer, wie den Fürsten Julius von Polignac, seinen eigenen natürlichen Sohn, den General Bourmont, den man wegen seines Verhaltens in der Schlacht bei Waterloo allgemein „den Verräther" hieß, den Grafen Peyronnet, einen früheren Genossen des extremen Villèle und den fanatischen La Bourdonnaye, in seinen Rath. Ein Schrei der Entrüstung ging durchs ganze Land, als man die Namen der neuen Minister erfuhr, und die Presse sowohl, als die freimüthigen Abgeordneten in der Kammer, gaben dieser Entrüstung einen energischen Ausdruck. Ja, es gelang den letzteren sogar, eine Adresse an den König, worin es hieß, „daß das so überaus nothwendige Zusammenwirken der politischen Ansichten der Regierung mit den Wünschen des Volks leider nicht vorhanden sei", mit 221 gegen 181 Stimmen durchzusetzen und so das neue Ministerium gleich zum Anfang mit einem vollständigen Mißtrauensvotum zu begrüßen! Dieses aber war natürlich alsbald mit der Antwort parat und löste im Mai 1830 die Deputirtenkammer auf, indem es mit Sicherheit darauf zählte, in die neue Kammer lauter willfährige Subjecte zu bekommen. Auch hatte diese „Sicherheit" etwas für sich, denn einmal nahm sich das Ministerium vor, alle Hebel der Gewalt, der Bestechung, der Drohung und der Willkühr in Bewegung zu setzen, um ein für die Regierung günstiges Resultat zu erzielen, und zum anderen hatte es noch ein Extra-Mittel ausfindig gemacht, welches seine Wirkung auf die Franzosen noch nie verfehlte, ich meine das Mittel des Kriegsruhms.

Schon seit längerer Zeit nämlich bestanden zwischen Frankreich und dem Dey des Raubstaates Algier Mißhelligkeiten von ziemlich ernster Natur, denn der Dey hatte sich anno 1828 bei einer Festlichkeit an dem französischen Generalconsul persönlich vergriffen und bis jetzt jede Genugthuung verweigert. Diese Gelegenheit ergriff nun Fürst Polignac und erklärte dem Dey am 20. April 1830 frischweg den Krieg, hoffend, durch die Begeisterung, in welche Frankreich über einen gewonnenen Sieg gerathen würde, das Volk auf seine Seite zu bringen. Eine große französische Flotte sammelte sich sofort in Toulon und am 16. Mai, am Tage der Kammerauflösung, begann man mit der Einschiffung der Truppen, welche, 38,000 Mann stark, vom Kriegsminister General Bourmont selbst befehligt wurden. Am 14. Juni landeten die Franzosen in der Bai von Sidi-Ferruch und am 4. Juli unternahmen sie einen Hauptsturm auf Algier. Den Tag darauf aber, am 5. Juli, wehte bereits die weiße Fahne der Bourbonen auf den Thürmen der Stadt und der Dey hatte sich mit allem, was er besaß — mit 1500 Kanonen, 70 Kriegsschiffen, 80 Millionen Franken Baargeld und dem ganzen Harem — gefangen geben müssen.

Das war doch gewiß ein großartiger Erfolg und Polignac glaubte deßhalb auch, daß die französische Nation sich im Genusse des Ruhmes ihrer siegreichen Armee berauschen würde. Allein merkwürdig, die Franzosen blieben kalt und nahmen kaum Theil an den Festen, welche von der

Regierung zu Ehren der großen Eroberung veranstaltet wurden. Ja noch mehr, die Zuschauer pfiffen den wegen seiner Großthat zum Marschall beförderten General Bourmont bei seinem Einzug in Paris aus, ohne Zweifel zur Erinnerung an seine bei Waterloo bewiesene verrätherische Feigheit, und diese schmachvolle Behandlung des Mannes fand in ganz Frankreich ein begeistertes Echo. Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, wie die Wahlen in die Deputirtenkammer ausfielen; sie ergaben eine Zahl von hundertfünfundvierzig für und von zweihundertundzweiundsiebzig gegen die Regierung. Trotzdem dachte Karl X. nicht einen Augenblick lang daran, das verhaßte Ministerium zu entlassen, sondern er beschloß vielmehr, auf den Rath des letzteren, ohne die Kammer zu regieren und, gestützt auf die Armee, der öffentlichen Meinung von ganz Frankreich, Trotz zu bieten. Am 25. Juli 1830 versammelte er also seine Minister in St. Cloud um sich und am Morgen des 26. erschienen im Moniteur jene berüchtigten drei Ordonnanzen, deren Zweck dahin ging, die ganze Verfassung illusorisch zu machen, die aber vom Schicksal dazu bestimmt waren, dem Könige und seinem ganzen Hause den politischen Tod zu bringen. Die erste Ordonnanz vernichtete die Freiheit der Presse vollständig, denn es sollte fortan jedes Journal unterdrückt werden, welches mit dem Willen der Regierung irgend im Widerspruch stand; die zweite Ordonnanz sprach die Auflösung der neu gewählten Kammer aus, noch ehe diese auch nur eine einzige Sitzung gehalten hatte, und die dritte Ordonnanz annullirte das bisherige Wahlgesetz, um ein noch illiberaleres, nach welchem die Bildung der Wahllisten ganz allein den Königlichen Verwaltungsbeamten übertragen wurde, an seine Stelle zu setzen.

Sofort nach dem Erscheinen der Ordonnanzen versammelten sich die Eigenthümer, Redacteure und Mitarbeiter der freisinnigen Journale auf dem Büreau des „National" und entwarfen daselbst unter dem Vorsitz des nachher so berühmt gewordenen Thiers eine energische Protestation, welche die Gesetzwidrigkeit der drei Ordonnanzen und die Pflicht, sich ihnen zu widersetzen, klar auseinandersetzte; diese Protestation aber ließen sie über Nacht in allen ihren Journalen abdrucken und am frühen Morgen des 27. in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiten. Natürlich bildeten sich nun kleine Gruppen, welche sich das Schriftstück vorlesen ließen, und aus den Gruppen wurden in kurzem Haufen, aus den Haufen Massen. Gleich darauf drang die Polizei, vom Militär unterstützt, in die Druckereien der liberalen Journale und versiegelte oder zerstörte dieselben. Dies hatte zur Folge, daß die auf einmal brodlos gewordenen Setzer und Drucker sich in die Straßen stürzten und laut schrieen: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Ministern!" So wie aber nun Einer eine dreifarbige Fahne, die bekanntlich bei Zuchthausstrafe verpönt war, zu schwingen begann, da bemächtigte sich der Umstehenden eine solche Begeisterung, daß alsbald der Ruf: „Zu den Waffen" ertönte. Nun war der Aufstand da, denn augenblicklich warf sich das Volk in die Magazine der Schwerdtfeger und Büchsenmacher und begann noch am Abend den gewaltsamen Widerstand gegen die Polizei und die Linie. Doch war es noch kein eigentlicher Straßenkampf, sondern mehr nur ein vereinzeltes Plänkeln verschiedener Rotten, und Fürst Polignac log also keineswegs, als er an diesem Tage dem König

berichtete, der Widerstand gegen die Ordonnanzen sei von gar keiner größeren Bedeutung.

König Karl X. legte sich also ganz ruhig schlafen, nachdem er seine gewöhnliche Whistpartie gemacht; das Volk von Paris dagegen benutzte die Nacht dazu, um von allüberallher Waffen herbeizuschleppen und sich unter bewährte, wenn auch oft noch sehr junge Führer zu stellen, zugleich auch um Barrikaden zu errichten, und als daher der zum Oberbefehlshaber der Königlichen Truppen ernannte Marschall Marmont am 28. in der

Ludwig Philipp von Frankreich.

Frühe die Straßen zu säubern sich anschickte, fand er einen Widerstand, den er Tags zuvor noch für unmöglich gehalten hätte. Der Haß gegen die Bourbonen, die so viel Schmach und Elend über Frankreich gebracht, machte sich endlich Luft und alle Stände, vorzüglich aber die der Arbeiter, Polytechniker und Studenten, welche alle drei an Begeisterung, Tapferkeit und Ausdauer mit einander wetteiferten, nahmen an dem Kampfe Theil. Am erbittertsten übrigens benahmen sich die Frauen, denn nicht blos warfen sie Steine oder gossen sie siedendes Wasser auf die Soldaten

herab, sondern sie brachten auch mitten durch den dichtesten Kugelregen ihren auf den Barrikaden stehenden Männern oder Brüdern Nahrung und Trank, nebst Pulver und Blei, und blieben, aller Gefahr zum Trotz, bei den Verwundeten, sie zu verbinden und zu erquicken. So konnte es nicht fehlen, daß der Sieg sich gegen das Ende des langen Kampftages auf die Seite der Pariser neigte, und als nun in der Nacht vom 28. auf den 29. gar noch zwei Linienregimenter zu ihnen übergingen, so war die Sache so gut als entschieden. Deßwegen fand aber doch auch noch am 29. ein heftiger Kampf statt, der übrigens bald damit endigte, daß die Aufständischen das Rathhaus, das Louvre und die Tuilerien stürmten und den Rest der Truppen aus Paris hinausjagten.

Nunmehr wollte Karl X. einlenken und sandte von St. Cloud aus die Botschaft nach Paris, daß er die Ordonnanzen zurückzunehmen und ein liberales Ministerium zu ernennen bereit sei. Auch versprach er aufs Feierlichste, daß er von nun an ganz der Constitution gemäß regieren und nie mehr vom rechten Wege abirren werde; allein die Pariser waren so klug einzusehen, daß Charactere, wie Karl X., derlei Versprechungen fast immer nur so lange halten, als sie nicht anders können, und gingen auf keinen Vergleich ein. Bereits nämlich am frühen Morgen des 29. Juli hatte sich auf dem Rathhaus eine Art von provisorischer Regierung gebildet und der durch seine freisinnige Denkungsweise allbeliebte General Lafayette war an die Spitze der Nationalgarde getreten, die plötzlich aus eigenem Antriebe wiedererstand. Lafayette aber mit seinen Leuten, sowie die Arbeiter mit ihrer provisorischen Regierung, und endlich die Deputirtenkammer, welche sich nun schnellstens constituirte, erklärten einstimmig, daß Karl X. mit seinem ganzen Hause des Thrones unfähig sei, und man wurde sofort einig über eine Proclamation, die mit den Worten begann: „Karl X. hat aufgehört über Frankreich zu regieren." Doch — was nun? Es gab zwei Partheien, die der Arbeiter und die des besseren Bürgerstandes. Die erstere wollte die Republik proclamiren; die letztere aber, zu der die gesammte Nationalgarde, die Mehrheit der Abgeordnetenkammer, und vor allem Lafayette mit seinem Freunde Lafitte, einem eben so reichen als freisinnigen und hochangesehenen Banquier gehörten, war für eine constitutionelle Monarchie mit dem Herzog von Orleans an der Spitze, und dazu kam es auch.

Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, der älteste Sohn des berüchtigten „Egalité", war das Haupt der jüngeren Bourbonenlinie, und also mit Karl X. nahe verwandt. Dessenungeachtet hielt er sich, durch die Erfahrungen eines langen Exils klug gemacht, fern vom Hofe und erwarb sich dadurch unter den Bürgern eine gewisse Popularität, die er trefflich auszubeuten verstand. Die Deputirtenkammer ging daher alsbald auf den Antrag Lafitte's ein, dem „Bürgerherzoge" — nachher hieß er der „Bürgerkönig" — einstweilen die Generalstatthalterschaft Frankreichs zu übertragen und es wurden sofort Eilboten an ihn abgesandt, um ihn von Neuilly, wo er sich nicht ohne Absicht gerade aufhielt, herbeizuholen. Schon am 30. Juli kam er an und gleich am anderen Morgen erließ er eine Proclamation, worin er die ihm übertragene Stelle annahm und zugleich erklärte, mit Freuden die „Tricolore", unter der er im Anfang der Revolution gefochten, wieder

aufzupflanzen. Nun ging es in großem Zuge, der Herzog zu Pferd voran und hintendrein die Deputirtenkammer, vom Palais Royal nach dem Stadthause, das die bewaffneten Pariser besetzt hielten. Hier stand Lafayette auf der Treppe und drückte dem ankommenden Herzoge die Hand; dieser aber umarmte den General, als wäre er seinesgleichen, und begeistert schrie die Menge: „Es lebe Lafayette! Es lebe der Herzog von Orleans!"

Inzwischen war Karl X., der sich im Unglück eben so feige und rathlos, wie früher im Glücke übermüthig und tyrannisch zeigte, mit dem ganzen Hofe und begleitet von seiner Garde nebst den anderen ihm treu gebliebenen Truppen, zusammen wohl 12,000 Mann, von St. Cloud nach Trianon und von da nach Rambouillet gezogen; aber nicht einen Augenblick lang dachte er an ernste Gegenwehr, sondern im Gegentheil erklärte er schon am 2. August, zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, abdanken zu wollen, und that dies seinem Vetter, dem Generalstatthalter, kund. Letzterer, in der Verstellungskunst höchlich gewandt, schrieb dem Könige zurück, daß er für seine Person ganz damit einverstanden sei; zugleich jedoch meldete er ihm, daß 60,000 bewaffnete Pariser im Anzug gegen Rambouillet seien und daß dieselben im Sinn hätten, mit der ganzen Königlichen Familie „aufzuräumen". Diese Schreckensnachricht wirkte und alsbald entschloß sich der arme, so tief gedemüthigte Monarch nach England zu entfliehen. Auch führte er diesen Entschluß sogleich aus und schiffte sich mit seiner ganzen Familie in Cherbourg nach Cowes ein, wo er auch glücklich ankam. Von dort zog er nach Edinburgh, dessen altes schottisches Königsschloß ihm die englische Regierung anwies; allein schon nach zwei Jahren siedelte er nach Görz in Böhmen über, wo er am 6. November 1836 neunundsiebzig Jahre alt starb. Acht Jahre später folgte ihm auch sein Sohn, der Herzog von Angoulême, im Tode nach; sein Enkel jedoch, der Herzog von Bordeaux, oder, wie er sich lieber nennt, der Graf von Chambord, lebt noch und hofft noch immer, daß ihn die Franzosen dereinstens wieder auf den Thron seiner Väter setzen werden.

Mit der Flucht Karls X. hatte die Revolution vollständig gesiegt und Ludwig Philipp, schlau wie er war, versäumte es nun natürlich nicht, die Umstände so auszubeuten, daß ihm der Königsthron nicht entgehen konnte. Die große Parthei der Constitutionellen hatte er ohnehin für sich und es blieb also nur der Widerstand der Republikanisch-Gesinnten zu besiegen. Dies aber fiel ihm nicht allzuschwer, denn sie sahen ein, daß Frankreich, wenn es sich zur Republik mache, nothwendig in einen Krieg mit den großen Mächten Europas gerathen müßte, und überdies versprach ihnen ja der Bürgerherzog, die Verfassung so zu ändern, daß Frankreich nur der Form nach eine Monarchie bleibe, in der Wirklichkeit aber aller Freiheiten einer Republik theilhaftig werde. Auf dieses Versprechen hin wählten ihn die Kammern am 7. August zum Könige von Frankreich, und am 9. beschwor er feierlichst die inzwischen im liberalen Sinn abgeänderte Charte. „Das ist die beste der Republiken," rief nun Lafayette auf die Brust Ludwig Philipp's, „seines Freundes", deutend, und jubelnd schrie das Volk: „Vivat! Es lebe der Bürgerkönig!"

Also endete die berühmte Julirevolution in Frankreich, und ihr Resultat blieb merkwürdiger Weise ein von den übrigen Mächten Europas, sogar

von der heiligen Allianz, ganz unbelästigtes. Obwohl nämlich die Mitglieder der letzteren geschworen hatten, die Revolution allüberall, wo sie sich zeige, mit Gewalt niederzuschlagen, so mochten sie doch denken, daß es etwas schwerer sein möchte, den Absolutismus in Frankreich wieder einzuführen, als in dem kleinen Piemont oder Neapel, und überdem ließ ihnen der neu creirte König durch seine Gesandten unter der Hand die Versicherung zukommen, daß er innerlich ganz ausnehmend conservativ-monarchisch gesinnt sei, ja, daß er sich nur auf den französischen Thron gesetzt habe, um die Republik mit ihren schlimmen Extravaganzen nicht aufkommen zu lassen. Warum sollten sie also Krieg mit ihm anfangen? Sie thaten es nicht, sondern umgekehrt, sie erkannten ihn an, die Großen wie die Kleinen, den Herzog von Modena allein ausgenommen, der das Thronbesteigungs-Anzeigeschreiben des Bürgerkönigs „uneröffnet" zurücksandte mit der Bemerkung, mit einem Revolutionär und Usurpator nie in Unterhandlung treten zu wollen.

Fünftes Kapitel.

Die Revolutionsrundreise durch Europa und die große Rückwärtsbewegung.

Den Anfang des großen Revolutionsreigens machte Belgien, welches, wie dem Leser bekannt, der Wiener Congreß mit Holland vereinigt hatte, obwohl die Holländer mit den Belgiern in Sitte, Religion, Sprache und Abstammung total contrastirten. Das konnte in die Länge kein Gut thun und noch weniger that es gut, daß König Wilhelm I. das neu erworbene Land fast wie eine eroberte Provinz behandelte. Die meisten Aemter nämlich, besonders die besseren und höheren, wurden mit Holländern besetzt, und an den Gerichtshöfen galt nur die holländische Sprache, welche die Belgier gar nicht verstanden. Dazu kam eine übertriebene Steuerlast, da man Belgien zur Mitleidenschaft an der ungeheuren holländischen Staatsschuld beizog; dann die Aufhebung der Geschworenengerichte, für alle politischen Vergehen; weiter die gewaltsame Unterdrückung der freisinnigen Journale, deren Redacteure man ohne allen gesetzlichen Spruch einkerkerte; endlich der Mangel an Frieden mit der katholischen Geistlichkeit, welche dann umgekehrt ihrerseits so weit ging, ganz offen die Frage zu discutiren, ob ein ketzerischer König befähigt sei, über gute Katholiken zu regieren. An Zündstoff zu einer Revolution fehlte es also nicht und man kann sich nun denken, mit welchem Jubelruf die Nachricht von den Pariser Julitagen in ganz Belgien, besonders aber in Brüssel, dem „Klein-Paris", aufgenommen wurde.

Zu einem eigentlichen Aufstand jedoch kam es dessenungeachtet im Anfang nicht, sondern nur zu einem Crawalle oder Auflauf, den das geringere Volk Nachts nach Beendigung der Oper „die Stumme von Portici" in

Brüssel unter großem Halloh und mit Verübung verschiedener Gewaltthätigkeiten in Scene setzte, der aber von der bewaffneten Bürgergarde mit Leichtigkeit gedämpft wurde. Dagegen sahen nun auch die „besseren Bürger" ein, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt gekommen sei, in Belgien andere Zustände herbeizuführen, und es schickten sofort die Gemeindecollegien von Brüssel, Lüttich, Gent und wie die größeren Städte sonst hießen, Deputationen nach dem Haag, um den König zu bewegen, daß er Belgien eine getrennte Gesetzgebung und Verwaltung gewähre. An einen Wechsel der Dynastie dachten also die Belgier damals noch durchaus nicht, und wenn der König diese billige Forderung gewährt hätte, so würde es ohne Zweifel zu nichts weiterem gekommen sein. Als jedoch der Monarch nicht nur nichts gewährte, sondern im September 1830 eine Armee gegen Brüssel schickte, um mit der Züchtigung dieser Stadt den Anfang zu machen, so begannen die Brüsseler unter der Leitung eines schnellstens eingesetzten „Belgischen Centralausschusses" sich auf einen würdigen Empfang der Truppen vorzubereiten, und zugleich erhielten sie von anderen belgischen Städten, besonders von Lüttich, so starke Zuzüge, daß sie dem bevorstehenden Kampfe getrost entgegensehen konnten. Dieser begann am 23. September und vier Tage lang wurde mit abwechselndem Glück gefochten. Am 26. September jedoch entschied sich der Sieg vollständig für die Aufständischen und die Holländer sahen sich genöthigt, nachdem sie fast die Hälfte ihrer Leute verloren hatten, in der kommenden Nacht abzuziehen. Jetzt wurde die Bewegung allgemeiner und nach wenigen Tagen schon besaßen die Holländer nur noch die festen Plätze von Antwerpen, Mastricht und Venloo. Ja sogar in Antwerpen brach ein Aufstand aus, trotz der starken holländischen Besatzung, und selbst dann, als der Commandant der Citadelle, General Chassé, zur Strafe hierfür die Stadt sieben Stunden lang so furchtbar bombardirte, daß über zweihundert Häuser zusammengeschossen wurden und der Schaden bis auf 60 Millionen Gulden stieg, selbst dann gab man nicht nach. Im Gegentheil wurden die Antwerpener nur immer erbitterter, so wie auch die übrigen Belgier, und einstimmig verlangte jetzt das ganze Volk: „Vollständige Lostrennung von Holland." Auch ward sofort von dem Centralausschuß in Brüssel eine Nationalversammlung einberufen, um dem befreiten Vaterlande eine Verfassung zu geben und vor allem eine provisorische Regierung einzusetzen.

Nunmehr wandte sich der König der Niederlande an die Großmächte der heiligen Allianz, von ihnen die Wiederunterwerfung Belgiens verlangend, und sicherlich würden dieselben bewaffnet eingeschritten sein, wenn die Belgier sich „vor" der Julirevolution von Holland losgerissen hätten. So aber, wie die Dinge jetzt standen, war davon keine Rede, denn man hätte ja sonst befürchten müssen, daß die republikanische Parthei in Frankreich sich der Belgier annehmen und damit einen allgemeinen Krieg hervorrufen würde. Demnach traten die Minister der fünf Großmächte zu einer Conferenz in London zusammen, und erklärten sich mit der Unabhängigkeit Belgiens einverstanden. Ja, als nun die belgische Nationalversammlung bei der Berathung über die Verfassung und Regierungsform sich statt für die Republik, für die constitutionelle Monarchie entschied, so waren die Cabinette von Wien, Berlin und St. Petersburg herzlich froh,

wenigstens das monarchische Princip gerettet zu haben, und genehmigten sofort, in Verbindung mit England und Frankreich, die Wahl des Prinzen Leopold von Coburg zum König von Belgien. Dies geschah am 4. Juni 1831 und am 21. Juni hielt der neue König seinen feierlichen Einzug in Brüssel.

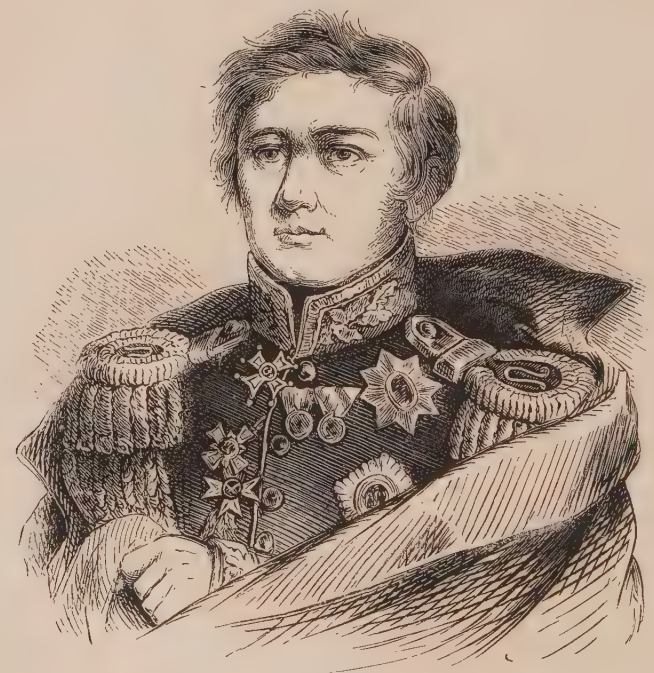
Von weit geringerer Bedeutung waren die Unruhen, welche in Folge der Julirevolution in Italien entstanden, und ohnehin war ihr Ende ein ganz anderes, als das der belgischen Revolution. Ueberdem brach die Revolution diesmal nicht, wie früher, in Neapel und Piemont los, sondern vielmehr in den kleineren Mittelstaaten, in Parma, Modena, Toskana und dem Kirchenstaat, indem in diesen Vieren das tiefverhaßte Regiment auf so schwachen Füßen stand, daß ein Aufstand unmöglich fehl schlagen konnte. Man begann in Modena, dessen Regent, Herzog Franz IV. wegen seines Despotismus gar keinen Halt im Volke hatte, und richtig, kaum revoltirten am 3. Februar 1831 die Carbonaris, nur einige hundert Mann stark, so entfloh der Herzog über Hals und Kopf nach Mantua. Nun kam die Reihe an Parma und dann an Bologna, das ist an den Kirchenstaat, wo so eben, am 2. Februar, an die Stelle des verstorbenen Pius VIII., Gregor XVI., ein so unduldsamer, hartherziger und fanatischer Priester, als je Einer, auf den Stuhl Petri erhoben worden war. Auch hier gelang die Bewegung vollkommen und außer Rom erklärten sich alle Städte des päbstlichen Gebietes gegen die weltliche Herrschaft des Pabstes. Natürlich wurden nun provisorische Regierungen errichtet und es begannen sofort die Berathungen über die Constitution, die man sich geben wolle. Die Freude sollte aber nur eine kurze sein, denn Oesterreich setzte augenblicklich ein Corps von 30,000 Mann unter dem General Frimont in Bewegung, um dem Revolutionsschwindel sofort ein Ende und so dessen Vordringen nach Mailand oder Venedig unmöglich zu machen. Hierauf waren die Aufständischen nicht gefaßt; ja sie hatten eine Einmischung Oesterreichs diesmal für unmöglich gehalten, weil Frankreich dieselbe nicht zugeben würde. Auch wollte Lafitte, der damalige Premierminister Ludwig Philipp's, die Intervention durchaus nicht dulden und machte sogar Miene, einen Kriegsfall daraus zu machen; allein der Bürgerkönig selbst war ganz anderer Ansicht und entfernte lieber den Mann, der ihn zum König gemacht hatte, von seinem Posten, als daß er dem Fürsten Metternich Trotz zu bieten gewagt hätte. Somit rückten die Oesterreicher, da alle anderen Mächte mit ihrem Verfahren einverstanden waren, ganz rücksichtslos vor und am 25. Februar war Parma, am 5. März Modena, am 20. März Bologna und am 29. März Ancona von ihnen besetzt. Die Insurgentenanführer aber ließen die rückgekehrten Herrscher entweder hinrichten oder schleppten sie die Oesterreicher nach Venedig, um ihnen in den Bleikammern Muse zum Nachdenken zu geben, und so hatten alle Träume von der Einheit und Freiheit Italiens vorerst wieder ein schmähliches Ende genommen.

Ganz anders als die Italiener traten die Polen auf, allein trotz ihrem Muthe und trotz ihrer Aufopferung war das Resultat am Ende dasselbe, und so glaube ich am besten zu thun, wenn ich so kurz als möglich über die traurige Tragödie berichte. Aus Erbitterung über den Verlust ihrer Unabhängigkeit hatten sich in Polen längst geheime Gesellschaften gebildet und diese verschmolzen sich nach der Julirevolution in den „Befreiungs-

bund", welcher, nachdem ihm nicht wenige Officiere, Adelige, Studenten und andere Elemente beigetreten waren, im November 1830 den Zeitpunkt zum Losschlagen gekommen glaubte. Der Plan war, am 29. November Abends, nachdem ein angezündetes Haus das Zeichen gegeben, auf drei Punkten Warschaus zugleich den Kampf mit den Russen zu beginnen, vor allem aber des Kaisers Nicolaus Bruder, den Großfürsten Constantin, den Vicekönig von Polen, zu ermorden und dadurch Verwirrung in die Reihen der Feinde zu bringen. Im Anfang nun schien es, als ob das ganze Unternehmen fehlschlagen sollte, denn einmal konnte das Zeichen zum Losschlagen nicht deutlich genug gegeben werden, weil das anzuzündende Haus nicht brennen wollte; zum zweiten gelang es dem Großfürsten sich zu retten, ehe die Mörder sein Zimmer erreichten und zum dritten endlich ging das polnische Garderegiment, auf das man gerechnet hatte, nicht zu den Insurgenten über. Als dagegen noch in der Nacht alle übrigen polnischen Regimenter sich für den Befreiungsbund erklärten und als es dann gelang, das Zeughaus zu stürmen, wodurch vierzigtausend Bürger Waffen erhielten, da sah der Großfurst Constantin ein, daß er sich mit seinen wenigen russischen Soldaten, im Ganzen nicht viel über 7000 Mann, gegen die mit riesiger Schnelligkeit um sich greifende Insurrection unmöglich halten könne, und somit beeilte er sich, nicht blos die Stadt Warschau zu räumen, sondern sich bis über die polnische Gränze ins Russische hinein zurückzuziehen. So war Polen befreit, so zu sagen in einer einzigen Nacht befreit worden!

Doch jetzt trat sogleich wieder der alte Grundfehler der Polen zu Tage; sie spalteten sich in Partheien und schon am ersten Morgen nach der nächtlichen Revolution begannen die Intriguen. Die eine Parthie, die des demokratischen Fortschritts, welche die Revolution gemacht hatte, bestehend aus dem vielverbreiteten niederen Adel nebst dem jüngeren und gebildetern Bürgerstande, drang auf Wiederherstellung einer unabhängigen polnischen Republik und verlangte als Mittel hiezu: Aufstellung eines großen Nationalheeres, ermöglicht durch Emancipirung des bisher leibeigenen Bauernstandes, sowie durch Revolutionirung der frühern polnischen Provinzen Litthauen, Volhynien und Podolien. Die andere Parthei, die des hohen Adels und der Beamtenaristokratie, wollte, conservativ gesinnt, wie sie ihrer Natur nach sein mußte, nichts von einem gewaltsamen Bruch mit Rußland und noch weniger von einem Kampf auf Leben und Tod wissen, sondern hätte sich gerne mit einer „eigenen Verwaltung Polens" unter russischer Oberherrschaft begnügt und glaubte dieses Ziel durch „Unterhandlungen mit dem Czaren" erreichen zu können. Wie es sich nun aber darum handelte, vor allem eine provisorische Regierung zu ernennen, siegte die conservative Parthei als die reichere, mächtigere und angesehenere, und man stellte den General Chlopicky, einen alten Soldaten und Aristokraten, mit den Vollmachten eines Dictators an die Spitze der Geschäfte. Dieser begann sofort die Unterhandlungen oder vielmehr, er wollte sie beginnen; allein wie seine Gesandten in St. Petersburg ankamen, ließ ihnen Kaiser Nicolaus rundweg erklären, daß er „Rebellen" nicht anhören könne, außer wenn sie die „unbedingte Unterwerfung Polens" ihm zu Füßen zu legen hätten, und damit konnten sie abziehen. Was that nun Chlopicky? Er berief den Reichstag ein und rieth demselben die Unterwerfung an.

Das dünkte denn doch selbst manchem Hochadeligen zu feige und der Reichsrath nöthigte den Dictator zum Abdanken. Viel besser jedoch wurde es dadurch nicht, denn die neue Regierung, die man einsetzte, bestand außer Lelewel aus lauter hochfürstlichen Personalitäten und der Oberbefehlshaber, den man ernannte, der Fürst Radziwill, gehörte zwar zu den Vornehmsten des Landes, verstand aber vom Kriegführen so viel wie gar nichts. Mit den Rüstungen übrigens beeilte man sich jetzt nachträglich so sehr man konnte, und nach kurzem hatte man die Armee auf 72,000 Mann, darunter freilich auch viele Sensenträger, gebracht.



Paskewitsch-Eriwansky.

Wie ganz anders verfuhr der Kaiser Nicolaus! In der Nacht auf den 6. December 1830 erhielt er die erste Nachricht von dem Ausbruch der Revolution in Warschau und gleich den andern Tag befahl er die Mobilisirung einer Armee von 120,000 Mann, zu deren Chef er seinen berühmtesten Feldherrn, den Grafen Diebitsch-Sabalkansky, ernannte. Noch im December marschirte diese Armee ab und im Februar 1831 überschritt sie die polnische Gränze. Zur ersten Schlacht aber kam es bei Grochow am 25. Februar und in dieser Schlacht siegte, trotz aller Tapferkeit der Polen, die russische Uebermacht. Das war ein sehr böses Omen, und man

konnte daraus mit Sicherheit auf den Ausgang des ganzen Kampfes schließen, besonders auch weil es den polnischen Führern durchaus an Fähigkeit und Entschlossenheit, so wie vor allem an Einigkeit fehlte. Warum soll ich also die weitern verlorenen Schlachttage schildern? Warum erzählen, wie oft die Polen noch mit ihren Oberbefehlshabern wechselten und dabei fast immer vom Regen in die Traufe kamen? Genug, am 8. Sept. 1831 zog Graf Paskiewitsch-Eriwansky, der nach des General Diebitsch im Juni schnell erfolgtem Tode von Kaiser Nicolaus zum Oberfeldherrn seiner Truppen ernannt worden war, siegreich in Warschau ein und unmittelbar

Königin Isabella von Spanien.

nachher gingen die Reste des polnischen Heeres theils über die österreichische, theils über die preußische Gränze, um sich entwaffnen zu lassen. So endete der polnische Aufstand mit dessen vollständiger Unterdrückung und daß nun der Sieger mit den Besiegten erbarmungslos genug verfuhr, wird man sich denken können. Kaiser Nicolaus hatte, um eine Wiederholung der Revolution unmöglich zu machen, sichs vorgenommen, die polnische Nationalität zu vernichten, und mit allen Mitteln, die es gab, auch den gehässigsten und gewaltthätigsten, wurde dieser Vorsatz durchgeführt.

Einen unmittelbaren Einfluß auf Spanien hatte die Julirevolution nicht; wohl aber nahm dieses Land an der großen Rückwärtsbewegung theil, die nun nach der Besiegung Polens fast allenthalben eintrat. Am 29. September 1833 starb König Ferdinand VII. mit Hinterlassung zweier Töchter, Isabelle und Louise, welche ihm seine vierte Frau, Marie Christine von Neapel, geboren hatte, und diesen Töchtern zu Liebe war von ihm schon anno 1830 das in Spanien bisher gültige salische Gesetz, das heißt die Anordnung, daß Frauen von der Thronfolge so lange ausgeschlossen sein sollten, als männliche Prinzen vorhanden seien, durch ein Decret seines absoluten Willens aufgehoben worden. Demgemäß ergriff sofort nach dem Tode ihres Gemahls die Königin-Wittwe Christine im Namen ihrer minderjährigen Tochter Isabelle, als der rechtmäßigen Thronerbin, die Zügel der Regierung; dagegen aber protestirte Don Carlos, der Bruder des verstorbenen Königs, behauptend, daß er der rechtmäßige Thronerbe sei, weil das salische Gesetz von Ferdinand VII. ohne Zustimmung des ganzen Bourbonischen Hauses gar nicht habe aufgehoben werden können. Bei dem Proteste ließ er's übrigens natürlich nicht bewenden, sondern er fiel vielmehr mit seinen Anhängern von Portugal her in Spanien ein und begann so jenen bejammernswerthen Bürgerkrieg, welcher Spanien sechs volle Jahre lang verwüstete. Mit ihm hielten es hauptsächlich die Mönche und das Landvolk; nicht minder aber auch die höhere Geistlichkeit und ein großer Theil der bigotten Aristokratie; zu Christine dagegen standen die Bürger in den Städten, so wie die Liberalen und Gebildeten aller Stände, denn sie berief, um sich den Sieg zu sichern, gleich im Anfang die Cortes ein, damit sie dem Lande eine freisinnige Verfassung gäben, und stimmte sogar bei, als die Cortes die Aufhebung der Klöster in ganz Spanien decretirten. Doch soll ich nun den ganzen Verlauf des Kampfes zwischen den „Carlisten" und „Christinos" in seinen Einzelnheiten schildern? Es würde mich dieß viel zu weit führen und dem Leser könnte es unmöglich Unterhaltung gewähren. Also begnüge ich mich zu constatiren, daß das Kriegsglück in den ersten Jahren die Carlisten begünstigte, weil die Führer der Christinos, die Generale Valdes, Rodes und Queseda, dem kühnen Zumalacarregui, dem Oberfeldherrn des Don Carlos, nicht gewachsen waren, daß aber dieses Verhältniß ein umgekehrtes wurde, als Zumalacarregui anno 1835 starb und den grausamen Cabrera zum Nachfolger erhielt. Den vollen Sieg über die Carlisten zu erringen, gelang aber den Christinos erst, als die Königin anno 1836 dem talentvollen Espartero den Oberbefehl über die Armee anvertraute, denn dieser General nöthigte im August 1839 den Prätendenten Don Carlos, über die französische Grenze zu flüchten, und damit hatte dann der ganze Bürgerkrieg ein Ende. Trotzdem kam Spanien auch jetzt noch nicht zur Ruhe. Vielmehr glaubte die Regentin Christine, ein Weib voll Laune, Willkühr und Sinnlichkeit, nunmehr nach gewonnenem Siege ihren wahren Charakter zeigen und die der Nation gewährten Freiheiten wieder vernichten zu dürfen. Allein sie drang damit für jetzt nicht durch, sondern es kam gerade umgekehrt und von Espartero im October 1840 zur Abdankung gezwungen, entwich sie wie Don Carlos als Flüchtlingin nach Frankreich. Jetzt herrschte großer Jubel unter den Liberalen und dieser Jubel steigerte sich noch, als die Cortes

dem General Espartero für die minderjährige Isabelle die Regentschaft übertrugen. Auch schien nun wirklich Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit in Spanien einkehren zu wollen, denn Espartero's Verwaltung ließ nichts zu wünschen übrig, und man hätte also glauben sollen, die sämmtlichen Spanier werden sich überglücklich gefühlt haben. Dem war auch so mit Ausnahme der ihrer Macht und ihres Reichthums beraubten Priesterschaft, welche natürlich in ihrem Innern von einem furchtbaren Grimme beseelt war. Weil aber die verjagte Christine diesen Grimm theilte, so schlossen die Beiden, die Exregentin und die geheime apostolische Junta, einen Bund ab, den Bürgerkrieg zu erneuern, und sofort fing der Clerus an, das gemeine Volk so wie die früheren Carlisten gegen Espartero und seine freisinnige Regierung aufzuhetzen, während Christine selbst durch den General Narvaez an der spanischen Grenze ein Heer sammeln ließ, mit welchem sie in Spanien einfallen wollte. Nachdem nun Alles gehörig vorbereitet, wurde der Einfall im Anfang des Sommers 1843 unternommen und nach kurzem Kampfe erklärte sich das Kriegsglück für die Königin Christine, welche, während Espartero sich in England ein Asyl suchte, im Juli 1843 unter dem Jubel der wankelmüthigen Bevölkerung an Narvaez' Seite in Madrid einzog. Die Folge hievon war ein rein absolutistisches Regiment mit Wiederaufrichtung der alten Klosterwirthschaft und verbunden mit der grausamsten Verfolgung der „Progressisten", wie man dort die Fortschrittspartei nannte. Allein zur Ruhe kam Spanien auch jetzt nicht und nicht einmal dann, als Isabelle II., nachdem sie volljährig geworden, die Zügel der Regierung selbst ergriff. Vielmehr dauerte das Parteigewoge fort und fort, mit dem Beisatz jedoch, daß das pfäffisch-absolute Element fast immer das Uebergewicht behielt und bei der tiefen Stufe der Unwissenheit und Bigotterie, auf welcher das spanische Volk steht, auch wohl noch lange behalten wird.

Wie in Spanien, so ruhten während dieser ganzen Zeit auch in dem angränzenden Portugal die Parteien nicht, und ein trauriger Bürgerkrieg folgte auf den andern. Das Letzte, was ich von diesem einst so blühenden Lande erzählte, war das, daß Don Miguel sich der Krone bemächtigt hatte, um gleich einem moralischen Scheusal daselbst zu regieren. Nachdem aber diese Baalswirthschaft einige wenige Jahre gedauert hatte, traf es sich, daß Don Pedro, der ältere Bruder Don Miguels, anno 1831 das Kaiserthum Brasilien an seinen ältesten Sohn Don Pedro II. abtreten mußte, und nun beschloß der Exkaiser, das Königreich Portugal für seine Tochter Maria da Gloria zurückzuerobern. Er sammelte sich sofort mittelst seiner brasilianischen Schätze in England Schiffe und Soldaten und landete im Juni 1832 mit 7000 Mann im Hafen von Oporto. Hier jedoch mußte er über ein Jahr lang wegen der Ueberlegenheit der Streitkräfte Don Miguels still liegen bleiben, bis endlich am 5. Juli 1833 sein Flottencommandant, der Engländer Napier, die bei weitem stärkere Miguelistische Armada aufs Haupt schlug und in Folge dessen das tief erschreckte Lissabon sich dem Commandanten seiner Landmacht, dem Herzog Villaflor von Terceira, ergab. Nun konnte sich Don Miguel in die Länge nicht mehr halten, und im Mai 1834 verpflichtete er sich gegen Verleihung einer Pension, Portugal für immer und ewig zu meiden. Maria da Gloria

war also von jetzt an unbestrittene Königin; aber die Gährung im Lande hörte deßwegen nicht auf und unaufhörlich wechselten die Ministerien mit einander, Portugal bald in absolutem bald in liberalem Sinne regierend. Ja selbst bis zum Aufruhr und Bürgerkrieg steigerte sich nicht selten der Parteienzwist und immer war es dann nur die englische Hilfe, welche der schwachen Königin das Scepter erhielt.

Ein weit erfreulicheres Bild gewährt uns in dieser Zeit der fast allgemeinen Rückwärtsbewegung der englische Staat. Auch hier gab es, wie wir wissen, zwei Parteien, die vorwärtsstrebende der Reformer und Whigs und die stabil-conservative der Lords und Tories; aber diese zwei großen Parteien bekämpften sich nicht auf dem Wege der Revolution und mit den Waffen in der Hand, sondern auf der Rednertribüne des Parlaments, sowie mittelst der Presse und der Volksversammlungen. Da starb nun am 26. Juni 1830 der sehr conservativ gesinnte König Georg IV. und sein Nachfolger, Wilhelm IV., ein gutmüthiger Fürst, der dem Volkswillen gerne entgegenkam, entließ bei der ersten Gelegenheit das Tory-Ministerium Wellington, um dafür den Lord Grey, „den Vater der Reform", wie man ihn nannte, mit der Bildung eines neuen zu beauftragen. Sehr viel trug hiezu freilich auch der neue Geist bei, der sich in Folge der Julirevolution Englands bemächtigt und auf die Parlamentswahlen nicht wenig eingewirkt hatte. Lord Grey umgab sich mit Männern wie die Lords Palmerston, Brougham, Durham und Andere, und nun ging man frisch ans Werk, die längst vom Volke ersehnte Reformbill durchzusetzen. Lange und heftig war der Kampf und zwei Male mußte das Parlament aufgelöst werden, bis endlich im Unterhause eine große Mehrheit für die Maßregel zu Stande kam. Aber auch jetzt noch wehrten sich die Lords und die Bischöfe in der Pairskammer mit einer eisernen Zähigkeit und erst, als die Reformvereine, welche sich in großer Anzahl über das ganze Land verbreitet hatten, mit Steuerverweigerung und Abschaffung der Pairswürde drohten, erst dann begriffen die hohen Herren, daß ein Bogen, der allzustraff angezogen wird, schließlich brechen muß. Somit fügten sie sich nun ins Unvermeidliche und am 11. Juni 1832 ging die Reformbill durch. Von nun an hatte die Reaction in England das Spiel verloren und weil in Folge der Wahlverbesserung viel mehr freisinnige Männer ins Unterhaus kamen, als früher, so sah man blos noch, die Minister mochten heißen, wie sie wollten, ein stetiges ruhiges Fortschreiten in der Gesetzgebung. Ja, unter dem Ministerium Peel, dem aristokratischsten, das nach Grey ans Ruder kam, wurden gerade die freisinnigsten Maßregeln, die Abschaffung der Kornbill und das Freihandelssystem, ins Leben gerufen, und eine noch größere Stütze erhielt das liberale System, als nach dem Tode Wilhelms IV. im Jahre 1837 seines Bruders Tochter Victoria ans Ruder gelangte. Sie nämlich, welche den damaligen Führern des Liberalismus, den Lords Melbourne, Russel und Palmerston, persönlich gewogen war, umgab sich nur mit freisinnigen Rathgebern, und somit konnte das Land im Innern immer mehr erstarken, um fähig zu sein, einen Sturm von außen, mochte er auch noch so heftig toben, mit Ruhe auszuhalten.

Von ebenfalls nur sehr geringem Einfluß war die Julirevolution auch auf Deutschland. Zwar allerdings kams in einigen mittel- und nord-

deutschen Staaten zu Krawallen und Volksdemonstrationen, welche zur Folge hatten, daß die Regierungen von Hannover, Kurhessen und Braunschweig ihren Ländchen ebenfalls Verfassungen gaben; allein jene Demonstrationen waren nur localer Art und beschränkten sich durchaus auf die „engeren Vaterländer". Eher könnte man das von Dr. Siebenpfeiffer in Neustadt a. d. H. in Anregung gebrachte „Hambacher Fest" vom 27. Mai 1832 als den Anfang einer „deutschen" Bewegung bezeichnen, denn dasselbe sollte nach dem Programm ein Verbrüderungsfest für alle die sein, welche nach der Wiedergeburt der alten Germania strebten. Es erhielt jedoch durch die Theilnahme vieler Franzosen und Polen eine ganz andere Bedeutung, und welche Bedeutung dies war, dies geht aus den verschiedenen ausgebrachten Toasten, wie z. B. „auf das conföderirte republikanische Europa" deutlich genug hervor. Im Uebrigen hatte das Fest keine weiteren Folgen, als daß der Bundestag den kleineren Staaten noch strengere Maßregeln gegen die Liberalen anbefahl und dann in der Sitzung vom 28. Juni 1832, um den ganzen Constitutionalismus mit einem Male zu annulliren, beschloß: „es hätten die Landstände keines deutschen Gebietstheiles das Recht, die Steuern zu verweigern oder auch nur deren Verwilligung an irgend eine Bedingung zu knüpfen." Man sieht also, daß der Geist der Karlsbader Beschlüsse noch immer in Deutschland wehte, und auch später zeigte es sich bei jedem Anlaß, wie unendlich schwer die Metternich'sche Politik auf Preußen nebst den kleineren deutschen Staaten drückte. Ja, dieser Druck ging so weit, daß, als König Ernst August von Hannover die von seinem Vorgänger gegebene Verfassung bei seiner Thronbesteigung anno 1837 ohne weiteres aufhob und die Hannoveraner sich deßhalb um Schutz an den Bundestag wandten, daß, sage ich, dieser offenkundige Rechtsbruch durch Bundesbeschluß vom 5. September 1839 förmlich sanktionirt wurde, denn außer Württemberg, Bayern und Baden wagte es kein deutscher Regent, dem österreichisch-preußischen Dictat zu widersprechen. Von einem Vorwärtsschreiten, sei's in geistiger, sei's in materieller Beziehung, war also in Deutschland — die so eben genannten kleinen südwestdeutschen Ländchen vielleicht allein ausgenommen — gar nirgends die Rede, und man dachte weder an eine Verbesserung der Lage der Bauern durch Ablösung der Zehnten und anderer Lasten, noch an eine Hebung des Handels und der Gewerbe durch eine gemeinsame Gesetzgebung, noch an die Reinigung des Augiasstalles der Justiz, die in jedem „Vaterländle" eine andere war, noch endlich an eine für den ganzen Bundesstaat gleichmäßige Heerverfassung, mit einheitlicher Führung, um einem auswärtigen Feinde entgegentreten zu können. Einzig und allein der Zollverein, von dem ich weiter oben schon gesprochen, war eine rühmliche That, obwohl er besonders auch in Hinsicht auf seine Ausdehnung noch vieles zu wünschen übrig ließ; in allem anderen aber blieb man fest beim Alten stehen und so ist es denn kein Wunder, wenn bei den deutschen Völkern, die über eine „solche" Regierung nach und nach vom tiefsten Unmuth erfüllt werden mußten, der Bundestag sowohl, als auch die beiden deutschen Großstaaten, Oesterreich und Preußen, in einen immer größeren Mißkredit verfielen.

Ganz zu demselben Resultate brachte es auch Ludwig Philipp bei seinen Franzosen. In diesen nämlich, als sie sahen, daß der „Bürgerkönig" die

Oesterreicher in Italien und die Russen in Polen ganz ruhig machen ließ, ohne auch nur den Finger für die armen Unterdrückten zu rühren, mußte schon kurze Zeit nach der glücklich durchgeführten Julirevolution der Glaube geweckt werden, sie hätten sich in ihrem „Erwählten" vollkommen getäuscht, und dieser Glauben wuchs sofort zur vollkommensten Ueberzeugung an, so wie sie sich die inneren Zustände Frankreichs betrachteten. Zwar allerdings hatte Ludwig Philipp nicht den Muth, die Charte oder Verfassung, deren sich das Land erfreute, geradezu aufzuheben, allein er verstand es so viel an ihr zu mäkeln, zu deuten und zu schaben, daß ein Stück nach dem andern abfiel und am Ende nichts mehr übrig blieb, als eine äußere Schaale, welche einen hohlen Körper umgab. Uebrigens auf das Nähere dieser seiner Regierungsweise, die alles war, nur nicht mannhaft und eines Königs würdig, einzugehen, ist hier nicht der Platz. Genug, Ludwig Philipp, der Abkömmling der Bourbonen, erreichte seine Zwecke, denn fürs erste brachte er es durch seine volksfeindliche Tendenz, in welcher ihn Männer wie Sebastiani, Perier, Guizot und Andere trefflich unterstützten, so weit, daß die absoluten Regenten von Oesterreich, Rußland und Preußen ihn als „Bruder" betrachteten, und fürs zweite gelang es ihm durch seine Verbindung mit den Börsenspielern so wie durch die Ausbeutung der Politik für den Gelderwerb, eine ungeheure Vermögensmasse zusammenzuscharren, so daß man ihn von nun an nicht mehr den „Bürger-", sondern den „Börsen-König" nannte, und Schwindel nebst Corruption in Frankreich auf eine bisher nicht erlebte Höhe stieg.

Doch wenn nun auch fast überall in Europa nach der Julirevolution der Absolutismus mit seinen vielen schlimmen Auswüchsen wieder triumphirte, so machte doch ein kleines Land eine rühmliche Ausnahme, ich meine das kleine Land der Schweiz, von dem ich bis jetzt nur hie und da eine kurze Notiz nehmen konnte. Eingeklemmt zwischen Oesterreich, Italien, Frankreich und Kleindeutschland hatte die Schweiz schon seit Jahrhunderten das Vorrecht eines neutralen Staates erhalten und auch anno 1815 ließen ihr die Großmächte ihre Unabhängigkeit, um über die Theilung nicht von Neuem in einen unabsehbaren Krieg verwickelt zu werden. Nicht übrigens blos die Unabhängigkeit ließ man den Schweizern, sondern auch die freistaatliche Einrichtung, und man durfte es getrost thun, da es mit diesem Republikanismus nicht weit her war. Mit dem Jahr 1813 nehmlich waren, wie ich schon weiter oben sagte, die sogenannten „Kantönlisregierungen" zurückgekehrt, in welchen die alten patrizischen Geschlechter eine fast monarchische Gewalt ausübten, und was die Vereinigung der einzelnen Kantone zu einem Gesammtstaat betraf, so hatte die „Tagsatzung" in der Schweiz ungefähr dieselbe Bedeutung, wie in Deutschland der Bundestag. Trotzdem wurde der heiligen Allianz bald Manches anstößig, was in der Schweiz Geltung hatte, so insbesondere das den politischen Flüchtlingen aller Länder gewährte „Asylrecht" und noch mehr die überall geltende „freie Presse." Kaiser Alexander verlangte also in Verbindung mit Oesterreich die Abschaffung dieser „revolutionären" Elemente und da die Kantone nicht sofort sämmtlich unbedingt gehorchten, so drohte Metternich anno 1823 mit „Marschirenlassen." Was wollte nun die Schweiz machen? Sie gehorchte; das heißt die Tagsatzung trat zusammen und führte nicht nur statt der Preßfreiheit

die Censur ein, sondern ordnete auch eine strenge Fremdenpolizei an, womit natürlich die Ausweisung aller Flüchtlinge und Verdächtigen, die sich nicht legitimiren konnten, verbunden war. Nunmehr gab sich die heilige Allianz zufrieden, und sie konnte dieß um so mehr, als sich jetzt die kleinen katholischen Kantone, besonders Freiburg und Schwyz, auch noch dazu hergaben, die Jesuiten wieder aufzunehmen. Doch der frische Geist, der von den Bergen weht, ließ sich nicht auf die Länge bannen und bald sahen die Freisinnigeren und Gebildeteren unter den Schweizern ein, daß wenn die „Republik" gerettet werden solle, die bestehenden Einrichtungen regenerirt werden müßten. Insbesondere wurde ihnen klar, daß die Oberherrschaft der Aristokratie, deren Vorrechte fast in allen Kantonen so groß waren, daß das Volk von den Wahlen in die Regierungsbehörden, also in den „großen und kleinen Rath" gar keinen Antheil hatte, gebrochen werden müsse, und nach unsäglichen Anstrengungen gelang es endlich der liberalen Partei in Luzern und Appenzell-Innerrhoden anno 1829 eine Verfassungsabänderung im obigen Sinne durchzusetzen. Nun aber gab es in der ganzen Schweiz keinen Halt mehr, sondern alle Kantone wurden von derselben Bewegung ergriffen, und der geistige Flügelschlag war sogar so stark, daß sich die Tagsatzung gezwungen sah, die anno 1823 von Metternich dictirten Ausnahmegesetze wieder aufzuheben. Freilich ohne Widerstand ließen sich die „Geschlechter" ihre Vorrechte nicht nehmen und in einigen Kantonen, wie z. B. im Basel'schen, mußte sich das Volk sein „Mitregierungsrecht" mit den Waffen in der Hand erkämpfen. Allein als nun die Julirevolution kam, so fügten sich die Herren Patrizier ins Unvermeidliche, und man setzte sofort beinahe in jedem Kanton einen „Verfassungsausschuß" nieder, dessen Aufgabe war, alles Undemokratische aus der bisherigen Staatseinrichtung auszumerzen. Nicht mehr in der Hand einzelner Wenigen durfte sich künftig die Regierungsgewalt befinden, sondern in der Hand des Gesammtvolks, und überdieß sollte von nun an Gleichheit vor dem Gesetz, gleiche Besteuerung, Freizügigkeit, Freiheit der Presse, des Handels und der Gewerbe, Verantwortlichkeit der Beamten und Oeffentlichkeit der Verwaltung herrschen. Das waren die Grundsätze, nach welchen die Ausschüsse zu verfahren hatten, und alle diese Grundsätze wurden auch richtig ins Leben gerufen. Allein schon hieraus — aus den Beschlüssen über „Freizügigkeit und Freiheit des Handels und der Gewerbe" — ersieht man, daß es sich nicht mehr blos einzig und allein um die Reformirung der einzelnen Kantonsregierungen handelte, sondern bereits auch „um die Reformirung der Gesammtverfassung für die Schweiz," und hierauf nun, auf dieses Reformwerk, warf sich, nachdem man mit den Verbesserungen der einzelnen Kantonsverfassungen fertig war, die liberale Partei mit aller Macht. Das „Kantönliswesen" sollte aufhören und der „Vorort mit der Tagsatzung in eine „Bundesregierung mit Nationalvertretung" verwandelt werden, denn nur dann, wenn die vielen kleinen Souverainetäten sich der Bundesgewalt untergeordnet hatten, war eine gedeihliche Entwicklung im Innern und eine achtunggebietende Machtstellung gegen Außen, welche den Grenznachbarn das „Sicheinmischen" unrathsam machte, ermöglicht. Eine Gelegenheit dieses Reformprojekt durchzuführen, gab es bald. In

den katholischen Kantonen hatten sich, wie ich oben schon gesagt, seit 1823 die Jesuiten eingebürgert und ihnen so wie ihren Anhängern war natürlich der Umschwung, den ich so eben schilderte, ein großer Dorn im Auge. Wie nun aber die Liberalen in Freiburg, Luzern und wie die katholischen Kantone sonst hießen, daran gingen, das Kirchen- und Schulwesen gerade so unter die Aufsicht des Staats zu stellen, wie in den protestantischen Kantonen, da erhoben sich die katholischen Priester und Mönche wie ein Mann, die Religion in Gefahr erklärend. So bildete sich in jedem katholischen Kanton eine „pfäffische" Partei, welche der „radikalen" todtfeindlich entgegenstand, und in dem einen Kanton gewann diese, in dem andern jene die Oberhand. Wo aber die Radikalen siegten, da wurden, wie z. B. im Aargau, die Klöster aufgehoben und das Vermögen derselben zu Gunsten des Kirchen- und Schulfonds eingezogen. Nun begab es sich anno 1844, daß in Luzern nach langem Kampfe die pfäffische Partei, mit dem vielberüchtigten Siegwart Müller an der Spitze, ans Ruder gelangte, und die Folge hievon war, daß alle hervorragenden Radikalen sofort aus dem Kantone gejagt wurden. Damit aber noch nicht zufrieden, brachte es Siegwart Müller dahin, daß jetzt die sieben sogenannten Urkantone, in welchen der Katholicismus die Oberhand hatte, ein Schutz- und Trutzbündniß, „den Sonderbund", schlossen, mit dem Zweck sich gegenseitig, das Schwert in der Hand, gegen Liberalismus und Protestantismus zu schützen, und so war die Schweiz nahe daran, nicht blos in zwei Lager, das katholische und protestantische, zerrissen, sondern auch in einen Religionskrieg verwickelt zu werden. Ja noch mehr, als die aus Luzern vertriebenen Radikalen, die anno 1845 mit an der Grenze gesammelten Freischaaren ins Luzernische einfielen, um sich ihre verlorene Stellung wieder zu erobern, eine totale Niederlage erlitten hatten, wurde der Sonderbund so übermüthig, daß er von der Tagsatzung „kategorisch" verlangte, sie solle die Kantone, welche diesen Freischaarenzug zugelassen hätten, zur Strafe ziehen und zugleich Aargau nöthigen, die aufgehobenen Klöster wieder herzustellen. Das war denn doch der Anmaßung zu viel und die Bestrafung konnte also nicht ausbleiben. Alsbald nehmlich, das ist zu Anfang des Sommers 1847, faßte die Tagsatzung, auf welcher die Liberalen die große Mehrheit bildeten, statt auf das Verlangen der Urkantone einzugehen, zwei hochwichtige Beschlüsse; einmal den, daß der Sonderbund als ein ungesetzlicher und verfassungswidriger, weil einen Staat im Staate bildend, sich sofort aufzulösen habe; zum andern den, daß die Jesuiten, weil sie diese Zänkereien veranlaßt, aus der ganzen Schweiz zu entfernen und nie mehr in dieselbe zuzulassen seien. Nunmehr wurden die Urkantone aufgefordert, den gefaßten Tagsatzungsbeschlüssen nachzukommen, allein sie antworteten damit, daß sie — rüsteten. „Die Waffen sollten entscheiden." Natürlich rüsteten nunmehr die andern Kantone, auf Befehl der Tagsatzung ebenfalls und zwar so energisch, daß der Feldzug schon nach wenigen Wochen eröffnet werden konnte. Die Tagsatzungsarmee, 100000 Mann stark, kommandirte General Dufour; die Sonderbündler aber, 47000 Mann, führte General Salis-Soglio und Jedermann war nun begierig auf die Großthaten, die geschehen würden. Doch nach dem einzigen Treffen von Gisliton schon, in welchem die Kanonen Dufours

das Hauptwort redeten, löste sich die Sonderbündlersche Armee total auf und Siegwart Müller nebst den Jesuiten entfloh nach Oesterreich, von welchem er, weil dasselbe Englands Einsprache fürchtete, vergeblich auf Hilfe gewartet hatte. Sofort unterwarfen sich die Urkantone auf Gnade und Ungnade und die Einheit der Schweiz war gerettet. Ja, sie wurde jetzt erst förmlich hergestellt, denn nicht nur benützte der Kanton Neuenburg die Gelegenheit, sich von Preußen, unter dessen Oberhoheit er bisher stand, loszureißen und der Schweiz beizutreten, sondern die gesammte Eidgenossenschaft begriff, daß eine starke Centralgewalt geschaffen werden müsse, um die Sonderbundsgelüste für immer niederzuschlagen, und so entstand die jetzige Verfassung der Schweiz, deren Vorzüglichkeit sich schon dadurch bewährt hat, daß seitdem Ruhe und Zufriedenheit im Lande herrschen.

Sechstes Kapitel.

Die große Europäische Revolution von 1848 und ihre Unterdrückung.

Anno 1815 hatten die Monarchen Europas feierlichst gelobt, von nun an nur nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zu regieren und ihren Völkern Glück und Wohlstand und Freiheit zu bringen. Sie hatten es gelobt, aber wie hatten sie es gehalten? Nun das Urtheil des Lesers wird längst feststehen, und ich kann mir daher die Antwort ersparen. Freilich nicht überall wurden die entsetzlichen Grausamkeiten begangen, welche an den Händen der legitimen Herrscher von Spanien, Portugal und Italien klebten; nicht überall herrschte die eiserne Despotie, mit der die russischen Czaaren ihr Reich zusammenhielten; nicht überall war die schändliche Corruption, Perfidie, Geldgier und Immoralität am Ruder, durch die sich Louis Philipps Regiment auszeichnete; aber unleidlich waren die Zustände doch überall geworden, England, die Schweiz und Belgien vielleicht allein ausgenommen. Das konnte unmöglich länger so fortgehen, sondern ein Rückschlag mußte erfolgen. Aber — merkwürdig — das Wehen des freien Geistes sollte dießmal von einem Ort und einer Person ausgehen, von woher man es laut langer Erfahrung für rein unmöglich gehalten hätte.

Noch nicht lange nehmlich hatte der Cardinal Mastai Ferretti unter dem Namen Pius IX. den päbstlichen Thron bestiegen, als er sofort anno 1847 zur Verwunderung der ganzen Welt die Erklärung gab, Italiens und des Kirchenstaats Reformator werden zu wollen, und, was die Welt sich noch mehr verwundern machte, seinen Worten auch alsbald Nachdruck gab. Vor allem hob er im Kirchenstaat verschiedene Klöster auf und besteuerte zugleich die sämmtlichen Kirchengüter. Dann amnestirte er

die politischen Gefangenen, mit denen sein grausamer Vorgänger Gregor XVI. alle feste Locale Roms gefüllt hatte, und gab — es ist in der That kaum glaublich — die Presse vollkommen frei. Endlich zu Anfang des Februar 1848 ging er gar so weit, daß er den Römern eine Constitution verwilligte und ein ganz radikales Ministerium einsetzte, um den Wünschen des Volks so viel als möglich gerecht zu werden.

So etwas hatte die Menschheit noch nicht gesehen, so lange sie existirte, und von einem Ende Italiens bis zum andern erscholl daher der begeisterte Ruf: „Es lebe Pabst Pius IX!" Ueberall traten die Patrioten zusammen, um ähnliche Reformen, wie im Kirchenstaate, durchzusetzen, und hauptsächlich thätig erwies sich das sogenannte „Jung Italien", das heißt eine aus den früheren Carbonaris hervorgegangene politische Gesellschaft, welche die Wiedergeburt Italiens als eines Einheitsstaates um jeden Preis anstrebte. So kam es in fast sämmtlichen Theilen des Landes zu Aufständen und seitdem Joseph Mazzini, ein Genueser von Geburt und später Advocat in Modena, ein ebenso energischer als ehrgeiziger Mann, sich an die Spitze der Bewegung stellte, war das einstimmige Feldgeschrei: „Einigung Italiens durch die Republik." Nicht minder horchte man auf die Donnerstimme des früheren Geistlichen Vicenza Gioberti, welcher den Jesuitismus nebst aller pfäffischen Despotie rücksichtslos an den Pranger stellte, und in vielen Städten, besonders Unteritaliens machte sich der Haß gegen das Priesterthum durch offene Gewaltthätigkeit Luft. Wie erschrack nunmehr aber der Pabst und wie schnell suchte er, vom Bewußtsein: „unpäbstlich gehandelt zu haben", übermannt, alle seine Maßregeln plötzlich wieder rückgängig zu machen, indem er in seinen „Allocutionen" d. i. in den öffentlichen Ansprachen an die Christenheit gegen die radikale Partei seine vaticanischen Blitze schleuderte! Allein eine Kugel, einmal aus dem Rohre, setzt ihren Flug unaufhaltsam fort und so ging es auch mit der vom Pabste angeregten Bewegung. Zuerst zwangen den Großherzog von Toscana seine Unterthanen, dem Lande eine Constitution zu geben. Dann that dasselbe Karl Albert, König von Piemont-Sardinien „aus freien Stücken", mit andern Worten, um dem Zwange zuvorzukommen. Weiter verjagten die Sicilianer ihre bourbonischen Zwingherrn, und mit einer blutigen Revolution in Palermo erkämpften sie sich vollständige Unabhängigkeit. Endlich empörte sich auch Neapel und nach siebentägigem Schwanken, das ihn fast den Thron gekostet hätte, verkündigte der König auch hier eine freisinnige Verfassung. Nur im Lombardisch-Venetianischen Königreiche, so wie in Parma und Modena, auf welchen Ländern der schwere Fußtritt Oestreichs lastete, kam es für jetzt noch zu keiner förmlichen Empörung, denn dort hatte der Feldmarschall Radetzky die Zügel in der Hand, und die Revolution mochte anpochen, so laut sie wollte, er hielt, das Standrecht verkündend, die Thore mit eisernen Riegeln verschlossen.

Also begann die große europäische Revolution von anno 1848; allein ohne Zweifel würde dieser Anfang ein sehr schnelles Ende genommen haben, wenn er nicht seinen Stützpunkt in einem Groß-Staate gefunden hätte, und zwar in demselben Großstaate, von welchem die Julirevolution von 1830 ausgieng. In Frankreich nehmlich war die moralische Fäulniß

durch alle Schichten der Gesellschaft gedrungen und namentlich hatte sie sich der höheren und höchsten Classen bemächtigt, wie dieß der Mordprozeß des Herzogs von Praßlin und die colossalen Betrügereien der Minister Cubière und Teste nebst so vielen andern Skandal-Geschichten beweisen. Hiedurch aber machte sich die Regierung Louis Philipps bei allen Rechtlichen nach und nach aller Achtung verlustig und das ganze Land durchdrang in Folge dessen das Bewußtsein einer nöthigen Radikalreform, das ist einer Reform des Staats in Haupt und Gliedern. Doch wie diese durchsetzen? In der Presse konnte man kaum agitiren, da Louis Philipp dieselbe so gut wie geknebelt hatte. Oeffentliche Volksversammlungen durften ebenfalls keine abgehalten werden und die politischen Vereine waren ohnehin aufs tiefste verpönt. Da verfielen die Männer des Fortschritts auf einen Ausweg und feierten gemeinsame „Festessen", auf denen die große Frage der Zeit, die Reform besprochen wurde. Derlei Festessen nun, vom Volk gewöhnlich nur „Reformbanquette" genannt, fanden in Paris so wie in anderen größeren Städten Frankreichs vom Herbst 1847 an, unter großer Betheiligung der angesehensten Männer, Beamte ebenfalls nicht ausgeschlossen, statt und auf den 20. Februar 1848 war wieder eines angesagt. Da glaubte aber die Regierung, welche in jenen Banquetten nichts als oppositionelle Demonstrationen gegen sich selbst sah, einschreiten zu müssen und verbot die Feier des Festes, obwohl kein Gesetz existirte, auf welche sie ihr Verbot hätte fundiren können. Zugleich trug sie Sorge, ihren Worten nöthigenfalls Nachdruck geben zu können, und vermehrte nicht blos die Garnison von Paris, sondern zog auch weitere 60000 Mann in der Umgegend zusammen.

Man fürchtete von Oben herab einen blutigen Zusammenstoß und dieser sollte auch wirklich nicht ausbleiben. Als nehmlich von den fünfundneunzig Abgeordneten, welche das Banquett ausgeschrieben hatten, achtundsiebenzig auf die Vorsichtsmaßregeln der Regierung hin feige zurücktraten, während die übrigen Siebenzehn trotz Militär und Kanonen auf dessen Abhaltung beharrten, da erklärten die Arbeiter von Paris, „die Blousenmänner", welche von jeher in den Pariser Revolutionen den Ausschlag gaben, mit den Siebenzehn stehen und fallen zu wollen, und somit konnte es natürlich am 20. Februar, dem Tage des Banquets, an blutigen Zusammenstößen nicht fehlen. Auch Barrikaden wurden da und dort errichtet und überhaupt der Polizei und dem Militär energischer Widerstand geleistet. Doch waren es mehr „vereinzelte Kämpfe" als ein „allgemeiner Widerstand", und man konnte also wohl von „Zusammenrottungen", nicht aber von einer „Revolution" sprechen. So blieb es auch in den drei nächstfolgenden Tagen, also bis zum 23. Februar, und nicht ein einziges Mal kam es zu einem entscheidenden Kampf zwischen Volk und Linie. Trotzdem war es dem Könige Louis Philipp ganz und gar nicht wohl bei der Sache, und er hatte auch gerechte Ursache dazu, denn die gesammte Nationalgarde stimmte, mit dem Volk sympathisirend, überall in den Ruf: „es lebe die Reform" mit ein und verhinderte, wo sie nur konnte, jede Verhaftung der Blousenmänner durch Militär und Polizei. Darum als der „Bürgerkönig" nun vollends vernahm, wie einige Linienregimenter mit der Nationalgarde fraternisirt hätten, meinte er besser zu

thun, wenn er nachgebe, und entließ nicht nur sofort sein reactionäres Ministerium Guizot, sondern versprach auch — zur Anbahnung der Reform — die Auflösung der gegenwärtigen Kammer. Das Volk hatte also einen moralischen Sieg davon getragen und in Folge dessen war ganz Paris in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar beleuchtet. Aller Kampf hatte ja nun ein Ende und man feierte das Auferstehungsfest der Reform!

Allein wie schnell sollte sich der Kampf wieder entzünden und um viel furchtbarer als vorher! Ein Haufe von Arbeitern zog mit Fahne und

Pius IX., Pabst.

Fackeln durch die Straßen, um die Eigenthümer der wenigen Häuser, die nicht illuminirt hatten, zu nöthigen, dasselbe zu thun, und kam so auch vor das Hotel eines der eben entlassenen Minister, vor welchem das 14. Regiment stand. Da fiel ein Schuß und verwundete das Pferd des commandirenden Obristen. Woher der Schuß kam, weiß man heute noch nicht; der Oberst aber gab alsbald Befehl eine Salve zu geben, und mehr als fünfzig Personen stürzten todt oder tödtlich verwundet zusammen. Sofort entflammte sich die Wuth der Arbeiter und die fünfzig Gefallenen durch

die Straßen tragend forderten sie die Bürger zum Beistand auf. „Rache! Rache!" schrieen die Einen und „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" die Andern; die Bürgerschaft aber mit dem ganzen Volk stand auf und unter dem Geheul der Sturmglocken errichtete man allüberall Barrikaden, fest genug, um jeden Angriff abschlagen zu können. Jetzt war die Revolution da und zwar die Revolution in des Wortes ausgedehntester Bedeutung, denn die Nationalgarde stellte sich wie Ein Mann auf die Seite des Volks, und von den Linienregimentern erklärten mehrere, daß sie auf ihre Brüder nicht schießen würden.

Alles dieß hinterbrachte man dem Könige und feige, wie er war, machte er nun die weitgehendsten Versprechungen. Die auf dem Stadthause versammelten revolutionären Führer aber erklärten, daß ihnen Worte nicht mehr genügten: „der König müsse abdanken." Nun ließ sich Louis Philipp von seinen Söhnen bewegen, Heerschau über seine Regimenter zu halten, um sie für sich zu begeistern; allein er war von jeher mehr ein Mann des Geldbeutels als des Schwertes gewesen, und deßwegen machte seine Erscheinung nicht den geringsten Eindruck. Im Gegentheil, es erschollen Rufe, die ihn erbeben machten, und so entschloß er sich denn auf abermaliges Zureden: „damit der Thron wenigstens für seine Familie gerettet werde", zu Gunsten des Grafen von Paris, des Erstgebornen seines verstorbenen ältesten Sohns, des Herzogs von Orleans, abzudanken. Dieß geschah auf dem Eintrachtsplatze, dicht neben der Stelle, wo sein Vater, der erbärmliche Egalité, und sein Verwandter, der König Ludwig XVI., auf dem Blutgerüst geendet hatten. Allein wie nun der General Lamoricière mit der unterzeichneten Abdankungsurkunde vor die große Barrikade am Stadthause sprengte, da hieß es einstimmig: „Zu spät!" Vor zwei Stunden noch hätte sich das Volk damit zufrieden gegeben; jetzt verlangte es: „Absetzung der ganzen Orleanischen Dynastie und Herstellung der Republik."

Es muß ein eigener Zauber für die Franzosen in den letzteren Worten liegen, denn kaum erscholl der Ruf: „es lebe die Republik", so gieng das Militär zu Hunderten zum Volke über und lieferte seine Waffen ab. Nur beim Palais-Royal unterhielt ein Regiment ein hartnäckiges Feuer; allein als nun das Volk in Masse anstürmte, ward auch dieser Widerstand in weniger als fünfzehn Minuten gebrochen und in wilder Flucht rannten die Leute dahin. Jetzt gieng der Zug des Volks gegen die Tuilerien, wo der Herzog von Nemours mit 8000 Mann „den letzten Getreuen", stand. Louis Philipp hätte also noch die Macht gehabt, sich zu vertheidigen. Er zog es jedoch vor, in der Kleidung eines Spießbürgers, den Regenschirm unter dem Arm, zu entfliehen, und nun blieb auch dem Herzog von Nemours kein anderer Ausweg. Ja die Stunde darauf befand sich kein Mitglied der Orleanischen Familie mehr in Paris, nur allein die Wittwe des Herzogs von Orleans, die Mutter des Grafen von Paris ausgenommen! Inzwischen hatte sich die Abgeordnetenkammer in ihrem Saale versammelt und gedachte nunmehr, nachdem das Volk den Sieg errungen, das Heft in die Hand zu nehmen. Dort erschien auch die Herzogin von Orleans, den kleinen Grafen von Paris an der Hand, und verlangte Anerkennung seiner Erbrechte. Schon war die altconservative

Mehrheit der Kammer nahe daran, sich ihrem Willen zu fügen, trotzdem die radikale Minderheit auf der Republik bestand, da stürzten bewaffnete Volkshaufen herein und machten jede weitere Debatte unmöglich. „Nieder mit der bestochenen Mehrheit", schrieen sie, ihre Säbel schwingend oder mit den Flinten drohend, und in fünf Minuten hatten sich die Anrüchigen unter den Deputirten mit der Herzogin von Orleans geflüchtet. Die zurückgebliebenen Radikalen aber proclamirten nun sogleich die Republik und erwählten eine provisorische Regierung, in welche außer einem Dupont de l'Eure, einem Lamartine, einem Ledrü-Rollin und ähnlichen Berühmtheiten auch einfache Männer der That, wie der Arbeiter Albert, aufgenommen wurden.

Noch am Abend des 24. war das ganze Drama vorüber, und so schnell der Telegraph Kunde von der Proclamirung der Republik in die Provinzen brachte, so schnell wurde die Anerkennung derselben von dort zurücktelegraphirt. Es war ein unendlicher Jubel in ganz Frankreich und mitten unter diesem Jubel eilte der alte Ludwig Philipp in seiner bürgerlichen Verkleidung allein und von Allen verlassen der Küste zu, um wie vor achtzehn Jahren sein Vorgänger, Karl X., ein Asyl in England zu suchen. Ihm folgten seine Gattin und seine Söhne mit ihren Familien: nur allein die Herzogin von Orleans siedelte mit ihren beiden Knaben, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, nach Deutschland, ihrer Geburtsstätte, über.

Auf diese Art schüttelte Frankreich die Reaction ab und nun kam die Reihe an Deutschland. Hier aber waren die Zustände laut unserer früheren Schilderung so beschaffen, daß die Nachrichten aus Paris vom Volk allenthalben mit dem größten Jubel aufgenommen werden mußten, während die Regierungen völlig verblüfft dastanden. Doch — wer erinnert sich nicht der „Märztage" von 1848? Unvergeßlich sind sie in die Herzen von Millionen eingeschrieben und ich werde mich daher bei ihrer Schilderung der größten Kürze befleißigen dürfen.

Den Anfang der Bewegung machte das südwestliche Deutschland, denn hier hatte das constitutionelle Leben nie ganz aufgehört und hier durfte man wenigstens noch in den Kammern ungehindert von der Polizei ein freieres Wort sprechen. Die Völker verlangten: Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens nebst Geschworenengerichten, Vereinsrecht, Volksbewaffnung und vor Allem Volksvertretung beim Bunde; lauter Dinge, die bis zur Stunde von den Regierungen für „Unmöglichkeiten" erklärt worden waren. Jetzt aber, so zu sagen über Nacht, entsagten die Cabinette der kleineren deutschen „Vaterländer" ihrer bisherigen Anschauungsweise, gingen „freiwillig", das heißt ohne äußern Zwang, obwohl meist mit innerstem Widerstreben, auf die genannten Forderungen ein, entließen ihre bisherigen reactionären Rathgeber, und ernannten, um die Ideen der Neuzeit ins Werk zu setzen, Ministerien, deren Mitglieder bisher der heftigsten Kammeropposition angehört hatten. So in Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen, Thüringen und Braunschweig! So selbst in Hessen, Hannover und Mecklenburg, wo doch der Constitutionalismus bisher förmlich verpönt war!

Doch bei den Kleinstaaten blieb die Bewegung nicht stehen, sondern

sie theilte sich auch den beiden deutschen Großstaaten mit und am 15. März überreichten die Wiener Bürger dem Kaiser Ferdinand, der seit dem Tode seines Vaters Franz, also seit anno 1835, auf dem Throne saß, eine Bittschrift, worin sie dieselben Rechte und Freiheiten verlangten, welche in den Kleinstaaten bereits durchgesetzt waren. Ebenso that auch die Studentenschaft Wiens durch Absendung einer eigenen Deputation in die Hofburg. Kaiser Ferdinand jedoch, den Fürst Metternich so gut leitete, als er seinen Vater geleitet hatte, zögerte mit seiner Zusage und nun ließ sich die Ungeduld der Wiener nicht mehr halten. Es bildeten sich Volkshaufen, welche unter den Rufen: „Freiheit und Constitution! Nieder mit Metternich! Fort mit den Jesuiten!" die Straßen durchzogen, und in den Vorstädten wurden sogar vom Pöbel einige arge Excesse begangen. Dem zu steuern gab das Militär Feuer und verschiedene Bürger und Studenten fielen tödtlich getroffen. Dadurch aber wurde der Zorn des Volkes furchtbar gesteigert und ganz Wien betheiligte sich jetzt an der Bewegung. Trotzdem meinte Fürst Metternich noch immer, er habe es nur mit einem Pöbelauflauf und nicht mit einer Revolution zu thun, und setzte es durch, daß der starre Aristokrat, Fürst Windischgrätz, zum Oberkommandanten in Wien ernannt wurde, mit dem Auftrag, die Tumultuanten zu Paaren zu treiben. Dieß aber hieß Oel ins Feuer gießen und in seiner Wuth zerstörte das Volk die Villa Metternichs, in welcher er seine diplomatischen Festessen gegeben hatte. Nun endlich sahen die hohen Herren und Damen des Hofes ein, daß die höchste Gefahr drohe, wenn man dem Volke nicht nachgebe, und die Folge war die Entlassung des Premierministers Fürsten Metternich, welcher sofort auf's eiligste aus Wien und Oesterreich entwich, um ebenfalls wie Louis Philipp in England Schutz zu suchen. Damit war der Sieg für die Volkspartei entschieden, denn Kaiser Ferdinand erklärte augenblicklich, nachdem ihn sein böser Genius verlassen hatte, daß er unter keiner Bedingung auf seine „lieben Wiener" schießen lassen werde, sondern daß er sich vielmehr lieber zur Verleihung einer Constitution und Ernennung eines liberalen Ministeriums verstehen wolle, und nun feierte Wien in der Nacht ein beispielloses Freudenfest zu Ehren der „Märzerrungenschaften."

Noch blutiger war der Kampf in Berlin. Dort herrschte seit dem Tode Friedrich Wilhelms III. (7. Juni 1840) dessen ältester Sohn Friedrich Wilhelm IV., und dieser, ein sehr geistreicher, aber für seine monarchischen Vorrechte schwärmender und überhaupt sehr romantisch gesinnter Fürst, zeigte sich im Anfang ganz und gar nicht geneigt, irgend einer Zeitforderung nachzugeben. Vielmehr wies er die aus Köln, Breslau, Königsberg und andern großen Städten an ihn geschickten Deputationen mit ihren Märzforderungen ziemlich streng ab und stützte sich, nach dem Rath seines energischen Bruders, des Prinzen von Preußen — des jetzt regierenden Königs — auf das Militär, das, weil fast durchaus von Junkern befehligt, dem Volke ziemlich schroff gegenüber stand. Wie nun aber am 18. März die Nachrichten von den letzten Vorgängen in Wien zu Berlin anlangten, da stachelte den preußischen Monarchen die Eifersucht, Oesterreichs Kaiser möchte ihn in der öffentlichen Meinung überflügeln, und somit gewährte er augenblicklich, aber „ganz aus freien Stücken", wie er

sagte: Preßfreiheit, Volksbewaffnung und Volksrepräsentation. Trotzdem aber behielt das Militär die drohende Stellung bei, die es in den Straßen Berlins eingenommen hatte, und vergebens wartete die Bürgerschaft auf die Entfernung desselben. Da fielen am Abend des 18. vor dem Residenzschlosse ein paar Schüsse auf das ruhig stehende Volk und nunmehr glaubten die Berliner zu wissen, was sie von den „freiwilligen" Versprechungen des Königs zu halten hätten. Weil sie sich jedoch nicht wehrlos abschlachten lassen wollten, so begann sofort der Straßenkampf, und indem man wie in Paris Barrikaden errichtete, schlug man sich die ganze Nacht hindurch mit äußerster Erbitterung. Am Morgen hatte das Volk den Sieg errungen, obwohl freilich nur mit den größten Opfern, und am Nachmittag mußte die ganze Garnison aus Berlin abziehen, nachdem der Prinz von Preußen schon einige Stunden vorher sich auf den Weg nach England gemacht hatte. Damit waren übrigens die Barrikadensieger noch nicht zufrieden, sondern am Abend dieses Tages trugen sie die Leichen der im Kampfe gefallenen Bürger, Arbeiter und Studenten in den Schloßhof und der König ward genöthigt herunterzukommen, um sein Haupt vor diesen Märtyrern der Freiheit zu entblößen. Zwei Tage darauf, am 21. März, hielt Friedrich Wilhelm IV., die schwarz-roth-goldene Fahne in der Hand, seinen berühmten Umritt durch die Straßen Berlins, nachdem er vorher hoch und theuer geschworen, daß „Preußen fortan in dem constitutionellen einigen Deutschland aufgehen müsse."

Inzwischen waren schon am 5. März einundfünfzig freisinnige Männer aus Baden, Württemberg, Bayern, Hessen und Nassau in Heidelberg zusammengekommen und hatten, um den ersten Schritt zur Einigung Deutschlands zu thun, auf den 31. März ein sogenanntes „Vorparlament" in die Paulskirche nach Frankfurt berufen. Die genannten Männer waren nämlich von Anfang an darüber im Klaren, daß das Werk der Einigung Deutschlands nur durch eine aus allen Gauen seiner verschiedenen Länder gewählte Volksvertretung vollbracht werden könne; weil es aber Zeit brauchte, bis „eine ordnungsmäßige Wahl" dieses „Reichsparlaments" stattfand, so sollte vorher eine „vorberathende Versammlung" zusammentreten, um wenigstens die ersten Grundzüge einer deutschen Reichsverfassung festzustellen und den Gedanken der „Einigung" nicht wieder einschlafen zu lassen. Das Vorparlament, bestehend aus früheren und gegenwärtigen Ständemitgliedern der constitutionellen kleinen Staaten, sowie aus verschiedenen Advokaten, Professoren und Beamten, die „von selbst" kamen oder „von Andern" dazu veranlaßt wurden, zusammen über fünfhundert Männer, trat auch wirklich am 31. März zusammen, und zu gleicher Zeit bewiesen die Fürsten Deutschlands ihren guten Willen, indem sie dem Bundestag siebenzehn „Vertrauensmänner" als Mitberather beigaben. Letztere Maßregel hatte eine ziemlich gute Wirkung; um so weniger aber leistete das Vorparlament. Die meisten Mitglieder desselben nämlich konnten sich als bisherige sehr loyale Unterthanen an den Gedanken, „sie seien durch die Revolution berechtigt, in der Paulskirche Beschlüsse zu fassen," so wenig gewöhnen, daß sie sich in den meisten Fragen geradezu für incompetent erklärten und am liebsten den Bundestag wieder hätten hanthieren lassen. Umgekehrt dagegen wurden die Radikalen in der Versammlung durch ein

solches Benehmen so erbittert, daß ihre Wortführer, die beiden Badenser Hecker und Struve, den Antrag stellten, die erblichen Monarchieen abzuschaffen und sie durch ein freigewähltes Parlament mit einem Präsidenten an der Spitze zu ersetzen. Der Antrag fiel glänzend durch und in Folge dessen traten Hecker und Struve nebst einigen Andern aus dem Vorparlamente aus. Dabei blieb es aber nicht, sondern von Struve und Fickler, dem Redacteur der Seeblätter in Constanz, fortgeschoben, erhob Hecker die Fahne der Revolution, um im Badischen beginnend die Republik in ganz

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Deutschland einzuführen. Man hatte ihn überredet, das Militär beabsichtige nichts Anderes, als im Augenblicke zu ihm überzugehen, und somit meinte er, er werde, statt fechten zu müssen, einen wahren republikanischen Triumphzug durch Deutschland feiern. Allein er verrechnete sich total, denn nicht nur sammelten sich bei weitem nicht so Viele, als er gehofft hatte, unter seiner Fahne, sondern sein Unternehmen schlug sogar in's Lächerliche um, indem die „Helden mit den Schlapphüten" nach den ersten mit den paar tausend Mann, die gegen sie geschickt wurden, gewechselten Schüssen davon-

liefen, um sich in den Bergen des Schwarzwalds zu verstecken. Hecker ging nun nach Amerika und mit der Republikanisirung Deutschlands, respective mit einer Einigung der verschiedenen deutschen Länder „auf diesem Wege" hatte es für jetzt und auch für die Zukunft ein Ende.

Während dieser tragikomischen Episode hatte das Vorparlament wenigstens das zu Stande gebracht, daß die verschiedenen deutschen Regierungen der Berufung einer Nationalversammlung beistimmten und alsbald die Wahlen in dieselbe anordneten. Sie bestand aus fünfhundert und ~~fünfzig~~ Abgeordneten und wurde am 18. Mai 1848 eröffnet. Ihre Machtvollkommenheit aber war, wie alle Regierungen einstimmig zugaben, eine unbeschränkte und die Fürsten — die Wogen der Revolution gingen damals noch hoch — versprachen zum voraus, die Verfassung, welche sie dem deutschen Vaterlande geben würden, unbedingt anzunehmen. Voll Vertrauen blickte daher im Anfang Jedermann auf das „erste deutsche Parlament", und dieses, welches, den Bundestag ganz bei Seite schiebend, alsbald an die Ausarbeitung einer Verfassung ging, schien auch seine Aufgabe recht wohl zu begreifen. Bald jedoch mußte es den Einsichtsvolleren klar werden, daß in der Paulskirche zu Frankfurt unmöglich etwas „Haltbares" geschaffen werden könne, und zwar einfach deßwegen, weil das Parlament davon abstand, ein „Parlamentsheer", das heißt eine Armee, die rein vom Parlamente abhing, in's Leben zu rufen. Die Herren Professoren und Beamten, welche die große Mehrzahl der Nationalversammlung bildeten, schreckten vor einer solchen Maßregel als einer allzurevolutionären zurück, und meinten, dadurch würde sich das Parlament in einen „Convent" mit „Wohlfahrtsausschuß nach französischem Muster" verwandeln. Allein umgekehrt, wenn nun die „souveraine Vertretung des deutschen Volks in Frankfurt" etwas beschloß, was „auszuführen" den Regenten der deutschen Stämme nicht behagte — was dann? Wie wollte jene Vertretung ihren Worten Nachdruck geben? Mit Spott und Hohn nahm daher der größte Theil der deutschen Nation die Ernennung des Erzherzogs Johann zum „Reichsverweser" auf, denn in ihm schuf das Parlament eine rein „machtlose" Centralgewalt, ein deutsches „Scheinkaiserthum", das fast wie eine Satyre klang. Verweigerten doch Oesterreichs und Preußens Regierungen dem Erzherzog Reichsverweser geradezu den Huldigungseid ihrer Truppen, während Bayern diese Huldigung nur bedingungsweise zugab, zum besten Beweise, daß diese drei größten Staaten Deutschlands keineswegs gesonnen seien, sich ihm unterzuordnen! Doch lassen wir einstweilen die Parlamentsmitglieder hochtönende Reden halten und wenden wir uns zu den andern Ländern Europa's, um zu sehen, welchen Verlauf die Revolution daselbst hatte.

Gar nicht berührt von derselben wurden von den kleineren Staaten: die Schweiz und Belgien, von den größeren: England und Rußland, und der Grund hievon läßt sich leicht denken. England, die Schweiz und Belgien hatten gute Verfassungen und konnten auf verfassungsmäßigem Wege weiter reformiren. Sie bedurften der Revolution also gar nicht; Rußland aber — nun Rußland wußte sich von der Revolution abzusperren. Kaiser Nicolaus nämlich entfaltete eine ungeheure Militärmacht, mit welcher die Grenzen so sorgfältig bewacht wurden, daß auch nicht ein

einziger Reisender, nicht ein einziger gedruckter Buchstaben, der unliebsam gewesen wäre, ins Reich kommen konnte. Namentlich stopfte man Polen mit Soldaten fast übervoll und allein in Warschau kampirten 30,000 Mann Tag und Nacht auf den Straßen, um jede Erhebung schon im Keime zu ersticken. Als aber dennoch eine Deputation von reichen adeligen Gutsbesitzern nach St. Petersburg abging, um vom Kaiser Milderung der bisher gegen Polen angewandten strengen Maßregeln zu erflehen, so beantwortete der allgewaltige Czar die Flehschrift damit, daß er die Deputirten nach Sibirien exilirte, und auch nicht Eines ihrer Mitglieder sah die Heimath je wieder.

Nicht viel größeren Einfluß hatte die Februarrevolution auf Holland, Schweden, Portugal und Spanien. Auf die beiden letzteren nicht, weil es da keine compacte liberale Partei gab, welche das Volk hätte mit sich fortreißen können; auf die beiden ersteren nicht, weil die Regenten jener Staaten, Wilhelm II. und Karl Johann (der ehemalige Marschall Bernadotte), sich beeilten, Reformfreunde in ihre Ministerien zu berufen und durch sie die bereits gegebenen, aber freilich der Verbesserung sehr bedürfenden Verfassungen revidiren zu lassen. Ganz anders dagegen in Dänemark, sowie in Ungarn und Italien.

Die Verhältnisse in Dänemark waren ganz eigenthümliche. Seitdem nämlich im Jahr 1448 die dänischen Stände den mütterlicherseits aus dem alten dänischen Königsgeschlechte abstammenden Grafen Christian I. von Oldenburg, der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, zu ihrem Könige gewählt hatten, bestand das Königreich Dänemark Jahrhunderte lang aus zwei ganz heterogenen Bestandtheilen, aus den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein auf der einen Seite und auf der andern aus Dänemark im engern Sinne, d. i. aus Jütland mit den Inseln Seeland, Fünen und Laaland. Diese Zweitheilung des Königreichs hatte nun, trotzdem jeder Theil rechtlich seine ganz abgesonderte Verwaltung besaß, nicht allzuviel zu besagen, so lange der Königsstamm Christians I. nicht ausstarb; sobald aber dieser Fall eintrat, so mußte nach altem Erbrecht, das in beiden Theilen ein verschiedenes war, die Nachfolge in Dänemark selbst an die weiblichen „Seitenverwandten" fallen, während in den Herzogthümern die „männlichen" Seitenverwandten, das ist die Herzoge von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, erbberechtigt waren. Nun starb am 20. Januar 1848 König Christian VIII. und hinterließ seinem einzigen Sohne Friedrich VII. das Königreich; dieser jedoch besaß keine Kinder und es mußte also nach seinem Tode der längst befürchtete Fall der Zerreißung des Königreichs eintreten. Das war für die „nationalgesinnte" Partei in Kopenhagen, für die sogenannten „Eiderdänen," eine traurige Voraussicht, denn wenn die Herzogthümer Schleswig-Holstein von Dänemark abgerissen wurden, so wurde dieses dadurch viel zu schwach, um noch als ein geachtetes und mächtiges Reich zweiten Rangs fortzuexistiren, und demgemäß arbeitete die genannte Partei schon seit Jahren darauf hin, die Herzogthümer mit Dänemark in einen „Gesammtstaat" zu verschmelzen, mit andern Worten diese beiden uralt-deutschen Provinzen (oder wenigstens Schleswig „bis zur Eider") zu dänischen zu machen und von Deutschland abzureißen.

So standen die Dinge beim Ausbruch der französischen Februarrevolution. Sobald aber die Kunde von derselben nach Kopenhagen drang, zwang die daselbst übermächtige nationale Partei den König Friedrich VII. nicht nur dem Lande eine sehr freisinnige Verfassung zu geben, sondern auch, und dieß war die Hauptsache, ein ultra-eiderdänisches Ministerium mit Orla Lehman an der Spitze einzusetzen, damit nun endlich mit der Einverleibung der Herzogthümer Ernst gemacht werde. Orla Lehmann machte auch Ernst und zwar mit Hilfe der militärischen Macht, die er zu einer für Dänemark fast übermäßigen Höhe hinaufschraubte. Allein umgekehrt beschlossen die Schleswig-Holsteiner, die schnell eine provisorische Regierung errichteten, der Gewalt — Gewalt entgegen zu setzen, und zugleich riefen sie die Hülfe des deutschen Parlaments für ihr gutes Recht in die Schranken. „Schleswig-Holstein meerumschlungen!" ertönte es jetzt begeistert in ganz Deutschland und selbst regierende Fürsten betheiligten sich an dieser Begeisterung. Preußens König jedoch, den das Parlament sofort aufforderte, die Dänen für ihren Uebermuth zu züchtigen, zögerte und zögerte, bis die Schleswig-Holsteiner am 9. April bei Flensburg von der dänischen Uebermacht eine schwere Niederlage erlitten. Nunmehr erst, am 22. April, gab er, von dem lauten Murren seines eigenen Volkes gedrängt, seinen Truppen Befehl, angreifend zu Werke zu gehen und nunmehr — ha welche Lust war es, dem Siegesmarsche der preußischen Armee zu lauschen! Im Sturme nahm sie das Danewirk, ohne erst ihre Kanonen abzuwarten, und im Sturme eroberte sie die Stadt Schleswig. Dann schlug sie die Dänen bei Flensburg, rückte in Jütland ein, und besetzte, nachdem sie den Feind bei Düppel vor sich hergejagt, die Festung Friedericia. Noch eine kurze Frist von vierzehn Tagen und Feldmarschall Wrangel hätte das ganze festländische Dänemark erobert gehabt; aber nunmehr erhoben England und Rußland, welche Deutschland um keinen Preis an der Nordsee erstarken lassen wollten, ernsthafte Einsprache, und alsobald befahl Friedrich Wilhelm IV. seinen siegreichen Truppen, halt zu machen. Ja, um die Schmach der Nachgiebigkeit noch zu erhöhen, schloß er am 26. August zu Malmö mit den Dänen jenen berüchtigten siebenmonatlichen Waffenstillstand, durch welchen alles eroberte Land an Dänemark zurückgegeben und der Statusquo in den Herzogthümern wiederhergestellt wurde. Doch — um über das Ende des Kampfes mit Dänemark gleich jetzt zu berichten — dieß war nur das Vorspiel zu dem viel Schmachvolleren, was noch kommen sollte. Kaum nehmlich gieng im Frühjahr 1849 der Waffenstillstand zu Ende, so griffen die Dänen wieder zu den Waffen, um nochmals den Versuch zur Unterjochung der Herzogthümer zu machen. Der Versuch nahm aber ein noch viel ärmlicheres Ende, als das Jahr zuvor, denn sie wurden von den gegen sie beordneten Reichstruppen sowohl zur See als zu Land — bei Eckernförde und Kolding, 5. und 23. April — geschlagen und mußten in wilder Flucht nach Jütland zurückweichen. Da mischten sich Rußland und England abermals ein und bewogen Preußen zu einem Separatfrieden mit Dänemark. Diesem folgte nach langen Verhandlungen das sogenannte Londoner Protocoll vom 2. August 1850, durch welches die Einheit der dänischen Monarchie von England, Rußland, Preußen und Oestreich gewährleistet und in Folge dessen

die Herzogthümer Schleswig und Holstein von Deutschland losgerissen wurden. Ja noch mehr, weil die Schleswig-Holsteiner sich nicht fügen, sondern den Krieg für sich allein fortsetzen wollten, schickte Oestreich zu Anfang des Jahrs 1851 eine Pacificationsarmee nach den Herzogthümern und entwaffnete dieselben, um sie den Dänen wehrlos zu überliefern.

Ein Urtheil über diese Handlungsweise der Cabinette der Großmächte, besonders derer von Wien und Berlin, zu fällen, überlasse ich getrost dem Leser. Genug die Erhebung der Schleswig-Holsteiner endete damit, daß alles wieder auf den Standpunkt vor der Revolution von anno 1848 zurückgeführt wurde, und ganz dasselbe Schicksal hatten auch die Revolutionen von Böhmen und Ungarn. Am kürzesten verlief noch die von Böhmen. Hier handelte es sich nicht sowohl um Erringung von Freiheiten gegenüber der Reaction, sondern die Czechen hätten gern das Deutschthum aus Böhmen hinausgejagt und dafür das Slaventhum zur Herrschaft gebracht. Zu dem Ende schrieben die Führer der Bewegung einen allgemeinen Slavencongreß nach Prag aus, um das neue Slavenreich zu constituiren, und es fanden sich auch richtig eine Menge von Abgeordneten der verschiedenen slavischen Stämme ein. Allein das Unternehmen erwies sich gleich im Anfang schon als ein lächerliches, weil die Abgeordneten, um sich gegenseitig zu verstehen (die Idiome der Czechen, Slowaken, Illyrier, Serben, Ruthänen, Polen u. s. w. u. s. w. gehen gar weit auseinander), „deutsch" sprechen mußten, und so verlief der Congreß so zu sagen im Sande. Dagegen glaubten die Czechen diese Gelegenheit benützen zu können, um Böhmen von Oestreich loszureißen, und es entstand daher am Pfingstmontag, den 12. Juni, ein Aufruhr in Prag, in Folge dessen die östreichischen Truppen die Stadt nach kurzem Kampfe räumen mußten. Damit war übrigens nicht viel gewonnen, denn der Fürst Windischgrätz, der Obercommandant der Truppen, begann sofort die Stadt von den Anhöhen zu beschießen, und dadurch sah sich Prag schon am 16. Juni genöthigt, sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben. So nahm das „unabhängige Böhmen" ein Ende, noch ehe es constituirt war, und das arme Land nebst seinen Tonangebern mußte es schwer büßen, daß es einen viertägigen Revolutionstraum geträumt hatte.

Ein Kampf ganz anderer Art war der in Ungarn. Dieses Land, früher unter den Magyarenkönigen ein nicht unbedeutendes selbstständiges Reich, hatte sich auch, nachdem es durch Erbschaft an das Haus Habsburg gekommen war, die Unabhängigkeit seiner Verwaltung und Verfassung gewahrt und erst in den letzten Jahrzehnten suchten die Beherrscher Oesterreichs diese Unabhängigkeit nach und nach, gleichsam stückweise, zu untergraben, um schließlich aus Ungarn eine östreichische Provinz zu machen. Gegen diese schlaue Politik Metternichs aber remonstrirten die Führer der Magyaren auf jedem ihrer Landtage und immer von neuem drangen sie auf die vollständige Wiederherstellung der ihnen vertragsmäßig garantirten Rechte. Lange Zeit war ihr Drängen ein vergebliches, weil durch dasselbe die Reichseinheit Oesterreichs gefährdet werde; doch wie nun die Wiener Revolution kam, da gab der Kaiser Ferdinand augenblicklich nach und Ende 1848 hatte Ungarn sein eigenes Ministerium mit eigener Verwaltung und sogar mit eigenem Heere. Man kann sich übri-

gens wohl denken, mit welchem argen Widerstreben Oesterreichischerseits diese weitgehenden Concessionen gemacht wurden, und der Wiener Hof hätte sie gar zu gerne im nächsten Momente schon wieder rückgängig gemacht. Darum ward auch Jellachich, der getreue Ban von Croatien, unter der Hand angewiesen, die slavische und romanische Bevölkerung in Ungarn gegen die herrschende Partei der Magyaren aufzuhetzen, in der Hoffnung, so einen Bürgerkrieg vorzubereiten, und zugleich veranstaltete man insgeheim die großartigsten Rüstungen, um die ungarische Bewegung mit Waffengewalt niederzuschlagen. Dadurch aber arbeitete man nur der extremen, oder wenn man so will, der revolutionären Partei unter den Magyaren in die Hände, und deren Führer, unter denen Kossuth am meisten hervorragte, beschuldigten nun den Wiener Hof laut des Verraths, indem sie zugleich ganz ungescheut die „gänzliche Losreißung Ungarns von Oesterreich" verlangten.

Im September 1848 glaubte die den Kaiser beherrschende Hofaristokratie so viel Kräfte gesammelt zu haben, um mit den Operationen gegen Ungarn beginnen zu können, und es ward sofort der Feldmarschall Graf Lemberg nach Pesth gesandt, damit er des Kaisers Hoheits- und Herrschaftsrechte daselbst wahre. Dieser aber, einem solchen Posten durchaus nicht gewachsen, richtete nur wenig oder gar nichts aus und ward bereits am 28. September in einem Pöbellauflauf in Pesth ermordet. Auf dieses hin schickte der Kaiser den Fürsten Windischgrätz, den Bombardeur von Prag, mit einem bedeutenden Heere gegen Ungarn, um dasselbe, unterstützt von den wilden Croatenhorden, welche der Ban Jellachich führte, zu züchtigen. Auch fielen die ersten Kriegsoperationen für die Oesterreicher glücklich genug aus, indem es ihnen gelang, schon am 5. Januar Pesth zu erobern; aber das Kriegsglück wandte sich, so bald die Generale Bem, Dembinsky und Görgey die Führung der ungarischen Armee übernahmen und nun folgte für die letztere ein Sieg nach dem andern. Auch half es nichts, als Windischgrätz, der wohl ein Wütherich, aber kein General war, abberufen und durch den Feldmarschall Welden, später durch den vielberüchtigten General Haynau ersetzt wurde; nein, Ungarn blieb siegreich und am 14. April 1849 war es bereits so weit gekommen, daß der ungarische Reichstag das Haus Habsburg der ungarischen Krone für verlustig erklärte und dafür die Republik unter dem Präsidenten Kossuth proklamirte.

So schien denn Ungarn für Oesterreich verloren und wäre es wohl auch gewesen, wenn nicht von „Anderswoher" Hülfe gekommen sein würde. Inzwischen hatte nämlich der Kaiser Ferdinand abgedankt und seinem Neffen, dem jungen Franz Joseph, Platz gemacht, damit die Zügel der Regierung in eine kräftigere Hand kämen; Franz Joseph aber, an seiner eigenen Kraft verzweifelnd, demüthigte sich so sehr, daß er auf einer Zusammenkunft in Warschau den Kaiser Nikolaus von Rußland um Rettung aus seiner großen Noth anflehte, und Kaiser Nikolaus sagte diese Rettung zu, theils um das absolute Prinzip zu wahren, theils auch weil ein freies Ungarn fast mit Nothwendigkeit ein freies Polen zur Folge haben mußte. Demgemäß erhielt, gleich nach der Zusammenkunft der beiden Kaiser, Fürst Paskiewitsch, der Besieger Polens, Befehl, mit einer Armee

von 100,000 Mann von Warschau in Ungarn einzurücken, während ein anderes, fast gleich starkes russisches Armeekorps unter General Rüdiger seine Operationen über Siebenbürgen zu beginnen und sich mit den Resten der österreichischen Armee zu verbinden hatte. Einer solchen Uebermacht waren die Ungarn natürlich nicht gewachsen und nebenbei scheint auch das russische Gold gewirkt zu haben. Genug, am 11. August 1849 ward Kossuth von General Görgey gezwungen, die Stelle eines Dictators, die man ihm in der Stunde der Gefahr übertragen hatte, niederzulegen, und Görgey, der neue Diktator, vom Volk aber meist nur „der Verräther" genannt, streckte sofort zwei Tage später mit 30,000 Mann der auserlesensten Truppen bei Vilagos vor dem General Rüdiger die Waffen. Damit hatte der Unabhängigkeitskampf Ungarns sein Ende erreicht, denn die übrigen Heerführer, Bem, Dembinsky und Klapka — letzterer Kommandant der Festung Komorn, die er bis zum 27. September behauptete — mußten nun bei der geringen Macht, die ihnen geblieben, ebenfalls capituliren, oder sich mit ihren Truppen nach der Türkei flüchten, und dahin folgte ihnen auch der Exdictator Kossuth, mit den übrigen politisch schwer Compromittirten nach. Ungarn aber — nun Ungarn wurde von Oesterreich wie eine eroberte Provinz behandelt und schwere Heimsuchungen ergingen über die, welche sich an dem Unabhängigkeitskampfe betheiligt hatten.

Ganz ähnlich erging es auch dem so oft schon schwer geprüften Lande Italien. Hier hatte, wie ich weiter oben erzählte, schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Partei des Fortschritts allüberall die Oberhand gewonnen mit der einzigen Ausnahme der Länder, welche dem österreichischen Scepter unterworfen waren; im Innern jedoch schlugen auch hier alle Herzen für die Einigung und Befreiung des Vaterlandes und man wartete sehnsüchtig auf den Tag, der Gelegenheit biete, das schwerlastende ausländische Joch abzuschütteln. Dieselbe Sehnsucht verzehrte die übrigen Italiener, denn sie mußten ihre Freiheit stets gefährdet sehen, so lange Oesterreich auch nur einen Theil Italiens in Besitz hatte, und darum, als die Kunde von den Februartagen nach Italien gelangte, drängte der fast übermäßig gesteigerte Enthusiasmus die verschiedenen Regenten von Sardinien, Toskana u. s. w. u. s. w. von allen Seiten, sofort gegen Oesterreich zu rüsten, um „ganz Italien" frei zu machen. Die Regenten gaben der Volksstimme nach, besonders Karl Albert von Piemont-Sardinien, welchem die italienische Königskrone gar nicht aus dem Sinne wollte, und die Heere wurden so schnell als möglich mobil gemacht. Dessenungeachtet konnte Radetzky, der österreichische Generalfeldmarschall, keine Verstärkungen erhalten, so dringend er auch darum nachsuchte, und darum sah er sich, als nun am 18. März der längst vorbereitete Aufstand in Mailand losbrach während zugleich Karl Albert mit einer starken Armee von Piemont her anrückte, genöthigt, nach nur eintägigem Kampfe sowohl Mailand als Venedig zu räumen, um seine Macht bei Mantua und Verona zu concentriren. Nunmehr war ganz Italien — in Mailand rückte Karl Albert ein, Venedig erklärte der Advokat Manin zur Republik und in Modena und Parma wurden nach Verjagung Franz V. und Karls II. provisorische Regierungen errichtet — frei bis auf jenen Fleck

Landes, welchen man das Festungsviereck nennt, und der volksrednerische Muth der „Italianissimi" hielt es nun für eine wahre Kleinigkeit, die „Barbaren" vollends aus dem Lande hinauszujagen. Allein, statt Reden zu halten, handelte Radetzky, das heißt, er ließ nicht nach, als bis er sein Heer wenigstens einigermaßen gestärkt hatte, und als nun die unter dem König Karl Albert, dem „Schwert Italiens", vereinigten Oberitaliener gegen ihn heranzogen, schlug er sie am 25. Juli 1848 bei Custozza so total, daß ihm in Folge dieses Sieges die Stadt Mailand mit der ganzen Lom-

Kossuth.

bardei wieder zufiel. Nun suchte Karl Albert um einen Waffenstillstand nach und Radetzky gewährte ihn, weil seine Armee noch immer zu schwach war, gegen ganz Italien in die Schranken zu treten. Ein Frieden wurde jedoch aus dem Waffenstillstand nicht, sondern Karl Albert, durch die damaligen Siege der Ungarn schwindlich gemacht, kündigte denselben am 12. Februar 1849 auf, und zog den bei weitem schwächeren Oesterreichern mit 80,000 Mann entgegen. Am 23. Februar kams bei Novara zur Schlacht, und es läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Italiener sich

wacker hielten. Dennoch wurden sie von dem Helden Radetzky fast bis zur Vernichtung geschlagen und Karl Albert dankte sofort in seiner Verzweiflung ab, worauf sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel, den Frieden mit 75,000,000 Gulden Kriegskostenentschädigung kaufte.

Nicht lange hernach erlag auch Venedig der Kriegskunst Radetzkys, trotzdem es von seinem Dictator Manin aufs tapferste vertheidigt wurde, und noch leichter ging es mit der Unterwerfung Parmas, Modenas und Toskanas. In Neapel aber gelang es dem Könige Ferdinand II. mittelst

Radetzky.

seinen Schweizertruppen und den fanatisirten Lazzaronis — ein Mischmasch von Bettlern, Strolchen und Banditen — die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, und Sicilien unterwarf sich ebenfalls ohne viel Gegenwehr. Nur allein in Rom wollte es durchaus nicht gelingen, der Reaktion, wie anderswo, den Sieg zu verschaffen, sondern nachdem Pius IX. auf die Ermordung seines Ministers Rossi hin am 25. November 1848 heimlich nach Gaëta entflohen war, brachte es Mazzini dort soweit, daß sich der Kirchenstaat als Republik constituirte, und es ward sofort der tapfere

Garibaldi herbeigerufen, um das Volksheer zu organisiren. Allein die Großmächte hatten beschlossen, den Pabst mit seinem ganzen frühern Regime wieder einzusetzen und somit rückten Oesterreicher und Franzosen zugleich im Kirchenstaate ein. Erstere nahmen Bologna und Ancona fast ohne Widerstand; letztere aber, die Ende Juni 1849 20,000 Mann stark unter Marschall Oudinot in Civita-Vecchia gelandet waren, mußten mit Garibaldi um den Besitz Roms verschiedene Tage lang kämpfen und erst nach Strömen vergossenen Blutes ward ihnen der Sieg. Nun kehrte auf die französischen Bajonette gestützt Pius IX. in seine Hauptstadt zurück und daß er von allen freiheitlichen Ideen gründlich kurirt war, das beweist die Art und Weise, wie er von jetzt ab regierte.

Hand in Hand mit der Niederwerfung Ungarns und der Rückeroberung Mailands und Venedigs ging auch die politische Purificirung Wiens. Am 15. März hatten dessen Bürger in Verbindung mit der Studentenschaft den Fürsten Metternich verjagt und vom Kaiser eine Verfassung ertrotzt. Bald aber genügte ihnen dieses in der Schnelligkeit entworfene und darum an vielen Mängeln leidende Statut nicht mehr und sie verlangten eine constituirende Versammlung, um eine bessere Verfassung zu entwerfen. Auch hierein willigte der Kaiser am 15. Mai 1848, allein wie höchst unfreiwillig diese Einwilligung war, das konnten die Wiener daraus ersehen, daß Ferdinand I. zwei Tage darauf mit dem ganzen Hofe heimlich nach Insbruck zu seinen getreuen Tyrolern entfloh. Man hatte den schwachen Monarchen überredet, daß die Wiener, über diese Flucht von einem heilsamen Schrecken erfaßt, alsbald zu ihrer alten Loyalität zurückkehren würden; allein es kam gerade umgekehrt und die Studentenschaft nebst der Nationalgarde bildeten sich jetzt erst recht zu demokratischen Gewalten aus. Wußte man ja doch jetzt, daß der Kaiser sich noch immer in den Händen der verderblichen Hofcamarilla befinde, da nur diese ihm den Rath zur Flucht gegeben haben konnte! Nun kehrte zwar allerdings der Hof mit dem Kaiser im August nach Wien zurück, allein das Mißtrauen der Wiener hob sich deßwegen doch nicht, sondern steigerte sich vielmehr immer höher, je mehr man sich überzeugte, daß die aristokratische Reaktionspartei am Hofe damit umgehe, durch den General Windischgrätz, den Beschießer Prags, und den Ban Jellachich, den Commandanten der wilden Croaten, den Wienern ihren demokratischen Veitstanz auszutreiben. Am 6. Oktober erfuhr man, daß der Kriegsminister Latour einigen Regimentern der Garnison von Wien Befehl ertheilt habe, zu dem Heere des Ban zu stoßen, und da man dieß als den Beginn der reaktionären Hofcamarillabewegung ansah, so brach sofort an jenem 6. Oktober ein furchtbarer Volksaufstand aus, in welchem der Pöbel sich den tollsten Ausschweifungen überließ und den Minister Latour an einen Laternenpfahl hängte. Daraufhin entfloh der Kaiser zum zweiten Male; dießmal aber nicht nach Innsbruck, sondern nach Olmütz, wo Fürst Windischgrätz eben ein starkes Heer sammelte, um damit gegen die Ungarn zu ziehen. Alsbald erhielt der Fürst Befehl, die Direktion zu ändern und gegen das aufrührerische Wien vorzurücken. Denselben Befehl erhielt auch der Ban Jellachich und überdieß ward Graf Auersperg der Commandant von Wien beordert, die ganze Garnison aus der Stadt zu ziehen, und die Anhöhen

ringsum zu besetzen. Bis zum 20. Oktober waren alle Vorbereitungen getroffen, und es begann sofort die Belagerung Wiens. Erst am 31. Okt. aber gelang es die Stadt im Sturm zu erobern, nachdem sie vorher eine vierundzwanzigstündige Beschießung ausgehalten hatte. Alsbald verkündete nun Windischgrätz das Standrecht und herrschte für die nächsten paar Monate mit einem Terrorismus, der in der Geschichte gebildeter Nationen wohl unerhört ist. Die Hervorragendsten unter den Vertheidigern, wie Messenhauser, der Commandant der Wiener Nationalgarde, wie Robert Blum, der Reichstagsabgeordnete, und wohl fünfzig Andere wurden erschossen, tausende erhielten lebenslänglichen Kerker, und eine noch weit größere Anzahl theilte man dem Train der Jellachich'schen Kroatenarmee zu, wobei die meisten elendiglich zu Grunde gingen.

Auf diese Art ward Oesterreich dem Absolutismus wieder anheimgegeben, denn von einer Verfassung war nun natürlich keine Rede mehr, und nicht minder schnell, ohwohl nicht so blutig, wußte man auch in Berlin die Märztage zu verwischen. Hier tagte nämlich, wie in Wien, ein Reichstag, um dem Königreiche eine Verfassung zu geben, und in diesem Reichstage ertönten der hochtrabenden Worte nur zu viele. Noch phrasenreicher gerirte sich die Demokratie außerhalb des Reichsrathssitzungssaales, die sogenannte Straßendemokratie à la Lindenmüller und Consorten, und es war daher kein Wunder, wenn ernstere ruhigere Männer vor solchen Schreihälsen nach und nach einen Eckel bekamen. Daß aber in den höheren und höchsten Kreisen, den „Königlichen Fahnenträger vom 21. März" natürlich miteingeschlossen, die Sehnsucht, mit der Demokratie gründlich aufzuräumen, mit jedem Tage stärker wurde, darüber brauche ich wohl kein Wort zu verlieren, denn jene Kreise waren dem liberalen Systeme innerlich von jeher fremd gewesen. So begann denn der König den Rückschritt damit einzuleiten, daß er den von Schleswig-Holstein heimgekehrten General Wrangel, von dessen Energie die hohe Aristokratie so viel erwartete, als die Kamarilla in Wien von Windischgrätz, zum „Oberstkommandirenden in den Marken" ernannte, und unmittelbar darauf, am 2. November 1848, entließ Friedrich Wilhelm IV. sein bisheriges constitutionelles Ministerium Pfuel, um an seine Stelle das Ministerium Brandenburg, das ist das „Ministerium der rettenden That", zu setzen. Alsbald befahl sofort das neue Ministerium dem constitutionellen Reichstage, als der „faktischen Ursache aller Aufregung in der Residenz", nach der Stadt Brandenburg überzusiedeln, und als sich der Reichstag dessen weigerte, zog Wrangel mit seinen Truppen in Berlin ein, löste, ohne irgend einen Widerstand zu finden, die Nationalgarde auf, schloß den Sitzungssaal des Reichstags und trieb diesen gewaltsam auseinander. Nun versammelten sich später, am 27. November, die Abgeordneten allerdings in Brandenburg, allein einsehend, daß sie, weil machtlos, bei Fortsetzung ihrer Berathungen nur ein leeres Puppenspiel treiben würden, verließ Einer nach dem Andern, ohne Adieu zu sagen, seinen Posten, und natürlich hob nun der König die beschlußunfähig gewordene Versammlung schon am 5. Dezember ganz auf. Doch jetzt, was thun? Das Ministerium der rettenden That besann sich nicht lange und rieth dem Könige, weil Unruhen zu befürchten gewesen wären, wenn man sich ganz und gar dem

Absolutismus wieder zugewandt hätte, eine Verfassung zu octroyren, das heißt, sie seinem Volke „als Gnadengeschenk" zu geben. Selbstverständlich aber keine solche, durch welche der absolute Willen des Königs gehemmt würde, sondern eine Constitution von jener elastischen Art, wie früher in Frankreich unter den Bourbonen. Solches geschah denn auch, und diese octroyrte Verfassung ist dieselbe, welche Preußen jetzt noch hat. Doch nein, nicht ganz dieselbe, denn es wurde an ihr die nächsten Jahre lang an einem fort geflickt, verbessert und revidirt, bis man so ziemlich alles ausgemerzt hatte, was zu offenkundig an die Märztage von 1848 erinnerte.

Nachdem man nun so auch in Preußen mit der Revolution gebrochen hatte, war es nicht mehr als billig, nicht minder im übrigen Deutschland mit den schlimmen Nachwehen der Märztage aufzuräumen, und es ging dieß viel leichter, als man im Anfange dachte. Der Erzherzog-Reichsverweser in Frankfurt besaß ein Reichsministerium, aber kein Reichsheer, und deßwegen gehorchten die verschiedenen Regierungen Deutschlands den Beschlüssen des „souveränen" Parlaments, die sie ausführen sollten, nur dann, wenn es ihnen genehm war. Den besten Beweis hiefür gab Preußen, als es, wie ich bereits erzählte, am 26. April 1848 für sich allein, ohne die Centralgewalt in Frankfurt zu fragen, jenen schimpflichen Waffenstillstand von Malmö mit Dänemark abschloß, und es fragte sich nun, ob sich das Parlament ein solches Eingreifen in seine Rechte gefallen lassen würde. Aller Augen waren jetzt auf Frankfurt gerichtet, denn jener Waffenstillstand hatte einen allgemeinen Sturm des Unwillens hervorgerufen; allein dessenungeachtet hieß das Parlament, um den König von Preußen nicht vor den Kopf zu stoßen, denselben mit 257 gegen 236 Stimmen gut. Damit hatte sich die „souveräne Vertretung deutscher Nation" selbst gerichtet und von nun an ging es schnell abwärts mit ihr. Zwar allerdings in ihrem äußern Bestand änderte sich vorderhand noch nichts, denn der Aufstand, welcher in der Wuth über das schmachvolle Benehmen der Nationalversammlung am 18. September in Frankfurt losbrach, wurde mit Hülfe des schnell von Mainz herbeigezogenen Militärs nach blutigem Kampfe siegreich niedergeschlagen und nur die Reichstagsabgeordneten Lichnowsky und Auerswald fielen der Rache des Pöbels zum Opfer. Ebensoschnell zerstiebte die von Struve am 21. September versuchte neue Auflage des Hecker'schen Republikputsches im badischen Oberlande, indem die Freischaaren schon vor dem ersten Gefechte davonliefen und Struve sich selbst gefangen gab. Allein durch dieses Alles konnte der Nationalversammlung die verlorene Würde nicht wieder ersetzt werden. Der Respekt war weg, und Völker wie Fürsten, obwohl natürlich beide aus verschiedenen Beweggründen, wandten den Herren Professoren, Beamten und Advokaten in Frankfurt von nun an den Rücken.

Doch diese fuhren, von alledem unbeirrt fort, daselbst zu berathen und Reden zu halten. Die „Grundrechte des deutschen Volks" wurden fertig und wären in der That ein herrliches Geschenk für das deutsche Volk gewesen, wenn sie nur hätten zur Geltung gebracht werden können. Allein die Regenten von Oesterreich, Preußen und Bayern nahmen sie nicht an, sondern erklärten, daß das Parlament keine Befugniß habe, ohne ihre, der Fürsten, Mitwirkung für ihre Länder Gesetze zu geben, und sprachen

somit demselben die Grundbedingung seiner Existenz und Wirksamkeit, die Souveränetät ab. Dessenungeachtet fuhren die Frankfurter Herren in ihren Berathungen auch jetzt noch fort, wie wenn sie immer noch die Macht in Händen hätten, und brachten endlich eine Reichsverfassung zu Stande, welche den König von Preußen an die Spitze Deutschlands stellte. Sofort wurde zu Anfang des April 1849 eine solenne Deputation nach Berlin abgeordnet, um Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone zu Füßen zu legen; doch dieser — konnte er sie annehmen? Alsbald nämlich, auf die Kunde dieser Vorgänge, berief der Kaiser Franz Joseph alle Abgeordneten seiner deutschen Lande von Frankfurt ab und zu gleicher Zeit legte Erzherzog Johann seine Reichsverweserstelle nieder. Außerdem erklärten die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover, daß sie sich nie und nimmer einem Hohenzollern unterordnen würden, und ein deutscher Bruderkrieg war also im Falle der Annahme unvermeidlich. In Anbetracht dessen gab der König von Preußen, nach langem Schwanken, der Deputation endlich am 28. April eine abschlägige Antwort, diese dahin motivirend, daß er eine Krone, die nicht „von Gottes Gnaden", sondern vom Volke komme, nicht annehmen könne, und unmittelbar darauf rief er in Nachahmung des Kaisers Franz Joseph die preußischen Abgeordneten von Frankfurt ab. Dasselbe thaten jetzt auch Bayern, Hannover und Sachsen, und da in Folge dessen die Nationalversammlung sich auf ein Viertheil ihrer früheren Mitglieder reduzirt sah, so hätte die Klugheit ihr rathen sollen, sich sofort selbst aufzulösen. Nicht so dachte aber die kleine in Frankfurt zurückgebliebene Minderzahl von etwa Hundertundfünfzigen, sondern diese hofften vielmehr, die Reichsverfassung durch die Hülfe des deutschen Volks mit Gewalt durchzuführen, und alsbald begann die Agitation. Doch was soll ich nun über den Verlauf dieser Agitation viel Worte machen? Es fehlte im Volke die Begeisterung vom Jahr 1848 und andererseits hatten die verschiedenen Regenten Deutschlands einstweilen sich zum blutigen Widerstand gerüstet. So wurden denn die meisten Erhebungen, wie in Elberfeld, Iserlohn und anderswo im Preußischen mit leichter Mühe unterdrückt, und auch der sächsische Aufstand unterlag den preußischen Waffen, obwohl erst nach dreitägigem heißem Kampfe in den Straßen von Dresden. Einen längeren Widerstand leisteten Baden und die Pfalz und das „Rumpfparlament" — so hieß man die zurückgebliebene Minderheit der Nationalversammlung — siedelte Anfangs Juni 1849 expreß deßwegen von Frankfurt nach Stuttgart über, um von hier aus den Aufstand, an dem sich auch Württemberg betheiligen sollte, besser leiten zu können. Doch Württemberg ließ sich nicht hinreißen, sondern dessen Regierung sprengte vielmehr das Rumpfparlament mit sammt der inzwischen von diesem ernannten „fünfherrlichen Reichsregentschaft" durch Militärgewalt auseinander, und im Badisch-Pfälzischen rückten die Preußen, nachdem sie Dresden niedergeschlagen, mit überlegener Macht ein. So ging denn Alles rasch zu Ende und alle schwerer Betheiligten entflohen, wenn sie es nur irgend möglich machen konnten, um nicht in die Gefängnisse zu wandern oder gar „zu Pulver und Blei begnadigt zu werden."

Und was nun? Was sollte aus dem armen Deutschland werden, nachdem die Bestrebungen des Volkes, es zu einem einheitlichen freien

Großstaate umzuschmelzen, so gründlich mißglückt waren? Probirt wurde Verschiedenes; von Bayern, Württemberg und Sachsen ein sogenanntes „Dreikönigsbündniß" und von Preußen eine „norddeutsche Union", das heißt eine Vereinigung der norddeutschen Kleinstaaten unter seinem Protektorate. Da erklärte am 1. September 1850 Oesterreich mit kühnem Griffe den abgeschafften Bundestag wieder für eröffnet, und diesem „kühnen Griffe" pflichteten alsbald die süddeutschen Fürsten nebst Sachsen und Hannover bei. Eine Zeitlang wiedersetzte sich Preußen, das an seiner Union festhielt, und schon schien es, da die Heere beider Großstaaten sich bei Bronzell im Hessischen kampfgerüstet gegenüber standen, es müsse nunmehr zum Entscheidungskampfe darüber kommen, welches von beiden, Oesterreich oder Preußen künftig die Präponderanz in Deutschland haben solle. Doch jetzt warf Czar Nikolaus, der große Ordner Europas, sein Schwert in die Waagschale, drohend, daß er alsbald gegen diejenige Macht marschiren lassen werde, welche nicht sofort zum Frieden einlenke, und dieser Drohung wagte der König von Preußen nicht zu wiederstehen. Die Unionsgedanken wurden also mit einem Male aufgehoben und die darauf folgenden sogenannten „freien Conferenzen von Olmütz und Dresden" stellten die Eintracht zwischen Preußen und Oesterreich so vollkommen wieder her, daß am 15. Mai 1851 der Bundestag in all seiner früheren Glorie wiederhergestellt werden konnte.

So war denn in Oesterreich, Preußen, Deutschland, Italien, Ungarn und Schleswig-Holstein den Völkern die Idee am Staatsregiment selbstthätig theilnehmen zu wollen glücklich wieder ausgetrieben worden und der Absolutismus erfreute sich mit Lust seines erneuerten Daseins. Allein „vollkommen" konnte diese Freude erst werden, wenn auch in Frankreich der „republikanischen Anarchie" ein Ende gemacht wurde, und — Dank dem Willen des Schicksals — diese Freude sollte den hohen Potentaten Europas zu Theil werden, ohne daß sie nöthig gehabt hätten, mit Waffengewalt gegen Frankreich einzuschreiten. Hierüber aber das Nähere im nächsten Kapitel.

NAPOLEON III.

Siebentes Buch.

Von der Wiederherstellung des französischen Kaiserthums

bis

zum Frieden von Nikolsburg.

Erstes Kapitel.

Wie Louis Napoleon Kaiser von Frankreich wurde.

In den Februartagen 1848 hatten sich die Franzosen die Republik erstritten und die von ihnen eingesetzte provisorische Regierung, zumeist bestehend aus hochgeachteten und höchstehrenwerthen Männern, wie Dupont de l'Eure, Cremieux, Arago, Garnier-Pagès und Lamartine, zum Theil aber auch aus Extremen wie Louis Blanc, Ledru-Rollin und Albert, ergriff sofort die Zügel, bis die auf den 4. Mai 1848 einberufene constituirende Nationalversammlung alle Gewalt in die Hände nehmen würde. Die Herren „Provisorischen" begriffen aber bald, daß sie einen äußerst schwierigen Standpunkt hatten, denn in Folge der Staatsumwälzung giengen alle Geschäfte schlecht und der Arbeiterstand nebst dem Proletariat befand sich also übler daran, als vor der Revolution. Solchem Nothstande mußte abgeholfen werden, schon deßwegen, weil ja gerade der vierte oder Arbeiterstand es gewesen war, der die Revolution gemacht hatte, und man errichtete also sowohl in Paris als in den andern größeren Fabrikstädten Frankreichs sogenannte „Nationalwerkstätten", in welchen jeder Arbeiter einen seinen Leistungen angemessenen Lohn finden sollte. Es war ein Versuch, den man anstellte; allein derselbe bewährte sich bald als ein sehr schlimmer, indem die brodlosen Arbeiter nur in Paris allein von ursprünglichen 20,000 auf 150,000 anwuchsen und sich so die Nationalwerkstätten gleichsam von selbst in unendlich theuere „Fütterungsanstalten für Tagediebe und Thunichtgute" verwandelten. Ueberdem konnten diese Leute nur zu leicht dem Staate gefährlich werden, denn sie fingen bald an, Clubs und Verbrüderungen zu bilden, wie zu den Zeiten des Jacobinerthums, und wuchsen so zu einer politischen Macht heran, welche ihre Führer, wie Blanqui, Raspail, Cabot, Louis Blanc und Huber gar trefflich zu benutzen verstanden.

Darum, als die Nationalversammlung, welche die neue republikanische Verfassung Frankreichs endgültig feststellen sollte, am 4. Mai zusammentrat und alle Regierungsgewalt in die Hand nahm, mußte sie mit Nothwendigkeit voraussehen, daß neue Stürme bevorständen, besonders wenn

sie daran gehen würde, der unsinnigen, zum Bankerott führenden Geldverschwendung Einhalt zu thun, welche der Unterhalt der Nationalwerkstätten dem Staate auferlegte. Umgekehrt aber wurde es den Arbeitern und ihren Führern gleich nach dem Zusammentritt jener Versammlung klar, daß dieselbe ihnen keineswegs allzuhold gesinnt sei, und somit faßten sie alsbald den energischen Entschluß, den Maßregeln, die ganz sicher gegen sie ergriffen werden würden, durch schnelles Handeln zuvorzukommen. Sie zogen also, am 15. Mai, unter dem Vorwand, eine Petition überreichen zu wollen, ihrer Fünfzigtausend vor den Palast der Nationalversammlung, drangen dort nach Verjagung der schwachen Nationalgarde-Wache in den Sitzungssaal ein und jagten die Abgeordneten auseinander. Dann zogen sie auf's Stadthaus, nahmen dasselbe mit eben so leichter Mühe und setzten sofort aus ihrer Mitte eine aus Louis Blanc, Albert, Raspail, Ledru-Rollin und Barbès bestehende neue Staatsregierung ein. Diese fünf Herren aber säumten nun keinen Augenblick, ihr Regiment mit zwei gleich merkwürdigen Dekreten zu beginnen, einmal mit einer Kriegserklärung zugleich gegen Rußland, Oesterreich und Preußen, sodann mit einer Steuer auf die Reichen zu Gunsten der Arbeiter im Betrag von tausend Millionen Franken. Das letztere Dekret zeigte, wohinaus die Extremen oder die „Rothen" wollten, auf nichts anderes nämlich als auf die Verwirklichung des communistischen Grundsatzes von Theilung der Reichen mit den Armen; allein zum Glück für Frankreich kam von den beiden Dekreten keines zur Ausführung. Vielmehr erholte sich die Nationalgarde alsbald von ihrem ersten Schrecken, schlug Generalmarsch, umzingelte das Stadthaus und machte nach Gefangennahme aller Widerspenstigen der Regierung der Rothen schon nach ein paar Stunden ein Ende. Die Nationalversammlung aber, hierdurch wieder Herrin von Paris geworden, beeilte sich nun, die verrufenen Clubs zu schließen, die nicht nach Paris gehörenden Arbeiter in ihre Heimath zu verweisen, und vor allem die sämmtlichen Nationalwerkstätten aufzuheben, damit ähnliche Revolutionsversuche nicht mehr vorkommen könnten.

Aus diesen Maßregeln glaubten die rothen Republikaner, welche sich hauptsächlich aus dem Arbeiterstande rekrutirten, schließen zu dürfen, daß es auf ihre Existenz abgesehen sei, und sie beschlossen daher, sich bis auf den letzten Mann für ihre Sache zu wehren. Doch stand es noch einen vollen Monat an, bis der Sturm losbrach, denn um den Sieg desto gewisser zu erreichen, hatten sich die Arbeiter vorher im Stillen zu organisiren und vor allem mit Waffen zu versehen; wie er nun aber losbrach, der Sturm, so raste er mit einer Heftigkeit, wie man es nicht für möglich gehalten hätte. Es kam nämlich jetzt zum Entscheidungskampfe zwischen den „Rothen" und „Blauen", das ist zwischen den Extremen und Gemäßigten, und kein Mensch kann es bestreiten, daß dieser Aufstand — die Junirevolution — die bestgeleitete, weitverbreitetste und am verwegensten durchgeführte Erhebung war, welche Paris je sah. Eine Erhebung, in der vierzigtausend Arbeiter vier Tage lang, vom 23. bis 26. Juni, dem besten Feldherrn Frankreichs, dem von der Nationalversammlung zum Dictator ernannten General Cavaignac, der an die hunderttausend Linientruppen und Nationalgarden commandirte, das Feld streitig

machten und in welcher mehr Blut vergossen wurde, als selbst in der allerblutigsten Schlacht. Endlich blieben die Vertheidiger der Ordnung Sieger und Cavaignac übernahm sofort auf Befehl der Nationalversammlung als provisorischer Präsident der Republik die Zügel der Regierung. Seine ersten Regierungshandlungen aber bestanden darin, daß er die Stadt Paris in Belagerungszustand versetzte, daß er weiter das Versammlungsrecht in ganz Frankreich aufhob und der freien Presse einen tüchtigen Zaum anlegte, daß er endlich alle mit den Waffen in der Hand gefangenen Aufständischen, ihrer mehr als viertausend, deportiren ließ und so mit Einem Wort Alles that, um die guten Bürger für immer von der Furcht vor dem rothen Gespenst zu befreien.

Nach der Niederschlagung der Junirevolution beschäftigte sich die Nationalversammlung wieder aufs eifrigste mit Entwerfung einer republikanischen Verfassung und nach mancher stürmischen Sitzung ward sie damit am 4. November 1848 fertig. Das neue Verfassungswerk, das siebente seit sechszig Jahren, fußte auf der vollsten Souveränetät des Volks und sicherte diesem alle die Rechte, für welche es sich im Februar erhoben hatte. Einer der wichtigsten Punkte für jeden Franzosen jedoch war der Paragraph, welcher bestimmte, daß an der Spitze der Regierung ein verantwortlicher Präsident stehen solle, welcher alle vier Jahre durch das allgemeine Stimmrecht zu wählen sei, denn es fragte sich jetzt, wer diesen hochwichtigen Posten erhalten werde, und dabei fühlten sich natürlich alle politischen Parteien gleich sehr interessirt. Die Rothen — ihre Partei obwohl unterdrückt existirte unter der Hand doch noch fort — dachten an Raspail, die Gemäßigten an Cavaignac, die zwischeninnestehenden Sozialisten an Ledru-Rollin und wieder Andere an Lamartine oder Changarnier. Die meiste Aussicht auf Erfolg hätte übrigens natürlich Cavaignac gehabt, wenn nicht zuletzt noch ein weiterer Candidat in den Wurf gekommen wäre, vor dem bald alle Uebrigen in den Hintergrund treten mußten, ich meine den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, den Neffen des großen Kaisers Napoleon.

Eine weitläufige Lebensgeschichte dieses Candidaten zu geben, kann mir natürlich nicht in den Sinn kommen, sondern man möge hierüber das Nähere in einer der vielen Monographieen des Hauses Bonaparte nachlesen. Einige wenige Punkte jedoch muß ich hervorheben. Geboren zu Paris den 20. April 1808 als der dritte Sohn Ludwig Bonapartes, Königs von Holland, und der Hortensie Beauharnais, der Tochter Josephinens aus erster Ehe, wurde er nach dem Sturze Napoleons von seiner Mutter theils zu Augsburg, theils in Italien, theils auf Schloß Arenenberg sorgfältig erzogen, und bei seinen großen Talenten machte er nicht unerhebliche Fortschritte. Dieß hielt ihn jedoch nicht ab, sich auch stark mit der Politik zu beschäftigen, und insbesondere schloß er sich, weil Mitglied des Carbonaribundes, dem italienischen Revolutionskampfe gegen die Oesterreicher anno 1831 an, bei welcher Gelegenheit er ohne die todesmuthige Aufopferung seiner Mutter ganz sicherlich verloren gewesen wäre. Gleich nachher trat eine große Veränderung in der Lebensstellung des jungen Louis ein, denn weil in eben jenem Revolutionskampfe sein älterer Bruder — der älteste war schon als Knabe gestorben — das Leben verlor, sowie ferner weil der einzige Sohn des Kaisers Napoleon, der

Herzog von Reichsstadt, das Jahr darauf, anno 1832, in Schönbrunn das Zeitliche beschloß, rückte der junge Louis zum Haupte der Napoleoniden vor, und er betrachtete sich von nun an als den einzig rechtmäßigen Erben des verstorbenen Kaisers, seines Oheims. Auch glaubte er, von seiner Mutter hierin bestärkt, mit fatalistischer Festigkeit an das Wiederaufblühen der Napoleonischen Dynastie, denn eine Zigeunerin hatte ihm in seiner Jugend prophezeit, daß ihm ein großes Schicksal bevorstehe, und aus dem Elsaß kamen oft und viel alte Bonapartisten incognito auf Schloß Arenenberg, um in dem Neffen des Kaisers den Gedanken an den Kaiserthron nie einschlafen zu lassen. In Folge dessen geschah es, daß er sich zweimal durch einen Prätendentschaftsputsch lächerlich machte, das eine Mal anno 1836 von Straßburg aus, worauf er nach America (später nach England) gehen mußte, das zweite Mal im Jahr 1840 von Boulogne aus, was seine Verurtheilung zu lebenslänglicher Haft auf Schloß Ham zur Folge hatte. Da saß er nun vom 7. October 1840 bis zum 25. Mai 1846, offenbar mit sehr ernsten und tiefen Studien beschäftigt. Als sich ihm jedoch am genannten 25. Mai eine Gelegenheit zur Flucht darbot, so benützte er diese ohne lange zu überlegen, und lebte nun wieder in England, dem Anscheine nach mit nichts als mit seinen Studien und dem Vergnügen beschäftigt.

Die Februarrevolution weckte neue Hoffnungen in ihm und unverweilt eilte er nach Frankreich, obwohl dieses Land für ihn gesetzlich ein verbotenes war. Man legte ihm aber keinerlei Hinderniß in den Weg, denn fürs erste trat er jetzt keineswegs wie früher als Prätendent auf, sondern als anspruchsloser Bürger, sowie zugleich als eifriger Republikaner, und fürs zweite schien er den damaligen Machthabern Frankreichs gänzlich ungefährlich zu sein, da ihn die ganze Welt für einen takt- und kopflosen Abenteurer hielt. Allein nur zu bald sollte es sich zeigen, daß sich Jedermann in ihm getäuscht hatte, und der erste Beweis hiefür lag darin, daß er gleich nach seiner Uebersiedlung nach Paris anfieng, eine starke Partei für sich zu bekommen. Wodurch aber gewann er sich diese Partei? Einfach dadurch, daß seine engeren Freunde, welche in seine Pläne eingeweiht waren, es bei keinerlei Gelegenheit unterließen, darauf hinzuweisen, wie Er, der im Purpur geborene Neffe des großen Kaisers, doch nichts anderes sein wolle, als ein einfacher französischer Bürger. Mit andern Worten: der Contrast des bürgerlich republikanischen Wesens, welches Louis Napoleon überall zur Schau trug, mit der Glorie seines Namens sowie mit den Erinnerungen an die Napoleonische Ruhmeszeit blendete die Gemüther von Vielen, und namentlich wurde das Landvolk so begeistert für ihn, daß er von nicht weniger als acht Departements in die Nationalversammlung gewählt wurde. In dieser nahm er seinen Sitz jedoch erst Ende September ein, da er eine Art Scheu vor öffentlichem Auftreten hatte, und auch nachdem er Mitglied geworden war, hielt er sich noch immer bescheiden im Hintergrunde, um es ja mit Niemanden zu verderben. Das war ein kluges Benehmen, welches ihm theils in, theils außerhalb der Nationalversammlung sehr viele Freunde gewann, und dazu kam, um dieß zu wiederholen, der Zauber seines Namens, dem die große Masse sowie insbesondere die Armee nicht widerstehen konnte. Hatte also

Louis Napoleon nicht recht, wenn er, als Präsidentschaftscandidat auftretend, große Hoffnungen hegte gewählt zu werden, besonders auch, weil sein einziger Gegner von Belang, der General Cavaignac, es in Folge der Juni-Schlächterei mit so unendlich Vielen verdorben hatte? Ja, so sind die Menschen! Einige Monate zuvor wurde Cavaignac als der Retter des Vaterlandes gepriesen und jetzt stellte es sich heraus, daß Hunderttausende ihm feind waren, weil er ihnen damals zu blutig hauste, daß andere Hunderttausende aber ihn deßwegen verdammten, weil er ihnen in jenen Tagen nicht weit genug gieng, das heißt weil er nach ihrer Meinung der Republik selbst hätte eine Ende machen sollen! Unter solchen Bewandtnissen, die natürlich von Louis Napoleon und seinen Sendboten aufs klügste ausgebeutet wurden, konnte es kaum zweifelhaft sein, wer Präsident von Frankreich werden würde; allein das Resultat der am 10. Dezember vorgenommenen Wahl übertraf doch selbst die Erwartungen der übertriebensten Bonapartisten. Abgegeben nämlich wurden im Ganzen 7,449,741 Stimmen und von diesen fielen auf Louis Napoleon 5,534,520, auf Cavaignac 1,448,302, auf Ledru-Rollin 371,431, auf Raspail 36,064, auf Lamartine 17,914 und endlich auf Changarnier 4689. Eine ungeheuere Mehrheit also hatte für den „Neffen des Oheims" entschieden!

Der neue Präsident, der am 20. Dezember 1848 sein Amt antrat, mußte natürlich zuvor einen feierlichen Eid schwören, die Verfassung treulich zu halten, und that noch überdieß der Welt in einem großartigen Manifeste freiwillig kund, daß er „seine Ehre darein setzen werde, nach Verlauf von vier Jahren seinem Nachfolger die Regierungsgewalt befestigt und die Freiheit unangefochten zu übergeben;" dennoch aber gab es schon damals nicht Wenige, welche es offen aussprachen, daß Louis Napoleon bei der Präsidentschaft nicht stehen bleiben, sondern daß er nach der Kaiserkrone streben werde. „Es liege dieß in seiner Natur," sagten sie, „da er ein Napoleonide sei, und überdem habe er seine Wahl an sich schon als eine Manifestation des Volks für das Kaiserreich ansehen müssen, da ihm ja die große Masse des Volks sowie insbesondere die Armee nur allein in der Hoffnung auf die Wiederkehr der glorreichen Tage von 1804 bis 1814 ihre Stimme gegeben habe. Was aber die Hauptsache, er habe, um sich Freunde zu gewinnen, nicht blos sein Privatvermögen fast auf Null reducirt, sondern auch bei den Reicheren unter seinen Verwandten sowie noch bei verschiedenen Andern bedeutende Anlehen gemacht und dieses Geld könne nur dann mit Wucher zurückbezahlt werden, wenn Louis Napoleon mit unumschränkter Gewalt über die Einkünfte Frankreichs zu gebieten im Stande sei." Dieß war das Räsonnement von Vielen, und daß sie, wenigstens was den Geldpunkt betraf, nicht so ganz unrecht hatten, ersah man schon daraus, daß der neue Präsident oder vielmehr „Prinz-präsident", denn diesen Titel gab man ihm, im Palais Elysée, das er zur Residenz erhielt, in einer Weise Hof hielt, welche zwar seinem Charakter als „Repräsentant der Napoleonischen Familie", keineswegs aber seinem präsidentlichen Einkommen von 600,000 Franks entsprach und ihn also immer weiter in Schulden stürzen mußte. Auf der andern Seite dagegen ließ sich auch nicht verkennen, daß der Prinzpräsident, wenn er je etwas im Schilde führte, sehr vorsichtig auftrat und sich jedenfalls vorher, ehe er

eine Aenderung der Verfassung versuchte, seiner Hauptfeinde zu entledigen oder was man sagt: „sich sicher zu betten" bestrebte.

Wer waren aber diese Hauptfeinde? Erstens die „Rothen", das ist die socialistisch-communistischen Demokraten, welche trotz des Blutbads im Juni ihre Sache noch immer nicht ganz verloren gaben. Zweitens die Royalisten oder die Anhänger der vertriebenen Orleanisten, deren Hauptziel war, durch Aufstellung des Prinzen von Joinville, des beliebtesten unter den Söhnen Louis Philipps, zum Präsidentschaftscandidaten für 1852, dem „Grafen von Paris", dem Sohn des Herzogs von Orleans, den Weg zum Throne zu ebnen. Drittens endlich die wirklichen Republikaner, das heißt alle diejenigen, welche es ehrlich mit der so eben erst creirten neuen republikanischen Verfassung meinten und diese mit allen gesetzlichen Mitteln aufrecht zu erhalten wünschten. Unter diesen Dreien waren die Rothen schon ihrer Minderzahl wegen am wenigsten zu fürchten, und überdem wurden ihre wiederholten Aufstandsversuche auf Befehl der geängsteten Nationalversammlung durch General Charngarnier, den Oberbefehlshaber der Truppen in Paris eben so energisch als streng unterdrückt. Somit standen den Kaiserbestrebungen Louis Napoleons, wenn er solche wirklich hegte, nur eigentlich die Royalisten oder vielmehr Orleanisten sowie die wirklichen Republikaner entgegen und es handelte sich also vor allem darum, deren Macht wenn nicht zu brechen, so doch wenigstens zu untergraben. Dieß that auch der Prinzpräsident mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln, und man darf mit Recht behaupten, daß er dabei mit einer wirklich bewundernswerthen Consequenz und zugleich mit einer noch bewundernswertheren Klugheit verfuhr. Auch kam ihm gegen die Orleanisten der Umstand zu Hülfe, daß deren Führer in der im Mai 1849 neu gewählten gesetzgebenden Nationalversammlung (an die Stelle der „constituirenden"), die Herren Molé, Bugeaud, Düpin, Thiers, Berryer und Andere, sofort auf die Beschränkung der in der Verfassung garantirten Rechte des Volks drangen, denn dadurch machten sie sich und ihre Sache bei der großen Masse des Volks unbeliebt, während umgekehrt der Stern Louis Napoleons, der für das allgemeine Wahlrecht und Aehnliches mit Energie eintrat, immer heller zu leuchten begann. Ueberhaupt fußte die Hauptmacht der Orleanisten weniger im Volke als in einzelnen höher gestellten Politikern, und mit diesen am Tage der Entscheidung mit Leichtigkeit fertig zu werden, durfte der Prinzpräsident sich wohl schmeicheln. Ganz anders freilich stand es mit der eigentlich republikanischen Partei, zu welcher der Kern der Nation gehörte und welcher daher Prinz Louis, ohne sich zu verdächtigen, durchaus nicht offen entgegentreten durfte. Er that dieß auch nicht, allein deßwegen verstand er es doch ihre Macht zu neutralisiren, und zum Beispiel auf seinen Rundreisen durch die Provinzen Frankreichs, die er im Jahr 1851 anstellte, wußte er das Landvolk wie die Bürger der Städte durch die Erinnerungen an die glücklichen und ruhmvollen Zustände unter dem ersten Kaiserreich so zu kirren, daß Tausende und Tausende nicht höher schwuren als bei dem Namen „Bonaparte." Noch mehr war dieß bei der Armee der Fall, denn diese nahm er schon dadurch ganz für sich ein, daß er sie die „Elite der Nation" nannte und ihr versprach, sie wieder zu der ihr gebührenden Stellung im Staate emporzuheben. Was Wunder also, wenn der „Bonapartismus"

immer mehr Grund und Boden gewann, besonders auch da Louis Napoleon es natürlich nicht unterließ, alle Stellen, die er zu besetzen hatte — und ihrer waren sowohl in der Armee als im Civil nicht wenige — nur an getreue Anhänger zu verleihen?

Unter solchen Bestrebungen und Vorbereitungen verflossen fast drei Jahre, und noch immer bestand die Verfassung, wie sie im November 1848 fertig geworden war. Hundertmal schon hatte man in Frankreich von einem Staatsstreiche gemunkelt, den der Prinzpräsident im Sinne trage, und besonders die Pariser legten sich nur zu oft mit schwergepreßtem Herzen nieder; allein wenn sie dann Morgens aufwachten, so zeigte es sich, daß ihre Furcht eine vergebliche gewesen war und im Palais Elysée Alles noch beim Alten stand. Ganz anders sollte dieß am Morgen des 2. Dezembers 1851 aussehen, denn den Jahrestag der Schlacht von Austerlitz so wie der Kaiserkrönung Napoleons I., hatte Louis Napoleon zur Ausführung seiner Pläne bestimmt. Jetzt erst endlich war er soweit gekommen, als er gekommen sein mußte, wenn er sein Ziel erreichen wollte; jetzt erst hatte er es dahin gebracht, daß nach Beseitigung des Generals Changarnier und Anderer das Commando der Linientruppen und Nationalgarden von Paris nur ihm ergebene Offiziere führten; jetzt erst erhielt er von Männern, auf die er sich wie auf sich selbst verlassen konnte, einem Morny, einem Fould, einem Persigny, einem Le Roy St. Arnaud, einem Tourgot, die Zusage, daß sie ihm als verantwortliche Minister zur Seite stehen wollten! Außer ihnen und einigen höheren Officieren wußte aber auch kein Mensch etwas von dem großen Geheimniß und nur höchstens das, daß die Soldaten und Unteroffiziere der Pariser Garnison seit einiger Zeit fast tagtäglich auf Kosten des Präsidenten mit Wein und Braten tractirt wurden, konnte einen Fingerzeig geben, daß etwas Ungewöhnliches im Werke sei.

Am Abend des 1. Dezember 1851 war großer Empfang im Palais Elysée. Eine Menge von Beamten, Offizieren, Diplomaten und sonstigen hochgestellten Personen hatten sich eingefunden und der Prinzpräsident benahm sich gegen alle äußerst freundlich und zuvorkommend. Es schien, als ob er blos den Freuden der Tafel und der Gesellschaft lebe, und das Thema der Politik blieb von der Unterhaltung ganz ausgeschlossen. Um ein Uhr Nachts verließen die letzten Geladenen das Hôtel und nur die Vertrautesten Louis Napoleons blieben zurück. Nun aber begann plötzlich ein geheimnißvolles Treiben, das sich ein Fremder nicht hätte enträthseln können. Schattenhafte Gestalten huschten hin und her; Adjutanten flogen herbei; Generäle ertheilten und empfingen Depeschen. Um halb zwei Uhr unterzeichnete Louis Napoleon das Decret, welches den Grafen Morny mit St. Arnaud, Fould und Tourgot an die Spitze der Geschäfte stellte, und alsbald begannen diese neuen Minister ihre Thätigkeit. Um zwei Uhr eilten schon verschiedene Ordonnanzoffiziere von Guiden begleitet in die Staatsdruckerei, um schnell entworfene Proclamationen und Verordnungen drucken zu lassen, welche vom Grafen Morny und seinen Collegen contrasignirt worden waren, und neben jeden Setzer und Drucker stellte sich ein Guide mit scharfgeladener Pistole. Um vier Uhr Morgens waren die Decrete und Proclamationen fertig und sofort eilten Hunderte von be-

reitgehaltenen Polizeiagenten, sie überall an den Straßenecken anzukleben; das ganze Personal der Staatsdruckerei aber mußte bis acht Uhr Morgens zur Stelle bleiben, damit von dem, was vorgieng, nichts „vor der Zeit" ausgeplaudert würde. In derselben Stunde, in welcher dieses geheimnißvolle Treiben begann, also um 2 Uhr Nachts, ertheilte der Kriegsminister St. Arnaud den längst gewonnenen Generalen Canrobert, Dulac, Reibell, Renault, Levasseur und Anderen seine letzten Befehle und mit dem Artilleriecommandanten Hubert conferirte Louis Napoleon in eigener Per-

Fould.

son. Nach drei Uhr eilten diese Herren in die Kasernen ihrer Regimenter und gleich darauf hörte man das dumpfe Rollen von Kanonen und Munitionskarren, sowie den gleichmäßigen Tritt größerer Truppenkörper, die sich nach bestimmten Richtungen hinbewegten. Das Palais Bourbon, das ist der Sitzungssaal der Nationalversammlung ward von einer bedeutenden Macht besetzt und ebenso das Stadthaus. Ueberdieß stellten sich auf jedem öffentlichen Platze, sowie an allen Hauptstraßenkreuzungen zureichende Abtheilungen von Infanterie, Cavallerie und Artillerie auf. Was aber die

Hauptsache: ehe der Tag graute, waren die Hervorragendsten unter den damaligen Parteiführern, ihrer im Ganzen über sechszig, darunter die Generale Changarnier, Lamoricière, Cavaignac, Bedeau, Leflo, so wie die politischen Berühmtheiten Thiers, Charras und Andere zur Haft gebracht, und damit, nicht minder aber auch durch die militärische Besetzung der Druckereien, in welchen die Oppositionsjournale herauskamen, wurde eine Gegenrevolution schon zum voraus unmöglich gemacht.

So brachte der Prinzpräsident in wenigen Stunden seinen längst projectirten Staatsstreich in Ausführung, und als die Pariser des Morgens aufwachten, lasen sie zu ihrem größten Erstaunen die Neuigkeiten, welche in Form von Decreten und Proclamationen an den Straßenecken klebten. Was sie aber daraus erfuhren, war nichts anderes, als daß Louis Napoleon, nachdem er die Nationalversammlung aufgelöst, die bisherige Regierungsform umgeworfen und die Hauptstadt Paris nebst ganz Centralfrankreich in Belagerungszustand versetzt: „wegen einer besseren Verfassung, mit ihm als zehnjährigem Präsidenten oder Consul an der Spitze, ans Volk appellire, damit endlich einmal Ruhe und Ordnung in das von Parteien zerrissene Land komme." Also um ein zehnjähriges Präsidium handelte es sich, oder besser gesagt, um eine zehnjährige Dictatur! Das war des Pudels Kern; alles Uebrige glich jener Constitution, mit welcher seiner Zeit der alte Napoleon als erster Consul" Frankreich beglückt hatte, auf ein Haar, und man konnte sich also schon damals überzeugen, daß der Neffe nichts anderes sein wollte, als eine getreue Copie des Oheims.

Doch wie benahmen sich zu allem diesem die Pariser? Ei nun die Mitglieder der Nationalversammlung fanden sich, weil ihnen ihr gewöhnlicher Sitzungssaal verschlossen war, in hinreichender Anzahl an einem dritten Orte zusammen und decretirten da nicht blos die Absetzung Louis Napoleons als Präsidenten, sondern auch seine Inhaftnahme wegen Hochverraths; allein noch ehe sie mit diesen zwei Decreten ganz fertig waren, wurden sie von Soldaten auseinandergetrieben und ihrer Zweihundert ins Gefängniß Mazas oder nach Vincennes abgeführt. Zu gleicher Zeit löste Louis Napoleon den Staatsgerichtshof nebst dem Cassationshofe auf, und es geschah mit einem Worte Alles, was geschehen konnte, um die Pariser vor lauter Schrecken nicht zu sich selbst kommen zu lassen. Als aber dennoch am dritten, noch mehr aber am vierten Dezember sich Volkshaufen zu sammeln begannen und an einzelnen Orten sogar Barrikaden versucht wurden, da erhielten die bivouackirenden Soldaten Befehl von ihren Musketen und Kanonen Gebrauch zu machen, und damit sie dieß ohne Gewissensbisse vollführten, reichte man ihnen von Stunde zu Stunde der geistigen Getränke die Hülle und Fülle. So wurden denn, nachdem die wenigen schlechten Barrikaden mit etlichen Kanonenschüssen zertrümmert waren, nicht nur sofort die Straßen mit Kartätschen gesäubert, sondern die vom Trunke exaltirten Krieger schossen auch nach allen Fenstern und Balkonen, an welchen sich Menschen zeigten, und nach allen Richtungen sausten die Kugeln herum. Ja nicht selten drangen ganze Banden, unter dem Vorwande, es sei ein Stein auf die Soldaten geschleudert worden, in die Häuser ein, und machten Mann, Weib und Kind — Alles, was ihnen unter die Hände kam, schonungslos nieder. Kurz es war eine

förmliche Metzelei, und auf dem Marsfelde sowie an manchen Straßenecken lagen die Ermordeten haufenweise auf einander geschichtet. Endlich in der Nacht auf den 5. Dezember, nachdem aller Widerstand längst aufgehört, wurde dem Blutbad ein Ende gemacht und nun bewirthete Louis Napoleon das Heer für seine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde. Geld wurde vertheilt, der Champagner floß in Strömen, die Soldaten lachten und sangen, daneben lagen die unbeerdigten Leichen!

Das was der berühmte Staatsstreich Louis Napoleons, über den das absolutistische Europa jubelte und welchem das französische Volk in seiner großen Mehrzahl wenigstens beistimmte. Als nemlich der Prinzpräsident ein paar Wochen später, am 20. Dezember, dem democratischen Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts gemäß über die von ihm vorgeschlagene Verfassung abstimmen ließ, erklärten sich mehr als 7,500,000 Franzosen für dieselbe, damit das Blutbad vom 4. December rechtfertigend, und so wurde der „Neffe des Oheims" durch Volkswahl für die nächsten zehn Jahre, unter dem Titel eines Präsidenten, Dictator von Frankreich mit einer Civilliste von zwölf Millionen Franken. Von da an aber bis zum „Kaiserthum" wars nur ein Schritt, und wer konnte ihn hindern, diesen Schritt zu thun? Vielleicht die auswärtigen Mächte, weil diese die Napoleoniden nebst dem ganzen Geschlechte Bonaparte für immer aus Frankreich ausgeschlossen hatten? Doch — sie beglückwünschten ihn ja von allen Seiten, daß er Frankreich und eben damit die ganze europäische Welt von den Gräueln der „Anarchie" erlöst habe? Oder etwa das französische Volk? In Paris selbst hörte man seit dem Staatsstreich nur noch die Rufe: „es lebe der Kaiser!" und von den Provinzen kamen fast jede Woche Bürger- und Volksdeputationen ins Palais Elysée, welche den Präsidenten innigst baten, seine Macht durch die Annahme der Kaiserwürde stabil und erblich zu machen. Dennoch, um sowohl Frankreich als das Ausland an den durch seine Erinnerungen so viel bedeutenden Titel zu gewöhnen, ließ Louis Napoleon ein ganzes Jahr darüber hingehen, ehe er den letzten Schritt that, und selbst jetzt noch that er ihn nicht, ohne vorher das Volk darüber gehört zu haben. Es gab damals 9,943,076 stimmberechtigte Franzosen; von diesen stimmten ab 8,126,250, und zwar für Napoleon 7,811,321, gegen ihn 251,781; die übrigen Stimmzettel mußten als ungültig bei Seite gelegt werden. Einen glänzenderen Beweis, daß der Neffe des Oheims der Auserwählte des Volkes sei, konnte es nicht geben!

Auf diese Art wurde Louis Napoleon Kaiser und am 2. Dezember 1852 als solcher feierlichst installirt. Er hatte erreicht, von was er seit dem Erwachen aus dem Knabenalter geträumt hatte, und die Napoleonische Dynastie war wieder hergestellt.

Zweites Kapitel.

Die Coalition Frankreichs, Englands und der Türkei gegen Rußland (1853 bis 1856).

Es lag in der Natur der Sache, daß Louis Napoleon, nachdem er sich auf den Kaiserthron emporgeschwungen, vor allem darnach trachten mußte, sich auf demselben zu befestigen, und dieß that er mit jedwedem ihm zu Gebot stehenden Mittel. Den ersten Anfang hiezu machte er mit der Belohnung derer, die ihm zur Durchführung des Staatsstreiches beigestanden hatten, und es regnete also nach dem 2. Dezember geradezu Ehrenkreuze und Beförderungen. Vor allem wurde die Armee belohnt und nicht minder übertrug er sämmtliche einflußreichere Civil-Stellen nur an „ächte Bonapartisten", also an Männer wie Persigny, Abbatuzzi, Bineau, Casabianca, Maupas, Ney, Couleincourt und Andere. Ueberaus huldvoll erwies er sich auch gegen die Geistlichkeit und aus Dankbarkeit hiefür pries ihn diese laut genug als den Erretter Frankreichs. Endlich wußte er auch noch den Arbeiterstand zu gewinnen, denn nicht nur brachte er es durch den Aufwand seines neu geschaffenen Hofs dazu, daß die Pariser Geschäfte sich nach und nach wieder hoben, sondern die von ihm wiederhergestellte „Ruhe und Ordnung" hatte auch die Folge, daß die Fabrikanten ihre Etablissements wieder eröffneten, um mit erneutem Muthe an die Arbeit zu gehen. Kurz das „Napoleonsfieber" steckte bald alle Classen der Gesellschaft in Frankreich an und Jedermann beeilte sich, dem „Erwählten des Volks" seine Huldigungen darzubringen.

Noch mehr, als hiedurch, sorgte Louis Napoleon für die Befestigung seiner Macht durch die Vernichtung seiner Feinde, der Orleanisten und Republikaner, und dazu gab ihm die neue Constitution, die er Frankreich verliehen hatte, volle Freiheit. Dieser Constitution gemäß nemlich sollten ihm, dem Präsidenten, allerdings noch drei Staatsgewalten zur Seite stehen, ein „Staatsrath" zur Vorbereitung der Gesetze, ein „Senat" zu deren Ausarbeitung und ein „gesetzgebender Körper" zu deren ungeänderter Annahme oder Verwerfung; allein schon hieraus ersieht man, daß die Rechte dieser drei Staatsgewalten sehr illusorischer Natur waren, und noch mehr wurden sie dieß durch die Art ihrer Zusammensetzung. Den gesetzgebenden Körper nemlich erwählten nur die „Höchstbesteuerten", welche bekanntlich fast immer sehr conservativer Natur sind, und die Mitglieder des Senats sowie die des Staatsraths durfte der Kaiser selbst ernennen. Letzterer besaß also in Wahrheit die Befugnisse eines unumschränkten Monarchen und diese benützte er sofort dazu, um „Ausnahmsgesetze" zu erlassen, welche ihm seine Feinde vollständig in die Hand gaben. Alsbald ward nun Jeder, welcher dem Bonapartismus besonders gefährlich erschien, — im Ganzen mehr als zwanzigtausend — zur Deportation verurtheilt und da die Deportationsorte „Cayenne" und „Lambessa" waren, deren mörderisches Clima bekannt genug ist, so durfte Napoleon nicht daran

zweifeln, daß die „dahin" Gebrachten ihm nie mehr gefährlich werden könnten. Bei Andern, wie z. B. bei Victor Hugo, Lagrange, Charras, Matthieu u. s. w. begnügte sich der Kaiser mit „lebenslänglicher Verbannung", und nochmals Andere, wie Thiers, Lamoricière, Changarnier, Leflo, Girardin, Duprès, Duvergier, Bedeau, Baze, Remusat u. s. w. wurden großmüthigerweise gar nur auf eine Reihe von Jahren, das heißt auf so lange exilirt, bis sie „um Gnade bitten würden." Daß man aber Keinen, auch nicht Einen, welcher als wichtiger Gegner des neuen Kaiserthums diesem schädlich entgegenwirken konnte, ganz überging, davon darf der Leser überzeugt sein, denn Louis Napoleon war kein Freund von „halben" Maßregeln. Deßwegen dekretirte er auch schon am 22. Januar 1853 die Konfiskation desjenigen Vermögens der Familie Orleans, welches sich diese im Betrag von 200 Millionen Franken während der Regierungszeit Louis Philipps — das Privatvermögen, welches sie vor 1789 besaß, ließ man ihr — erworben hatte, und dotirte damit verschiedene gemeinnützige Institute, wie das der Ehrenlegion und Andere. Solches geschah, um den Orleanisten für immer den Lebensnerv zu rauben; damit aber auch die Republikaner den Todesstreich erhielten, löste Napoleon sofort die Nationalgarde in ganz Frankreich auf, und reorganisirte sie dann nachher auf eine Weise, daß vom ganzen freisinnigen Institute nur noch der Name blieb. Doch, was ich ebenfalls nicht verschweigen darf, nicht blos streng dictatorische, sondern auch erfrischend-demokratische Brocken warf er dem Volke hin und es schmeichelte z. B. den Franzosen nicht wenig, daß er sich nicht wie andere Souveraine rein weg „von Gottes Gnaden", sondern „von Gottes Gnaden und durch die Wahl des Volkes Kaiser der Franzosen" schrieb. Noch größern Eindruck machte die Sprache, mit der er dem Staatsrath seine bevorstehende Vermählung mit der schönen Spanierin Eugenie Gräfin von Montijo anzeigte, denn es hieß unter Anderm darin: „daß er stolz darauf sei, dem dynastischen Europa gegenüber die Stellung eines Parvenü, das ist eines Emporkömmlings, einzunehmen — stolz, weil er diesen Titel durch das freie Stimmrecht einer großen Nation erhalten habe."

Solches waren die Mittel, durch welche sich der neue Kaiser in seiner hohen Stellung zu befestigen wußte; allein natürlich konnte es ihm nicht blos darum zu thun sein, innerhalb Frankreichs nichts zu befürchten zu haben, sondern die möglichen Gefahren von „Außen her" mußten eben so gut beseitigt werden, und namentlich wichtig erschien es ihm, daß ihn die andern Machthaber sofort als Kaiser anerkannten. Demgemäß suchte er ihnen vor allem die Furcht zu benehmen, daß unter ihm die kriegerischen Zeiten Napoleons I. wiederkehren würden, und sein zweites Wort war daher stets die Versicherung: „das Kaiserthum ist der Friede." Auch trauten sie bald seinen Friedensversicherungen und zwar mit um so größerer Zuversicht, als er sie wiederholt erinnerte, daß nur Er Europa vor der rothen Republik, vor dem gräulichen Gespenst des Socialismus und Communismus gerettet habe. Allein dennoch zögerten sie ihn als einen „Gleichberechtigten" anzuerkennen, denn er war ja nicht „im Purpur geboren", und noch mehr Anstoß erregte es bei ihnen, daß er sich Napoleon den „Dritten" nannte. Es hieß dieß ja so viel als: „auf den ersten

Napoleon hätte rechtlich dessen Sohn, der Herzog von Reichstadt, als Napoleon II. folgen sollen und auf diesen folge er als Napoleon III." So große Scrupel nun übrigens diese und andere Dinge den Machthabern des europäischen Festlandes machten, so waren sie doch weit entfernt, deßhalb einen Krieg mit Frankreich anzufangen, und als daher das freier denkende England den neuen Kaiser der Franzosen nach dem 2. Dezember 1852 ohne Weiteres anerkannte, so entschlossen sie sich wohl oder übel zur Nachahmung dieses Beispiels. Einer von ihnen jedoch, der stolze Czar Nicolaus von Rußland, that dieß nicht in der sonst üblichen Form, denn einmal anerkannte er blos die „Person" Louis Napoleons, nicht aber auch seine „Dynastie", und zum andern titulirte er den neuen Kaiser nicht: „Mon frère", sondern blos „Mon ami", was natürlich von Napoleon nicht anders, denn als Geringschätzung gedeutet werden konnte. Darüber wäre fast ein Bruch zwischen beiden Herrschern entstanden, allein, den Zeitumständen Rechnung tragend, überwand Napoleon seinen Zorn und legte vor der Hand, wie es schien, kein weiteres Gewicht auf die Beleidigung; dagegen aber grub er sie tief in sein Inneres, der Gelegenheit wartend, wo er sich dafür rächen könnte.

Nachdem Napoleon III. von allen Seiten anerkannt war, richtete er sein Augenmerk auf die Kräftigung seiner Macht und dieß geschah, wie er vollkommen richtig urtheilte, am besten dadurch, daß er Frankreich aus dem Stande der Geringschätzung und Erniedrigung emporhob, in den es seit dem Sturze Napoleons I. versunken war. Seit jener Zeit nämlich sahen es die Großmächte mehr oder weniger als ein besiegtes Land an, das sich bescheiden im Hintergrund zu halten habe, und die drei Regenten, welche es seither regiert hatten, waren keineswegs die Männer gewesen, es aus seiner gedrückten Lage herauszureißen. Frankreich wurde also in manchen Dingen, welche die gesammten Großmächte gleichmäßig angingen, gar nicht oder nur so nebenbei gefragt, und dieß mußte die ruhmsüchtigen Franzosen schwer kränken. „Wie aber hier abhelfen?" fragte sich Napoleon III., und seine Antwort lautete: „durch eine genaue Verbindung mit England". Zu Ham nemlich, wo er sich ernsthaften politischen Studien hingegeben hatte, war er zur Einsicht gelangt, daß sein Ohm, Napoleon I., einen großen Fehler begangen habe, sich mit diesem — weil nur von der See aus anzugreifenden — unbesiegbaren Reiche in eine Todfeindschaft einzulassen. Vielmehr hätte er — so kalkulirte der Neffe — dessen Freundschaft suchen sollen, denn Frankreich, als die erste Landmacht, im Bunde mit England, als der ersten Seemacht, mußte die Welt beherrschen. Somit bewarb sich Napoleon gleich vom Antritt seiner Regierung an aufs eifrigste um Englands Freundschaft und dieses kam sofort dem französischen Kaiser auf halbem Wege entgegen.

Schon hiedurch hob sich das Ansehen Frankreichs bedeutend und noch mehr geschah dieß, als sich schon nach kurzer Zeit für Napoleon eine vortreffliche Gelegenheit darbot, in die allgemeinen europäischen Angelegenheiten thatkräftig einzugreifen. Ich habe schon früher von dem Verhältnisse Rußlands zur Türkei gesprochen und gezeigt, daß das Bestreben der ersteren Macht naturgemäß nach nichts anderes gehe, als „nach Beerbung des kranken Mannes", wie man sich gewöhnlich in den Zeitungen ausdrückt.

Wenn nun aber Rußland in den Besitz Constantinopels und der Türkei käme, so wäre es eine Macht, welcher kein anderer Staat der Welt mehr widerstehen könnte, und darum liegt es im Interesse der andern europäischen Großmächte, die Türkei in ihrem jetzigen Stand so lange als möglich zu erhalten. Insbesondere kann England nicht zugeben, daß Rußland das vielbegehrte Erbe einthue, denn Constantinopel ist ja der Schlüssel Asiens und dieser Schlüssel, in den Händen des Czaren, wäre doch sicher eine starke Bedrohung des englisch-asiatischen Großreichs. Ich wiederhole also: das Bestreben Rußlands ist, ein Stück von der Türkei nach dem andern seinem Reiche einzuverleiben; das Bestreben der übrigen europäischen Mächte aber, besonders Englands, Frankreichs und Oesterreichs, muß dahin gehen, die Türkei in ihrer Integrität zu erhalten. Freilich eine schwierige, sogar sehr schwierige Aufgabe, denn von den 37 Millionen Einwohner, die jenes Reich hat, gehören kaum zwölf der Muhammedanischen Religion an, während die übrigen alle sich zum Christenthum und zwar meist zum griechisch-katholischen Christenthum bekennen; dadurch aber wird der Zwitterzustand erzeugt, daß, weil die Türkei ein von den Muselmannen eroberter früherer christlicher Staat ist, die große Mehrzahl sich von der Minderzahl beherrschen lassen muß, und selbstverständlich kann daraus nichts anderes hervorgehen, als eine fortwährende Anstrengung der Unterdrückten, mit Hülfe ihres großen Glaubensbruders in St. Petersburg sich aus den traurigen Zuständen, in denen sie sich befinden, herauszuarbeiten. Doch warum soll ich dem Leser eine Sache weiter auseinandersetzen, die ihm tagtäglich in den Zeitungen begegnet? Genug, Rußland sowohl als die andern Großmächte befolgten seit dem griechischen Freiheitskampfe die von mir angedeutete Politik und sie werden es auch ferner so halten, bis sich die endgültige Lösung der türkischen oder orientalischen Frage nicht länger mehr aufschieben läßt.

Seit dem Frieden von Adrianopel im Jahr 1820 war die Türkei durch die Anstrengungen der drei Großmächte England, Frankreich und Oesterreich vor einem neuen Kriege mit Rußland bewahrt worden. Ja in dieser langen Zwischenzeit kam es sogar so weit, daß der russische Czar zweimal zu Gunsten des Sultans von Constantinopel intervenirte und diesen vor gänzlichem Untergange rettete. Mehemed Ali nemlich, der Paschah von Egypten, derselbe, welcher durch seinen tapfern Sohn Ibrahim in dem griechischen Freiheitskampfe eine so hervorragende Rolle spielte, fühlte sich, nachdem er sich Arabien und Nubien unterworfen, schon anno 1832 stark genug, das ganze osmannische Reich zu unterjochen, und wiederum war es sein Sohn Ibrahim, der die egyptischen Truppen commandirte. Auch schlug er die Türken am 21. Dezember 1832 bei Konieh so sehr aufs Haupt, daß seinem Vordringen gegen Constantinopel nichts mehr im Wege stand. Hätte er aber dieses erobert, so würde an die Stelle des seitherigen abgelebten osmannischen Herrscherstammes in der Person Mehemed Alis ein thatkräftiger Sultan getreten sein, unter welchem die Fahne des Islam wieder hoch empor gehalten worden wäre. Bereits jubelten also alle ächten Söhne Muhammeds, denn sie hofften, daß jetzt die Zeiten wiederkehren würden, in welchem die muhammedanischen Heere überall das Kreuz Christi niederschlugen; allein die Wiederkehr solcher Zeiten ging selbstverständlich ganz gegen das Interesse Rußlands, welches die Türkei in ihrem bisheri-

gen Schwächezustand belassen haben wollte, und somit schickte nun Czar Nicolaus dem bedrängten Sultan von Constantinopel zwei Armeen zu Hülfe, welche auch richtig den tapfern Ibrahim in seinem Siegeslaufe aufhielten. Daraufhin vermittelten England, Frankreich und Oesterreich im Mai 1833 den Frieden, und in diesem ward bestimmt, daß Mehemed Ali kein weiteres Land erhalten sollte, als die Paschalits Syrien und Adana in Kleinasien, beide natürlich unter des Sultans Oberhoheit. So rettete also damals der Czar von Rußland den Sultan von Constantinopel vor dem Untergang; aber er that es nur, um nicht an die Stelle der morschen und bereits halb gebrochenen Türkei ein kräftiges, zu großen Thaten fähiges Reich treten zu lassen. Ganz dasselbe war auch wieder in den Jahren 1839 und 1840 der Fall, in welchen Mehemed Ali seinen Angriff auf die schwache Pforte erneuerte, und nachdem Ibrahim am 24. Juni 1839 das türkische Heer bei Nisib am Euphrat bis zur Vernichtung geschlagen hatte, nahm sich Czar Nicolaus des bedrängten Sultans abermals an. Eben so thaten auch wieder England und Oesterreich und zwangen durch das Bombardement von Acre und Alexandria den Paschah von Egypten zur Nachgiebigkeit.

Zu der Zeit also, in welcher es dem „Neffen des Oheims" gelang, sich zur Alleinregierung Frankreichs emporzuschwingen, bestand das türkische Reich noch gerade so fort, wie es vor dem Frieden von Adrianopel bestanden hatte, und durch den Umstand, daß inzwischen der junge Abdul Meschid seinem Vater Mahmud auf dem Thron gefolgt war, wurde auch nicht das Geringste in seinen traurigen innern Verhältnissen geändert. Seine Schwäche und Zerrissenheit war noch immer die alte, und das Bestreben der verschiedenen mächtigeren Paschahs, sich unabhängig zu machen, hatte sich ebenfalls nicht geändert. Endlich lastete, trotz aller vom Sultan erwirkten Dekrete oder Hattischeriffs, welche die Gleichstellung der Rajas oder Christen mit den Muhammedanern anbefahlen, auf den nicht-türkischen Unterthanen der Pforte noch immer derselbe Druck, wie zuvor, so daß diese sich nach nichts mehr sehnten, als nach vollständiger Abwerfung des türkischen Jochs. Trotz allem dem aber bestand, wie gesagt, die Türkei in ihren Verhältnissen fort, und seit 1829 bis 1853 hatte Rußland keinen neuen Angriffskrieg auf dieselbe unternommen. Jetzt aber erhoben sich plötzlich neue Conflikte, und zwar Conflikte so ernster und so verschiedener Art, daß die gewaltsame Lösung der orientalischen Frage unmöglich mehr länger hinausgeschoben werden zu können schien.

Der erste Conflikt nahm eigentlich schon anno 1851 seinen Anfang, denn es beleidigte den Kaiser Franz Joseph gar tief, daß nach Niederwerfung der ungarischen Revolution die Führer derselben nebst noch vielen andern minder schwer Gravirten auf türkischem Gebiet Schutz gesucht und auch richtig trotz Oesterreichs Verlangen, sie auszuweisen, gefunden hatten. Dazu kam dann später, daß die Christen in Bosnien und Montenegro sich bitter über die türkischen Bedrückungen beklagten und haufenweise vor dem strengen Renegaten Omer Paschah, der in diesen aufgewiegelten Provinzen die Herrschaft des Sultans wieder fest gründen wollte, über die österreichische Gränze flüchteten, die Intervention Franz Josephs anflehend. Somit sandte Oesterreichs Kaiser am 30. Januar 1853 den Grafen von Leiningen

als außerordentlichen Gesandten nach Constantinopel und ließ Nachfolgendes kategorisch fordern. Erstens Einstellung der Feindseligkeiten gegen Bosnien und Montenegro, zweitens Bürgschaften für künftige gute Behandlung der dortigen Rajas, drittens endlich Ausweisung der ungarischen Flüchtlinge aus der Türkei. Im Anfang weigerte sich der Sultan entschieden, in die drei Forderungen zu willigen; allein wie nun Franz Joseph ein Heer in Bosnien einrücken ließ und die Sache anfing Ernst zu werden, da gab er ohne weitere Winkelzüge nach und bewies damit abermals seine große Ohnmacht.

Während dieser Vorgänge waren auch Frankreich und England mit der Pforte in einen Conflict gerathen. In Jerusalem nehmlich, wo alle christlichen Secten, obwohl nicht in christlicher Liebe, vertreten sind, bestand schon lange zwischen den griechischen und lateinischen (römischen) Christen ein Streit über den Besitz der heiligen Stätten, besonders des Grabes Christi, und diesen hatte in der letzten Zeit der Patriarch von Constantinopel, der Pabst des Orients, dahin entschieden, daß die griechischen Christen das alleinige Besitzrecht haben sollten. Solches aber ließen sich natürlich die Lateiner, die sehr reiche Klöster in Jerusalem bewohnen, nicht gefallen und riefen die altgewohnte Protection Frankreichs an. Alsobald setzte sich nun Napoleon III. mit England, dem Protector der Protestanten in Jerusalem, in Rapport, und beide Regierungen verlangten vereint von der Pforte, daß die heiligen Stätten „allen Christen", sie mögen eine Confession haben, welche sie wollen, „gleichmäßig" geöffnet sein sollten. Was wollte nun der Sultan machen? Er gab nach. Aber durch dieses Nachgeben beleidigte er den Czaaren in St. Petersburg gar höchlich, weil dieser es selbstverständlich mit den griechischen Christen, zu denen er ja auch gehörte, halten mußte, und man konnte sich wohl denken, daß der hochfahrende Nikolaus I. sich eine solche Beleidigung nicht gefallen lassen würde. Um es übrigens ehrlich zu sagen, so handelte es sich weder bei England und Frankreich, noch auch bei Rußland um die „heiligen Stätten", sondern es handelte sich darum, wessen Wort am meisten in der Türkei gelte. Weil nun aber England und Frankreich so eben bei der Pforte mit ihren Ansinnen durchgedrungen waren, während Oesterreich vor wenigen Wochen durch seinen außerordentlichen Gesandten Leiningen so Großes erzielt hatte, so beschloß Rußland diese drei Mächte noch zu überbieten und die Türkei sclavisch zu seinen Füßen zu legen. Czaar Nikolaus beschloß dieß und sandte augenblicklich im Februar 1853 den Fürsten Mentschikoff als außerordentlichen Botschafter nach Constantinopel.

Das Auftreten dieses Botschafters war ein ganz ungewöhnliches, noch nie dagewesenes. Vor allem verlangte er vom Sultan die Entfernung des Ministers des Auswärtigen, und erst als dieß geschehen, machte er am 16. März dem Divan seine Aufwartung. Er erschien aber nicht wie üblich in Uniform oder Hofkleidung, sondern im einfachen Paletot, als gälte sein Besuch nur einem Privatmann, und schon hieraus konnte man auf das „Massive" seiner Forderungen schließen. Worin bestanden nun aber diese? Nummer eins darin, daß die Pforte die Unabhängigkeit Montenegros, als des Schutzbefohlenen Rußlands, anerkenne. Nummer zwei darin, daß der Besitz der heiligen Stätten den Griechen allein zuge-

sichert werde. Nummer drei endlich, und dieß war die Hauptsache, darin, daß dem Kaiser von Rußland das Protectorat über sämmtliche griechische Christen des osmanischen Reichs zu übertragen sei. Eine wirklich ganz exorbitante Forderung, denn hätte der Sultan darein gewilligt, so würden die Griechen in der Türkei, im Ganzen fünfzehn Millionen, nicht mehr unter türkischer, sondern unter russischer Herrschaft gestanden haben und mit der Oberherrlichkeit der Pforte hätte es dann ein Ende gehabt. Einen Augenblick lang war Abdul Meschid verblüfft, aber auf den Zuspruch des englischen und französischen Gesandten, welche beide augenblicklich seine Partei ergriffen, ermannte er sich, und wies am 17. Mai die russischen Zumuthungen ab. Sofort verließ Mentschikoff mit dem ganzen russischen Gesandtschaftspersonal Constantinopel, doch nur um von Odessa aus am 16. Juni ein Ultimatissimum an die Pforte zu stellen. Auch dieses verwarf der Sultan und darauf hin besetzten die Russen unter Gortschakoff augenblicklich die Donaufürstenthümer, das ist die Moldau und Wallachei.

Der Krieg war also da. Doch nein er war noch nicht da, sondern die drei Großmächte England, Frankreich und Oesterreich, denen sich jetzt auch Preußen anschloß, wollten vorher das „Letzte" versuchen, ehe sie es so weit kommen ließen, und die Sache wurde daher der Diplomatie in die Hände gegeben. Da gab es nun zwischen Wien und Constantinopel und Petersburg und Paris und Berlin und London ein Wettrennen von Curieren, wie man es noch gar nicht erlebt hatte, und überdem kamen auch noch die Beherrscher von Rußland und Preußen in Olmütz, sowie später in Warschau persönlich zusammen. Aber mit dem Frieden wollte es sich durchaus nicht machen, und nicht einmal das fruchtete etwas, daß England und Frankreich ihre Flotten bis an den Eingang der Dardanellen sandten, um eine Pression auf Rußland auszuüben. Endlich ging dem Sultan, der inzwischen den Russen gegenüber eine starke Armee unter Omer Pascha gesammelt hatte, der Faden der Geduld aus und er erklärte dem Czaaren am 26. Septbr. frischweg, daß, wenn er nicht in fünfzehn Tagen die Donaufürstenthümer geräumt haben würde, der Krieg seinen Lauf haben solle. Natürlich hatte die Drohung keinen Erfolg und sofort begann Omer Pascha mit seinen Kriegsoperationen. Auch that er dieß mit dem schönsten Erfolg, denn trotz des ewigen Regens und der furchtbaren schlechten Wege drang er immer weiter vor und schlug die Russen am 4. November bei Oltenizza. Allein jetzt einte sich die Diplomatie zu ihrer allerletzten Anstrengung und es gelang ihr den Sultan zu bewegen, daß er, „damit die Arbeiten der Gesandtenconferenz in Wien nicht durch Kanonendonner gestört würden", seinem tapferen Seraskier befahl, in seinem Siegesmarsche einzuhalten. Omer Paschah gehorchte; natürlich aber nur unter der ihm verbürgten Voraussetzung, daß auch die Russen einstweilen jeden Kampf sistiren würden. Doch diese dachten nicht hieran und als daher Admiral Nakfimoff am 30. Novbr. erfuhr, daß eine Abtheilung der türkischen Flotte — 7 Fregatten, 3 Corvetten und 2 Dampfer — vom Sturme arg mitgenommen im Hafen von Sinope, also auf türkischem Gebiet, Schutz gesucht habe, griff er sie mit seiner weit überlegenen Streitkraft an. Die Türken wehrten sich mannhaft; das Resultat aber war,

daß alle türkischen Schiffe mit ihrer gesammten Bemannung, einen einzigen Dampfer ausgenommen, in den Grund gebohrt wurden.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch Europa, als diese schlimme That ruchbar wurde, und Kaiser Napoleon schrieb sofort an den Czaar Nicolaus, daß durch den Ueberfall von Sinope „die militärische Ehre Englands und Frankreichs angegriffen sei." Dessenungeachtet wurden die diplomatischen Verhandlungen den ganzen Winter hindurch noch fortgesetzt und es lag hierin der beste Beweis, daß die Westmächte sich nicht wenig sträubten einen Kampf zu beginnen, dessen Ende nicht abzusehen war. Darauf fußte auch Czaar Nicolaus und deßwegen gab er nicht nur nicht nach, sondern brach sogar, Ende Januar, den diplomatischen Verkehr mit England und Frankreich ab. Das war aber den Westmächten doch zu stark und am 27. März 1854 endlich, nachdem die Kriegsrüstungen längst begonnen, ging ihre Kriegserklärung an Rußland ab. Also wiederum einmal ein Krieg Frankreichs gegen Rußland wie vor zweiundvierzig Jahren, doch freilich unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen!

Damals, vor 42 Jahren, standen zu Frankreich ganz Deutschland, Preußen und Oesterreich mit dem größten Theil des übrigen Europa, während das meerbeherrschende England mit Rußland Hand in Hand ging. Damals konnte also der Krieg kein anderer sein, als ein Landkrieg, und in der That zog Napoleon I., wie wir wissen, mit seiner furchtbaren Armee unmittelbar gegen Moskau, um seinen Feind im Innern zu vernichten. Dießmal erklärte sich Preußen nebst Deutschland für neutral und auch Oesterreich war zu nichts weiterem zu bringen, als daß es eine starke Beobachtungsarmee an der russischen Gränze aufstellte. Auf dem „Landwege" konnte man also dießmal Rußland nicht beikommen, wohl aber auf dem „Seeweg", denn England stand ja zu Frankreich, und somit wählte man den Seeweg. Nun wußte aber der Kaiser von Rußland gar wohl, daß es unendlich viel Zeit, Mühe, Geld und besonders viel Schiffe kostet, um ein großes Heer über das Meer zu transportiren, und somit hoffend, daß er den Weg über den Balkan nach Constantinopel werde forciren können, ehe noch das englisch-französische Hülfsheer bei den Türken angelangt wäre, befahl er dem General Gortschakoff, in Eilmärschen gegen Omer Pascha vorzugehen. Gleich darauf, um sich des Sieges noch mehr zu versichern, übertrug er seinem besten Feldherrn, dem Fürsten Paskiewitsch, den Oberbefehl über die Armee und verstärkte diese mit allen nur irgend verfügbaren Truppen. Doch die Russen verbluteten sich schon vor der Festung Silistria, welche Mussa Pascha auf's tapferste vertheidigte, und als nun gar Omer Pascha, durch 60,000 Engländer und Franzosen, die im Juni 1854 bei Galipoli gelandet waren, verstärkt in die Offensive überging, mußte Paskiewitsch nach weiteren harten Verlusten bis über den Pruth zurückweichen. Ja, Omer Paschah hätte jetzt über die russische Gränze marschieren und dem Czaaren einige Provinzen abnehmen können, wenn die Engländer und Franzosen ihm noch größere Streitkräfte zugeführt haben würden. Allein darum, für die Türkei Provinzen zu erobern, war es den Bundesgenossen des Sultans nicht zu thun, sondern darum, die Uebermacht Rußlands gründlich zu brechen, und dieß konnte nur geschehen einmal durch die Vernichtung seiner Flotten und Arsenale,

sodann durch Zerstörung der mächtigen Festungen, vermittelst deren es einem jeden feindlichen Angriffe von der Seeseite her bis jetzt hatte Trotz bieten können.

Dieser Festungen waren es hauptsächlich zwei, Cronstadt, der Schlüssel von St. Petersburg, und Sebastopol, das Bollwerk des schwarzen Meeres, und gegen beide wurde zu gleicher Zeit operirt. Schon Ende März 1854 nämlich erschien eine äußerst starke englische Flotte, zu welcher später noch eine fast eben so starke französische stieß, unter dem Admiral Charles Napier in der Ostsee und vor ihr flüchtete sich die russische Armada, so schnell sie nur konnte, in den Hafen von Cronstadt. Jedermann glaubte nun, daß der kühne Seemann diesen Hafen sofort angreifen werde; allein so ein großer Eisenfresser er auch sonst war, so fand er dieß doch der furchtbaren Batterien wegen, mit denen Cronstadt umgürtet ist, unthunlich, und somit beschränkten sich alle seine Heldenthaten auf das Zusammenschießen des Fords Bomarsund auf den Alandsinseln, sowie auf die Zerstörung einiger unbefestigter Hafenstädte in Finnland. Diese Unternehmung, das ist die Unternehmung gegen Cronstadt, schlug also gänzlich fehl und ruhmlos segelte Sir Charles Napier wieder nach Hause.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Kampfe um Sebastopol, und schon die Vorbereitungen, welche zur Eroberung dieses so überaus wichtigen Platzes getroffen wurden, waren fast riesenhaft zu nennen. Es sammelten sich nämlich im Hafen von Varna nach und nach nicht weniger als 500 der größten Transportschiffe, welche von 100 Dampffregatten ins Schlepptau genommen, so wie von 33 Linienschiffen escortirt werden sollten, und auf dieser grandiosen Flotte fanden außer einer äußerst zahlreichen Artillerie 80,000 Mann Linientruppen — 40,000 Franzosen, 25,000 Engländer und 15,000 Türken — nebst 10,000 Pferden Platz. Am 2. Sept. 1854 ging die Flotte unter Segel und am 12. Septbr. landete sie bei Eupatoria, etwa 30 Stunden von Sebastopol entfernt, und am 20. Septbr. stieß man an der Alma zum ersten Mal auf den Feind. Doch soll ich nun eine detaillirte Beschreibung von all' den vielen und blutigen Schlachten geben, die zwischen den Verbündeten und den Russen geschlagen wurden? Oder von der grandiosen Kanonade, mit der man die Festung in einen Trümmerhaufen zu verwandeln suchte, und von den menschenverschlingenden Stürmen, die man auf die einzelnen Werke machte? Oder endlich von den gräßlichen Entbehrungen, denen sich die Belagerer nur zu oft, wenn die Stürme auf dem schwarzen Meere die Beifuhren von Proviant und sonstigen Bedürfnissen unmöglich machten, ausgesetzt sahen, und von den noch weit gräßlicheren Leiden, die in der belagerten Stadt so viele Tausende hinrafften? Ich glaube die meisten meiner Leser werden sich alles dessen noch gut genug erinnern, und wenn sie es nicht thun, so kann ihnen eine Zeitung aus den Jahren 1854 bis 1856 die nöthigen Aufschlüsse geben. Erlaube man mir daher, nur das allernöthigste kurz zu berühren, um dann gleich auf das Ende des großartigen Kampfes überzugehen.

Die Schlacht an der Alma wurde von den Verbündeten unter dem Oberbefehl des Marschalls St. Arnaud — die Engländer commandirte Lord Raglan und die Türken Omer Pascha — gegen die Russen unter Fürst Mentschikoff gewonnen, und vielleicht wäre jetzt ein kühner energi-

scher Angriff auf Sebastopol selbst von entscheidendem Erfolg gewesen. Allein den Tag nach der Schlacht wurde St. Arnaud so todtkrank, daß er den Oberbefehl an General Canrobert abgeben mußte, und hierüber wurde der richtige Augenblick verpaßt. Es mußte also eine regelmäßige Belagerung vorgenommen werden und zwar eine Belagerung von der Landseite, denn zur See konnte man der Festung nicht beikommen, weil die Russen den Hafen durch versenkte Schiffe total gesperrt hatten. Ueberdem war es ein großer Nachtheil für die Verbündeten, daß sie nicht

Alexander II. von Rußland.

Mannschaft genug besaßen, um den ganzen Umkreis der Festungswerke zu cerniren und damit den Russen alle Zufuhren und Verstärkungen abzuschneiden. Allein deßwegen blieben die Belagerer doch getrosten Muthes und schlugen sofort bei Balaclava, auf der Südseite Sebastopols, ein befestigtes Lager, von wo aus die Operationen begannen. Im Anfang ging alles gut; um so schlimmer jedoch wurde es, als mit dem November die Regen- und Winterzeit eintrat; denn nicht bloß gingen eine Menge Transportschiffe mit den nothwendigsten Vorräthen zu Grunde, sondern es ver-

wandelte sich auch das Lager Zeitweise in eine Kothlache und die armen Soldaten mußten in Folge dessen furchtbar viel durchmachen. Den Belagerten ging es um Nichts besser und zum Beweis dessen führe ich nur an, daß ihnen bereits am 14. Novbr. ein Transport von 1400 Wägen, welche von Perecop Lebensmittel herführen sollten, durch einen Schneesturm mit Menschen, Vieh und Vorräthen total verschüttet wurde. Trotz all' des gränzenlosen Elends aber, welches „hüben wie drüben" die Spitäler füllte, stand der Krieg zwischen Belagerern und Belagerten keinen Augenblick

Victor Emanuel.

lang still, und von beiden Seiten wurden die größten Anstrengungen gemacht, um ein glückliches Ende herbeizuführen.

Schon fast ein halbes Jahr lang dauerte die Belagerung und die Verluste auf beiden Seiten waren schon in's Grandiose gestiegen; aber noch immer konnte sich kein Theil rühmen, einen entscheidenden Vortheil erlangt zu haben. Zwar allerdings hatten die Verbündeten die nächtlichen Ueberfälle der Russen, wie z. B. bei Inkermann (5. Novbr. 1854) und Eupatoria (16. Februar 1855) stets blutig zurückgewiesen und das

Bombardement aus ihren Batterien war so unwiderstehlich gewesen, daß ganze Häuserreihen in Sebastopol in Trümmern lagen. Dagegen aber hatten die eigentlichen Festungswerke nicht nur nicht nothgelitten, sondern es war vielmehr dem berühmten Ingenieur v. Todtleben gelungen, sie noch um ein Gutes zu verstärken und mitten im Kreuzfeuer des Feindes ganz neue Thürme, Wälle und Verschanzungen anzulegen. Da starb plötzlich am 2. März 1855 der Czaar Nicolaus und ihm folgte sein Sohn Alexander II., von dem man wußte, daß er ein viel milderes Herz im Busen trage, als sein stolzer, unbeugsamer Vater. Nun faßte die Friedenspartei, welche in Petersburg unter den Großen des Reichs sehr stark vertreten war, große Hoffnungen, und auch im übrigen Europa theilte man dieselben vielfach. Allein — umsonst; wenigstens für jetzt noch, denn Alexander II. erklärte sofort in die Fußstapfen seines Vaters treten zu wollen und seine erste Regierungshandlung war, neben der Ernennung seines besten Feldherrn, des Fürsten Gortschakoff, zum Oberbefehlshaber in Sebastopol, der Befehl, die Anstrengungen zur Besiegung der Feinde zu verdreifachen. Da regten sich auch die Verbündeten und es gelang ihnen nicht nur, im Könige Victor Emanuel von Sardinien einen neuen Verbündeten, der alsbald eine Hülfsarmee zu ihnen stoßen ließ, zu gewinnen, sondern der Kaiser Napoleon berief jetzt ebenfalls — im Mai 1855 — seinen Oberfeldherrn, den General Canrobert ab, um ihn durch General Pelissier, den energischsten unter den damaligen französischen Heerführern, zu ersetzen. Jetzt kam mehr Schwung in die Belagerung, und wenn auch die beiden Stürme auf die Redoute „Mamelon-Vert" (22. Mai) und den Thurm Malakoff (Nacht vom 17. auf 18. Juni) von den Russen mit großen Verlusten zurückgeschlagen wurden, so gelang dagegen die am 23. Mai unternommene Expedition in's Asow'sche Meer gegen die Festungen Kertsch und Jenicale vollkommen. Endlich, Ende August 1855, waren die Belagerer der Südseite der Festung, welche vom Malakoffthurme und dem großen Redan beherrscht wurde, mit ihren Laufgräben und Batterien bis auf dreihundert Schritte nahe gekommen und nun begann ein Bombardement, wie es noch nie, seit es Kanonen giebt, erlebt worden ist. Am furchtbarsten übrigens war es vom 5. Septbr. bis zum Morgen des 8., denn während dieser ganzen Zeit hörten 300 Stück Hundertpfünder und 200 Fünfundachtzigpfünder auch nicht eine Minute lang auf, ihren Eisenhagel über Sebastopol auszuschütten. Allein so gräßlich dieses Kugelspiel auch sein mochte, so war es doch nur ein Vorspiel zu etwas noch weit Gräßlicherem. Am Mittag des 8. Septbr. nämlich schritt man zum Sturme und was für ein Sturm war's! Ein Sturm, in welchem Tausende niedergeschmettert wurden, um andern Tausenden Gelegenheit zu geben, über ihre Körper hinweg weiter vorzudringen. Das Nähere dieses entsetzlichen Blutbads übrigens erlasse man mir. Genug, die Engländer und Türken hatten es übernommen, den großen Redan, die Franzosen und Piemontesen, den riesigen Malakoff zu nehmen. Die erstere Arbeit war die leichtere, aber dennoch wurden die Stürmer mit einem furchtbaren Verluste zurückgeschlagen; die Franzosen und Piemontesen dagegen stürzten sich mit einer solch' unwiderstehlichen Tapferkeit auf den Feind, daß ihre Fahnen nach wenigen Stunden auf dem Malakoff flatterten.

Damit war das Schicksal der Südseite der Festung entschieden und Fürst Gortschakoff, der an diesem Tage 18,000 Mann verloren hatte, zog sich sofort nach der Nordseite Sebastopols zurück. Allein auch hier hätte er sich unmöglich in die Länge halten können, wenn die Verbündeten in derselben Weise, also mit Aufopferung von Tausenden, vorangegangen wären, wie bisher. Sie thaten es aber nicht, sondern begnügten sich mit einem einfachen Bombardement, und zwar auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers Napoleon. Der Hauptzweck nämlich, die Demüthigung Rußlands, war erreicht, und man wußte in Paris ganz genau, daß der junge Czaar demnächst um Frieden bitten werde. Warum also unnützerweise noch weiteres Blut vergießen, besonders da auch die Stürmung des Malakoff den Franzosen des Ruhmes genug gebracht hatte? „Doch," fragt vielleicht der Leser, „wie konnte der französische Kaiser wissen, daß Alexander II. sich zum Frieden neigte?" Nun, die Staatsschuld Rußlands war seit dem 1. Januar 1853 um die Summe von 250 Millionen Silberrubel angewachsen und dennoch fehlte es im Staatsschatze an Geld, während ein neues Anlehen sich selbst unter den verlockendsten Bedingungen nicht auftreiben ließ. Zudem stockte der Handel und Wandel im ganzen Reiche total, weil alle Häfen durch die Engländer und Franzosen gesperrt waren, und ebenso furchtbar lagen Ackerbau und Kleingewerbe darnieder, da man sich gezwungen gesehen hatte, in den letzten achtzehn Monaten nicht weniger als fünf Recrutirungen vorzunehmen. Trotzdem aber fehlte es der Armee an Soldaten, denn in der Krimm lagen über 111,000 Krieger begraben und über 200,000 waren durch Wunden, Strapatzen und Krankheiten kampfunfähig gemacht worden. Wie konnte man also bei einer solchen Erschöpfung des Reichs den Krieg weiter führen? Um nun übrigens den Kaiser Alexander II. zu einem schnellen Entschlusse zu bringen, schickte Oesterreich Anfangs Januar 1856 den Grafen Esterhazy nach St. Petersburg, damit er dort die Friedensbedingungen, über welche die andern Mächte bereits in ihren Grundzügen übereingekommen waren, vorlege und zugleich drohe, die gesammte österreichische Gesandtschaft werde am 18. Januar die russische Hauptstadt verlassen, falls der Kaiser die Bedingungen nicht annehme. Dieß wirkte und es trat also, nachdem Alexander II. seine Zustimmung gegeben, am 25. Februar ein Congreß in Paris zusammen, welcher den definitiven Frieden zu reguliren hatte. Am 30. März Mittags 2 Uhr war das Instrument fertig und lauter Kanonendonner verkündete der Welt, daß zwischen Rußland und den Verbündeten „auf ewige Zeiten" Frieden und Freundschaft geschlossen sei. Der Hauptinhalt dieses Friedens aber bestand in folgenden Punkten: 1) alle während des Kriegs eroberten Territorien werden zurückgegeben; 2) der hohen Pforte wird ihre Unabhängigkeit und territoriale Integrität garantirt; 3) die sämmtlichen christlichen Unterthanen des türkischen Reichs werden den Muhammedanischen gleichgestellt; 4) die Meerenge des Bosporus und der Dardanellen bleiben den Kriegsschiffen aller nichttürkischen Mächte verschlossen, das schwarze Meer dagegen wird neutralisirt und den Handelsmarinen aller Nationen eröffnet; 5) die Donaufürstenthümer, also die Moldau und Walachei, erhalten eine gänzlich unabhängige und nationale Verwaltung, jedoch unter türkischer Oberherrlichkeit, und ebenso wird es mit Montenegro und Serbien gehalten.

Also stipulirte man in jenem Friedensinstrumente, und dem Anschein nach kam Rußland noch gut genug weg, denn es verlor keinen Flecken Landes und mußte nicht einmal Kriegskosten zahlen. Dennoch war seine Strafe eine harte, einmal weil es aufhören mußte, sich in die innern Angelegenheiten der Donaufürstenthümer, so wie Serbiens und Montenegros, die es in den letzten Jahren fast als russische Provinzen zu behandeln angefangen hatte, zu mischen. Zum andern, weil es ihm von nun an nicht mehr gestattet war, Kriegsschiffe auf dem schwarzen Meere zu unterhalten, wodurch die Bedrohung Constantinopels und der Türkei von der See her unmöglich gemacht wurde.

Drittes Kapitel.

Der Krieg in Italien im Jahr 1859 und seine unmittelbaren Folgen.

Durch den Krimmkrieg hatte sich die Ueberlegenheit der französischen Waffen aufs glänzendste bewährt, und da die übrigen Mächte sich gezwungen sahen, diese Ueberlegenheit allenthalben anzuerkennen, so kann man sich wohl denken, daß sie anfingen, den Mann, der über die französischen Waffen nach Belieben gebot, mit etwas besonderem Respekt zu betrachten. Kein Monarch hätte es von jetzt an mehr gewagt, ihn statt: „Mon cher frère" mit „Mon ami" anzureden, oder ihn sonst auf irgend eine Weise vor den Kopf zu stoßen. Im Gegentheil, da und dort kam den Herrschern wie den Völkern der Gedanke, daß Napoleon III. von nun an in Europa den Ton angeben werde, und die Franzosen waren hoch entzückt, daß Frankreich, welches seit fast fünf Decennien eine so untergeordnete Stelle in der Welt gespielt hatte, jetzt auf einmal den ihm gebührenden Rang im Staatenkonzert wieder einnehme. Noch höher sollte sich dieses Entzücken steigern, als Napoleon III. wirklich anfing, als der „Ordner der europäischen Angelegenheiten" aufzutreten, und diese seine „Mission" mit den Angelegenheiten Italiens begann.

Die schönsten, reichsten und größten Provinzen Oberitaliens besaß, wie der Leser weiß, das Haus Habsburg, und es herrschte dort durch die Gewalt seiner Bajonette. Doch nicht blos auf die Lombardei und das Venetianische beschränkte sich sein Regiment, sondern faktisch gehorchten ihm auch die sämmtlichen übrigen italienischen Staaten, das kleine Königreich Piemont oder Sardinien allein ausgenommen. Mehrere dieser Staaten, wie Toskana, Modena und Parma hatten nach der Unterdrückung der Revolution von Anno 1848 sogenannte Schutzverträge mit Oesterreich abgeschlossen, kraft welcher letzteres sich verpflichtete, jene Regenten durch österreichische Besatzungen zu schützen, und somit war der Wille des Kaisers Franz Joseph in Modena, Parma und Florenz gerade so gut maßgebend,

als in Wien und an der Donau. Einen fast nicht minder großen Einfluß hatte das Wiener Cabinet auch auf den König von Neapel, und daß der Regent des Kirchenstaats, der Papst, mit Oesterreich total harmonirte, darüber wird sich der Leser ohnehin nicht verwundern. Das kleine Piemont dagegen hatte die anno 1848 angenommene Repräsentativverfassung auch nachher beibehalten und sein König Victor Emanuel II. weigerte sich sogar stets entschieden, sie, wie Oesterreich rieth und anmahnte, gewaltsam abzuschütteln oder auch nur abzuändern. Im Gegentheil, die piemontesische

Cavour.

Regierung bestrebte sich, das constitutionelle Leben mehr und mehr zu entwickeln und in das ganze System so viel Liberalität als möglich zu bringen, denn dadurch wurde der Gegensatz gegen die österreichische Zwingherrschaft immer greller hervorgehoben und die Augen aller Italiener mußten sich sehnsüchtig auf Victor Emanuel „als den künftigen König von Italien" richten. Diesen Gedanken nemlich, den Gedanken, ganz Italien dereinst unter seinem Scepter vereinigt zu sehen, hatte Victor Emanuel von seinem Vater ererbt und sein erster Minister, der berühmte Graf

Cavour, ein Staatsmann und Patriot wie Wenige, sorgte dafür, daß er nie anders denken lernte.

Nun kann man sich wohl denken, daß die österreichische Regierung zu diesem Gebahren Piemonts ganz und gar nicht gut sah, und sie unterließ es auch nicht, ihre Beschwerden nur zu oft laut werden zu lassen. So über die „Zügellosigkeit der piemontesischen Presse"; so über den „frechen Ton, der im Abgeordnetenhause herrsche"; so über die „Aufnahme politischer Flüchtlinge aus dem Lombardisch-Venetianischen"; so insbesondere über die „Verfolgung einer national-italienischen Politik" und so noch über gar viele andere Dinge. Ja es ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß eines Tags Oesterreich geradezu mit dem Verlangen herausrücken werde, Piemont solle seinem Constitutionalismus gerade so gut entsagen, wie auch Mittel- und Unteritalien demselben entsagt hatte, und was wollte dann das kleine Königreich machen? Es mußte gehorchen, wenn es nicht vorher einen Beschützer fand, der Oesterreich in jeglicher Beziehung gewachsen war! Nach diesem Beschützer sah sich also Graf Cavour von dem ersten Augenblicke an, da er — anno 1851 — ins Ministerium trat, um, allein an welche der Großmächte sollte er sich wenden? An Preußen? Dieses hatte sich nach der „Schlacht von Bronzell" so ziemlich wieder ins Schlepptau Oesterreichs begeben und wagte diesem Staate in keiner wichtigen Frage offen entgegenzutreten. An Rußland? Das war ja das absoluteste der absoluten Reiche und konnte also unmöglich für den Constitutionalismus zu Felde ziehen. An England? Das besaß wohl Flotten, aber keine Armeen und gegen Oesterreich brauchte man Armeen. So blieb nur eine einzige Großmacht, die helfen konnte und diese Großmacht hieß Frankreich. „Doch", so fragte sich jetzt Graf Cavour weiter, „wird Frankreich auch helfen wollen?" Er griff zurück in die Geschichte und fand, daß Frankreich und Oesterreich seit dem 16. Jahrhundert stets Rivale gewesen waren und daß sie sich namentlich seit Jahrhunderten darum gestritten hatten, wer von ihnen den größten Einfluß in Italien haben solle. Durfte er also nicht mit Gewißheit voraussetzen, daß Frankreich auch jetzt noch seiner traditionellen Politik nicht untreu sein werde, besonders da nunmehr ein Napoleon III. der Lenker der Geschicke Frankreichs geworden war?

So calculirte Graf Cavour, und der erste „offene" Schritt, den er zur Annäherung an Frankreich that, war der, daß er der Aufforderung Napoleons, sich an dem Krieg gegen Rußland zu betheiligen, augenblickliche Folge gab. Alle Welt spöttelte damals über diese „Großmachtsspielerei" des kleinen Piemont; allein Graf Cavour wußte genau, was er wollte, und die Folge jenes ersten Anschlusses an Frankreich war ein im Dezember 1857 mit diesem Staate abgeschlossener Handels- und Freundschaftsvertrag, der ohne Zweifel schon viele geheime „Zukunftsartikel" enthielt. Von dieser Zeit an begann Napoleon III. Oesterreich sehr kühl zu behandeln, und obwohl seine Sprache noch auf keinen nahen Bruch hindeutete, so ließ sich doch aus den Worten, mit denen er das Wiener Cabinet wegen seiner italienischen Politik theils tadelte, theils bedauerte, vieles herauslesen. Ueberdies suchte er Oesterreich so sehr als möglich zu isoliren und ihm namentlich die Hülfe Rußlands zu entziehen, weßwegen er auch schon im

September 1857 eine persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Alexander II. in Stuttgart hatte. Da trat nun aber plötzlich ein Ereigniß ein, welches dazu bestimmt war, die Pläne Cavours mit einem Male um einen Riesenschritt zu fördern, obgleich es im Anfang schien, als müßte dasselbe eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Am 14. Juni 1858 nämlich fand in Paris ein Attentat auf das Leben Napoleons statt, dem dieser nur beinahe wie durch ein Wunder entging. Der Kaiser besuchte an besagtem Abend mit seiner Gemahlin die große Oper und wie nun der Wagen sich dem Opernhause näherte, wurden auf denselben einige Bomben geworfen, durch deren Zerplatzen außer den Wagenpferden eine Menge Menschen — zum Theil Adjutanten und Diener des Kaisers, zum andern Theil neugierige Umstehende und Angehörige der Polizei — im Ganzen ihrer Hundert und fünfundvierzig entweder augenblicklich getödtet oder aber mehr oder minder schwer verwundet wurden. Es gelang, die Attentäter bis auf Einen, Namens Bernard, der nach England entkam, sogleich zu verhaften, und es stellte sich heraus, daß es lauter Italiener waren: Felix Orsini, Joseph Andreas Pierri, Anton Gomez und Carl v. Rudio. Vor die Geschworenen gestellt konnten sie ihr Verbrechen nicht leugnen und zwei von ihnen, Orsini und Pierri, büßten es mit dem Leben, während Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt und Rudio zur Deportation nach Cayenne begnadigt wurde. Damit aber war dieses gräßliche Attentat in seinen Folgen nicht abgemacht, sondern der französische Kaiser glaubte sich jetzt zu verschiedenen Ausnahmemaßregeln berechtigt, welche auch sofort durchgeführt wurden. Man schritt also vor allem gegen die geheimen Gesellschaften ein, welche notorisch in Frankreich bestanden, und deportirte ihre einflußreicheren Mitglieder. Dann knebelte man die Presse noch mehr, als sie es bisher schon gewesen war, und endlich erschwerte man den Fremden durch Paßschranken den Eintritt ins Französische so sehr, daß von nun an jeder nur halbwegs Verdächtige abgefaßt werden mußte. Doch dieß Alles hatte nur einen vorübergehenden und nur auf Frankreich Bezug habenden Charakter; viel richtiger dagegen war, daß Napoleon III. durch das Attentat in seinen Absichten mit Italien auf einmal zu einem festen Entschluß gebracht wurde.

Weiter oben habe ich es schon kurz berührt, daß Louis Napoleon in seinen Jünglingsjahren zum Carbonaribund gehörte und in dieser Eigenschaft den Aufstand in der Romagna anno 1831 mitkämpfte; als Carbonari aber hatte er einen feierlichen Eid schwören müssen, der Einigung Italiens und seiner Befreiung vom Fremdenjoche alle seine Kräfte zu widmen, und dieser Schwur trat sofort wie ein drohendes Gespenst vor ihn hin. Stellte doch Orsini vom Gefängnisse aus in einem überaus erregten Schreiben, in welchem der Attentäter aber weit entfernt war, um sein Leben zu bitten, mit starken Worten das Ansinnen an ihn: Italien seine Unabhängigkeit zu geben, dieweil, so lange dieß nicht geschehen, „die Ruhe Europa's und Eurer Majestät nur ein leerer Wahn sein würde!" Erhielt doch der Monarch in dieser Zeit auch von anderer Seite her geheimnißvolle Briefe, in welchen man ihn an seinen Carbonarischwur erinnerte und ihn aufforderte, demselben nachzukommen, „wenn er nicht

Gefahr laufen wolle, die Strafe eines Verräthers und Meineidigen zu erleiden!" Was Wunder also, wenn in Napoleon III. die Ueberzeugung Platz gewann, Orsini und Genossen seien Abgesandte der Carbonaris gewesen, und es würden nach ihnen Andere das Attentat wiederholen? Doch sei dem wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß nicht lange nach dem Attentate die Anzeichen — ich erinnere nur an die vielen Couriere, die damals zwischen Paris und Turin hin- und hereilten, sowie an den mehrmonatlichen Aufenthalt Cavour's beim Kaiser Napoleon in Plombières, wo fast täglich lange Conferenzen statthatten — eines abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Frankreich und Piemont klar zu Tage traten und daß in Folge dessen Piemont Rüstungen betrieb, deren Größe weit über seine Kräfte hinausging. Noch mehr, auch Frankreich rüstete; das heißt, es decretirte die Einberufung des Contingents vom Jahr 1859 „ohne die entsprechenden Beurlaubungen für die gedienten Soldaten", und befahl die Errichtung eines großen Lagers im südlichen Frankreich zur Concentrirung bedeutender Truppenmassen. Ja, um das Maß voll zu machen, Oesterreich rüstete ebenfalls, indem es erklärte, daß sein lombardisch-venetianisches Königreich durch die in Piemont gepredigte Freiheit nothwendig zur Empörung getrieben werde. Trotz allem dem hoffte die Diplomatie noch immer, es werde ihr möglich sein, den Frieden zu erhalten. Piemont war ja zu klein, um allein den Kampf mit Oesterreich aufnehmen zu können, und Oesterreich versprach, so lange keinen feindseligen Schritt zu thun, als es nicht angegriffen würde; Frankreich aber — nun Frankreich hegte sicherlich nur väterlich-milde Gesinnungen, denn es hatte von Oesterreich bis jetzt noch nichts weiter begehrt, als daß es seinen italienischen Unterthanen mit Reformen entgegenkomme, um die bei denselben herrschende Aufregung zu dämpfen. Da — mitten in diesen Friedenshoffnungen — ertönten „gleich einem Donnerschlage aus heiterem Himmel" die Worte des Kaisers Napoleon, welche er bei der Neujahrsgratulation 1859 dem österreichischen Gesandten hinwarf. „Ich bedaure," sagte der sonst so schweigsame Herrscher, dessen Worte man daher stets wie einen Orakelspruch deutete, „daß meine Beziehungen zu Ihrer Regierung keine so gute sind, wie früher. Ich bitte Sie aber, dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gesinnungen gegen ihn sich nicht geändert haben." Diese Sprache war klar genug, und bald wurde sie noch deutlicher. Schon seit einiger Zeit nämlich flüsterte man in wohl unterrichteten Kreisen von einer bevorstehenden Vermählung zwischen dem Prinzen Napoleon, dem nächsten Verwandten des Kaisers, und der Prinzessin Klotilde, der ältesten Tochter des Königs Victor Emanuel, und in der That reiste nun auch besagter Prinz, begleitet von dem General Niel, dem ersten Ingenieur Frankreichs, noch im Januar 1859 nach Turin ab, um den Heirathscontract definitiv abzuschließen. In diesen Heirathscontract aber war die Stipulation aufgenommen, daß die östreichisch-italienischen Provinzen zu dem Königreich Sardinien-Piemont geschlagen werden müßten, und der erste Ingenieur Frankreichs reiste als Brautwerber mit, um die Befestigungen Piemonts, besonders Alessandria, zu besichtigen, ob sie genugsam armirt seien. Freilich der Welt gegenüber hatte es mit dem Allen eine ganz unschuldige Bewandtniß, allein der Kaiser Franz Joseph wußte deß-

wegen doch, woran er war, und befahl sofort, schon im März 1859, eilf Armeecorps mobil zu machen.

Eilf Armeecorps — zusammen also 300,000 Mann! Damit hätte er wohl hoffen können, den verbündeten Piemontesen und Franzosen gewachsen zu sein, denn den ersteren war es trotz aller Ueberanstrengung nicht gelungen, mehr als 80,000 Mann auf die Beine zu bringen, und die Vorbereitungen, welche der Kaiser Napoleon traf, deuteten blos auf eine Hülfsarmee von etwa 150,000 Mann. Wenn man aber die Sache recht beim Licht betrachtete, so standen jene österreichischen 300,000 Mann wohl auf dem Papier, nicht jedoch im Felde, und der ganze Effektivstand der Kaiserlichen Armee betrug nicht mehr als 160,000 Mann. Auch hatten die gegen Oesterreich Verbündeten, außer der numerischen Ueberlegenheit, noch vieles Andere voraus. So erstens die nationale Begeisterung der Piemontesen; zweitens den Umstand, daß von den Franzosen gar viele, Soldaten wie Officiere, ihre Schule in Algier durchgemacht hatten; drittens, daß Napoleon mit einer ganz neuen Artillerie ins Feld rückte, den gezogenen Kanonen, welche zehnmal so weit trafen, als die bisherigen; viertens endlich, daß sich der französische Kaiser, also Er, der den Namen Napoleon führte, selbst an die Spitze der Armee stellte und daß unter ihm bewährte Feldherren wie Baraguay d'Hilliers, Canrobert, Niel und Mac-Mahon commandirten, während Franz Joseph seinen Truppen einen Mann ohne Energie, ohne Umsicht, ohne Talent und ohne Erfahrung, dafür aber einen äußerst gewandten Höfling, den Grafen Gyulai nämlich, zum Führer gegeben hatte. Kein Mensch konnte also darüber im Zweifel sein, wie der Feldzug endigen werde, den Fall allein ausgenommen, daß die Oesterreicher die Initiative ergreifen und die Piemontesen vernichten würden, ehe Napoleon seine Soldaten nach Italien gebracht hatte.

Zu letzterem wäre dem österreichischen Oberfeldherrn die günstigste Gelegenheit gegeben gewesen, denn als sein Kaiser Franz Joseph dem Könige Victor Emmanuel am 25. April offen den Krieg erklärte, weil derselbe das an ihn gestellte Ultimatum nicht annahm, befanden sich die französischen Hülfstruppen nur erst unterwegs und trotz ihrer fast beispiellos schnellen Beförderung auf Dampfschiffen und Eisenbahnen währte es bis zum 29., bis sie sich bei Genua und Susa gesammelt hatten. Allein Gyulai war nicht der Mann dazu, einen kühnen Gedanken zu fassen, und somit that er nichts, als daß er, am 29. den Tessin überschreitend, bei Mortara eine feste Stellung einnahm, um sich da mit dem Exercitium seiner Truppen die Zeit zu vertreiben. Schon hierdurch bewies er seine Unfähigkeit; noch mehr dadurch, daß er, nachdem er die Franzosen und Piemontesen sich in aller Ruhe hatte einigen lassen, den Rückzug über den Tessin anordnete, ohne die Brücken hinter sich zu zerstören. Natürlich rückten ihm nun die vereinigten Franzosen und Piemontesen in aller Schnelligkeit nach und am 3. Juni um Mittag kam's zwischen Buffalora und Ponte di Magenta zur Schlacht. Diese aber mußte schon deßwegen für Oesterreich verloren gehen, weil die beiden Corps Clam-Gallas und Lichtenstein dem Feinde, der 125,000 Mann zählte, zuerst ganz allein entgegenstanden und erst dann die nöthige Verstärkung erhielten, als sie bereits fast aufgerieben

waren. Was half also alle Tapferkeit des gemeinen Soldaten? Was die Aufopferung der niederen Officiere? Bis zum Einbruch der Nacht mußten die Oesterreicher, nachdem Magenta von Mac-Mahon erstürmt worden war, das Schlachtfeld in eiligster Flucht räumen, und ihr einziger Trost bestand darin, daß sie nicht mehr als 70,000 Mann stark sechs Stunden lang gegen den überlegenen Feind sich mannhaft gewehrt hatten.

Mit der Schlacht von Magenta war auch Mailand und die Lombardei verloren und es blieb dem österreichischen Feldherren nichts übrig, als sich mit den Trümmern der Armee eiligst auf die sogenannte Minciolinie, das ist auf das Festungsviereck von Mantua, Verona, Legnano und Peschiera zurückzuziehen. Dort übernahm sofort der Kaiser Franz Joseph in Person das Obercommando, indem er sich den greisen Feldzeugmeister Heß als Rathgeber zur Seite setzte, und seine erste Sorge war, die Reserven aus Oesterreich herbeizuziehen, so daß das Heer nach kurzem schon wieder 140,000 Mann zählte. Nur langsam rückten die vereinigten Piemontesen und Franzosen nach, denn sie hatten sich vorher den Genuß, einen Jubeleinzug in Mailand zu halten, nicht versagen können und überdieß fanden sie es ebenfalls für nothwendig, sich mit neuen Streitkräften zu verstärken, ehe sie abermalen eine Schlacht wagten. So erreichten sie erst am 21. Juni, 180,000 Mann stark, den Chiesefluß, und Napoleon schlug sofort sein Hauptquartier in Montechiave auf; so wie aber dieß Franz Joseph durch eine vorgenommene Recognoscirung erfuhr, wurde beschlossen, mit der ganzen österreichischen Armee, welche ihre Linie von Mantua bis Peschiera ausdehnte, eine concentrirte Bewegung zu machen und den Feind in Montechiave zu überfallen. Der Plan, von Heß entworfen, war vortrefflich, sobald man ihn so schnell ausführte, daß er nicht zur Kenntniß des Gegners kommen konnte; allein die Oesterreicher zeichneten sich noch nie durch besondere Schnelligkeit aus, und so wurde denn im Kriegsrath, sehr gegen den Willen des alten Heß, beschlossen, die Sache, statt in einem, in zwei Tagen, weils so bequemer gieng, abzumachen. Am 23. sollte abmarschiert und bis Pozzolengo (rechter Flügel), Medole (linker Flügel), und Solferino (Centrum) vorgegangen werden. Dorten aber wollte man Nachtquartier nehmen und dann den Ueberfall am Morgen des 24. bewerkstelligen.

Man setzte also beim Feinde Blindheit und Taubheit voraus; allein die Voraussetzung traf nicht ein. Im Gegentheil brach Napoleon, von den Bewegungen der Oestreicher augenblicklich und sehr genau unterrichtet, ebenfalls am 23. auf und rückte denselben bis zum Abend so nahe, daß die gegenseitigen Vorposten sich beinahe berührten. Wenige Stunden später aber, während die österreichischen Soldaten ganz ruhig schliefen und der Kaiser Franz Joseph in Valeggio, wo er sein Hauptquartier hatte, von den Siegen des kommenden Tages träumte, um zwei Uhr Morgens, setzte sich die französisch-piemontesische Armee wieder in Bewegung und mit Tagesanbruch stießen die ersten französischen Colonnen im Thalgrunde zwischen Solferino und Cavriana auf die von den Oesterreichern ausgestellten Schildwachen. So wurden die Letztern zu „Ueberfallenen," während sie gehofft hatten, die „Ueberfallenden" spielen zu können, und man kann sich nun wohl denken, welche Verwirrung bei ihnen

herrschte, als sofort der Feind auf sie einstürmte. Ueberdem fehlte ihnen, wenigstens im Anfang, jede einheitliche Führung, denn während schon Stundenlang die Schlacht geschlagen wurde, welche über den ganzen Feldzug entscheiden sollte, schlief Franz Joseph noch immer ruhig in Valeggio und erst um neun Uhr Morgens traf er bei der Armee ein. Doch, ich will lieber kurz sein und berichte also, daß um zwei Uhr Mittags Solferino, um drei Uhr Cavriana von den vereinigten Franzosen und Piemontesen gestürmt war. Nun blieb den Oesterreichern nichts übrig, als sich über den Mincio in Sicherheit zu bringen und dieß bewerkstelligten sie auch alsobald. Wie sie dann aber ihre Verluste berechneten, da fanden sie, daß ihnen nicht weniger als 4 Generale, 630 Officiere und 19,311 Soldaten getödtet oder verwundet worden waren, und man darf also, weil die Franzosen und Piemontesen sich natürlich ebenfalls nicht geschont hatten, die Schlacht von Solferino eine der blutigsten nennen, welche je in der Welt vorkamen.

So hatte sich der Sieg abermals gegen Oesterreich entschieden und sein Schicksal besserte sich dadurch nicht, daß man jetzt an einigen seiner unfähigen Obergenerale, wie Clam-Gallas, Fürst Lichtenstein, Lauing und Anderen, durch Entlassung ein gelindes Exempel statuirte. Traf doch die Haupt-Schuld der Niederlage weniger sie, als die Regierung selbst, weil sie dem traurigen Grundsatze huldigte, blos Herren von hochadeliger Abstammung das Wohl des Staates und die Ehre und das Leben von so vielen Tausenden anzuvertrauen! Doch wenn nun auch die Niederlage eine ungeheure war, hatte Oesterreich dadurch jede Widerstandskraft verloren? Noch besaß es ja das unbezwingbare Festungsviereck und noch dominirte es in Venedig, dessen Eroberung eben so wenig leicht bewerkstelligt werden konnte. Ueberdem regte es sich nun nicht in Deutschland mit Macht und drangen nicht dessen Völker einstimmig darauf, daß man dem bedrängten Bruderstaate Hülfe bringen müsse? Freilich für Oesterreichs „Regierung" begeisterte sich Niemand — für jene Regierung, die noch nie bewiesen hatte, daß ihr „Deutschland" und „Deutschlands Wohl" am Herzen liege! Dafür aber begeisterte man sich, daß man den „französischen Störenfried", den Mann, „der den Krieg ganz willkührlich heraufbeschworen", daß man mit einem Worte den Kaiser Napoleon bekriegen müsse, und bald wuchs diese Begeisterung so riesig heran, daß die sämmtlichen kleineren deutschen Regierungen von derselben fortgerissen wurden. „Um bleibende Ruhe in Europa zu bekommen, muß der Bonapartismus todtgeschlagen werden" — so schallte es laut in allen deutschen Gauen und in allen deutschen Staaten machte man die Heere mobil. Selbst Preußen nahm sich hievon nicht aus; doch war seine Regierung klug genug zu erklären, daß sie nur dann marschieren lassen werde, wenn von den vereinigten Piemontesen und Franzosen der Krieg auf „deutsches Gebiet" herübergespielt werde, und von diesem fest ausgesprochenen Grundsatze ließ sie sich durch kein Geschrei abbringen. Allein wie leicht war es möglich, daß die italienischen Freicorps in Südtyrol einfielen? Wie leicht war es überdieß denkbar, daß Preußens Politik sich zuletzt doch noch durch den Gedanken an seine Rheinprovinzen alteriren lassen könnte!

Solches alles gieng dem Kaiser Napoleon nach der Schlacht von

Solferino durch den Kopf und es lag darin durchaus keine Ermunterung, den Krieg fortzusetzen. Wie er aber nun vollends den Zustand seiner Armee in Betracht zog, in deren Reihen, seit sie der giftgeschwängerten Luft der Mantuanischen Ebene ausgesetzt war, Krankheiten aller Art furchtbar aufräumten, da überzeugte er sich vollständig, daß es klüger sein werde, einen günstigen Frieden zu schließen. Sofort (7. Juli) ließ er dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand antragen, und letzterer griff mit beiden Händen darnach. Daraufhin kamen beide Kaiser am 11. Juli zu Villafranca persönlich zusammen, um sich über die Friedensbedingungen zu verständigen und dieß glückte so schnell, daß schon am Tag darauf, am 12. Juli, die Präliminarien unterzeichnet werden konnten. Es gieng alles gleichsam Schlag auf Schlag zum großen Erstaunen der Herren Politiker, die gemeint hatten, daß der Krieg jetzt erst recht beginnen werde! Eben so erstaunt war man über das Friedensinstrument selbst, denn es bestimmte in aller Kürze, daß der Kaiser von Oesterreich das Mailändische an Napoleon, oder vielmehr durch dessen Zwischenhand an Victor Emanuel abzutreten hab', wogegen er im Besitz des Venetianischen und natürlich auch des berühmten Festungsvierecks bleiben solle. Das war Alles! Mein Gott, vor wenigen Wochen noch hatte es den Anschein gehabt, der italienische Krieg werde ganz Europa in Flammen setzen und jetzt bestand sein ganzes Resultat darin, daß eine österreichische Provinz ihren Besitzer wechselte! Hatte die Welt also nicht vollkommen recht, wenn sie staunte, besonders als sie zuletzt auch noch erfuhr, daß Napoleon für sich selbst ganz und gar keine Ansprüche auf Entschädigung mache, sondern seinen Lohn darin finde, in dem Beherrscher des vergrößerten Piemonts von nun an einen getreuen Alliirten Frankreichs zu besitzen?

Bald jedoch bekam man ganz andere Gesichtspunkte. Napoleon III. hatte den Krieg mit Oesterreich begonnen, um, wie er sich ausdrückte, „den Schmerzensschrei Italiens zu stillen", das heißt, er wollte es von dem schlimmen Druck, den bisher Oesterreich auf das Land ausgeübt hatte, befreien und ihm Gelegenheit geben, sich aus sich selbst heraus zu entwickeln. Wie nun diese Entwickelung vor sich zu gehen habe, darüber machte er den Italienern auch nach dem beendigten Kriege keine Vorschriften, obwohl seine Privatansicht dahin gieng, daß es das Beste für sie wäre, wenn die einzelnen kleineren Staaten sich in ihrem Innern constitutionell reformirten und dann unter dem Vorsitz des Pabstes eine eng verbundene Conföderation bildeten. „Sei man aber", sprach er sich weiter aus, „über den Alpen drüben anderer Ansicht und suche man dort ein anderes Band der Einigung, so werde er sich nicht nur nicht darein mischen, sondern es auch verhindern, daß jemand sonsten sich darein mische, denn von nun an gelte das Princip der Nichtintervention und dieses Princip sei er gesonnen, mit dem Degen in der Faust aufrecht zu erhalten." Die Sachlage war also nun eine ganz andere für die Italiener, als vor dem Kriege, wo Oesterreich bei jedem Anlasse intervenirt hatte, und man konnte sich's, durch die Geschichte der letzten Jahrzehnte belehrt, schon zum voraus denken, was sofort in den einzelnen Staaten vor sich gehen werde.

Italien bestand vor dem Krieg aus sieben verschiedenen Staaten, welche, gänzlich von einander unabhängig, nur allein durch die Gleichheit der Sprache daran erinnert wurden, daß sie einem und demselben Volksstamme angehörten. Diese Staaten waren: erstens das Lombardisch-Venetianische Königreich, eine Provinz Oesterreichs mit etwa fünf Millionen Einwohnern. Zweitens das Herzogthum Modena mit 600,000 Seelen. Drittens das Großherzogthum Toskana mit der Insel Elba, zusammen von 1,800,000 Menschen bewohnt. Viertens das Herzogthum Parma mit einer halben Million Seelen. Fünftens das päbstliche Gebiet oder der Kirchenstaat mit etwa drei Millionen. Sechstens das Königreich beider Sicilien oder Neapel nebst der Insel Sicilien mit 8,700,000 Unterthanen. Endlich siebentens das Königreich Piemont mit der Insel Sardinien, etwa fünf Millionen Seelen zählend. So war Italien vor dem Kriege gestaltet und durch den Krieg selbst wurde dem Anscheine nach keine andere Veränderung hervorgebracht, als daß das Mailändische, also ein Areal von noch nicht 400 Quadratmeilen mit 2½ Millionen Einwohner, zu Piemont geschlagen wurde. Allein war dieß in Wirklichkeit die einzige politische Veränderung und behielten die anderen Staaten ihren bisherigen Bestand bei? Nein, auch nicht ein einziger.

Den Anfang machte Toskana und zwar schon gleich beim Beginn des Krieges. Kaum nämlich hatte der damalige österreichische Oberbefehlshaber Gyulai, zum Zwecke der Concentration seiner Armee, den in Toskana stehenden Truppencorps — den sogenannten Schutztruppen, von denen ich im Anfang dieses Kapitels gesprochen habe — am 27. April Befehl gegeben, zu ihm zu stoßen, so stellte eine Deputation von inländischen Officieren und Florenzer Bürgern an den Großherzog Leopold II. das Ansinnen, mit Piemont gemeinschaftliche Sache zu machen und Oesterreich den Krieg zu erklären. Leopold verweigerte es und zog es vor, sich sofort mit seiner Familie nach Bologna im Kirchenstaate unter österreichischen Schutz zu begeben. Die Florentiner aber errichteten nun augenblicklich eine provisorische Regierung, und riefen den König Victor Emanuel zum militärischen Dictator von Toskana aus, indem sie zugleich die eingeborene Armee, etwa 15,000 Mann, zum piemontesischen Heere stoßen ließen.

Ganz eben so gieng es auch in Parma und Modena. Dort, in Parma, machte sich die Herzogin Louise, die Wittwe Karls III., welche im Namen ihres minderjährigen Sohnes regierte, gleich nach dem Abzug der Oesterreicher nach der Schweiz auf den Weg, ihre Unterthanen sich selbst überlassend, und hier in Modena flüchtete der Herzog — er hieß Franz V. — in's österreichische Hauptquartier, seine wenigen Haustruppen, die ihm treu blieben, dahin mit sich führend. Parma, Modena und Toskana wurden also schon während des Krieges „regentenlos" und zwar alle Drei ohne eine Spur von Gewalt und Blutvergießen. Vielmehr waren ihre Regenten auf's feigste entflohen, ohne Zweifel im Bewußtsein, daß sie wegen ihrer willkürlichen, grausamen und despotischen Regierung, mit der sie bisher ihre Unterthanen unglücklich gemacht, kein besseres Schicksal verdient hätten. Allein — wer sollte fortan in Parma, Modena und Toskana regieren? Nun die Bewohner jener Länder waren gleich darüber

im Reinen, denn sie verlangten einstimmig: „Anschluß an Piemont, Vereinigung mit Piemont, Aufgehen in Piemont."

So sah es schon im Anfang Juni, also lange vor der Schlacht von Solferino, in den genannten drei kleinen Staaten aus; allein dabei blieb die Bewegung nicht stehen, sondern sie ergriff auch den Kirchenstaat und würde ohne allen Zweifel Rom selbst mit fortgerissen haben, wenn diese Stadt nebst ihrer nächsten Umgebung nicht noch immer von den Franzosen, „den Beschützern des Pabstes", besetzt gewesen wäre. Hier in Rom bliebs also ruhig, aber überall sonst wartete man nur auf den Abzug der Oesterreicher, um das päpstliche Wappen abzureißen, und es ist merkwürdig, wie wenig Liebe und Anhänglichkeit der heilige Vater sich während seiner langen Regierung zu erwerben gewußt hatte. Ich will, um dieß zu beweisen, nur an Bologna erinnern. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni räumten die Oesterreicher die Stadt, um sich mit der Hauptarmee am Mincio zu vereinigen, und am Morgen des 12. war bereits das päbstliche Wappen am Regierungspalast verschwunden. Einige Stunden später, um 10 Uhr, entfloh der päbstliche Nuntius, während die Dragoner, die ihn hätten vertheidigen sollen, zu den Piemontesen hinüberritten, und um 12 Uhr Mittags hatte sich eine provisorische Regierung gebildet. Unmittelbar darauf wehte die italienische Tricolore vom Regierungsgebäude herab und Mittags 1 Uhr war der Anschluß an Piemont beschlossen. So schnell, so zu sagen Knall und Fall, schüttelte man in Bologna das päbstliche Joch ab, und ganz ebensoschnell machte sich dieß auch in den übrigen Städten der Romagna. Ueberall waren Bürger und Militär einig und die päbstlichen Beamten, soweit sie nicht dem geistlichen Stand angehörten, stimmten ebenfalls aus vollstem Herzen bei. Die Oberbeamten aber, das ist die Bischöfe und Cardinallegaten oder wie sie sonst hießen, entflohen eiligst nach Rom, um mit dem heiligen Vater über die Verderbtheit der Welt zu jammern.

Doch was that nun Piemont? Nahm es die ihm dargebotenen Ländereien ohne weiteres an? Gewiß hätte es gern mit beiden Händen zugegriffen, aber — war nicht von den Großmächten Europas eine Einsprache zu befürchten? Besonders gefährlich schien es dem Könige Victor Emanuel, mit dem Pabste in Collision zu kommen, und somit gab er der Bologna-Deputation, welche ihm die Militärdictatur der Romagna anbot, eine geradezu abschlägige Antwort. Einen Hintergedanken schien er übrigens dabei doch zu haben, indem er die Deputation zur Ausdauer und Beständigkeit ermahnte und zugleich die Hoffnung aussprach, daß dereinstens in vielleicht nicht gar zu ferner Zeit auch noch für die Romagna die Unabhängigkeit erblühen werde. Weniger bedenklich zeigte sich die piemontesische Regierung in Betreff Modenas, Parmas und Toskanas, denn obwohl es auch hier nicht gleich zur förmlichen Einverleibung kam, so nahm Victor Emanuel doch die Militärdictatur, das heißt den Oberbefehl über die Truppen an und sandte noch überdies einen Commissär in jeden der drei kleinen Staaten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es mußte doch eine „Regierung" da sein, wenn nicht Anarchie herrschen sollte! So behielten also Parma, Modena und Toskana im Anfang ihre ganz abgesonderte Verwaltung und von einer Verschmelzung mit Piemont war noch keine Rede, das Militärwesen allein ausgenommen.

Nach dem Frieden von Villa-Franca schien das anders werden zu wollen, indem nun Oesterreich darauf drang, daß die drei entflohenen Fürsten sofort wieder eingesetzt würden. Doch daraufhin erklärten die Landtage der drei Ländchen durch einstimmigen Beschluß diese Fürsten für abgesetzt und decretirten zugleich die Einigung mit der Romagna zu einem gemeinsamen Staatskörper unter dem Titel: »Regio Governo dell' Emilia, Königlicher Regierungskreis der Emilia.“ Ja noch mehr, sie ließen gleich nachher das Volk abstimmen, ob es diese Maßregel gutheiße, und das Resultat war ein fast allgemeines begeistertes „Ja“. Nun mußte ganz Europa zu der Einsicht gelangen, daß eine Rückkehr der Romagna unter die päbstliche Herrschaft, sowie eine Restauration der früheren Regenten Parmas, Modenas und Toskanas nur „mit Anwendung von Gewalt“ ermöglicht werden könne; allein Gewalt? Wer konnte denn Gewalt anwenden, wenn Frankreich es nicht zugab? Und — Frankreich? Ei Napoleon stellte sich, als ob er mit einer so großen Machtvermehrung Piemonts durchaus nicht einverstanden sei; als ihm aber Cavour im Namen seines Königs die Abtretung Savoyen's und Nizza's an Frankreich versprach, da wußte der französische Kaiser die sämmtlichen Großmächte, außer Oesterreich, dahin zu bestimmen, daß sie erklärten: „man müsse den Italienern das Recht lassen, ihre innern Angelegenheiten nach eigenem Gutdünken zu ordnen“, und auf dieses hin zauderte Victor Emanuel keinen Augenblick länger, die Romagna nebst Parma, Modena und Toskana seinem Reiche einzuverleiben. Solches geschah Ende Februar 1860 und wenige Wochen später setzte sich Napoleon in den Besitz von Savoyen und Nizza.

Man sieht, große Veränderungen waren in wenigen Monaten in Italien vollzogen worden, ohne daß das tief gedemüthigte Oesterreich etwas dagegen hatte unternehmen können; allein nunmehr ward auch von anderer Seite her eine Reaction versucht. Pius IX. nämlich, statt die ihm treu gebliebenen Provinzen — Rom nebst den Marken und Umbrien — durch gute Reformen mit ihrem Schicksale zu versöhnen, verband sich jetzt mit dem Könige von Neapel, sowie mit dem vertriebenen Herzog von Modena, um die von Piemont in Besitz genommenen Provinzen und Länder wieder zu erobern, und alle Dreie beeilten sich, ihre Truppenmacht so schnell als möglich zu verdreifachen. Der Herzog von Modena that's durch Anwerbungen, welche er in Mantua machte; der Pabst dadurch, daß er in allen katholischen Ländern zum Zuzug aufforderte und den berühmten General Lamoricière zum Oberbefehlshaber dieser Mischmaschармee zu gewinnen wußte; der König von Neapel endlich durch außerordentliche Vermehrung seiner Söldnertruppen — meist Schweizer und Oesterreicher — sowie durch eine großartige Aushebung, vermittelst welcher er seine reguläre Armee auf mehr als 100,000 Mann brachte. Schon glaubten die drei Verbündeten des Erfolges gewiß sein zu können, und schon rückte das neapolitanische Heer gegen die Romagna vor, um den Krieg mit Piemont zu beginnen, da trat ein Ereigniß dazwischen, welches mit einem Male all' diesen Machinationen ein Ende machte.

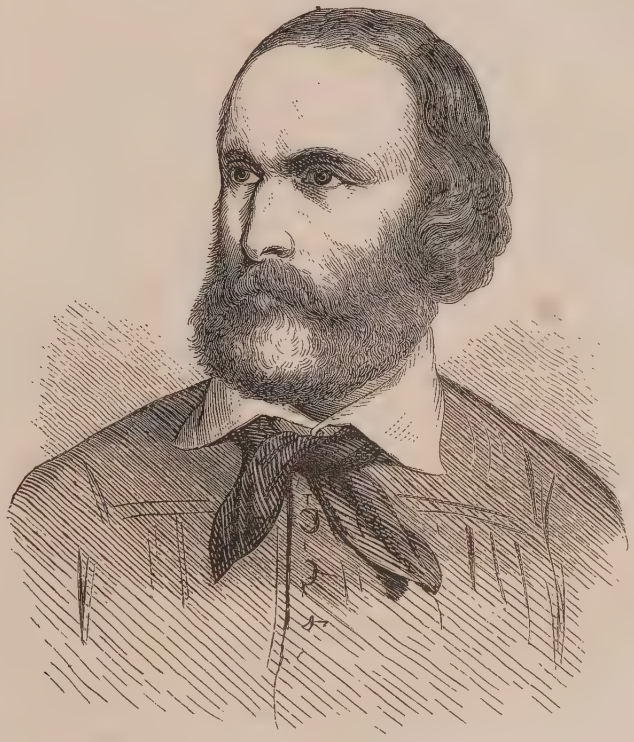
In welch' schmachvoll tyrannischer Weise das Volk des Königreichs beider Sicilien von seiner Regierung seit Jahrhunderten niedergedrückt und

mißhandelt wurde, darüber habe ich schon früher berichtet, und es wird daher genügen, wenn ich jetzt hinzusetze, daß dieses gräßliche Regiment auch kein anderes wurde, als nach dem Tode König Ferdinands II. anno 1859 sein Erstgeborner Franz II. den Thron bestieg. Franz II. war ja noch bornirter erzogen, als sein Vater, und überließ, um selbst den Rosenkranz beten zu können, die ganze Regierungssorge seiner barbarischen Stiefmutter, einer österreichischen Erzherzogin, welche ihrerseits wieder von den

Franz II. von Neapel.

ärmlichsten Creaturen beherrscht wurde! So steigerte sich das Elend, besonders auf der Insel Sicilien, auf eine kaum mehr zu ertragende Höhe und man kann sich also wohl denken, wie es in den Gemüthern gähren mußte, als man von den gewonnenen Schlachten von Magenta und Solferino hörte. Dieß wußte auch die Regierung recht gut, denn sie unterhielt der herumschleichenden Spione eine schwere Menge; allein statt nun endlich einmal zum Bessern einzulenken, um den Zorn des Volks zu be-

sänftigen, ergriff sie vielmehr die unerhörtesten Gewaltmaßregeln, um jeden Ausbruch der Unzufriedenheit schon im Keime zu ersticken. So wurden jedem Sicilianer die Waffen abgefordert und auf den Besitz einer Pistole oder eines Dolchs der Tod gesetzt. So sperrte man die Häfen sorgfältig und stellte vor der Landung eines Schiffes die sorgfältigste Visitation an, damit ja nichts Verdächtiges und Feindliches eingeschmuggelt werde. So schloß man alle öffentlichen Locale, damit sich die Leute nicht miteinander



Garibaldi.

unterhalten oder verabreden könnten, und verbot das Zusammenstehen von mehr als zwei Personen auf den Straßen. So verhaftete man alle nur halbwegs mißliebigen Personen, ohne ihnen irgend einen Grund anzugeben, und die erwachsenen Söhne besserer Familien wurden zur Sicherheit sogar in die Kerker Neapels hinübergeführt. Trotz aller dieser außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln aber hörte man dennoch auf einmal im April 1860, daß vor den Mauern Palermos Zusammenrottungen von Unzufriedenen

stattgefunden hätten, und wenn nun auch die neapolitanische Regierung die Sache als eine äußerst unbedeutende hinstellte, welche im Augenblicke vom Militär unterdrückt worden sei, so schien dieß doch schon deßwegen nicht sehr glaublich, weil man nun von Neapel aus Truppen über Truppen nach Palermo und Messina einschiffte. Bald zeigte sichs auch, daß die Regierung keineswegs wahrheitsgemäß berichtet habe, denn es handelte sich nicht blos um Zusammenrottungen, sondern um einen förmlichen Aufstand, der sich über das ganze Innere der Insel verbreitet hatte und dem Militär kräftigen Widerstand leistete. Doch je länger dieser Widerstand dauerte, um so wüthender wurde die Regierung und sie suchte sofort durch Grausamkeit zum Ziele zu kommen. Ja durch eine Grausamkeit, die in der That bis zum Wahnwitze stieg! Alle Weiler, Dörfer und Städte nämlich, deren die Königlichen Truppen Meister wurden, steckten sie in Brand und plünderten sie. Auf die ruhigsten Einwohner feuerten sie, als auf ein erlaubtes Ziel, und mit Weibern und Jungfrauen verfuhren sie noch niederträchtiger. Alle Reichen und Vornehmen hetzte man wie wilde Thiere und in Palermo und Messina fanden förmliche Massacres oder summarische Erschießungen statt, damit den Leuten der Empörungssinn ausgetrieben würde.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte durch ganz Europa, als man von diesen Greuelthaten erfuhr, und die auswärtigen Gesandten in Neapel legten einen energischen Protest ein. Allein Franz II. bekümmerte sich hierum nicht das Geringste und dem Princip der Nichtintervention gemäß konnte kein Regent einschreiten. So schien es unabwendbar, daß das ganze unbewaffnete Sicilien von der losgelassenen Soldateska hingeschlachtet werden würde, da änderte sich alles wie mit Einem Schlage, denn in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai schiffte sich General Garibaldi mit vielleicht zweitausend seiner Alpenjäger, die er im vorigen Krieg commandirt hatte, auf schnell gewonnenen Schiffen von Genua aus nach Sicilien ein, um die Insel aus ihrer Trübsal zu erlösen. Am 11. Mai landete er in Marsala auf der Westküste Siciliens und nun begab sich ein Wunder nach dem andern. Es war nämlich, als ob schon sein Name die neapolitanischen Soldaten zur Flucht nöthigte, und nach wenigen Tagen sahen sich diese auf den Besitz der Citadellen von Messina und Palermo beschränkt. Endlich stürmte Garibaldi auch nach Palermo heran, und trotz des furchtbaren Bombardements, das sofort der neapolitanische General Lanza eröffnete, waren nicht nur nach kurzem alle Positionen erobert, sondern es wurde auch das ganze neapolitanische Heer gezwungen, sich mit Schmach überladen nach Unteritalien einzuschiffen. So befreite sich Sicilien vom Joche seiner bisherigen Zwingherrschaft und die ganze Einwohnerschaft erklärte augenblicklich und einstimmig ihren Anschluß an Piemont mit Victor Emanuel als König.

Jetzt endlich gingen dem Könige Franz II. die Augen auf, denn er konnte sich denken, daß die Revolution in Sicilien nicht stehen bleiben werde, und er wandte sich daher an die Großmächte um Schutz gegen Garibaldi. Er, der König eines großen Landes, welcher eine Armee von 100,000 Mann commandirte und dem eine Kriegsflotte von fast hundert Schiffen zu Gebote stand; Er, dem ein ganzes Heer von Beamten und Policisten zur Seite stand und in dessen Staatsschatz fast hundert Millionen baar

dalagen; Er verlangte Schutz gegen einen einzelnen Privatmann, welcher nichts besaß als seinen Namen! So etwas ist wohl in der Geschichte noch nicht dagewesen! Doch die Großmächte alle, selbst Oesterreich nicht ausgenommen, weigerten sich einzuschreiten, und insbesondere erinnerten England und Frankreich den König daran, wie oft sie früher seinen Vater und nachher ihn darauf aufmerksam gemacht hätten, daß er sich bei dem von ihm befolgten Regierungssystem nothwendig zu Grunde richten müsse. Sie überließen ihn also sich selbst und — was geschah nun? Kam's etwa zu einem Aufstand und lieferte der König den Liberalen eine Schlacht? Nein, nichts dergleichen, sondern es geschah etwas, was in der Weltgeschichte auch noch nie da war. „Die Stadt Neapel lud den General Garibaldi ein, von Palermo herüberzukommen, um die Umgestaltung des Staates zu vollenden, und sowie derselbe, nur von Wenigen begleitet, kam, fiel das ganze Königreich wie auf Ein Commando von Franz II. ab." Die Armee fiel ab, die Flotte fiel ab, die Beamten fielen ab, das Volk fiel ab, ja selbst die Polizei und die Priesterschaft fiel ab, und in wenigen Wochen stand der König mit seinen Söldnertruppen ganz allein da. Der arme Mann! Er mußte büßen für seinen Vater, seinen Großvater, für sein ganzes Geschlecht, und als er sich so ganz verlassen sah und selbst die Jungfrau Maria, gegen die er sich doch stets so freigebig erwiesen, ihm ihren Beistand versagte, da blieb ihm nichts übrig, als mit seinen Schweizern nach der Festung Gaëta zu retiriren und da das Weitere abzuwarten. Unmittelbar darauf aber, am 7. September 1860, zog Garibaldi unter dem unendlichsten Jubel der Bevölkerung in Neapel ein und erklärte das Land für einen Theil des großen italienischen Königreichs unter Victor Emanuel.

Fast gleichzeitig mit dem Einzug Garibaldis in Neapel erhoben sich auch die Bewohner der Marken und Umbriens, also des Rests vom Kirchenstaate — das von den Franzosen besetzte Rom nebst Umgebung ausgenommen — und proclamirten ihren Anschluß an das geeinigte Italien. Wohl protestirte der Pabst; wohl schleuderte er sogar den Blitzstrahl seines Bannes auf Victor Emanuel, welcher so „frech" war, hier eben so zuzugreifen, wie in Neapel und Sicilien; allein der päbstliche Bann hatte längst seine Kraft verloren und die Großmächte nahmen sich des Pabstes ebensowenig an, als des überfrommen Franz II. „Italien gehört den Italienern", war in allen Cabinetten der leitende Gedanke geworden und weil sich Victor Emanuel verpflichtete, Rom, „als die Residenz des Pabstes" und Venedig „als das garantirte Eigenthum Oesterreichs" unangetastet zu lassen, so nahm man es sogar stillschweigend hin, als er Ende September die päbstliche unter Lamoricière stehende Armee gewaltsam, obwohl nach nur kurzem Kampfe auflöste. Ja selbst die Eroberung von Gaëta, wohin sich Franz II. geflüchtet, so wie der beiden Citadellen von Messina und Civitella del Tronto — zu Anfang des Jahres 1861 — gestattete man ihm, denn ohne diese Waffenthaten hätte ja der innere Krieg in Italien kein Ende genommen und die Ruhe Europas verlangte das letztere.

So formirte sich das jetzige Königreich Italien und dasselbe ward sofort von allen tonangebenden Staaten, selbst Oesterreich jetzt nicht mehr ausgenommen, anerkannt.

Viertes Kapitel.

Die Neubildung Deutschlands im Jahr 1866.

Die eben so großartige als fast unglaublich schnelle Umgestaltung, welche so eben mit Italien vor sich gegangen war, rief in den Deutschen die Idee der Einigung, welche seit 1813 nie mehr geschlummert hatte, aufs lebendigste wieder wach. „Sollten denn wir" — so fragte man sich, „sollten denn wir mit Preußen, dem Piemont Deutschlands, an der Spitze, nicht auch denselben Weg wandeln können, den so eben Welschland gegangen ist? Ja, sollten wir nicht viel eher und berechtigter ans Ziel gelangen müssen, da Preußen ein viel mächtigerer und nationalerer Staat ist, als Piemont je war und sein konnte?"

Ich habe weiter oben auseinandergesetzt, wie nach Niederschlagung der großen Revolution von 1849 durch Oesterreichs und Rußlands Machtwort der alte politische Polizeiwachtmeister, genannt Bundestag, wieder in seine Rechte eingesetzt wurde, und man kann sich nun wohl denken, daß die beiden genannten Staaten keine Mühe gescheut haben werden, um in sämmtlichen Gauen deutschen Gebietes alles das wieder „auszumärzen", was die „Märzrevolution gebracht hatte." In der Hauptsache gelang dieß auch vollkommen, denn durch den Bundestag wurde Deutschland wieder das, was es vorher gewesen war, ein Conglomerat theils größerer theils kleinerer Staaten, welche dieselbe Sprache redeten und zum Schutz gegen äußere Feinde eine Art von Conföderation mit einander bildeten, deren Fürsten aber in allen andern Fragen gänzliche Unabhängigkeit beanspruchten und diese ihre Unabhängigkeit und Souverainetät mit aller nur denkbaren Eifersucht bewachten. Deutschland „als Ganzes" war also nach 1851 wieder so ohnmächtig als zuvor und es gab weder eine Einheit der Gesetzgebung, noch eine Einheit der Vertheidigung, noch eine Einheit des Handels und Wandels, noch endlich eine Einheit der Vertretung gegen Außen. Darum existirte auch für das Ausland kein „Deutschland", sondern es existirte nur ein Baiern, ein Preußen, ein Oesterreich, ein Hannover, ein Württemberg, ein Baden, ein Hessen, oder wie die „engeren Vaterländer" sonst heißen mochten.

Wenn nun aber auch Deutschland „als ein Ganzes betrachtet" nach der Unterdrückung der Revolution einen großen Rückschritt machte, läßt sich dasselbe auch von den Einzelnstaaten behaupten? Die Antwort ist ein entschiedenes „Nein", denn kein Land der Erde darf sich rühmen, in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren in seiner innern Entwicklung weiter gekommen zu sein, als eben jene zerstückelten Complexe von Deutschland. Nehmen wir vor allem die sogenannten Mittelstaaten — hatten sie sich nicht von den „Grundrechten" wenigstens Einzelnes gerettet? Hatten sie nicht „Geschwornengerichte" nebst „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens", eine Einrichtung, die man noch vor wenigen Jahren von Oben herab für eine Unmöglichkeit erklärte? Hatten sie nicht „Gleich-

heit vor dem Gesetze", mit Beseitigung der aristokratischen und bureaukratischen Vorrechte, während vor anno 1848 der Adelige und Beamte fast ganz „über" dem Gesetze stand? Hatten sie nicht, wenn auch nicht die „wirkliche" Volksbewaffnung, so doch wenigstens die „Erlaubniß" zu derselben, und wurde nicht das „Turnen", sage das „vielverpönte Turnen" sogar von Regierungswegen in den Schulen eingeführt? War nicht die „Presse" fast vollkommen freigegeben, ohne daß man mehr befürchtete, der Staat werde deßhalb aus dem Leim gehen, und durfte sich nicht jeder Unterthan der „persönlichen Freiheit" ohne Furcht vor Cabinetsjustiz erfreuen? Hob man nicht die „Zehnten" nebst den übrigen Grundlasten durch gesetzlich geregelte Uebereinkunft mit den Berechtigten auf und sicherte dadurch dem Bauernstande eine Zukunft der Wohlhabenheit, an die er vorher gar nicht zu denken wagte? Geschah nicht durch Einführung der „Gewerbefreiheit", so wie durch andere Erleichterungen für die Industrie ein ungeheurer Schritt nach Vorwärts, und stellte man nicht den Grundsatz auf, daß „keine Confession vor der andern berechtigt sein solle?" Kurz, thaten nicht die Regierungen der Mittelstaaten, besonders diejenigen von Baiern, Württemberg, Baden und Nassau, alles Mögliche, um den Wohlstand, die Zufriedenheit und das Glück ihrer Unterthanen zu fördern? Freilich nicht überall war es so, und in manchen Kleinstaaten geschah sogar das Gegentheil, wie namentlich in Hannover, Mecklenburg und Kurhessen. In Hannover durch die Herren von Borries und van der Decken, welche der blinde König Georg V. zu seinen Rathgebern erwählte und durch deren Fügsamkeit er die anno 1848 gegebene Verfassung über den Haufen warf. In Kurhessen durch den erbärmlichen Hassenpflug, „der Hessen Haß und Fluch," welcher allen Launen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm nachkam und alle Gesetze offen mit Füßen trat. In den beiden Mecklenburg endlich durch den Grafen von Bülow in Verbindung mit der ganzen Ritterschaft, welche den Staat nur erst für gerettet hielten, als die Prügelstrafe wieder eingeführt und der Nichtadelige zu der früheren Rechtslosigkeit herabgedrückt war. Wenn nun aber auch diese drei kleinen Staaten mit vollem Winde dem Rückschritt zusegelten und wenn in einigen andern der Fortschritt sich nicht so bemerklich machte, als er hätte können, wie besonders in Sachsen, Braunschweig und Hessen-Darmstadt, so war doch der Patriotismus in diesen Ländern keineswegs erstorben, sondern er lebte vielmehr fort in den Herzen von Vielen, gerade so gut als in Baiern, Württemberg und Baden, und mit allen ihren Gewaltmaßregeln waren die Regierungen nicht im Stande, das Wirken für ein einiges freies Deutschland gänzlich zu unterdrücken.

Doch woher sollte diese Einheit und Freiheit kommen? Etwa von Oesterreich, weil dessen Regenten einmal Kaiser von Deutschland gewesen waren? Möglich, daß Einzelne aus diesem Grunde darauf hofften; aber es gehörte wahrhaftig viel Optimismus dazu, so etwas auch nur für möglich zu halten, denn Oesterreich hatte ja seit Jahrhunderten Alles gethan, um Deutschland in Dutzende von unmächtigen Stäätchen zu zersplittern und alle Freiheit darin zu unterdrücken. Ueberdem, was ließ sich von einer Regierung erwarten, die im eigenen Lande nach Besiegung der Revolution so verfuhr, wie die Oesterreichische gethan? Von einer Regierung und Dy-

nastie, welche keine andere Politik verfolgte, als die der Reaction und Stabilität, und deren despotische Willkührlichkeit nur noch von der Erbärmlichkeit ihrer Staatsverwaltung übertroffen wurde? Von einer Regierung, welche sich auf nichts stützte, als einerseits auf eine imponirende Militärmacht, und andererseits auf eine Polizeiüberwachung von solch raffinirter Art, daß man selbst den Gedanken nachspürte, nicht blos den Thaten und Worten? Von einer Regierung endlich, deren Unterthanen zu vier Fünftheilen „nicht deutsch" waren und welche sich daher von jeher mehr auf ihre ungarischen, böhmischen und italienischen Lande stützte, als auf die deutschen? Ja das war noch nicht einmal Alles, sondern ich muß noch hinzusetzen: von einer Regierung, welche durch das mit dem Pabste abgeschlossene Concordat sich selbst eine geistig-religiöse Zwangsjacke anlegte, wie sie in keinem Zuchthause fester geschnürt sein konnte, indem in Folge jenes Vertrags nicht blos die sämmtlichen österreichischen Protestanten in religiöser Beziehung rechtslos wurden, sondern auch die Civilisation durch Ueberlassung des Unterrichts an die katholischen Geistlichen und den Jesuitenorden einen so immensen Rückschritt machte, daß man bald mit Fingern auf den Kaiserstaat wies. Nein, wahrhaftig, von einer solchen Regierung konnte man die Herstellung eines einigen freien Deutschlands nicht erwarten und voll tiefer Indignation wandten sich daher die deutschen Patrioten von Oesterreich ab.

Wie stand es nun aber mit Preußen? Hatte dieses wohl etwas vor Oesterreich voraus? Unmittelbar nach der Wiedereinsetzung des Bundestags wohl wenig, dem Anschein nach sogar gar nichts. Zwar allerdings bestand eine Verfassung, dieselbe, an welcher König Friedrich Wilhelm IV. wie wir wissen so lange geflickt, gehobelt und gemodelt hatte, bis ihre ursprüngliche Form fast gar nicht mehr erkennbar war; allein wie wurde sie gehandhabt? Nun, der Minister von Manteuffel, seit 1851 der ostensible Leiter der Geschicke Preußens, erklärte offen in der Kammer: „er erachte sich, obwohl Minister eines constitutionellen Staats, doch nur als einen Diener des Königs, dessen Willen auszuführen er unbedingt verpflichtet sei, und die Stände möchten daher immerhin beschließen, was sie wollten, die Regierung würde deßhalb doch thun, was ihr gut dünke." Ganz eben so dachten auch seine würdigen Collegen, besonders die Herren Minister von Westphalen und von Raumer, und letzterer, der intime Freund von Stahl, Hengstenberg und Genossen, benützte seine Stellung als Cultusminister dazu, um in ganz Preußen, statt des Lichtes, Finsterniß zu verbreiten, und mit der Unterdrückung jeder freidenkenden Richtung die Zerrbilder der Heuchelei und des Obscurantismus, als die Träger der wahren Frömmigkeit, in Kirche und Schule zu verwenden. Herr von Westphalen aber, der Minister des Innern, der sich bei jeder Gelegenheit rühmte, nichts zu sein, als ein „willenloses Werkzeug in der Hand des Regenten", führte in Preußen ein fast maßloses Polizei- und Spionierregiment ein und ließ nicht nur jede Zeitung, welche ein freies Wort brachte, sofort confisciren oder gar unterdrücken, sondern wußte auch die ihm untergeordneten Beamten, wenn sie sich in irgend etwas „unangenehm" machten, durch Versetzung und Entlassung so sehr zu maßregeln, daß bald der allerniedrigste Servilismus Platz griff. So wurde Preußen „im Innern" regiert, und noch ärmlicher war die Stellung, welche es „gegen Außen" einnahm, denn

es befolgte die Befehle Rußlands und Oesterreichs gerade so, als wenn es keine gleichberechtigte Großmacht, sondern ein Vasall dieser Staaten gewesen wäre. Trotz allem dem aber stand dieses so tief erniedrigte Preußen doch ganz anders da, als Oesterreich, und das Vertrauen der Deutschen, daß man von ihm allein die Regeneration des Vaterlandes erwarten dürfe, konnte nie ganz erlöschen. Zum ersten nämlich war seine Finanzverwaltung zu jeder Zeit eine durchaus geregelte und mit großer Weisheit wurde stets dafür gesorgt, daß nie mehr Geld ausgegeben, als eingenommen wurde. Zum zweiten lag ein guter Kern im Volke selbst und die Entrüstung über das schmachvolle Regiment von Manteuffel und Consorten konnte nirgends größer sein, als in den eigenen preußischen Ländern. Zum dritten endlich wagte man es nie, selbst nicht einmal in den allerabsolutesten Kreisen, die gänzliche Beseitigung der Verfassung, was doch das allerbequemste gewesen wäre, auch nur zur Sprache zu bringen, denn man fühlte so zu sagen instinctmäßig, daß man damit die öffentliche Meinung von ganz Deutschland gegen sich kehren und also seinen ganzen Einfluß auf die kleineren Staaten und deren Bewohner total vernichten würde. Was hieß nun das aber anderes, als daß die Regierung, so schlecht sie auch sonst war, sich diesen Einfluß bewahren und zwar deßwegen bewahren wollte, weil seit einem Jahrhundert das Bewußtsein in ihr lebte, ihr Beruf sei, das ins Greisenalter getretene Oesterreich zu verdrängen und sich selbst an die Spitze Deutschlands zu stellen? Man durfte demnach hoffen, daß die schmähliche Reactionszeit eine nur vorübergehende sein werde und diese Hoffnung bewahrheitete sich auch schon anno 1857.

In diesem Jahre nämlich erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. so bedeutend, daß, weil keine Nachkommenschaft vorhanden war, sein Bruder, der Prinz von Preußen, der jetzige König Wilhelm I., als nächster Thronerbe die Zügel der Regierung ergreifen mußte, und nun erwachte Preußen wie durch einen Zauberschlag aus seinem Betäubungsschlafe. Zwar allerdings ganz im Anfang, als der Prinz nur erst „Stellvertreter" seines kranken Bruders war, mußte er Rücksichten nehmen und durfte mit keinen durchgreifenden Maßregeln auftreten; allein im October 1858 trat er, weil der Zustand Friedrich Wilhelms als ein hoffnungsloser erkannt wurde, die förmliche Regentschaft an und nun entließ er sofort das Ministerium Manteuffel, um sich mit Männern „andern Schlages" zu umgeben. Diese Männer waren der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, so wie die Minister von Auerswald, von Schleinitz und von Bethmann, welche durch ihr ganzes Leben bewiesen hatten, daß sie den liberalen Ideen huldigten. Die Regierungsweise mußte also sofort eine total andere werden und nun athmete das preußische Volk endlich wieder einmal frei auf. Bei den „Kleindeutschen" aber kehrte das Vertrauen schnell zurück, denn der neue Regent erklärte unverhohlen, daß er die Interessen Preußens mit denen Deutschlands für identisch halte, und daß daher das Bestreben Preußens kein anderes sein könne, als sich immer mehr zu einer rein deutschen Großmacht auszubilden. Was Wunder also, wenn jetzt bei den meisten Patrioten der Gedanke lebendig wurde, unter der neuen preußischen Aera werde es möglich sein, das arme zersplitterte Deutschland zu regeneriren — der Gedanke, daß Wilhelm I. sich an die Spitze Deutschlands stellen und die sämmtlichen

Kleinstaaten durch ein festes, unauflösliches Band an Preußen als an die „Centralgewalt des Gesammtvaterlands" ketten werde! Freilich das durfte man sich hiebei ebenfalls nicht verhehlen, daß Oesterreich sich einer „solchen" Centralgewalt nie unterwerfen würde, und „Preußen an der Spitze Deutschlands" hieß also so viel als „Ausschluß Oesterreichs". Allein gehörte denn Oesterreich „als Ganzes" zu Deutschland oder waren nicht vielmehr vier Fünftheile seiner Bewohner „undeutsch?" Ueberdieß, hatte das Haus Habsburg je „deutsche" Interessen verfolgt? Benützte es nicht umgekehrt stets Deutschland blos dazu, um durch dessen Macht seine „nichtdeutschen" Provinzen zu erhalten und zu vermehren? Wenn aber je einer der von ihm geführten Kriege einen schlimmen Ausgang nahm, wer mußte dann die Zeche bezahlen — Oesterreich oder Deutschland? Nun, die vom „Reich" abgetretenen Provinzen Elsaß, Lothringen und Flandern sprechen so deutlich, daß ein Mehreres hinzuzusetzen überflüssig scheint. Doch noch mehr — wie hat das Haus Habsburg seine vielhundertjährige Obergewalt über Deutschland in Beziehung auf dessen innere Ausbildung benützt? Hat es je zugegeben, daß dasselbe sich, sei's in bürgerlicher, sei's in religiöser, sei's in staatlicher Beziehung, frei entwickle? Ging es nicht vielmehr von jeher durch seine reactionäre Politik so wie noch mehr durch seine Vorliebe fürs Pfaffenthum — es läßt sich hier nicht wohl ein anderer Ausdruck brauchen — darauf aus, das ganze deutsche Territorium in eine jesuitisch-bigotte Verdummungsanstalt zu verwandeln, und mußte also nicht jeder Freund der Aufklärung und des Fortschritts sich nach dem Augenblicke sehnen, wo Deutschland sich des auf ihn drückenden Habsburgischen Alps entledigen könnte?

Solches war zur Zeit der Thronbesteigung König Wilhelms I. die in gar vielen Kreisen und Gegenden Deutschlands herrschende Stimmung und selbstverständlich konnte diese Stimmung der österreichischen Regierung nicht verborgen bleiben. Da schienen ihr doch endlich die Augen aufgehen zu wollen, denn es handelte sich ja um den lang gewahrten Einfluß auf Deutschland, um die lang gewahrte Herrschaft über die Mittel- und Kleinstaaten, und plötzlich faßte sie nun den Entschluß, Preußen zu überflügeln. Schon gleich nach dem unseligen Ausgang des italienischen Kriegs, als es zu Tage kam, auf welch' schamlos betrügerische Weise mit den Staatsgeldern gewirthschaftet werde, hatte man in Wien höheren Orts eingesehen, daß man der furchtbar aufgeregten öffentlichen Meinung eine Genugthuung schuldig sei, und man strengte deßhalb einen großen Prozeß gegen die Schuldigen an. Dieser Prozeß hatte den Erfolg, daß man, nachdem sich der Feldmarschallieutenant von Eynatten, der Finanzminister von Bruck und verschiedene andere hochgestellte Herren der Verurtheilung durch Selbstentleibung entzogen hatten, an maßgebender Stelle einsah, es könne, wenn der Staat nicht zu Grunde gehen solle, auf die bisherige Weise nicht fortgewirthschaftet werden, sondern man müsse vielmehr das ganze System ändern, und nun wurde, noch im December 1860, der vielbekannte Schmerling, die frühere rechte Hand des Erzherzog-Reichsverwesers Johann in Frankfurt, ins Ministerium berufen, um den Kaiserstaat Oesterreich mit einer Constitution zu beglücken. In der That ward auch sofort am 27. Februar 1861 das sogenannte „Verfassungspatent" erlassen und am letz-

ten Mai 1860 eröffnete der Erzherzog Rainer den versammelten „Reichsrath" im Namen des Kaisers auf eine hochfeierliche Weise. Auch legte die Regierung diesem Reichsrathe ziemlich viele neue Maßregeln vor, welche zum Theil ganz und gar nicht schlecht waren, und die Herren „Reichsräthe" oder Abgeordneten suchten das Gute davon noch zu verbessern. Allein trotz allem dem kam nichts Rechtes zu Stande, denn der Reichsrath blieb unvollzählig und incompetent, weil die Ungarn, welche darauf bestanden, daß ihnen vor allem ihre althergebrachte und vielfach verbriefte Verfassung zurückgegeben werden müsse, sich beharrlich weigerten, ihn zu beschicken. Hiedurch ließ sich jedoch der Minister von Schmerling durchaus nicht von der Richtung, die er einmal eingeschlagen hatte, abbringen, sondern am Schluß des Reichstags, im September 1862, versprach er vielmehr einen „neuen entschiedenen Fortschritt auf der Bahn friedlicher Entwicklung" und ehe das nächste Jahr zu Ende kam, sollte die begierige Welt erfahren, was er unter diesem „neuen und entschiedenen Fortschritt" verstand.

Am 2. August 1863 nämlich legte Kaiser Franz Joseph dem Könige von Preußen im Bade Gastein, wo letzterer die Cur gebrauchte, eine von Schmerling verfaßte Denkschrift „über die Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung" vor und die Nothwendigkeit dieser Reform wurde damit begründet, daß die bisherige Bundesverfassung längst eine ganz „unhaltbare" geworden sei. Ja es hieß darin wörtlich: „Der Boden der Bundesverträge schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, kann ihnen die dazu nöthige Festigkeit nicht mehr zurückgeben." Merkwürdig! Oesterreich perhorrescirte den deutschen Bund! Dasselbe Oesterreich, das bis jetzt Jeden als einen Demagogen, Hochverräther und Revolutionär verfolgt hatte, welcher diesen Bund mit seinem rechten Namen zu bezeichnen wagte oder sich sonstwie gegen ihn in Schrift, Wort oder That verging! Doch, man mochte sich darüber verwundern, wie man wollte, die Thatsache stand fest, daß das österreichische Cabinet den Entschluß gefaßt hatte, den deutschen Bund zu reformiren, und es ergingen sofort, wie an den König von Preußen, bereits am 3. August 1863 von Wien Einladungsschreiben an alle deutschen Fürsten ab, sich am 16. August zu einem großen Fürstencongreß in Frankfurt am Main einzufinden. Vergeblich erklärte der König von Preußen dem Kaiser, daß der Termin viel zu kurz gestellt sei und daß doch nothwendig vorher Berathungen und Verständigungen über den vorgelegten Reformplan stattfinden müßten, ehe man denselben in Frankfurt definitiv regeln könne; der Kaiser blieb hartnäckig auf dem 16. August und es war also schon hieraus klar, daß es auf eine „Ueberrumpelung Preußens" abgesehen sei. Noch klarer wurde dieß, als nun am genannten 16. die Fürsten alle, mit der einzigen Ausnahme von Preußen, Hessen-Homburg, Lippe-Detmold, Anhalt-Bernburg und Dänemark (wegen Holstein), in Frankfurt erschienen und ihnen der Reformplan vorgelegt wurde, denn der Inhalt desselben entschleierte deutlich genug den Zweck, Preußen zu einer Macht zweiten Rangs herabzudrücken und den Kaiser von Oesterreich wieder zum Kaiser von Deutschland zu machen. An die Stelle des Bundestags sollte nämlich treten: 1) ein

Directorium, bestehend aus dem Kaiser von Oesterreich als Vorsitzenden, dem König von Preußen, dem König von Baiern und zwei weiteren von den übrigen Fürsten gewählten Souveränen; 2) ein Bundesrath, ebenfalls unter dem Vorsitz Oesterreichs, zusammengesetzt aus den Bevollmächtigten der siebzehn Stimmen des engeren Raths der Bundesversammlung; endlich eine Delegirtenversammlung von 300 Köpfen, von denen Oesterreich und Preußen je 75, die übrigen Staaten zusammen aber die übrigen 150 zu schicken hätten. Also überall der Vorsitz Oesterreichs mit entscheidender Stimme und dann noch die Gleichstellung Preußens mit Baiern! Ueberdem 75 Delegirte auf Oesterreich mit seinen 8 Millionen Deutschen, und ebenfalls nur 75 Delegirte auf Preußen mit seinen 19 Millionen Einwohnern; auf die Mittel- und Kleinstaaten aber 150 Delegirte, während diese doch kaum 16 Millionen zusammen zählten! Man sieht, Preußen wäre durchaus übervortheilt gewesen, wenn es diesem Projecte seine Beistimmung gegeben haben würde; es hütete sich aber gar wohl, und sagte entschieden: Nein. Was wollte nun der Kaiser von Oesterreich machen? Nun, er versuchte es, mit den übrigen deutschen Staaten einen besondern Bund einzugehen und so Preußen gänzlich zu isoliren; allein die kleineren norddeutschen Souveräne und besonders die vier größeren Mittelstaaten hatten durchaus keine Lust, sich, einer österreichischen Hegemonie wegen, in einen Krieg mit Preußen — mit dem natürlich auch der Zollverein gesprengt worden wäre — hineinziehen zu lassen und so mißlang denn der Versuch des Wiener Cabinets, den Bundestag zu reformiren, vollständig.

Doch nicht blos keinen Nutzen hatte Oesterreich von seinen Reformversuchen, sondern sogar noch Schaden und zwar einen gedoppelten. Einmal nämlich wurden jetzt die Ungarn, welche gar wohl gemerkt hatten, daß jenes schnelle Anschließen Oesterreichs an Deutschland außer der Demüthigung Preußens gar nichts anderes bezweckte, als mit Hülfe des deutschen Bundes ihre Widerspenstigkeit zu brechen, noch halsstarriger in ihren Forderungen, so daß das Kaiserliche Cabinet sich bald gar nicht mehr zu helfen wußte, und zum andern steigerte sich die frühere Eifersucht Preußens gegen den Kaiserstaat nunmehr besonders in den höheren und höchsten Kreisen bis zum Hasse. Auch sorgte Jemand in der nächsten Umgebung des Königs von Preußen dafür, daß dieser Haß nie erkaltete, und dieser Jemand war kein Anderer, als der meinen sämmtlichen Lesern ohne Zweifel gar wohl bekannte Graf Bismarck, der jetzt, wie wir wissen, in Berlin allmächtig ist. Bismarcks Carrière fing erst mit dem Jahre 1847 an, wie er auf dem Landtage der Provinz Sachsen als Vertheidiger des politischen Absolutismus auftrat, und man fürchtete ihn damals wegen seiner scharfen Sprache so wie wegen seines beißenden Witzes, jedoch ohne sonst allzuviel von seinen geistigen Fähigkeiten zu halten. Wie er aber nicht lange hernach — zuerst als Attaché bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt — in den Staatsdienst übertrat, so erkannte die Regierung bald sein überwiegendes staatsmännisches Talent und übertrug ihm daher auch nach einander die schwierigsten und wichtigsten Gesandtschaftsposten, wie die von Wien, St. Petersburg und Paris. An letzterer Stelle, die er anno 1860 antrat, erwies er sich besonders nützlich, denn er wußte nicht nur eine große Annäherung zwischen den Cabinetten von Paris und

BISMARCK.

Berlin herzustellen, sondern es gelang ihm auch, den Kaiser Napoleon für den Plan zu gewinnen, daß Deutschland gerade so umzugestalten sei, wie so eben Italien umgestaltet worden war, und es fand deßhalb noch im Jahr 1860 eine Zusammenkunft zwischen Napoleon III. und Wilhelm I. in Baden-Baden statt. Von dieser Zeit an übte Bismarck einen außerordentlich großen Einfluß auf den Regenten von Preußen aus, und es wurde über keine einzige wichtigere Angelegenheit Beschluß gefaßt, ohne daß man ihn vorher darüber gefragt hätte. Als ihn aber vollends am 9. October 1862 Wilhelm I. zum Premierminister so wie zugleich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten berief, da gab er in Allem unbedingt den Ton an und die ganze Staatsmaschine bewegte sich nach seinem Willen. Freilich etwas absolut oder vielmehr durch und durch absolut war dieser sein Wille und er ging seinen Weg, ohne nach Recht und Gesetz viel zu fragen; allein er trug einen kühnen Plan im Kopfe und wußte wohl, daß er solchen auf dem gewöhnlichen Verfassungswege nicht erreichen könne. Fort also mit allen beengenden Fesseln und frischweg dem großen Ziele entgegengeeilt!

Welches war nun aber dieses große Ziel? Bismarck hütete sich wohl, in den ersten Jahren seines Wirkens den Schleier zu lüften und er wollte lieber den Haß der großen liberalen Parthei im Abgeordnetenhause, ja selbst den Haß der größeren Hälfte des preußischen Volks eine Zeit lang tragen, ehe er sich zu frühe in die Karten sehen ließ. Nunmehr jedoch kennen wir das Ziel, denn das Jahr 1866 hat es uns blutig enthüllt, und es war kein anderes, als: „Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland und Einigung des letzteren mit der Preußischen Spitze." Zwei deutsche Großmächte konnten neben einander nicht bestehen, ohne sich stets rivalisirend in den Weg zu treten — dieß hatte die bisherige Erfahrung bewiesen und zwar immer auf Kosten Preußens. Man gehe zurück auf die Zeiten des Wiener Congresses, so wird man finden, daß damals schon Preußen gegen Oesterreich den Kürzeren zog, denn letzteres duldete nicht, daß Sachsen zu Preußen kam, und setzte es noch überdieß durch, daß man das Königreich Hannover zwischen Ost- und Westpreußen hineinschob. Man gehe zurück auf den Tag von Olmütz, wo Preußen durch das von Rußland unterstützte Oesterreich gezwungen wurde, alle Gedanken an eine norddeutsche Union aufzugeben und sich wieder dem Bundestag, in welchem Oesterreich alles galt, zu unterwerfen. Man gehe endlich zurück auf den Fürsten-Congreß von Frankfurt, dessen Zweck ich so eben auseinandergesetzt habe, und immer wird man finden, daß Preußen sich schließlich dem Willen Oesterreichs fügen mußte. War das einer Großmacht, wie Preußen, würdig? Die Antwort darauf ergibt sich von selbst und Graf Bismarck fühlte so specifisch preußisch, hatte so durch und durch preußisches Blut in den Adern, daß er alles daran zu setzen beschloß, um dieser unleidlichen Stellung seines Vaterlands ein für allemal ein Ende zu machen. Natürlich aber mußte, wenn man einen solch großartigen und weitgreifenden Entschluß gefaßt hatte, Preußen in den Stand gesetzt werden, seinem Verlangen Nachdruck zu geben und es handelte sich also vor allem darum, die Wehrfähigkeit des Landes zu erhöhen. Zu diesem Behufe arbeitete der Kriegsminister v. Roon, der in der ganzen Sache mit Bismarck Hand in

Hand ging, eine neue Heeresorganisation aus, durch welche die gesammte Landmacht um ein volles Drittheil erhöht wurde, und namentlich ging das Augenmerk dieses sachkundigen Generals dahin, der Linie, also dem präsenten stehenden Heere, durch Verlängerung der Dienstzeit von zwei auf drei Jahre eine entsprechend größere Stärke zu geben. Ueberdem sorgte man mit großer Umsicht für Einführung verbesserter Waffen und nicht nur versah man die Artillerie durchaus mit gezogenen Kanonen, sondern es erhielt, was noch weit mehr werth war, die Infanterie das Zündnadelgewehr, mit dem man dreimal so schnell schießen konnte, als mit den bisher üblichen Musketen. Endlich ging man auch noch an die Ausbesserung der Festungswerke und dabei ward den östlich und südöstlich gelegenen festen Plätzen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Kurz es geschah Alles, was die Wehrkraft Preußens erhöhen konnte, und man that es, trotzdem die Abgeordneten-Kammer die dazu nöthigen Gelder beharrlich verweigerte. Woher kam aber diese Verweigerung? Einfach daher, daß die Kammer den wahren Grund, warum die Regierung die Heeresorganisation wollte, nicht kannte; daher, daß Viele der Ueberzeugung waren, man denke mit der Vermehrung der Linie nur allein an die Zügelung der liberalen Parthei. Doch alle diese langen Kämpfe zwischen Regierung und Kammer, wobei die letztere auf dem Boden des Rechts stand, während die erstere den Standpunkt der Gewalt einnahm, sind dem Leser sicherlich noch allzugut im Gedächtniß, als daß ich nöthig hätte, sie weitläuftig zu erörtern, und somit mag es an den gegebenen Andeutungen genügen.

Während nun so Preußen sich zu einem großen Unternehmen vorbereitete und umgekehrt Oesterreich sich abmühte, die Ungarn seis im Frieden seis mit Drohungen zur Nachgiebigkeit loyaler Unterthanen zu bewegen, trat ein Ereigniß ein, welches dazu bestimmt schien, der Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen für immer ein Ende zu machen, das aber in Wirklichkeit das gerade Gegentheil zur Folge hatte und schließlich zu dem letzt erlebten großen Kriege zwischen Oesterreich und Preußen führte; ich meine den am 15. November 1863 erfolgten Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark, des Beherrschers der beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein. Von diesen zwei kleinen, aber für Deutschland schon ihrer Lage wegen äußerst wichtigen Ländern, ist schon früher des Mehreren die Rede gewesen und der Leser weiß, daß sie durch alte Briefe ein verbürgtes Recht auf eigene Verfassung und abgesonderte Verwaltung hatten. Nicht minder weiß er, daß das Thronerberecht in den Herzogthümern ein anderes war, als in Dänemark, und daß also, wenn Friedrich VII., der letzte seines Stammes, kinderlos starb, die Herzogthümer nach Fug und Recht an eine andere Linie kommen mußten, als das eigentliche Dänemark. Endlich weiß er, daß die Dänen den letzteren Fall, die Abtrennung der Herzogthümer für eine große Calamität ansahen und darum schon lange vor dem Ableben Friedrichs VII. allem aufboten, um diese Abtrennung zu verhindern. Letzteres durchzusetzen, schien ihnen auch unschwer, denn es hatte ja Oesterreich, um sich Rußland, England und Frankreich gefällig zu erweisen, die Schleswig-Holsteiner zu Anfang des Jahres 1851 entwaffnet und ganz die alten Verhältnisse, wie vor dem Jahr 1848, wiederhergestellt. Ja noch mehr, um die Integrität der dänischen Monarchie auch für alle Zu-

kunft zu sichern, wurde von den fünf Großmächten England, Rußland, Frankreich, Oesterreich und Preußen am 8. Mai 1852 zu London eine neue Thronfolgeordnung festgesetzt und diese Ordnung bestimmte, daß nach dem Tode des kinderlosen Friedrich VII. mit Ausschluß aller andern Erbberechtigten dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Gesammtmonarchie anheimfallen solle. Also nicht bloß das eigentliche Dänemark, wozu er berechtigt war, sollte er erben, sondern auch Herzog von Schleswig-Holstein sollte er werden, gerade wie vor ihm Friedrich VII., und damit dieß ohne Einsprache geschehe, verzichtete das Haus Gottorp — Rußlands Beherrscher — auf seine Ansprüche, während der Chef der Linie Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg eine größere Abfindungssumme erhielt.

So schien denn alles aufs beste geordnet und jeder weitere Conflict in dieser Angelegenheit zur Unmöglichkeit gemacht. Allein es schien nur so, denn so groß auch die Vortheile waren, welche die Dänen durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 zugesichert erhielten, so gaben sie sich doch nicht damit zufrieden und insbesondere erklärten die Führer der extremen Partei, d. i. der Eiderdänen, nicht eher ruhen zu wollen, als bis Schleswig-Holstein gänzlich in Dänemark aufgegangen sei. „Die Herzogthümer sollten in dänische Provinzen verwandelt werden und also deren abgesonderte Verwaltung sowie deren eigene Verfassung aufhören; wenn aber dieß etwa für Holstein vor der Hand noch nicht angienge, weil dieses zum deutschen Bund gehörte, so wollte man wenigstens mit Schleswig so verfahren und dann mit der Zeit Holstein nachkommen lassen." Das war der Plan der eiderdänischen Partei, welche so hieß, weil sie die Grenzen Dänemarks bis zur Eider vorrücken wollte, und nach langem Drängen brachte sie es endlich so weit, daß am 29. September 1863 das Ministerium dem dänischen Reichsrath den Entwurf einer neuen gemeinschaftlichen Verfassung für Dänemark und Schleswig vorlegte. Diese Verfassung genehmigte dann der Reichsrath am 13. November 1863 und es fehlte also nur noch die Unterschrift des Königs, um sie sofort zum Gesetz zu erheben. Letztere erfolgte jedoch nicht, denn eben jetzt erkrankte Friedrich VII. und starb unerwartet schnell schon am 15. November, wie ich bereits weiter oben mitgetheilt habe. Alsobald nahm nun der Prinz Christian von Glücksburg unter dem Titel „Christian IX." von dem dänischen Throne Besitz und nicht minder occupirte er auch die Herzogthümer Schleswig-Holstein, weil diese ihm durch das Londoner Protokoll garantirt worden waren. Noch mehr, er unterschrieb sofort bereits am 15. November die neue Verfassung und decretirte damit die Einverleibung Schleswigs in Dänemark!

Sofort traten zwei Hauptfragen an Deutschland heran; die erste: ob der deutsche Bund „als solcher", das heißt: ob die deutschen Mächte zweiten und dritten Rangs, welche das Londoner Protokoll nie anerkannt hatten, es dulden würden, daß Christian IX. sich in den Besitz von Holstein setze, an das er nicht nach dem Rechte, sondern blos nach dem Beschluß der Großmächte Anspruch hatte; die zweite: ob Oesterreich und Preußen es mit ihrer Ehre vereinbar finden könnten, daß eine deutsche Provinz, das Herzogthum Schleswig ohne weiteres danisirt werde. Die deutschen Mächte zweiten und dritten Rangs waren bald entschieden und

brachten durch Stimmenmehrheit einen Bundesbeschluß zu Stande, welcher am 18. Dezember 1863 die militärische Besetzung von Holstein anordnete. In Folge dessen wurden 12,000 Sachsen und Hannoveraner mobil gemacht und rückten noch im Dezember 1863 in Holstein ein, während die Dänen sich, um einen Krieg vorderhand zu vermeiden, hinter die Eider zurückzogen. Uebrigens auch die Schleswiger blieben dießmal nicht verlassen, sondern der König von Preußen erklärte gleich im ersten Augenblicke, daß er zwar den König Christian IX. auch als Herzog von Schleswig anerkenne, daß er aber die Einverleibung Schleswigs in Dänemark nie zugeben könne, dieweil den Schleswigern ihre Selbstständigkeit sowie ihre Zusammengehörigkeit mit Holstein von Alters her verbrieft sei. Sowie aber das Wiener Kabinet sich überzeugte, daß in Berlin ein solcher Wind wehe, so kam ihm der angstvolle Gedanke, Preußen könnte die Verhältnisse zur Vergrößerung seiner Machtstellung im deutschen Norden benützen wollen, und sofort machte Graf Rechberg, der damalige Leiter der Geschicke Oesterreichs, dem Ministerpräsidenten v. Bismarck den Antrag, gemeinsam gegen Dänemark vorzugehen. Preußen konnte nicht abschläglich antworten, schon deßwegen nicht, weil, wenn Preußen und Oesterreich gemeinsam handelten, nicht zu fürchten war, daß die auswärtigen Mächte sich einmischen würden, während im umgekehrten Fall gar leicht Rußland oder Frankreich im Bunde mit Oesterreich dem Preußischen Vorgehen hätten ein Halt zurufen können. So kam denn also die Allianz der zwei deutschen Großmächte zu Stande, trotzdem daß Bismarck, wie wir wissen, Plane hegte, welche auf nichts Geringeres hinausgingen als auf die Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland. Kaum aber war die merkwürdige Allianz abgeschlossen, so überreichten am 16. Januar 1864 die Gesandten Oesterreichs und Preußens in Kopenhagen eine identische Note, worin sie von der dänischen Regierung innerhalb 48 Stunden die Zurücknahme der bewußten gemeinsamen Verfassung verlangten, und verließen dann, als die dänische Regierung ablehnend antwortete, die dänische Hauptstadt. Damit war der Krieg entschieden und schon am 18. Januar erhielten die zur siegreichen Beendigung des Kampfes erforderlichen Truppentheile der verbündeten Oesterreicher und Preußen Befehl zum Vormarsch.

Was soll ich nun übrigens von dem Kriege selbst sagen? Er wird dem Leser ohne Zweifel noch gut genug im Gedächtniß sein, und ich kann daher mit wenigen Worten über ihn hinweggehen. Den Oberbefehl über die gesammte Armee führte im Anfang Feldmarschall Wrangel, und unter ihm commandirten Prinz Friedrich Karl die Preußen, Feldmarschallieutenant von Gablenz aber die Oesterreicher. Beide, der Prinz wie der österreichische Feldmarschall zeichneten sich gleich sehr aus, und überhaupt wetteiferten die Truppen sowohl als die Offiziere an Tapferkeit, Ausdauer und Kühnheit mit einander. Auch wäre es vielleicht ein Unrecht von mir, wenn ich die Namen der Generale von der Mülbe, Herwarth von Bittenfeld und Vogel von Falkenstein mit Stillschweigen übergienge, denn sie trugen das Meiste zur Niederwerfung der Dänen bei, und ebensowenig darf ich vergessen, anzuführen, daß schon nach wenigen Wochen das Obercommando an den Prinzen Friedrich Karl übergieng, welcher seiner Aufgabe mit einer wirklich ausgezeichneten Bravour nachkam. Genug jedoch,

die Tage von Missunde, von Oeversee, von Düppel, von Sundewitt, von Friedericia und von Alsen werden in der Kriegsgeschichte unvergessen bleiben und das Ende des schnellen Siegeszugs war das, daß am 20. Juli ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, welchem die Friedenspräliminarien auf dem Fuße folgten. Freilich der eigentliche Frieden kam erst am 30. Oktober in Wien zu Stande, allein um so ruhmreicher war er auch, denn sein erster und Hauptartikel lautete dahin, daß der König von Dänemark zu Gunsten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg auf ewige Zeiten entsagte. Die Dänen hatten also für ihre Anmaßung schwer büßen müssen und nach langen Jahren des Drucks athmeten die Herzogthümer zum ersten Male wieder frei auf.

Doch was sollte nun mit den Herzogthümern werden? Wäre Deutschland ein einiges Reich gewesen, so würde sich die Antwort von selbst gegeben haben; unter den jetzigen Verhältnissen aber mußte die Entscheidung eine sehr schwierige werden. Es traten nämlich Thronkandidaten auf und unter diesen schien, wie fast von allen Seiten anerkannt wurde, der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Sohn jenes Augustenburgers, der seiner Zeit mit Geld abgefunden worden war, der bei weitem Berechtigtste zu sein, denn er hatte nie in jene Abfindung gewilligt. Auch erschien er sofort schon im Januar 1864 in den Herzogthümern, nahm dort seinen fürstlichen Wohnsitz und führte sich unter dem Jubel von Vielen, als Friedrich VIII. Herzog von Schleswig-Holstein, förmlich als Regent ein. Dadurch aber ließ sich der Großherzog von Oldenburg durchaus nicht abschrecken, ebenfalls seine Ansprüche zu erheben, und noch viel weniger zeigten sich die Oesterreicher und Preußen geneigt, auf die durch das Recht der Eroberung ihnen anheimgefallenen Länder nur so ohne weiteres zu verzichten. Wem stand nun die End-Entscheidung zu? Dem deutschen Bunde? Er schien große Lust dazu zu haben, allein Oestereich und Preußen machten allen Anspruchsgelüsten Kleindeutschlands dadurch schnell ein Ende, daß sie die Bundestruppen, welche Holstein besetzt hielten, fast gewaltsam austrieben, um das Land, das ihnen von Dänemark abgetreten worden war, sofort selbst in Besitz zu nehmen. Damit kam Schleswig-Holstein in die „gemeinsame" Verwaltung, sowie in den gemeinsamen Besitz von Oesterreich und Preußen und nicht Wenige hofften nun, daß die Beiden, die sich im Kampfe so ehrlich und tapfer zur Seite gestanden, ein friedliches Abkommen unter sich treffen würden. Auch ließen in der That die Unterhandlungen, welche beide Staaten gleich darauf mit einander anknüpften, im Anfang das Beste hoffen, denn die Forderungen, welche Preußen am 21. Februar 1865 stellte, waren keineswegs so übertrieben, daß Oesterreich nicht hätte darauf eingehen können. An Einem Punkte jedoch scheiterte, wenn man sonst über Alles im Reinen war, schließlich jede Verständigung, daran nämlich, daß Oesterreich jeden Machtzuwachs Preußens mit Mißtrauen ansah, während Preußen sich die Gelegenheit, durch Erwerbung des Kieler und Eckernförder Hafens eine feste Stellung an der Nord- und Ostsee einzunehmen, unter keinen Umständen entgehen lassen wollte. In Folge dessen kam es nie zu einem Definitivum und selbst die am 14. August 1865 zu Gastein abgeschlossene

Uebereinkunft, wornach, um die fast täglichen Reibereien zu vermeiden, die Verwaltung von Schleswig an Preußen, die von Holstein aber an Oesterreich abgegeben wurde, war gar nichts weiter, als ein Provisorium, das eine Menge von Zwietrachtskeimen in sich verborgen trug. Doch was soll ich der Worte viele machen? Je länger das Provisorium dauerte, um so klarer mußte es Jedermann werden, daß König Wilhelm I. die beiden Herzogthümer nebst Lauenburg für Preußen bleibend erwerben, dafür aber Oesterreich mit Geld entschädigen wollte, und wie nun das Wiener Kabinet hierauf durchaus nicht eingehen wollte, so erklärte endlich in einer Note vom 26. Januar 1866 der Graf Bismarck ganz unumwunden, daß sein König, dessen Geduld nahezu erschöpft sei, das Bündniß mit Oesterreich als nicht mehr bestehend ansehen werde, falls letzteres fortfahre, die preußischen Vorschläge zur Regelung der Schleswig-Holsteinischen Verhältnisse ablehnend zu beantworten. Diese Note leitete den nachherigen Krieg ein, und es begannen nun von beiden Seiten Vorbereitungen, welche kaum mehr daran zweifeln ließen, es werde nur zu bald zum blutigen Ernste kommen. Freilich behauptete damals noch jeder der beiden Großstaaten mit großem Eifer, daß er durch und durch friedlich gesinnt sei und daß Alles, was er vorbereite, nur zur „Abwehr," nicht aber zum „Angriff" dienen solle. Allein wie stimmte eine solche Behauptung zu dem Kriegsrathe, welchen am 10. März die sämmtlichen österreichischen Feldmarschälle unter dem Vorsitz des Kaisers und mit Beiziehung des Feldzeugmeisters von Benedek aus Italien in der Hofburg zu Wien abhielten? Wie stimmte sie zu der Circulardepesche des Wiener Cabinets vom 16. März an alle deutschen Höfe mit Ausnahme Preußens, worin sich Oesterreich als von Preußen mit Krieg bedroht hinstellte und vor Preußischer Ländergier warnend zu einem „gemeinsamen Handeln gegen den gemeinsamen Feind" aufforderte? Wie stimmte sie zu der identischen Note des Grafen Bismark vom 24. März 1866 an die sämmtlichen Bundesregierungen mit Ausnahme Oesterreichs, in welcher derselbe einer gründlichen Reform der morsch gewordenen Bundesverfassung das Wort redete und dann zum Schlusse auf eine unumwundene Beantwortung der Frage drang: „ob und in welchem Maaße Preußen auf Unterstützung zu rechnen habe, falls es von Oesterreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werde?" Wie stimmte sie endlich zu den Unterhandlungen, welche damals der Graf Bismark mit der italienischen Regierung anknüpfte und welche schon am 8. April zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Preußen und Italien führten? Vergeblich mahnten England, Rußland und Frankreich zum Frieden und vergeblich ward ein Congreß zu Paris in Vorschlag gebracht, um auf demselben alle Streitfragen, die zwischen Preußen und Oesterreich sowie zwischen Oesterreich und Italien beständen, zu schlichten. Vergeblich drangen die kleineren deutschen Staaten auf sofortige gleichzeitige Abrüstung der beiden großen Rivalen und drohten, denjenigen derselben mit Krieg zu überziehen, welcher zuerst die Scheide wegwerfe. Vergeblich war Alles, denn Oesterreich hatte sich inzwischen der Beihülfe Sachsens, Bayerns, Württembergs, Hannovers, Kurhessens und Hessen-Darmstadts versichert, und rechnete also mit Sicherheit auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes;

seine beiden Gegner aber, Preußen und Italien wußten gar wohl, daß sie ohne einen großen Krieg nie das Endziel ihrer Wünsche — Italien den Besitz von Venedig, Preußen das Hinausdrängen Oesterreichs aus Deutschland — erreichen könnten, und wollten also unter allen Umständen losschlagen.

Endlich wurde Oesterreich des längeren Zuwartens müde und erklärte plötzlich in der Bundestagssitzung vom 1. Juni 1866, daß es alle seine Ansprüche auf die Elbherzogthümer an den deutschen Bund als den rechtmäßigen Besitzer abtrete. Schon damit zerriß es den Gasteiner Vertrag, laut welchem sich die beiden Cabinete von Wien und Berlin verpflichtet hatten, nur mit „beiderseitiger Genehmigung" über Holstein oder Schleswig zu verfügen; noch mehr damit, daß es den Feldmarschallieutenant v. Gablenz, den Statthalter Holsteins, anwies, die dortigen Stände bis zum 11. Juni einzuberufen, damit sie sich darüber entscheiden sollten, ob sie den Prätendenten Friedrich von Augustenburg zum Herzog wollten oder nicht. Natürlich protestirte Preußen alsbald energisch und beordnete den Generallieutenant von Manteuffel, den Gouverneur von Schleswig, mit seinen Truppen in Holstein einzurücken, um dem König Wilhelm den „Mitbesitz Holsteins", wie er vor dem Gasteiner Vertrag stattgefunden hatte, zu sichern. Auch kam der General v. Manteuffel dem Befehl schon am 7. Juni nach und schickte die Ständemitglieder, die sich wirklich in Itzehoe zu versammeln versuchten, ohne weiteres nach Hause; Feldmarschallieutenant v. Gablenz aber, der nur 4000 Mann unter seinem Commando hatte, zog sich Schritt vor Schritt vor den viel stärkeren Preußen zurück und brachte seine Leute ohne irgend einen Verlust über Hannover und Frankfurt a. M. zur Hauptarmee nach Böhmen. So kamen die Herzogthümer Schleswig-Holstein — seinen Antheil an Lauenburg hatte Oesterreich schon früher an König Wilhelm I. um $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler verkauft — in den alleinigen Besitz von Preußen und aus den Maaßregeln, die nun alsbald ergriffen wurden — Einsetzung einer gemeinsamen Regierung für beide Herzogthümer, Schließung sämmtlicher politischen Vereine u. s. w. u. s. w. — konnten die Schleswig-Holsteiner mit Fug und Recht den Schluß ziehen, daß von einer Wiederherausgabe der annectirten Länder keine Rede mehr sein werde.

Mit dem Einrücken der Preußen in Holstein hatte factisch der Krieg begonnen, wenn schon kein Blut geflossen war, und Oesterreich konnte nun auch nicht säumen, zum Schwerte zu greifen. In einer außerordentlichen Bundestagssitzung vom 11. Juni also beantragte es die Mobilisirung der gesammten Bundesarmee gegen Preußen, weil dieses durch den in Holstein begangenen Act der Selbsthülfe den Artikel 19. der Wiener Schlußacte zur Bundesverfassung gröblich verletzt habe, und bei der am 14. Juni erfolgten Endabstimmung erklärten sich außer den beiden Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, den Hansestädten, den thüringischen Stäätchen und Luxemburg, die bereits vorher gewonnenen Staaten Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, Hessen-Darmstadt, Nassau und Kurhessen für den österreichischen Antrag. Mit andern Worten, die große Mehrheit der deutschen Fürsten beschloß den Bundeskrieg gegen Preußen, und dieses letztere trat nun natürlich alsbald aus dem Bunde aus, indem es den-

selben für aufgelöst erklärte. Ebenso thaten auch die paar kleinen Staaten, welche am 14. Juni für Preußen gestimmt hatten, und damit war es natürlich mit der Existenz des Bundes vorbei. Trotzdem aber tagte der Bundesrumpf immer noch fort, erklärte den Austritt Preußens und der genannten paar kleinen Staaten für ungesetzlich, und gerirte sich, als bildete er noch immer die oberste Behörde für ganz Deutschland.

Jetzt war der Krieg da, und zwar ein wahrhafter Bruderkrieg. Zwar noch einmal, in der letzten Stunde, am 15. Juni, bot Preußen den Cabinetten von Dresden, Hannover, Cassel und Wiesbaden als seinen nächsten Grenznachbarn einen ehrenvollen Frieden an, unter der Bedingung, daß sie ihre Armeen reduzirten und strengste Neutralität einhielten; allein von allen vier Regierungen kamen unbedingt ablehnende Antworten, und nicht einmal Hannover, trotzdem es seiner geographischen Lage wegen am meisten zu fürchten hatte, ließ sich zu einem andern Entschlusse herbei. Somit mußte Preußen nothgedrungen sein Heer auf mehrere Kriegsschauplätze vertheilen, gerade wie Oesterreich, das ebenfalls zwei Armeen aufzustellen hatte. Trotzdem aber erzielte ersteres in wenigen Wochen, ja man kann sagen, in wenigen Tagen ganz außerordentliche Erfolge und der Feldzug, der nun sofort am 15. Juni begann, wird deßhalb stets unvergeßlich in der Geschichte dastehen.

Sehen wir zuvörderst, wie sich die Armeen vertheilten. Die österreichische Armee in Italien kommandirte der tapfere Erzherzog Albrecht und ihm gegenüber stand der König Viktor Emanuel mit einer fast um ein Drittheil stärkeren Streitmacht. In Böhmen und längs der schlesischen Gränze hatte eine zweite österreichische Hauptarmee, eine viel bedeutendere als die in Italien, unter dem Feldzeugmeister Benedek Posto gefaßt und zu ihr stieß dann später das ganze sächsische Contingent, bestehend aus nahezu 30,000 Mann. Dieser Streitmacht stellte Preußen seine Hauptarmee gegenüber, stark etwa 285,000 Mann und abgetheilt in vier gesonderte Heere. Erstens nämlich die sogenannte „Elbarmee" unter General Herwarth von Bittenfeld, welche mit 45,000 Mann den rechten Flügel zwischen Halle und Leipzig bildete; zweitens als Centrum die sogenannte „erste" Armee zwischen Dresden und Görlitz, bestehend aus dem 2., 3. und 6. Armeecorps nebst der Gardekavallerie, zusammen 100,000 Mann unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen; drittens als linker Flügel die „zweite" Armee in Schlesien, bestehend aus dem 1., 4. und 5. Armeecorps nebst der Gardeinfanterie, zusammen 115,000 Mann unter dem Kronprinzen von Preußen; viertens endlich die Reserve mit 25,000 Mann Landwehr unter General von der Mülbe in und um Berlin. Oberstkommandirender dieser sämmtlichen Streitkräfte war der König von Preußen selbst, unterstützt von seinem berühmten Generalstabschef, Generallieutenant von Moltke, welchen der Soldatenmund den „Schweiger" und „Macher" nannte. Eine weitere preußische Armee, im Anfang nicht über 36,000 Mann stark, stand unter dem General Vogel von Falkenstein und hatte gegen die „Reichsarmee" zu kämpfen; diese aber sammelte sich unter dem Prinzen Alexander von Hessen bei Frankfurt a. M. aus den Contingenten des frühern achten Bundesarmeecorps, also Württembergs, Badens und Hessens, während die Baiern unter ihrem Prinzen Karl sich an den

nördlichen Gränzen ihres Landes aufstellten. Eine dritte noch kleinere preußische Armee endlich war gegen Hannover gerichtet, damit dasselbe nicht die Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Theil der preußischen Monarchie hindere, und den Haupttheil dieser Armee bildete das Corps des Generals von Manteuffel, welcher mit 15,000 Mann die Herzogthümer Schleswig und Holstein besetzt hielt. Uebrigens sollten zu ihr auch noch die Contingente von Mecklenburg, Thüringen und Oldenburg stoßen, denn diese paar kleinen deutschen Staaten hielten es ja, wie wir wissen, mit Preußen.

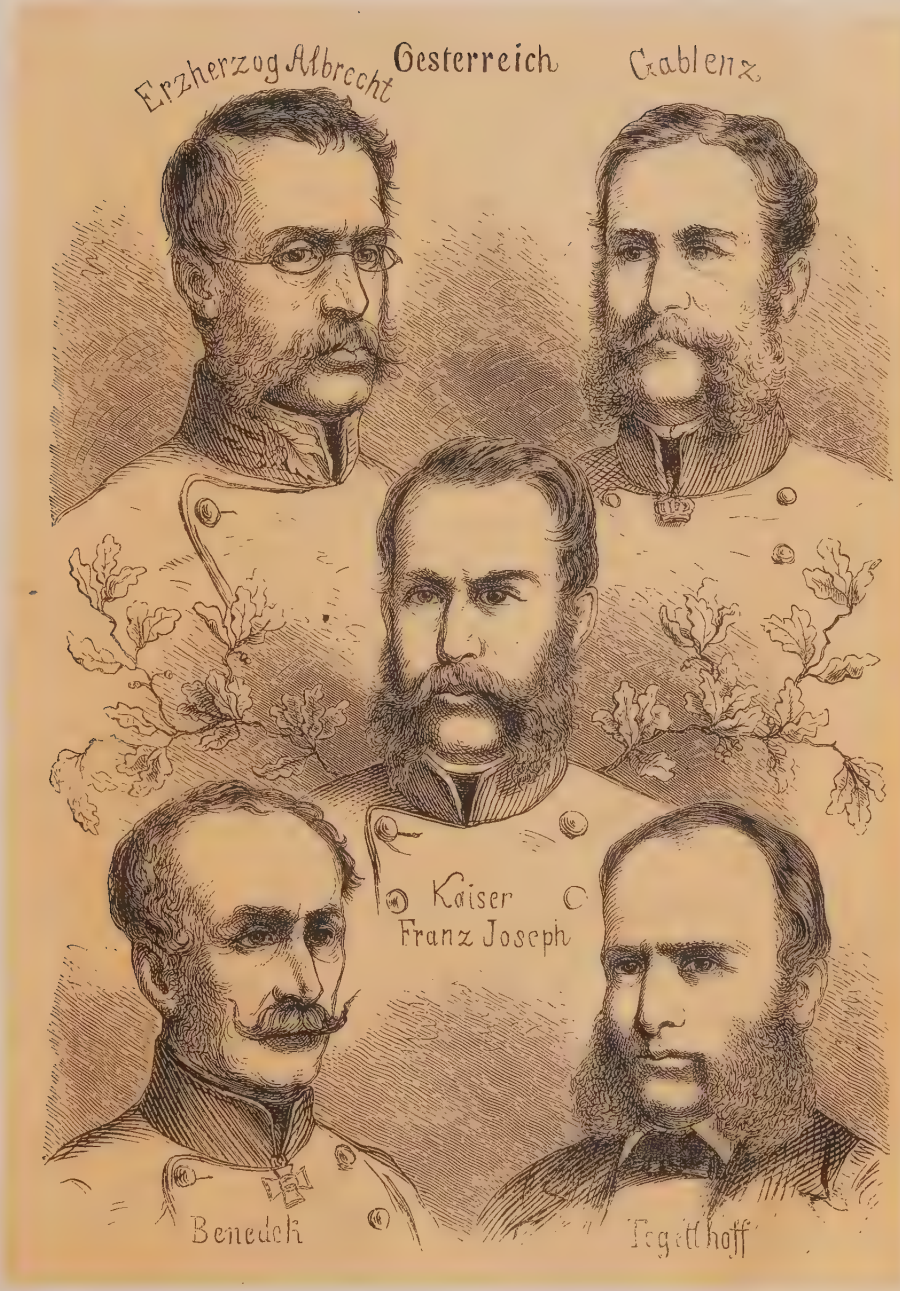
Solches war die Aufstellung der verschiedenen Heere und nun ist es Zeit darnach u sehen, wie der Krieg geführt wurde. Natürlich aber kann es mir nicht einfallen, eine militärische Beschreibung desselben zu geben, sondern ich muß mich vielmehr bescheiden, nur die einzelnen Thatsachen, die einzelnen Erfolge und Ereignisse zu bezeichnen, dieweil alles Uebrige und besonders auch die „Beurtheilung" der Erfolge einer spätern Zeit angehört. Ich berichte also nur kurzweg, wie ein Faktum sich dem andern anreihte, und thue dieß ganz in der Ordnung der Zeitfolge.

Die ersten Bewegungen der preußischen Armee galten den angränzenden Nachbarländern Sachsen, Hannover und Kurhessen, und schon am 16. rückte die Elbarmee über Strehla in Sachsen ein, trotzdem sächsische Pioniere die sämmtlichen Elbbrücken zerstört hatten. Fast gleichzeitig überschritt Prinz Friedrich Karl mit der ersten Armee die sächsische Grenze bei Löbau und die sächsische Armee zog sich mit ihrem Könige nach Böhmen zurück. Eine ebenfalls rückgängige Bewegung machten an demselben Tage die Hannoveraner mit ihrem Regenten nach Göttingen zu, so wie die kurhessischen Truppen in der Richtung nach Fulda, und die letzteren zerstörten zugleich die Kassel-Marburger Eisenbahn. Dessenungeachtet aber drang der preußische General von Beyer noch am Abend des bereits genannten 16. von Wetzlar aus über Gießen und Marburg gegen Kassel vor und am 17. rückte die Division Goeben nach zwei forcirten Tagmärschen von Minden her in der Hauptstadt Hannover ein. Dasselbe Ziel wie Goeben verfolgte auch der General Manteuffel mit seinem Corps und nachdem er es am 18. erreicht hatte, richtete er sogleich eine preußische Verwaltung ein. Ebenfalls am 18. Juni wurde Dresden von der Elbarmee besetzt und den Tag darauf, am 19., machte sich General Beyer mit seiner Division zum Herrn von Kassel, indem er zugleich den auf der Wilhelmshöhe weilenden Kurfürsten gefangen nahm. Bis zum 20. befand sich ganz Sachsen in den Händen der preußischen Truppen und die beiden Armeen, die „erste" unter Prinz Friedrich Karl, so wie die „Elbarmee" unter Herwarth von Bittenfeld marschirten gegen Böhmen zu, während General von der Mülbe mit dem Reservecorps Dresden besetzte. Am 21. wurde Fort Emden an der Nordsee von einem preußischen Flottengeschwader besetzt und am 22. überschritt der König von Hannover mit seinen Truppen die letzte Gränze seiner Lande, indem er gegen Langensalza hinzog. So war in wenigen Tagen der eine Theil des Kriegs, die Eroberung Sachsens, Hannovers und Kurhessens vollendet, ohne daß irgendwo ein eigentlicher Widerstand stattgehabt hätte, indem die Truppen dieser Länder von ihren Regenten außer Lands geschoben wurden, um sich theils mit der österreichischen,

wie die Sachsen, theils mit der Reichsarmee, wie die Kurhessen, theils endlich mit den Baiern, wie die Hannoveraner, zu vereinigen.

Am 23. Juni überschritt Prinz Friedrich Karl bei Seidenberg die böhmische Gränze und den Tag darauf hatte er sein Hauptquartier bereits in Reichenberg aufgeschlagen. Ebenfalls am 23. Juni überschritt auch die Italienische Hauptarmee unter Viktor Emanuel den Mincio, während eine zweite italienische Armee unter Cialdini den Po passirte; allein schon am 24. kam's bei Custozza zwischen der Hauptarmee unter Viktor Emanuel und den Oesterreichern unter Erzherzog Albrecht zu einer Hauptschlacht, welche für die Italiener verloren ging, und in Folge dessen mußten sich letztere schnellstens wieder über den Mincio und Po zurückziehen. Bis zum 26. hatte Prinz Friedrich Karl seine ganze Armee in Böhmen vorgeschoben und da der österreichische Generalissimus, Feldzeugmeister Benedek, das ganze Terrain gegen die sächsischen und schlesischen Gränzen hin besetzt hielt, um den auf drei Seiten zumal hereinbrechenden Feind abzuhalten, so mußte es jetzt nothwendig zum Schlagen kommen. In der That fand auch schon am genannten 26. das erste siegreiche Vorpostengefecht zwischen der preußischen Division Horn bei Turnau gegen die österreichische Division Poschacher statt, und den Tag darauf lieferte der General von Steinmetz, von den Soldaten gewöhnlich nur der „Löwe Steinmetz" genannt, als Commandant der Vorhut der zweiten Armee, welche letztere unter dem Kronprinzen von Preußen am 26. bei Liebau in Böhmen eingerückt war, dem österreichischen Corps Ramming bei Nachod ein Treffen, das ebenfalls siegreich für die Preußen endigte. Am 27. Juni rückte die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld ebenfalls in Böhmen ein und vereinigte sich, nachdem sie den Feind sofort bei Hünerwasser geschlagen, noch am selbigen Tage mit der „ersten" Armee. Am 28. kam's auf zwei Seiten zumal zu bedeutenden Treffen, einmal bei Trautenau, wo General Steinmetz sich mit dem Erzherzog Leopold maß, und dann bei Münchengrätz, wo die Oesterreicher nebst den mit ihnen vereinigten Sachsen von der ersten Armee in Verbindung mit der Elbarmee unter schweren Verlusten zurückgetrieben wurden. Beide Treffen erneuerten sich den Tag darauf bei Königinhof und Gitschin, und der Ausgang war abermals ein für die Preußen so überaus günstiger, daß sich Benedek mit seiner Hauptarmee südlich auf die Festungen Königgrätz und Josephstadt zurückzog, um da seine Kräfte zu einem Hauptschlag zu concentriren. Dasselbe aber bezweckten auch die Preußen, denn ihre Armeen hatten sich — die erste und die Elbarmee — entweder bereits vereinigt, oder standen sie sich — die Armee des Kronprinzen nebst der Garde — so nahe, daß sie sich nach wenigem Vormarsche die Hand reichen konnten. Alles deutete daher darauf hin, daß in den nächsten Tagen ein Hauptschlag zu erwarten sei, und ebendeßwegen reiste auch der König von Preußen mit seinem Premierminister Graf Bismarck und dem Kriegsminister von Roon am 30. Juni von Berlin ab, um sofort den Oberbefehl über die vereinigten Armeen zu übernehmen. Am 1. Juli traf er auf Schloß Sichrow bei Turnau ein und den Tag darauf schlug er das Hauptquartier in Gitschin auf, wo kurz zuvor am 29. Juni ein so blutiges Treffen stattgefunden hatte. Hier nun hielt er alsbald einen Kriegsrath ab und es wurde beschlossen, den

Griesinger, Von 1789 bis 1866. Illustr. Geschichte der Neuzeit. Tafel X.


Erzherzog Albrecht
Oesterreich
Gablenz
Kaiser
Franz Joseph
Benedek
Tegetthoff

andern Tag eine große Recognoscirung vorzunehmen. Allein schon nach wenigen Stunden änderte sich die Sachlage gänzlich und es kam in Folge dessen zu einem ganz andern Beschlusse. Nachts um eilf Uhr nämlich, als sich der König von den gehabten Tagesstrapazen ermüdet eben zu Bette legen wollte, kam noch der Generallieutenant von Voigts-Rhetz, der Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, der sein Hauptquartier in dem nur ein paar Stunden entfernten Horitz hatte, in größter Eile angeritten und meldete dem Monarchen, daß sicherer Grund vorhanden sei, zu glauben, es habe der österreichische Generalissimus die Absicht, die zwischen Horitz und Sadowa stehende „erste" Armee den andern Tag anzugreifen, ohne Zweifel um sie zu schlagen, ehe sie sich mit der „zweiten" Armee unter dem Kronprinzen vereinigt hätte. Prinz Friedrich Karl sei daher entschlossen, dem Feinde zuvorzukommen und den Angriff gleich Morgen in der Früh zu beginnen; allein Aussicht auf Erfolg könne er nur dann haben, wenn die acht Stunden entfernte, bei Königinhof stehende „zweite" Armee beordert werde, rechtzeitig in den Kampf einzugreifen, und er bitte daher den König, hiezu die nöthigen Befehle zu ertheilen. Also berichtete der viel erfahrene Generallieutenant von Voigts-Rhetz und sogleich ward nun der General von Moltke nebst andern höheren Offizieren zum Könige berufen, um einen neuen Kriegsrath abzuhalten. Dieser währte bis Nachts zwei Uhr; sein Resultat war jedoch kein anderes, als Zustimmung zu dem Begehren des Prinzen Friedrich Karl und in der Minute, wie der Kriegsrath ausging, sprengte der Oberstlieutenant Graf Finkenstein durch die dunkle Nacht hin, um dem Kronprinzen die Marschordre zu überbringen. Nicht minder schnell erhielten die andern Commandanten und Generäle ihre Weisungen und um fünf Uhr Morgens setzten sich die Armeecorps von allen Seiten in Bewegung. Zwei und eine halbe Stunde später hatte die Schlacht bereits begonnen und bald nahm sie unter der persönlichen Oberleitung des greisen Königs von Preußen, der an diesem Tage mehr als zwölf Stunden lang zu Pferde saß und während dieser ganzen Zeit nichts über den Mund brachte, als ein Stück Commißbrod mit einem Bissen Wurst, solche Dimensionen an, daß man gar wohl erkannte, es hänge von ihrem Entscheid das Schicksal des ganzen Feldzugs ab. Auch leisteten beide Theile, die Oesterreicher nebst den Sachsen eben so gut als die Preußen, Alles, was nur immer von guten Truppen erwartet werden kann, und eine Zeitlang von Mittags 12 bis 1 Uhr schien es sogar, als ob die Preußen vor Ermattung eine rückgängige Bewegung zu machen sich gezwungen sähen. Da, gerade noch zur rechten Zeit, erschien der Kronprinz an der Spitze der zweiten Armee, deren überlegene Kräfte noch gänzlich unversehrt waren, und so wie er sich mit seinen hunderttausend Mann auf den rechten Flügel der Oesterreicher warf, verloren diese sogleich allen Halt. Bis Mittags $3^1/_2$ Uhr hatte sich nach der Erstürmung der Höhen von Chlum, welche sich zwischen Sadowa und Königgrätz hinziehen und den Oesterreichern zum Hauptstützpunkt dienten, der Sieg vollständig für die Preußen entschieden und die Oesterreicher mit den Sachsen begannen sofort den Rückzug. Nach Kurzem jedoch, als die Preußen mit immer neuen Kräften nachrückten, artete der Rückzug in eine schmähliche Flucht aus, bei der alle taktische Ordnung aufhörte, und

die Hartverfolgten kamen nicht eher wieder zum Stehen, als bis völlige Dunkelheit eingetreten war. Der Verlust der Oesterreicher ging daher auch ins Kolossale und nicht weniger als 174 Geschütze, über 18,000 Gefangene und 11 Fahnen fielen in die Hände der Sieger; an Todten und Verwundeten aber zählten sie gegen 40,000, während die Preußen nicht über 10,000 verloren. Eine derartige Niederlage hatte der österreichische Staat bisher noch nie erlitten, nicht einmal in den ersten Napoleonischen Kriegen, und die Masse der weggeworfenen Gewehre, Tornister und Säbel zeugte von einer fast völligen Auflösung der Armee.

So verlief die hochberühmte Schlacht von Königgrätz, in welcher die Preußen ihre Ueberlegenheit sowohl in der Taktik als in der Bewaffnung auf's glänzendste bewährten, und von nun an nahm der Krieg natürlich einen schnellen Verlauf. Zwar allerdings suchte der österreichische Kaiser die immensen Verluste dadurch zu ersetzen, daß er schon am 5. Juli die Provinz Venetien an den Kaiser von Frankreich abtrat, um seine in Italien stehenden Truppen gegen Preußen verwenden zu können; allein es brauchte Zeit, bis man im Stande war, diese Massen auf den deutschen Kriegsschauplatz zu werfen, und in dieser Zeit rückten die Preußen, nachdem sie schon am 9. Juli Prag besetzt, unaufhaltsam gegen Wien und Preßburg vor. Ueberdem ließen sich die Italiener, welche das mit Preußen eingegangenen Vertrags wegen keinen Separatfrieden schließen durften, durchaus nicht abhalten, den Krieg energisch fortzusetzen, und nöthigten dadurch Oesterreich, einen großen Theil seiner Truppen zur Besetzung des Festungsvierecks in Italien zurückzuhalten. Was nützte es also, den Feldzeugmeister Benedek zu entfernen und dafür den Erzherzog Albrecht, den Sieger von Custozza, zum obersten Heerführer zu ernennen? Er konnte keine neuen Armeen aus der Erde stampfen und ebensowenig einem geschlagenen Heere auf einmal frischen Muth einpflanzen. Somit rieth er selbst zum Frieden, und diesen suchte der Kaiser von Frankreich durch seinen Botschafter Benedetti, welchem der Graf Barral, der italienische Gesandte in Berlin, beigegeben wurde, auf's eifrigste zu befördern. Seine Bemühungen waren übrigens nicht im Augenblicke von Erfolg gekrönt und erst nachdem die Preußen auf der einen Seite bereits bis Lundenburg mit dem Hauptquartier in Nikolsburg, auf der andern aber bis Blumenau zwei Stunden vor Preßburg vorgerückt waren, kam es am 19. zu einem Waffenstillstande von fünf Tagen, während deren die Friedenspräliminarien vermittelt werden sollten. Das Wiener Cabinet sandte nun sogleich den Grafen Carolyi nebst dem Minister von Degenfeld nach Nikolsburg, um mit dem Grafen von Bismarck zu unterhandeln, und am 23. Juli schon war man soweit gekommen, daß die Präliminarien festgestellt und am 26. zugleich mit Verlängerung des Waffenstillstandes auf weitere vier Wochen unterzeichnet werden konnten. Eine ganz ähnliche Uebereinkunft fand in derselben Zeit auch mit Italien statt, doch nur erst nachdem vorher am 18. Juli die italienische Flotte unter Admiral Persano von der österreichischen unter Tegethoff bei der Insel Lissa im adriatischen Meere auf's Haupt geschlagen worden war.

So ruhte also vom 26. Juli an in Oesterreich und Italien der Krieg, allein wie stand es nun mit jenen Staaten Deutschlands, welche

sich an Oesterreich als Verbündete angeschlossen und zu dieser Unterstützung ihre Armeen mobil gemacht oder wenigstens zu machen angefangen hatten? Ich will es in kurzem erzählen, denn es ist nichts Ruhmvolles, über was ich zu berichten habe, und über solche Dinge geht man am besten mit wenigen Worten hinweg. Die Absicht des Königs von Hannover war, mit seinen braven Truppen den Bayern entgegenzuziehen, um sich mit ihnen zu vereinen; am 27. Juni 1866 jedoch wurde er auf den Höhen von Langensalza von der Avantgarde des Falkenstein'schen Corps unter General Flies erreicht und es kam sofort zu einem äußerst blutigen Kampfe, in welchem sich der alte Muth der Hannoveraner bewährte. Einsehend übrigends, daß das schließliche Unterliegen doch nicht ausbleiben könne, kapitulirte das Hannöversche Corps schon am 28., und die Mannschaften wurden alsbald entwaffnet in die Heimath geschickt, während der König nebst den Officieren das Ehrenwort geben mußten, in diesem Kriege nicht mehr gegen die Preußen zu dienen. Inzwischen hatten die Bayern ihr Corps so ziemlich schlagfertig gemacht und auch das Corps des Prinzen von Hessen, bestehend aus den Contingenten von Württemberg, Baden, Hessen und Nassau nebst einigen tausend Oesterreichern, war — es stand in und um Frankfurt — zu der beträchtlichen Stärke von über 60,000 Mann angewachsen. Allein zu der Armee des Generals Vogel von Falkenstein stießen jetzt ebenfalls bedeutende Verstärkungen, wie namentlich das Manteuffel'sche Corps, und er konnte sofort zur Offensive übergehen. Natürlich übrigens nur mit großer Vorsicht und mit dem Hauptaugenmerk darauf, daß die Bayern sich nicht mit den übrigen Reichstruppen vereinigten, denn wenn letzteres geschah, so war ihm der Feind unendlich überlegen. Es geschah aber nicht, obwohl es besonders im Anfang überaus leicht hätte bewerkstelligt werden können; vielmehr ließen die beiden süddeutschen Corps längere Zeit einen großen Raum zwischen sich liegen, vielleicht weil die beiden Oberanführer derselben, der greise Feldmarschall Prinz Carl von Bayern und der nachher in Süddeutschland mit so viel Spott beworfene Prinz Alexander von Hessen, eifersüchtig auf einander waren, vielleicht auch, weil es dem Prinzen Alexander beliebte, seine Soldaten eine Statistenrolle spielen zu lassen. Von Actionen war also längere Zeit bei dem 8. Armeecorps — so hieß man das des Prinzen von Hessen — nichts zu verspüren, die einzige ausgenommen, daß einmal, am 2. Juli, einige tausend Mann bis nach Wetzlar vorgingen, dort Requisitionen machten und dann am Abend schnellstens wieder zurückkehrten. Die Bayern hielten es fast ganz ebenso und ließen z. B. die Hannoveraner gefangen nehmen, ohne ihnen zu Hülfe zu kommen. Doch rückten sie am 3. Juli durch Sachsen-Meiningen bis gegen Eisenach vor und bestanden dann bei Hünfeld und Dermbach einige kleinere Gefechte mit dem Vortrab der Preußen, welche beide mit dem Zurückweichen der Bayern endigten. Endlich jedoch, vom 10. Juli an, sollte es zu ernsteren Thaten kommen, denn jetzt theilte General Vogel von Falkenstein seine Armee in zwei Colonnen, deren eine unter ihm selbst von Eisenach über Fulda nach Frankfurt ziehen sollte, während die andere unter Manteuffel hart neben her die Mainlinie über Kissingen und Schweinfurt zu forciren hatte. General Falkenstein schob also sein ganzes Heer zwischen die Baiern und Bundestruppen

ein und konnte keine andere Absicht haben, als beide einzeln zu schlagen, um dann seine Colonnen an der Maineisenbahn zwischen Frankfurt und Würzburg wieder zu sammeln. Diesem Plane gemäß forcirte General Manteuffel den Saaleübergang bei Hausen und Waldaschach und warf dann die Bayern nach einem äußerst hitzigen Gefechte bei Kissingen am 11. Juli nach Schweinfurt zurück. Dasselbe Resultat erzielte General Falkenstein bei Aschaffenburg, wo er zum ersten Male auf den Feind —

Vogel von Falkenstein.

ein aus Hessen und Oesterreichern bestehendes Armeekorps des Prinzen von Hessen — stieß und denselben nach einem blutigen Kampfe in die Flucht schlug. Jetzt räumte der Prinz von Hessen auf's schleunigste Frankfurt und zog sich, während der Rumpf-Bundestag nach Augsburg entfloh, über Darmstadt, Mannheim und Heidelberg nach dem Taubergrunde zurück. Die Preußen aber marschirten sofort, den General Vogel von Falkenstein an der Spitze, am 16. Juli in Frankfurt ein, belegten es mit

einer Contribution von 6 Millionen Gulden und nahmen zugleich die hessischen Provinzen Hanau und Fulda im Namen ihrer Regierung in Besitz. Von nun an gieng es schnell dem Ende dieses für die Süddeutschen so wenig glorreichen Feldzugs zu, obwohl jetzt endlich die Anführer derselben einsahen, daß sie sich vereinigen müßten, wenn sie nicht stets unterliegen wollten. General Manteuffel nämlich trieb die Bayern unter blutigen Gefechten von Schweinfurt nach der Stadt Würzburg zu, deren Festungswerke er bereits am 27. Juli mit seinen Batterien beherrschte; die Generale Goeben und Beyer aber warfen sich auf die Truppen, welche der Prinz von Hessen führte, und schlugen deren einzelne Corps, lang ehe sie sich mit den Bayern hatten verbinden können. So die Badenser bei Hundheim und Werbach; so am 24. Juli die Württemberger bei Tauberbischofsheim, trotzdem dieses Corps eine selbst vom Feinde anerkannte Tapferkeit entwickelte, und so endlich am 25. Juli die Hessen, Nassauer und Oesterreicher zugleich bei Gerchsheim. Zu weiterem Blutvergießen jedoch kam es nicht, denn die süddeutschen Fürsten konnten sich natürlich kein Hehl daraus machen, daß nach der entschiedenen Niederlage Oesterreichs die Weiterführung des Krieges von ihrer Seite ein purer Wahnsinn gewesen wäre, und demgemäß sandten sie eiligst ihre Minister ins preußische Hauptquartier nach Nikolsburg, um ebenfalls ihren Frieden mit König Wilhelm zu machen. Sie mußten es thun, selbst auf die drückendsten Bedingungen hin, und so kam es denn schon am 2. August zum Abschluß eines Waffenstillstands, welcher dem weiteren siegreichen Vordringen der Preußen ein Ziel setzte.

Nunmehr hatte der Krieg allüberall faktisch ein Ende und es konnten sofort die Friedensunterhandlungen beginnen. Am schnellsten waren damit die Staaten Baiern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt fertig, denn ihre Gesandten und ersten Minister, welche sämmtlich am 7. August in Berlin eintrafen, konnten schon nach Verfluß einer Woche mit dem Friedensdokumente in der Tasche nach Hause zurückreisen. Es war aber ein etwas theures Dokument, indem Baiern 30, Württemberg 8, Baden 6 und Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung zahlen mußten. Ueberdem hatte Baiern zur Abrundung des neuen Preußens einige Gebietstheile — das Landgericht Orb nebst dem Bezirksamt Gersfeld mit über 32,000 Einwohnern —, Hessen-Darmstadt aber aus demselben Grunde die Landgrafschaft Hessen-Homburg, das Amt Meisenheim, den Kreis Biedenkopf nebst einigen Stücken der Aemter Gießen und Vilbel, sowie endlich die Festung Mainz an König Wilhelm I. abzutreten, während die Provinz Oberhessen in den militärischen und politischen Verband des norddeutschen Bundes trat. Gewiß also ein theures Friedensinstrument für die süddeutschen Staaten und ein sehr, sehr theures für Hessen-Darmstadt!

Noch theurer bezahlte Oesterreich den Frieden, welcher nach vierwöchentlicher Unterhandlung am 23. August in Prag abgeschlossen wurde, denn derselbe lautete im wesentlichsten dahin. „Erstens: Oesterreich giebt seine Zustimmung zu der Vereinigung des Lombardo-Venetianischen Königreichs mit Italien, ohne eine Entschädigung zu beanspruchen. Zweitens: der Kaiser anerkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes und

giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht der Kaiser, das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt. Drittens: der Kaiser von Oesterreich überträgt an den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig mit der Maaßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen. Viertens: auf den Wunsch des Kaisers von Oesterreich erklärt der König von Preußen sich bereit, bei den bevorstehenden Veränderungen in Deutschland den gegenwärtigen Territorialbestand des Königreichs Sachsen in seinem bisherigen Umfange bestehen zu lassen, indem er sich dagegen vorbehält, den Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung desselben innerhalb des norddeutschen Bundes durch einen mit dem Könige von Sachsen abzuschließenden besonderen Friedensvertrag näher zu regeln. Dagegen verspricht der Kaiser von Oesterreich, die von dem Könige von Preußen in Norddeutschland herzustellenden neuen Einrichtungen, einschließlich die Territorialveränderungen, anzuerkennen. Fünftens: behufs der Auseinandersetzung des bisherigen Bundeseigenthums wird eine von sämmtlichen früheren Bundesstaaten zu beschickende Commission in Frankfurt a. M. zusammentreten, bei welcher die sämmtlichen Ansprüche und Forderungen an den deutschen Bund anzumelden und zu liquidiren sind. Sechstens: der Kaiser von Oesterreich verpflichtet sich, behufs Deckung eines Theils der für Preußen aus dem Kriege erwachsenen Kosten an den König von Preußen die Summe von 40 Millionen Thalern zu zahlen; von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche der Kaiser von Oesterreich noch an die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit 15 Millionen Thalern, und das Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr occupirten Landestheilen hatte, mit 5 Millionen in Abzug gebracht werden, so daß nur 20 Millionen baar zu bezahlen sind." Dieß ist der wesentliche Inhalt des Prager Friedensinstrumentes und man wird also nicht läugnen können, daß Oesterreich dasselbe theuer genug bezahlen mußte!

Am allertheuersten aber mußte das Königreich Sachsen die Erlaubniß zu besonderer Fortexistenz erkaufen, denn Preußens König oder vielmehr dessen Minister Bismarck wollte es durchaus einverleiben, und es währte deßhalb auch bis zum 21. Oktober, bis der Frieden zu Stande kam. Nach demselben zahlte Sachsen 10 Millionen Thaler Kriegskosten und gab sofort sein Telegraphenwesen nebst der in Preußen gelegenen Strecke der Dresden-Görlitzer Bahn an König Wilhelm I. ab. Ferner trat es selbstverständlich in den zu bildenden norddeutschen Bund ein und verstand sich dazu, die ganz neu zu organisirende sächsische Armee unter preußischen

Oberbefehl zu stellen. Endlich willigte es ein, die Festung Königstein den Preußen zu überlassen, und ließ es sich sogar gefallen, daß Preußen sich das Recht vorbehielt, in größere Städte und besonders wichtige Plätze preußische Besatzungen zu legen. Nur unter diesen schweren Bedingungen wurde es Sachsen gestattet, als besonderer Staat fortzuexistiren; allein man könnte fast meinen, daß eine solche Fortexistenz einer Mediatisirung gleich komme.

Im übrigen kam der König von Sachsen noch immer weit besser weg, als die übrigen mittel- und norddeutschen Regenten, welche es gewagt hatten, mit dem starken Könige von Preußen den Kampf zu bestehen, denn das Kurfürstenthum Hessen und das Herzogthum Nassau so wie auch die freie Stadt Frankfurt wurden dem preußischen Staate am 17. August 1866 ohne weiteres einverleibt und dasselbe geschah auch mit dem Königreich Hannover, dessen blinder Beherrscher so viel hundertmal den Satz publicirt hatte, daß das welfische Reich bis an's Ende aller Dinge fortdauern werde. Jetzt war das Ende aller Dinge gekommen und die feierliche Besitzergreifung Preußens fand am 8. Oktober statt. Nicht lange darauf folgte die Einverleibung von Schleswig-Holstein und so erhielt Preußen durch diesen kurzen Krieg einen Zuwachs von über 1300 Quadratmeilen mit etwa 4,300,000 Einwohnern. Diese Land- und Einwohnerzahlvergrößerung war aber noch das Geringste, denn weit mehr Werth hatte die „Abrundung", welche der preußische Staat durch die genannten Veränderungen erhielt, und am allermeisten trug zur Emporhebung der Großmachtsstellung Preußens das bei, daß es nunmehr durch die Ausschließung Oesterreichs die „einzige leitende Großmacht Deutschlands" geworden ist.

Es bleibt mir jetzt nur noch weniges hinzuzusetzen übrig. Anno 1848 hatten wir eine Revolution, welche „von Unten" ausging, und von welcher Viele hofften, daß sie uns die Einigung Deutschlands bringen werde. Jene Revolution zerrann im Sande, „von Oben" herab mit Gewalt unterdrückt. Umsonst war sie aber doch nicht dagewesen, sondern sie bildete den Prolog zu dem Drama, welches Graf Bismark und sein König im Jahr 1866 aufführten, oder vielmehr von dem sie „den ersten Akt in Scene setzten." Als erster Akt des großen deutschen Einigungsdramas nämlich wird der „Norddeutsche Bund" zu betrachten sein, welcher alle deutschen Länder bis zum Main umfaßt, von dem aber zur Zeit noch ganz Süddeutschland und ganz Deutschösterreich ausgeschlossen sind. Es war vorderhand nicht mehr zu erreichen, ohne die Einmischung des Auslands und besonders Frankreichs hervorzurufen, denn Frankreich hat natürlich ein Interesse dabei, daß neben ihm kein Staat erstehe, welcher ihm an Macht, Größe und Einfluß überlegen sei, und diese Ueberlegenheit wird der deutsche Staat besitzen, wenn er erst noch Süddeutschland und gar vollends Deutsch-Oesterreich in sich absorbirt hat. Es war, ich wiederhole es, vorderhand, ohne einen neuen Krieg zu provociren, nicht mehr zu erreichen; um so mehr aber sah Graf Bismark darauf, daß er wenigstens das, was er erreichen konnte, vollständig erreichte, und deßhalb vereinbarte er auch sofort mit den verschiedenen kleinen Regierungen, die zum norddeutschen Bunde gehören, eine Verfassung, welche wenigstens nicht an dem

Mangel leidet, daß dem Bundespräsidium, das ist dem König von Preußen, zu wenig Macht und Gewalt vorbehalten wurde. Meine Leser haben sie übrigens vor Augen, diese Bundesverfassung; sie haben es mit erlebt, wie sie zu Stande kam und wie in dem Bundesparlament darüber gesprochen, debattirt und abgestimmt wurde; sie haben sich also ohne Zweifel ihr Urtheil selbst gebildet und ich werde nicht nöthig haben, sie mit dem meinigen zu behelligen. Dasselbe gilt auch von dem zweiten Akte des großen deutschen Einigungs-Dramas, der eben jetzt zu spielen beginnt; ich meine die Regelung des Verhältnisses zwischen dem großen norddeutschen Bund und den kleineren süddeutschen Staaten Baiern, Württemberg, Baden und Hessen. Ueber diese Regelung herrscht bekanntlich große Meinungsverschiedenheit und Jeder möchte gern dem Andern seine Ueberzeugung aufzwingen. Allein wenn sich auch Viele jetzt noch über diesen Punkt hart anfeinden, so wird sich doch schließlich jeder Patriot sagen müssen, daß der zweite Akt unseres großen vaterländischen Dramas uns unmöglich etwas anderes bringen kann, als eine vollständige Einigung Süd- und Norddeutschlands unter Einem Parlamente und Einem Bundespräsidium. Ueber die Ausdehnung der „Rechte" und „Gewalten" dieses Parlaments und Bundespräsidiums kann unter Deutschgesinnten ein Streit obwalten, nicht aber darüber, daß wir Beide haben „müssen".